# Die Eifel

dargestellt von

**Dr. Dronke,**

weiland Direktor des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums in Trier
und Vorsitzendem des Eifel-Vereins.

Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers

herausgegeben durch

**Dr. K. Cüppers,**

Stadtschulrat in Köln.

Mit dem Bilde des Verfassers.

**Köln a. Rh.**

Verlag von Paul Neubner.



Dr. Dronke.

# Die Eifel

dargestellt von

**Dr. Dronke,**
weiland Direktor des Kaiser Wilhelm-Gymnasiums in Trier
und Vorsitzendem des Eifel-Vereins.

Aus den nachgelassenen Papieren des Verfassers

herausgegeben durch

Dr. K. Cüppers,
Stadtschulrat in Köln.

Mit dem Bilde des Verfassers.

**Köln a. Rh.**
Verlag von Paul Neubner.

# Vorwort.

Dronke, dem Begründer und langjährigen Vorsitzenden des Eifel-Vereins, wird man nach seiner ganzen Thätigkeit die Berechtigung nicht absprechen können, eine populär-wissenschaftliche Darstellung desjenigen Gebietes zu geben, mit dem er sich so lange Jahre hindurch in der verschiedensten Weise beschäftigt hat. Es erfüllte sich daher eine vielfach gehegte Erwartung, als sich in seinem Nachlasse auch ein ziemlich umfangreiches Manuskript vorfand, dessen Umschlag die Aufschrift trug: „Die Eifel und die Mosel". Der Umschlag enthielt seinerseits wieder eine große Anzahl von einzelnen Umschlägen mit Sonder-Aufschriften, und darin befanden sich entsprechende Aufsätze. Diese erwiesen sich aber leider durchaus nicht als ein druckfertiges Manuskript, sondern als eine erste Niederschrift, welche durch zahlreiche Zusätze und Randbemerkungen ergänzt war. Die letzteren stammten zum Teil noch aus dem Anfang des Jahres 1898 und waren meist nicht mit dem Text in sprachlichen Zusammenhang gebracht; sie bewiesen also, daß es sich im großen und ganzen um eine Stoffsammlung handelte, an deren Überarbeitung der Verfasser durch seinen Tod im Juni 1898 leider verhindert wurde; auch das doppelseitig beschriebene Papier sprach dafür. Bei näherer Sichtung zeigte sich zudem, daß der

vorhandene Stoff zur Aufrechterhaltung der zweiten Hälfte des Titels nicht ausreichte. Die Mosel ließ der Herausgeber deshalb im Titel und der Bearbeitung fallen; er glaubte es aber damit wohl vereinbaren zu können, wenn er eine Beschreibung des Moselthales, soweit es als Begrenzung der Eifel aufgefaßt werden kann, beibehielt, ohne dabei ängstlich jede Bemerkung über Verhältnisse des rechten Ufers zu vermeiden, welche streng genommen wohl nicht mehr zum Thema gehörten.

Aus dem, was über die Art des Manuskriptes gesagt wurde, ergiebt sich im wesentlichen auch schon die Thätigkeit des Herausgebers im übrigen. Offenbare Unrichtigkeiten, Irrtümer und Verwechslungen habe ich richtig zu stellen gesucht; eine vollständige Nachprüfung all der Einzelheiten, wie sie Dronke infolge seiner langjährigen Beschäftigung mit dem Stoff zu Gebote standen, war allerdings unmöglich. Eines aber möchte ich noch hervorheben: Überall bin ich bestrebt gewesen, Dronke zu Wort kommen zu lassen und seine Ansicht zum Ausdruck zu bringen, auch wo sie mit meiner eigenen nicht übereinstimmte, was z. B. hinsichtlich der Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Verhältnisse zumeist der Fall ist.

Die Gruppierung des Stoffes verursachte mannigfache Schwierigkeiten, zumal das Manuskript keinen festen Anhalt für die vom Verfasser beabsichtigte Anordnung bot; der Herausgeber hofft jedoch, eine annehmbare Lösung gefunden zu haben, wenngleich diese mehrfach zur Zusammenfassung ursprünglich getrennter Aufsätze zwang.

Das Werk fremden Geistes zu überarbeiten, ist an sich schon immer schwierig; doppelt mußte das hier der Fall sein, wo einerseits die äußere Form noch so unvollendet war, anderseits es sich um eine so vielseitige Betrachtung des Gegenstandes handelte. Der Herausgeber bittet deshalb für seinen Teil an der Arbeit um Nach-

sicht; er ist für seine Person zufrieden, wenn er in bescheidener Weise dazu beitragen konnte, das Andenken eines Mannes zu ehren und zu sichern, der mit seltener Liebe sich der Sache der Eifel widmete, und dessen Verdienste um das Land sich in ihrer ganzen Tragweite heute noch nicht übersehen lassen.

Köln, Herbst 1899.

**Konrad Cüppers.**

# Inhalts-Verzeichnis.

## Geographisches.



## Geschichtliches.

## Das Land in der Gegenwart.

# Geographisches.

# I.

# Lage und allgemeine Beschreibung des Berglandes.

Das große Gebiet des niederrheinischen Schiefergebirges, welches westlich bis zu der belgischen und der luxemburgischen Grenze reicht und durch das teilweise scharf eingeschnittene Thal der Saar von dem lothringischen Hügellande getrennt wird, im Südwesten mit den kohlenreichen Höhen des Pfälzer-Berglandes in Verbindung steht und im Nordosten in das hessische Bergland übergeht, wird auf seiner Südseite von den fruchtbaren Niederungen der Wetterau und des Rheingaus umsäumt, im Norden dacht es sich allmählich zur niederrheinischen Tiefebene ab. Die Thäler des Rheines, der Mosel und der Lahn teilen das Gebirge in vier Glieder, von denen das nordwestliche den Namen „Eifel" führt. So sicher und fest die Grenze gegen Norden (Ebene), Osten (Rhein) und Süden (Mosel) ist, so wenig genau läßt sie sich gegen Westen feststellen; von dem geologischen Standpunkte aus gehören die Höhen, welche das Moselthal umkränzen, zusammen, aber geographisch wird man stets die von tieferen Thalfurchen begrenzten Teile als Gebirgsglieder ansehen. Gegen Südwesten bildet bei der Eifel das steile Erosionsthal der Ur, das auf größern Strecken nur bei niedrigstem Wasserstande im Hochsommer zugänglich ist, eine natürliche Grenze, die gleichzeitig auch die deutsch-luxemburgische Landesgrenze ist, und im Nordwesten reicht die Hochfläche bis zu der Ourthe und Maas, weit in das belgische Land

1*

hinein, während zwischen Ur und Warche kein Thal die Eifel von den Kalkbergen der Ardennen scheidet, sondern die beiden Gebirge ohne sichtbare Scheidung ineinander übergehen; deshalb wollen wir hier die Landesgrenze auch als die des Gebirges ansehen. Demnach dehnt sich die Eifel von 49° 45′ bis 50° 50′ n. Br., 5° 57′ bis 7° 35′ ö. L. v. Gr., in einer Länge und einer Breite von rund 100 km aus und bedeckt ein Gebiet von rund 8200 qkm.

Die Römer rechneten das Hochland links des Rheines auf beiden Seiten der Mosel zu der silva Arduenna, und unter der fränkischen Herrschaft scheint in den ersten Jahrhunderten keine Änderung in dieser Beziehung eingetreten zu sein. Erst die große kulturelle Entwicklung, welche das Land zur Zeit der letzten Merowinger und der Karolinger erlangte, gab wohl die Veranlassung, das Gebiet, wo die großen Klöster in Prüm und in Stablo-Malmedy blühten, näher zu bezeichnen; allerdings wird schon zur römischen Zeit, wie verschiedene am Rhein gefundene Weihesteine*) beweisen, ein entsprechender Ortsname vorhanden gewesen sein, doch war er nicht allgemein im Gebrauch. In einer Schenkungsurkunde Pippins aus dem Jahre 762 wird das Land bei Prüm „pagus Eflinsis“ genannt. Da im Jahre 804 der Gau als „pagus Aquilensis“ angeführt wird, dürfte der Name Eifel vom keltischen Wortstamme ap, das dem lateinischen aqua entspricht und Wasser bedeutet, abzuleiten sein. Es würde also Eifel (= Apulia) so viel wie „Wasserland“, „Land der Quellen“ bedeuten, eine Bezeichnung, welche der Natur des pagus Eflinsis völlig entspricht, da diesem Gau zahlreiche starke Bäche entfließen, die Quellbäche der Kyll, Prüm, Ur, Amel, Warche, Olef und Urft. Von

*) Die Inschrift eines solchen aus dem Ende des ersten Jahrhunderts lautet:

MATRONIS
AFLIABUS
M· MARIUS
MARCELLUS
PRO SE ET SUIS
EX IMPERIO IPSARUM.

Die drei sitzend dargestellten Matronen tragen Fruchtkörbe im Schoße.

diesem selben Wortstamm dürfte auch die auf der Nordseite, besonders im Gebiet der Roer so zahlreich auftretende Bezeichnung „Auel" für Dörfer, die am strömenden Wasser liegen, abzuleiten sein, dem anderwärts „Au" und „Aue" entspricht; der Name Avel (Avelbach bei Trier) sowie der durch Metathesis der Konsonanten entstandene Name „Alf", welcher mehrmals in dieser Form (Alf, Alfbach, Alferberg, Bleialf) und als „Olef" für wasserreiche Bäche vorkommt, hat dieselbe Ableitung. Ein quellreicher Berg bei Hollerath führt den Namen „Olefberg". Die Bezeichnung „Eifel" ging allmählich von dem kleineren Bezirke des centralen Gebirgsteiles im Mittelalter bereits auf die ganzen Ost-Ardennen über.

Die Hochfläche wird im Südosten durch das scharf eingeschnittene Thal der Mosel von den Höhen des Hunsrück getrennt, welcher das ganze von Rhein, Nahe, Blies, Saar und Mosel begrenzte Gebiet umfaßt. Die Berge auf beiden Ufern zeigen durch ihren inneren Bau und auch durch ihre äußeren Formen, ihre Abfälle gegen das Thal, daß sie einst ein ungetrenntes Ganze, eine weite Hochfläche bildeten, in welche sich die Flüsse und Bäche in vieltausendjähriger Arbeit ihr jetziges Bett eingegraben haben. Vom geologischen Standpunkte aus beurteilt, ist daher die oben angegebene Begrenzung falsch, aber wenn man nach den jetzigen äußeren Formen, rein geographisch, die Gebirge betrachtet, so werden diese nur durch Thäler voneinander geschieden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist die oben angegebene Begrenzung durch die Thäler der Mosel, des Rheines, der Ur, Warche und Maas also vollständig berechtigt. Wenn im folgenden der Ausdruck „Moselberge" schlechthin gebraucht wird, so ist darunter kein besonderes Gebirge verstanden, sondern nur die Teile von Eifel und Hunsrück, welche das Thal der Mosel umschließen.

Das ganze Gebirge bildet eine Hochfläche, die nur in ihrem vulkanischen Teile von domartigen, steil aufsteigenden Bergen gekrönt wird, sonst meist flache, sehr wenig aus der Umgebung hervorragende Höhen trägt. Im Westen ist der Übergang aus den Ardennen zu der Eifel ein unmittelbarer; die Hochebene des einen Gebirges ist in ihrem mittleren Teile die Fortsetzung des andern; keine tiefere Ein-

sattelung, keine Änderung der geologischen oder physikalischen Verhältnisse deutet hier eine Scheidung zweier Gebirge an, und die tief eingerissenen Thäler der Bäche und Flüßchen, die wir heute als trennende Grenzen der beiden Gebirge ansehen müssen, sind durch das unaufhörliche Spülen der Wasserläufe in die einst eine einheitliche Hochfläche bildenden Glieder gewaschen worden. Die preußisch-belgische Grenze westlich der alten deutschen Stadt St. Vith liegt, soweit sie nicht durch Bachläufe gebildet wird, allenthalben auf der bis zu 570 m hohen, wenig fruchtbaren Hochfläche. Von hier senkt sich der nach Nordosten gewandte Kamm allmählich, so daß er in dem Quellgebiete der Braunlauf (nach Süden zur Ur fließend) und der Emmels (nach Norden zur Amel) nördlich von St. Vith bis zu 510 m abfällt, um dann rascher nach Nordosten wieder zu einem Plateau von 600—655 m anzusteigen. Früher wurde dieser Teil auch als „Dreiherrenwald" bezeichnet, ein auf historischer Grundlage beruhender Name, der jetzt nur noch für einen ausgedehnten Wald dort in Gebrauch ist; vielfach wird jetzt auch der Name „Losheimer Wald" dafür gebraucht. Hier erhebt sich der höchste Punkt des westlichen Kammes, der Weißenstein (690 m), und in diesem Plateau liegen die Quellen der bedeutendsten und wasserreichsten Flüsse des ganzen Eifellandes, der Warche, Amel, Ur, Kyll und Olef.

Darauf setzt sich der Kamm in rein östlicher Richtung fort, gleichzeitig an Höhe bis zu 550 m abnehmend, um sich dann im Quellgebiet der Ahr in zwei, durch diesen Fluß getrennte Arme zu teilen. Der eine wendet sich in ziemlicher Breite (bis zu 15 km) nach Nordosten und dacht sich allmählich, die Ahr begleitend, gegen den Rhein und die niederrheinische Tiefebene ab. Als höchste Punkte erheben sich bei Antweiler das gewaltige, domartige Basaltmassiv des Aremberg (623 m auf einem Plateau von 450 m Höhe), südöstlich von Münstereifel der Michelsberg (556 m) mit berühmter Aussicht, und die prächtige Basaltkuppe der Landskron (271 m auf einer Hochfläche von 220 m) an der unteren Ahr.

Der südöstliche Arm wird gewöhnlich als die „Hohe Eifel" bezeichnet. Zwischen den oberen Gebieten von Ahr und Kyll senkt sich

das wenig gegliederte Hochland zu einem Sattel von 420—440 m mit nur einzelnen flachen Höhen von 520—550 m herab, steigt dann aber wieder nordöstlich von Gerolstein über 560 m; zahlreiche Vulkane krönen die Hochfläche, so daß sie das Aussehen eines Massengebirges annimmt; der Erresberg (Ernstberg) ist mit 699,6 m die höchste Erhebung der „Vulkanischen Eifel". Der Kamm der Hochfläche wendet sich hier und bildet die Wasserscheide zwischen den zahlreichen, nach der Mosel sich windenden Flüssen und den zur Ahr und zur Nette abfließenden Bächen; er überschreitet mehrfach die Höhe von 600 m und senkt sich erst im Gebiete der Nette bis zu 500 m. Von ihm zweigt sich nach Norden zwischen Nette, Nitz und Ahr ein Höhenzug ab, dessen mittlere Erhebung 600 m vielfach übersteigt und den höchsten Punkt des ganzen Gebirgslandes, den spitzen Kegel „Hohe Acht" (746 m) nebst zahlreichen anderen, bis zu 670 m ansteigenden Gipfeln trägt.

An diesen eigentlichen Kamm lehnt sich im Nordwesten das Venn, im mittleren Teile auf der Südseite die Schneifel an. Der Name Venn ist niederdeutsch (oder keltisch?), heißt holländisch Veen, wallonisch Fagnes, und bedeutet Sumpfland, Moor. Infolge der klimatischen Verhältnisse und des geologischen Baues sind hier im Nordwesten ausgedehnte Gebiete des Berglandes sumpfig und daher vielfach für den Anbau unbrauchbar, selbst für Viehzucht wenig geeignet. Alle diese hochgelegenen Sümpfe auf dem Kamme des Westflügels der Eifel, sowie auf dessen Süd- und Nordseite werden Venn genannt, so das Lengelervenn im Hellenthaler Wald, Wittges-, Plotz-, Meurs-Venn im Quellgebiet der Kyll, Riester-, Irsen-Venn östlich der Ur u. s. w.*) Das Plateau des mittleren Teiles, des sog. Dreiherren-Waldes — man könnte es füglich als die Hochfläche von Losheim bezeichnen — setzt sich nach Norden und Nordwesten zwischen Warche und Olef in einer fast ebenen Fläche fort, deren mittlere Höhe meist mehr als 600 m beträgt, und breitet sich dann, vielfach kahl und öde, westlich der oberen Roer als ein Plateau von mehr als 11 km Durch-

*) An einzelnen Punkten ist der Name Venn auch auf waldige Gegenden und in einem Falle auf einen Ort (Hasenvenn bei Manderfeld) übertragen.

messer und 600 m Höhe aus; für das Auge kaum unterscheidbar erheben sich hier flache Wölbungen des Terrains zu 640—650 m; sie erreichen mit 691 m in der Botrange ihre höchste Erhebung, während das nahe dabei gelegene Wirtshaus Monte Rigi 673 m hoch gelegen ist und die Landstraße bis zu 678 m steigt. Die ganze preußisch-belgische Grenze liegt, soweit sie sich auf der Hochfläche befindet, über 600 m hoch. Dieser Teil des Hochlandes führt den Namen „Hohes Venn".

An den Quellen der Warche, Ur und Kyll, die dicht beisammen im mittleren Teile bei Losheim liegen, hat die Hochfläche eine Seehöhe von 640—670 m, senkt sich nach Süden um fast 100 m zu einem Sattel von geringer Ausdehnung, erhebt sich aber rasch wieder über 600 m. Von Nordost nach Südwest zieht sich hier ein breiter, fast ungegliederter Rücken, die sog. Schneifel (Schneeeifel); ein über die ganze Länge ihres Kammes sich hinziehender Weg, ein Rennstieg, bleibt stets über 600 m; die höchste Erhebung ist der „Schwarze Mann" mit 697 m.

Von dem Kamme der Eifel dehnen sich nun nach allen Richtungen die Abhänge und Vorstufen des Berglandes aus, durch die abfließenden Bäche und Flüsse in zahlreiche Arme zerfasert, aber in allen Teilen noch das Bild der allmählich sich senkenden Hochfläche bietend. Der natürlichen Gestaltung des eigentlichen Plateaus entsprechend müssen diese Ausläufer sich nach allen vier Himmelsgegenden wenden. Nach Westen senkt sich ein solcher zwischen Amel und Warche allmählich von 600 bis zu 350 m; die nordwestlichen Arme liegen auf belgischem Gebiete. Westlich der Roer senkt sich das Plateau des Hohen Venns ziemlich gleichförmig auf eine Entfernung von 20 bis 25 km um mehr als 300 m; es endet im Aachener Stadtwalde, dessen höchster Punkt (Aussichtsturm) bei einer Durchschnittserhebung von 250 m noch 358 m erreicht, und in dem sanften Hügelzug der „Hardt" oder des „Hochwald" westlich von Düren (Knosterberg noch 258 m). Nur sehr vereinzelte Berge treten in diesem Teile schärfer hervor, wie der Burgberg (401 m) bei Nideggen.

Zwischen Roer, Olef und Urft geht gegen Norden die eintönige

und gleichförmige Hochfläche nur schwach von 620 auf 520 m hinab. Rechts der Urft und Roer schiebt sich der von diesen Flüssen auf drei Seiten umschlossene, von herrlichem Walde bedeckte „Kermeter" in einer Höhe von 490—510 m weit nach Westen vor; die Höhen begleiten dann den letzteren Fluß bis wenige Kilometer von Düren, auf ihren äußersten Abhängen noch trefflichen Wein erzeugend. Gegen das Flachland hin fallen sie sanft zu der niederrheinischen Ebene (160 m) ab.

Der ganze Nordosten senkt sich so gleichförmig zu dem Flachlande, daß man vielfach kaum erkennen kann, wo dieses aufhört und das Hochland beginnt; nur zum Rheine, bezw. dessen Ebene unterhalb Rolandseck fallen die letzten Höhen, die hier das sog. „Ländchen" bilden, schärfer ab. Zum Rheine selbst bilden bis hinauf nach Andernach die Ausläufer noch steile Felsabstürze von teilweise 100 m relativer Höhe. Von Andernach bis Koblenz ziehen sich wieder sanfte, niedere Hügel um das Neuwieder Becken; sie machen den Abstieg der fruchtbaren ebenen Vorstufe aus, die sich zu beiden Seiten der Nette bis zu den Moselbergen und zu dem Thale der Elz in einer durchschnittlichen Höhe von 200—300 m hinzieht; es ist dies das Maifeld und die Pellenz, beide durch ihren Frucht- und Obstreichtum berühmt. Hier finden sich die letzten vulkanischen Berge: der Kamillenberg (mons Carmel), der Plaidter Hummerich u. a. m. Auf dieser Fläche erheben sich nahe bei Mayen die Höhen der vulkanischen Vordereifel, unter denen die Berge des Laachersees, Veitskopf, Kruster Ofen, Hochsimmer (588 m), Gänsehals (564), Perlkopf am bekanntesten sind; es ist das vielfach noch über 500 m ansteigende Ende vom südöstlichen Flügel des eigentlichen Hochlandes.

Nach Süden ist infolge der zahlreicheren Gewässer die Spaltung sehr viel größer; die Hochfläche tritt mit ihren einzelnen Armen nur an dem Unterlaufe der Mosel bis zur Mündung der Alf und dann von Schweich unterhalb Trier bis zur Mündung der Sauer an die Mosel, bezw. an deren ebenes Thal heran. Auf der Strecke von Alf bis Schweich fällt sie ziemlich steil zu einer Ebene ab, welche in 140—200 m Höhe sich 3—5 km von der Mosel entfernt von

Schweich nach Nordosten hinzieht und von dem Strome durch eine diesen begleitende Bergkette von 300—400 m Höhe getrennt ist. Es sind dies die eigentlichen Moselberge, die in ihrem östlichen Ende durch das vom Alfbache durchströmte Hellen- (oder Höllen-)thal von dem Massiv des Kondelwaldes getrennt werden. Die Vorstufen der Eifel fallen vom Kamm gegen Süden bedeutend langsamer ab, als nach Norden, aber sehr gleichförmig, und zwar in den meisten zwischen zwei Thälern gelegenen Armen von 550 bezw. 600 m bis zu 300 bezw. 400 m; das von der weiten Krümmung der Mosel, dem sog. Krampen, umschlossene Plateau hat noch eine durchschnittliche Höhe von 300 m, steigt im Calmit, mons Calidus, dicht an der Mosel bei Bremm, sogar auf 381 und im Solling bei Alf auf 400 m. Nur das mittlere Salmthal ist eine flache Mulde mit höheren Randbergen gegen die Wittlicher Ebene hin. Die Hochfläche westlich der Kyll führt im Volksmunde noch vielfach den Namen Ösling oder Ösning, der südliche Teil heißt auch Bedhart-Wald (pagus Bithensis), wie überhaupt einzelne Teile des ganzen Landes besondere Namen führen, unter denen die Bezeichnung Hardt (in den verschiedensten Schreibweisen), d. h. Waldgebirge häufiger vorkommt. Auffällig ist in dem Gebiete südlich der mittleren Ahr die Bezeichnung „Nück" für die kegelförmigen Basaltberge.

---

# II.

# Die fließenden Gewässer des Berglandes und ihre Thäler.

## 1. Die Mosel.

Die Mosel, die lothringische Jungfrau oder Braut des Rheines genannt, ist von alters her wegen ihrer mannigfachen Reize berühmt; der römische Dichter und Praefectus Galliae, Decimus Magnus Ausonius schildert bereits im 4. Jahrh. in seinem beschreibenden Gedichte*) „Mosella" die Vorzüge des herrlichen Thales und des Stromes. Wie sie bei den keltischen Treverern genannt worden ist, wissen wir nicht. Cäsar, welcher das Land besetzte, nannte den Fluß Mosella, d. h. kleine Maas, und dieser lateinische Name ist ihm geblieben. Sie entsteht aus zwei Quellbächen, welche auf den Westabhängen der südlichsten Vogesen zwischen dem Grand Ventron (Winterung) und dem Ballon d'Alsace (Wälscher Belchen) im Departement „Vosges" entspringen und sich im freundlichen Wiesenthale bei S. Maurice vereinigen.

Mit dem Gebiete der Eifel tritt die Mosel von Wasserbillig ab in Berührung, wo sie von links die Sauer aufnimmt, welche Luxemburg von Preußen und zugleich das Gebiet der Ardennen von dem der Eifel scheidet; die Berge treten zwar zunächst auf beiden Seiten nicht dicht an das Wasser heran, haben aber eine beträchtliche Höhe.

*) Deutsch von Viehoff, von Ottmann u. a.

Der Reiniger Kapellenberg (r.) bildet den nördlichsten Punkt des lothringischen Hügellandes; von seiner Spitze genießt man eine herrliche Rundsicht über die Höhen des Hochwaldes, der Eifel, der vorderen Ardennen und die Hochfläche des sog. Gaues. In der Nähe vereinigen sich Saar und Mosel und strömen zwischen diesen Bergen durch die fruchtbare Ebene des Trierer Thales, wo im Nordosten der Blick an den zahlreichen Kirchtürmen der alten Römerstadt haften bleibt. Am Ostabhange des Berges auf einem Felsvorsprunge, der sog. Granahöhe, ist in den letzten Jahren ein Denkmal errichtet worden zur Erinnerung an den Sieg, den der kaiserliche Feldherr Grana am 11. August 1675 an der Saarbrücke bei Conz über die Franzosen unter General Crequi erfocht; von der Stelle aus, wo die Säule steht, soll er den Angriff geleitet haben.

Auf dem linken Moselufer liegt gegenüber das Dörfchen Igel, weltberühmt durch sein herrliches Grabdenkmal aus römischer Zeit. Es ist dies, wie Goethe sich ausdrückt, ein „architektonisch-plastisch verzierter Obelisk aus Quadern", der auf einem niederen Felsvorsprunge unterhalb der Dorfkirche mitten zwischen den Häusern des Ortes unmittelbar an der Landstraße steht. Die Inschrift auf der vorderen Seite des 23 m hohen, von einem jetzt teilweise zerstörten Adler gekrönten Denkmals teilt mit, daß dieses von zwei Mitgliedern der Familie der Sekundinier für ihre Eltern, einige Verwandte und für sie selbst als Grabmal errichtet worden ist. Die reichen Bildwerke stellen, soweit sie erhalten sind, zum Teil mythische Gegenstände dar (die Entführung des Ganymed durch den Adler; den Raub des Hylas durch Nymphen; schlangenfüßige Tritonen; die Eintauchung des Achilles in den Styx durch seine Mutter Thetis; Luna auf einem Wagen; Sol in der Quadriga; die Apotheose des Herkules; den Kampf von Tritonen mit Seeungeheuern; die Befreiung der Andromeda durch Perseus; Herkules bei den Hesperiden), zum Teil beziehen sie sich auf den Stand und das Leben der Sekundinier (Familienmahl; Tuchfärberei; Tuchtransport; Testamentsverlesung; Ablieferung von Naturalleistungen u. s. f.)

Wenig unterhalb mündet, wie schon oben angedeutet, von rechts

in die Mosel deren Hauptnebenfluß, die Saar. Diese entspringt als Weiße und Rote Saar auf der Westseite des mittleren, waldreichen Wasgaus am Donon berg auf deutschem Gebiete, in welchem auch ihr ganzer, fast rein nördlich gerichteter Lauf verbleibt.

Wo die Saar im Trierer Thale in die Mosel mündet, liegt auf dem rechten Ufer beider Flüsse das Dorf Conz, eine römische Niederlassung (Confluentes) mit einem Kaiserpalaste, in welchem Valentinian zeitweise residiert hat, und auf dessen Stelle jetzt die stattliche Pfarrkirche steht. Eine Bahnbrücke überquert hier den Fluß. Wenig weiter bei dem Eisenbahnknotenpunkt Karthaus befinden sich die Ruinen einer großen Kirche; das dabei befindliche Kloster ist jetzt seinen ursprünglichen Zwecken wiedergegeben. Die Dörfer auf beiden Seiten des Stromes betreiben ausgedehnte Obstzucht und Gemüsebau, während der Weinbau keine solche Bedeutung hat, wie an der Saar oder weiter abwärts an der Mosel.

Trier (Augusta Treverorum) ist jedenfalls eine sehr alte Stadt, wenn auch die Sage der Gründung durch Trebeta, den Sohn der Semiramis, der Königin von Babylon, ebenso wie die der Entstehung 700 Jahre vor Roms Erbauung, wie ein Distichon am Gasthof zum Roten Hause erzählt, jedes Schattens von historischer Begründung entbehrt. Der Versuch, die Namen der Örtlichkeiten in der Umgebung aus dem Altindischen abzuleiten, der zur Zeit von einem bedeutenden Gelehrten gemacht wurde, hat keine irgendwie glaubhaften Resultate ergeben. Bei Cäsar, dessen Heere mehrmals das Land der freiheitsliebenden Treverer durchzogen, findet sich noch keine Andeutung, daß im Thale der Mosel an der Stelle des heutigen Trier eine Stadt gestanden hat, doch liegt die Vermutung nahe, daß die Römer hier bald nach der Niederwerfung dieses kriegerischten aller kelto-germanischen Volksstämme zur dauernden Unterjochung des Landes in dem reichen Thale ein festes Standlager einrichteten, das sich rasch zu einer bedeutenden Stadt erhob, namentlich als hier die Behörden für die Verwaltung der rheinischen Länder ihren Sitz erhielten und der Ort Mittelpunkt für den Handel wurde. Eine Reihe römischer Kaiser residierte hier; seit Konstantin war Trier

Hauptstadt der Präfektur Belgica prima. Die Bedeutung und Größe des Platzes geht aus der jetzt festgestellten Ausdehnung der römischen Stadtmauern*) und aus den noch vorhandenen Altertümern hervor, welche zu den bedeutendsten diesseits der Alpen zählen. Zu ihnen gehört vor allem die Porta nigra, deren Erhaltung außer ihrem festen Bau dem Umstande zu verdanken ist, daß sie im Mittelalter von 1050 an in eine Kirche umgewandelt war, was sie bis 1794 geblieben ist; dann der Kaiserpalast, das Amphitheater, die Thermen, die Pfeiler der steinernen, von dem Kurfürsten Balduin d. Gr. wieder erbauten Moselbrücke, die Basilika, von König Friedrich Wilhelm IV. zur evangelischen Pfarr- und Garnisonkirche eingerichtet, und schließlich der Grundbestandteil des Domes. — Das Christentum soll schon durch Schüler des Apostels Petrus eingeführt worden sein; die Reliquien des Apostels Matthias werden in einer ihm geweihten Kirche verehrt. Geschichtlich ist erst der Bischof Agritius (314—332) nachweislich. Seit der karolingischen Zeit führten die Bischöfe von Trier den Titel Archiepiscopus und gehörten späterhin stets zu den drei geistlichen Kurfürsten des Deutschen Reiches. — 415 wurde Trier von den Franken zum ersten Male erstürmt und blieb dann seit 455 bei dem fränkischen Reich, sank aber rasch in seinem Glanze und seiner Bedeutung. Durch die Normannen wurde es 822 geplündert und zerstört. Da die Stadt wohl zu dem Erzbistum gehörte, aber fast die Rechte einer freien Reichsstadt besaß, so kam es zwischen ihr und dem geistlichen Fürsten häufig zu Zwistigkeiten, welche dahin führten, daß dieser seine Residenz eine Zeit lang nach Koblenz verlegte. Kaiser Rudolf II. hob 1580 alle den Kurfürsten beeinträchtigenden Stadtrechte auf, so daß Trier von da ab in den uneingeschränkten Besitz der Erzbischöfe kam. Zur Zeit Ludwigs XIV. hatte es viel durch französische Besatzungen zu leiden, wurde 1795 Hauptstadt des französischen Departements de la Sarre et Moselle und schließlich 1815, nach vorübergehender bayerischer Verwaltung, preußisch. Seit dieser Zeit fängt es an, sich wieder zu

*) Dr. Lehner, die römische Stadtbefestigung von Trier.

heben und zu neuer Blüte zu entfalten. Die Gewerbthätigkeit ist allerdings nicht so stark, wie an anderen Plätzen gleicher Größe, da die Umgegend keine Rohprodukte bietet, deren Gewinnung und Verwertung die Grundlage einer Industrie bilden könnte.

Die Lage der Stadt ist außerordentlich prächtig. Mit ihren Vororten dehnt sie sich weit in der Ebene den Strom entlang aus und bedeckt infolge der zahlreichen, großen Gärten eine Fläche, auf der eine weitaus größere Zahl von Menschen bequem wohnen könnte. Am linken Ufer treten die teilweise senkrecht abstürzenden, roten Sandsteinfelsen bis nahe an das Ufer heran; freundliche Häuser stehen am Fuße und sogar eingebaut in die Felsen an den Wegen, welche zu den Höhen führen, die von fruchtbaren Obstbäumen und schönen Wäldern bedeckt sind. Besonders lieblich ist am Abend oder in der Morgenfrühe der Blick von einem der zahlreichen, hochgelegenen Aussichtspunkte in das reiche Thal und auf die vieltürmige Stadt, aus deren Häusermeer die schwarzen Mauern der Porta nigra emporragen als ein Denkmal der früheren, großen Zeit.

Wenige Kilometer unterhalb Trier überschreitet die Bahn den Strom; nahebei liegt links das alte Dorf Pfalzel (Palatiolum), wo Adela, die Tochter des Frankenkönigs Dagobert II., um die Mitte des 7. Jahrh. ein Kloster für Benediktinerinnen gründete, und wo später auch eine fränkische Königsburg stand. Ersteres wurde im 11. Jahrh. in ein Kollegiatstift der Abtei St. Maximin in Trier umgewandelt, das zur Zeit der französischen Herrschaft säkularisiert wurde, und dessen Reste jetzt weltlichen Zwecken dienen. Dem Orte schräg gegenüber befindet sich am Fuße des Grünebergs das ansehnliche Dorf Ruwer, bei welchem der gleichnamige Bach sich in die Mosel ergießt. Bald darauf nimmt diese links die bei Ehrang aus der Eifel heraustretende Kyll auf und tritt bei dem großen Flecken Schweich, der bereits 797 in einer Schenkungsurkunde Karls d. Gr. an die Abtei Prüm genannt wird, aus der Trierer Ebene, um mit gewaltigen Krümmungen in verschwenderisch schönem Thale das Schiefergebirge zu durchbrechen und die Eifel von dem Hunsrück zu scheiden. Vor vielen tausend Jahren hatte hier offenbar der Strom oder ein Arm

desselben ein anderes Bett; er floß von Schweich ab weiter nordwestlich hinter den sog. Moselbergen her durch die Wittlicher Ebene und erreichte wohl erst bei Ürzig oder am Reiler Hals sein jetziges Thal. Welche Ursachen die Mosel gezwungen haben, ihr altes Bett zu verlassen und durch den härteren Schiefer sich ein neues zu graben, das können wir nicht entscheiden.

Das jetzige Thal, über welches die Natur ihr ganzes Füllhorn von Schönheiten und Reizen ausgebreitet hat, muß jedes menschliche Auge entzücken. Überwältigt uns der Rhein durch seine majestätische Pracht, durch die männliche Kraft, die sich überall kund giebt, so tritt uns die Mosel in ihrem Thale von Trier bis Koblenz wie eine hochzeitlich geschmückte Braut voll von lieblicher Anmut entgegen. Was sollen wir hier mehr bewundern, den Zauber der stets wechselnden Bilder, die reiche Natur oder die zahlreichen Reste vergangener Zeiten, die uns an die Größe früherer Jahrhunderte, aber auch an die Vergänglichkeit alles Menschlichen mahnen und mit dem Schauer der Geschichte packen? — Bald nach dem Eintritt in das enge Thal öffnet sich rechts eine kleine Ebene, in der zwischen Apfelbäumen versteckt das Dörfchen Riol liegt; es ist das römische Rigodulum, zu Zeiten des Königs Dagobert II. Regiodola genannt, wo im Jahre 70 die mit den Batavern verbündeten Treverer unter Valentinus von dem aus Mainz herbeieilenden Feldherrn Cerealis geschlagen und vernichtet wurden. Auch der Ort Mehring auf der linken Seite ist alt; er wird in der bereits erwähnten Schenkungsurkunde Pippins an die Abtei Prüm vom Jahre 762 schon genannt. Es folgt nun die erste große Krümmung des Flusses nach Norden; die vielen Dörfer, in denen Reste römischer Bauten beweisen, daß die Gegend schon früh ein Kulturland war, gehörten im Mittelalter meist Trierer Klöstern, so Pölich und Detzem der Abtei St. Maximin, Schleich der Abtei St. Marien. Im inneren Bogen (r.) fällt hier wie auch bei allen weiteren Krümmungen die Höhe sanft ab und bildet ein reiches, flaches Vorland, während der Fluß nahe an die steil abfallenden Höhen des Außenbogens herantritt. Hier dehnt sich in einer Länge von $1^1/_2$ km der wein- und obstreiche Ort Clüsserath aus am

Fuße der bis zu 325 m ansteigenden Berge*); vor dem Orte liegt ein sumpfiges Vorland; es sind die Alluvialanschwemmungen des hier aus dem Gebirge hervorbrechenden und in die Mosel einmündenden Salmbaches. Im Innenbogen der unmittelbar folgenden zweiten, gegen Süden gerichteten Krümmung liegt auf den sanften Bergabhängen das freundliche Dorf Trittenheim, die Heimat von Johannes Trithemius, dem gelehrten Freunde des brandenburgischen Kurfürsten Joachim I. Die Mosel behält nun auf 7 km eine rein nördliche Richtung bei und fließt an Neumagen vorüber. Dieser ansehnliche Flecken war schon zur Römerzeit ein wichtiger Platz, da hier die unter Trajan erbaute, von Bingen über den Hunsrück führende Straße in das Thal der Mosel einmündete; hier stand ein gewaltiger, durch Kaiser Konstantin erbauter Palast von 131 m Länge und 113 m größter Breite; er bildete ein starkes Kastell, dessen Umfassungsmauern eine Dicke von fast 4 m hatten und 16 Rundtürme besaßen; noch im 17. Jahrh. waren die Ruinen ziemlich gut erhalten; der letzte Turm fiel erst 1877; jetzt sind nur noch wenig bedeutende Reste vorhanden. Die Grundmauern bestanden zum Teil aus gewaltigen Blöcken, die von älteren römischen Denkmälern herrührten; in den 80er Jahren wurden diese durch Prof. Hettner ausgegraben und in das Museum von Trier gebracht, wo sie einen Hauptbestandteil der Sammlung römischer Altertümer bilden. Sie enthalten herrliche Bilder aus dem täglichen Leben, von der Jagd, dem Weinverkauf, dem Weintransport zu Schiff und Wagen, aus der Schule u. s. f. Alle sind sehr gut erhalten, teilweise noch mit ihrer ursprünglichen Bemalung, und zeichnen sich durch ihre frische Darstellung römischen Lebens an der Mosel aus.

Wenig unterhalb Neumagen bricht von rechts aus dem Hochwalde bei dem Dorfe Dhron der gleichnamige Bach heraus. Dieser bringt eine Masse von Geröll mit sich, das er bei seinem Austritt aus dem Berglande ablagert; dadurch drängt er die Mosel gegen Westen hart an die vielfach senkrecht abfallenden Felsen, so daß sie eine für die Schiffahrt gefährliche Trift bildet.

---

*) Der Spiegel der Mosel hat hier eine Seehöhe von 114 m.

Darauf macht der Strom wieder eine Doppelschleife. Der äußere Halbkreis der ersten Schleife bietet das Bild eines prächtigen Amphitheaters; am Flußufer entlang liegen die freundlich zum Besuch einladenden Häuser des reichen Dorfes Piesport; darüber erheben sich in Terrassen die berühmten Weinberge bis zum Kamme der mit alten Eichen gekrönten Berge, während auf dem flachen rechten Ufer reiche Fluren, Obstgärten und friedliche Dörfer ein idyllisches Bild bieten. Der Ort soll römischen Ursprunges sein; geschichtlich nachweisbar ist, daß er ein Allodium der Karolinger bildete, welches später dem Trierer Domkapitel gehörte. Nach der kürzeren zweiten Schleife wendet sich die Mosel nach Osten, links von einem niederen Hügelzuge begleitet, dem von Reben bedeckten Brauneberg, rechts eine weitere, offene Ebene mit zahlreichen, wohlhabenden Dörfern grüßend, welche früher die Grafschaft Veldenz bildeten. Das Stammschloß der Grafen lag auf einem in das Thal vorspringenden Felsgrat bei dem gleichnamigen Dorfe, 3—4 km von der Mosel entfernt. Nach dem Aussterben des Stammhauses fielen die weit zerstreuten Besitzungen durch Erbschaft 1253 an die Herren von Geroldseck und 1438 an das Haus Pfalz, die spätere Kurpfalz. Die Ruinen der alten Burg inmitten hoher Fichten bieten einen prächtigen Anblick. — Nun tritt von rechts das Hochland wieder dicht an den Fluß heran; gegenüber mündet die Lieser vor dem gleichnamigen Dorfe, das von einem mächtigen Berge überragt wird. Auf der rechten Seite kommt von den Höhen in einer steilen Rinne der wasserarme Andelbach, in dessen Bett man mehrmals einzelne goldhaltige Quarzitstücke gefunden hat, ohne daß deren Herkunft bekannt wäre.

Bei einem neuen Knie der Mosel liegt in die Berge eingezwängt das Kreisstädtchen Bernkastel. Von Südosten kommt hier durch ein scharf eingeschnittenes, kurzes Thal, das sich durch seine schroffen Felsbildungen den Namen der Bernkastler Schweiz erworben hat, der wilde Tiefenbach. Auf der Höhe über der Stadt liegen die Trümmer der Burg Landshut, die an der Stelle einer älteren, zerstörten Burg vom Erzbischofe Heinrich von Vinstingen erbaut und 1692 durch Brand vernichtet wurde. Aus der Stadt, die enge und winklige Straßen hat,

sind seit den letzten 60 Jahren infolge zahlreicher Brände die alten Häuser fast alle verschwunden; sie macht besonders von der Mosel aus den Eindruck eines modernen, wohlhabenden Ortes. Neben dem Handel blüht hier der Weinbau und auch etwas Industrie. — Eine schöne steinerne Brücke überspannt den Fluß und führt zu dem mit zahlreichen Villen geschmückten Orte Cues; nach diesem seinem Geburtsorte nannte sich der bekannte Kardinal Nikolaus Cusanus, der durch eine wohlthätige Stiftung hier seinen Namen dauernd gemacht hat. In sein großes Hospital, das 1438 erbaut wurde, und dessen Kirche wegen ihrer Bauart und ihrer Bilder zu beachten ist, werden 33 Arme aufgenommen und gepflegt; jeder Fremde wird hier durch Wein gelabt.

Die Mosel wendet sich nun nach Nordwesten und bildet eine weite Kurve von 22—23 km Länge, während die beiden Städte Bernkastel und Trarbach, die an den Endpunkten der Kurve liegen, in der Luftlinie nur $4^1/_2$ km voneinander entfernt sind. An den Ufern des Stromes reiht sich ein liebliches Dorf an das andere, jedes von prächtigen Obstgärten umgeben; alle Hänge sind mit Reben bepflanzt, oder wo die Lage dies nicht gestattet, von Niederwald bedeckt, ein herrliches Stück Erde, die Heimat fröhlicher, arbeitsamer Menschen. Eine Marke des hier gedeihenden Weines ist besser als die andere; kaum weiß man, welcher von ihnen der Preis zuerkannt werden soll. Geschichtlich merkwürdig ist hier der kleine Ort Cröv, der zur Zeit des alten Deutschen Reiches mit einigen kleineren Nachbarorten das unabhängige Cröver Reich bildete; das Dorf enthält noch zahlreiche, alte Häuser neben manchen schönen Neubauten. Das Ende der weiten Schleife bilden die beiden Orte Traben (l.) und Trarbach (r.); ersteres, nach dem Brande von 1879 fast ganz neu aufgebaut, hat das Aussehen einer modernen Villenstadt, letzteres, zwischen die steilen Berge eingezwängt, hat sich das malerische, altertümliche Gepräge im Innern vielfach erhalten. Durch Trarbach strömt von Süden her von den Höhen des Hunsrück durch ein prächtiges Felsthal, in welchem das Bad Wildstein liegt, der Kautenbach der Mosel zu. Die Stadt gehörte als Hauptort ebenso wie die Burg ursprünglich zu der Grafschaft Sponheim, später zu Pfalz-Zweibrücken. Auf der Höhe über

2*

der Stadt ragen die Ruinen der Gräfinburg auf, welche Ende des 14. Jahrh. vom Grafen Johann III. von Starkenburg erbaut wurde, der auch die 1857 von Spieker wieder hergestellte, evangelische Pfarrkirche errichtete. Die Stammburg des genannten Grafengeschlechtes lag wenige Kilometer abwärts auf dem Kamm des hohen Bergrückens bei dem gleichnamigen Dorfe; von ihr sind jedoch nur noch spärliche Reste vorhanden, da die Bauern die Steine der Burgmauern zum Bau ihrer Häuser benutzten.

Bei Trarbach wendet sich die Mosel, die zuletzt nach Süden geflossen war, in kurzem Bogen scharf nach Norden, und bildet dadurch eine schmale, halbinselförmige Landzunge, deren Wurzel nur 1 km breit ist; auf ihrer Höhe (305 m)*) erbaute Ludwig XIV. im Jahre 1687 die starke Festung Montroyal, um die Wege nach dem Rheine zu sichern. Nach dem Friedensschlusse wurde sie aber 1698 geschleift, und nur ganz geringe Reste erinnern neben dem Namen, der verblieben ist, an jene Zeit deutscher Schmach, wo deutsche Fürsten als Verbündete des Erbfeindes gegen ihr Vaterland kämpften. Auf nahezu 11 km strömt die Mosel von Trarbach ab nach Norden, auf beiden Seiten von steilen, bis zu 300 m ansteigenden Höhen umfaßt, an deren rebenbedeckten Abhängen freundliche, wohlhabende Dörfer sich ausdehnen. Kurz unterhalb Reil tritt die Moselbahn, welche bei Schweich das jetzige Thal des Flusses verlassen hatte, aus einem durch die Höhe des Reiler Halses getriebenen Tunnel wieder an die Mosel, um von nun ab deren Lauf durchweg zu folgen; prächtig nimmt sich die riesige Überführung der Bahn an den Hängen der Berge dem linken Ufer entlang aus.

Wieder macht die Mosel eine große, 14 km lange Schleife nach Südosten, an deren Ende sie sich auf weniger als $1/2$ km dem oberen Thale nähert; der Prinzenkopf, auf welchem man eine der lieblichsten Aussichten im deutschen Lande genießt, trennt das obere von dem unteren Thale; auf seinem Kamme liegen die ansehnlichen Trümmer der Marienburg, welche ursprünglich als feste Burg erbaut

*) Der Spiegel der Mosel hat hier nicht ganz 100 m Meereshöhe.

war, dann von den Trierer Erzbischöfen in ein Frauenkloster verwandelt wurde, in welchem nacheinander Augustinerinnen und Prämonstratenserinnen wohnten; seit 1515 wurde der Bau wieder als erzbischöfliche Feste benutzt. Vor der Burg befindet sich auf der Hochfläche ein tiefer Sattel, welcher den südöstlichsten Teil, den Barl mit seinem alten Ringwall, abtrennt, und über den offenbar einst die Mosel wegfloß. In der Schleife liegen mehrere Orte; so Pünderich, am Anfange der Krümmung rechts, mit manchen alten Häusern; darunter ist besonders das Rathaus zu erwähnen, über dessen Eingangsthür der Spruch steht:

Fred in dissem Huis
Ders nit helt bleib drus.

Von den alten Mauern des Dorfes sind jetzt nur noch spärliche Reste zu sehen. Das ebenfalls rechts gelegene Kreisstädtchen Zell ist an der Moselseite modern, im Innern aber noch vielfach altertümlich mit seinen Ruinen der alten Stadtmauern und Befestigungstürme. Die Bewohner hatten im Mittelalter den Ruf besonderer Tapferkeit im kurtrierischen Heere. Die Gegend, und zwar nicht bloß der innere, sondern auch der äußere Bogen, wird mit dem sonst an der Mosel nicht auftretenden Namen Hamm bezeichnet. Am Ende der Schleife führt eine auch dem Landverkehr dienende Eisenbahnbrücke über den Fluß, und die Bahn geht nun eine kurze Strecke auf das rechte Ufer über.

Der Strom wendet sich hier wieder nach Norden; in der Krümmung liegt rechts an der Bahn Bullay, das in der Sage den Ruf hat, die trunkfestesten Männer zu besitzen, und links an der Einmündung des gleichnamigen Flüßchens der ansehnliche, prächtig gelegene Ort Alf, über welchem in einiger Entfernung im Seitenthale auf steilem Kegel die Ruinen der alten Raubritterburg Arras stehen. Die Berge des linken Ufers nehmen von Alf ab an Höhe zu; der nahe gelegene Solling steigt bis zu 400 m, der Schafstall und der Schneeberg über Bremm zu 422 bezw. 393 m, der steil vom Flusse aufsteigende Calmond zu 381 m auf.*)

*) Die Spiegelhöhe der Mosel beträgt hier 93 m.

Die nördliche Richtung behält der Fluß nur eine kurze Strecke, nicht ganz 5 km; dann bildet er eine kurze Krümmung nach Westen, auf deren äußerem Bogen der altertümliche Ort Bremm liegt; auf der Landzunge des inneren Bogens finden sich die Ruinen des 1788 vom letzten Trierer Kurfürsten Clemens Wenzeslaus aufgehobenen Augustinerinnen-Klosters Stuben. Damit beginnt die gewaltigste Schleife des Flusses nach Südosten (25 km), der sog. Krampen. Seit der Eröffnung der Moselbahn, welche nach Durchbrechung des Petersberges gegenüber Bremm den Strom auf einer großen Brücke überschreitet und dann in dem mehr als 4 km langen Kaiser Wilhelm-Tunnel das Hochland des Krampen durchschneidet, sind die zahlreichen, wein- und obstreichen Orte des Thales vereinsamt, von dem Verkehre getrennt; während daher die übrigen Gegenden infolge des stark steigenden Verkehres sich nach und nach modernisieren, hat dieses Gebiet sich völlig die alten Lebensformen, das selbst in den schwersten Zeiten fröhliche Gemüt, die warme Gastfreundschaft, die väterlichen Sitten und Gebräuche bewahrt. Wer in schönster Natur heiteres, echtes Volksleben kennen lernen, alte Häuser und Einrichtungen sehen will, dem ist ein längeres Verweilen, nicht bloß ein flüchtiger Besuch dieses Teiles der Mosel warm zu empfehlen; auch geschichtliche Erinnerungen an manches noch heute hochangesehene Geschlecht werden in ihm geweckt werden. — Am Anfang und am Ende der Schleife öffnen sich links die tief und scharf in die Eifel eingeschnittenen Thäler des Eller- und des Endertbaches. Gleich auf Eller folgt Ediger, einst der Vorort des Bundes der Ortschaften zum Selbstschutze gegen die Raubritter während der Zeit des Interregnums. Ein Teil der alten Befestigungsmauern und ein Turm ist noch erhalten. Der Weinbau des Ortes ist sehr ausgedehnt; die mit Reben bepflanzte Gemarkung ist nach denjenigen von Winningen und Zeltingen die größte an der ganzen Mosel; der hier gewonnene Wein ist sehr gut, segelt aber meist unter falscher Flagge. In Senheim, einem rechts in enger Thalspalte reizend gelegenen Orte, kam im Mittelalter die große Handelsstraße Frankfurt—Antwerpen bezw. Rotterdam, von der Höhe des Hunsrück herab in das Moselthal, um hier den Fluß

zu überschreiten. Es waren goldene Zeiten für den zur Grafschaft Sponheim gehörigen Ort, als hier die großen Warenzüge stets längeren Aufenthalt nehmen mußten. Poltersdorf am Fuße des Rüberbergs, einer bekannten Weinlage, liegt inmitten eines Waldes alter, prächtiger Nußbäume. Beilstein mit seinen engen, von einem Bache durchströmten, steilen Straßen und seinen alten Häusern, dem früheren Kloster und der Kirche bietet noch heute das unverfälschte Bild eines zum Burgfrieden gehörigen Dorfes; auf der Höhe stehen die malerischen Ruinen des Stammschlosses der jetzigen Fürsten von Metternich-Beilstein. In Bruttig, dem Geburtsorte mehrerer bedeutender Gelehrten, wie Petrus Mosellanus, birgt man in alten Häusern noch manche Merkwürdigkeiten, geschnitzte Treppen, Öfen mit biblischen Darstellungen u. s. f. Die inmitten weiter Gärten liegende, früher zur Benediktiner-Abtei Laach gehörige Probstei Ebernach, von deren alter Kirche nur noch Ruinen vorhanden sind, ist jetzt zu einer Provinzial-Pflegeanstalt für unheilbare Irrsinnige eingerichtet. Den Abschluß des Krampens bildet die Mosel in westlichem Laufe. An der prachtvollen, scharfkantigen Felspartie der „Brauseley", die man mit Recht die Lurley der Mosel nennt, beginnt der Strom einen Halbkreis zu machen, an dessen äußerem Bogen die blühende Kreisstadt Cochem liegt. Ein zauberisch schönes Bild bietet sie dem zu Schiffe nahenden Fremden dar, sobald der Dampfer an der Brauseley vorüberfährt. Das Städtchen, das neben vielen villenartigen Gebäuden im Innern noch völlig seine altertümliche Eigenart mit engen, steilen Straßen und merkwürdigen Bauten bewahrt hat, dehnt sich weit am Flußufer und an den Hängen des Schloßberges entlang aus. Diesen krönt die frühere Reichsburg, welche vom Geh. Kommerzienrat Ravené in Berlin gekauft und völlig wieder hergestellt worden ist. Mit ihren zahlreichen Erkern und Türmchen, dem steilen, hohen Dache ist sie der Umgebung eine eigenartige Zierde. Durch eine tiefe Rinne von der Burg getrennt, erheben sich auf einem Felsvorsprunge die altersgrauen, weitläufigen Gebäude eines früheren Kapuzinerklosters, dessen berühmtester Insasse der bekannte Pater Martin von Cochem war, der sich mit spekulativer Theologie und

Philosophie beschäftigte. Nach Westen öffnet sich ein enges, spaltenartiges Thal, aus welchem der wilde Endertbach hervorbricht, um sich hier in die Mosel zu ergießen. Ein steiler Kegel mit den Ruinen der metternichschen Winneburg schließt das Thal ab.

Nun wendet sich der Strom nach Osten und bildet in seinem weiteren Laufe noch manche Krümmung, aber keine Schleife mehr. Auf beiden Seiten treten die steilen Schieferberge meist bis dicht an die Mosel heran und tragen auf der Sonnenseite Reben, auf den Nordabhängen meist Eichenschälwald. Auf breiterem Vorlande und in den Ausmündungen der Seitenthäler haben sich freundliche Dörfer angesiedelt. Über dem stattlichen Clotten liegen auf der Höhe die Trümmer einer Burg, in deren Nähe Dachschiefer gewonnen werden. Im Innern des Ortes sind noch manche alte Gebäude. Auch bei dem bald unterhalb links folgenden Dorfe Pommern finden sich die Ruinen einer Burg, und auf dem Plateau der „Pommerner Mark" (275 m) nordöstlich von dem Orte hat man neben den Resten von Römerbauten zahlreiche keltische Münzen gefunden. Der Pommerbach, der von dem alten Städtchen Kaisersesch herabkommt, und der bei Carden mündende Brohlbach zeichnen sich durch scharf eingeschnittene, nur schwer zugängliche Thäler aus.

Rechts liegt in einer Thalweitung das freundliche Städtchen Treis mit den malerischen Ruinen des Schlosses Treis und der Wildenburg. Schräg gegenüber von Treis auf dem linken Ufer liegt an der Stelle einer alten römischen Niederlassung Carden (Cardonum), wo um das Jahr 350 der heilige Kastor gelebt haben soll, dessen Gebeine 836 nach Koblenz gebracht und in der Kastorkirche beigesetzt wurden. Die jetzige Stiftskirche, deren Kreuzgang Malern häufig Vorwürfe zu Bildern geliefert hat, stammt in ihren einzelnen Teilen aus verschiedenen Jahrhunderten. Ein Haus des Ortes dürfte aus dem 13. Jahrh. sein; ein 1502 erbautes Burghaus der Grafen von Elz, welches jetzt Ortseingesessenen gehört, ist mit seinen Erkern und Giebeltürmchen im ursprünglichen Stile wieder hergestellt. Bei dem freundlich gelegenen Moselkern bricht die Elz aus steilem Thale hervor, durch welches anfänglich ein schlechter Karrenweg, dann

den Höhen entlang ein Fußweg nach der herrlichen Burg Elz führt. Gegenüber auf dem rechten Ufer ist die Spitze eines steilen Kegels durch ein Kreuz geschmückt; hier soll nach neueren Untersuchungen zur keltischen Zeit eine heidnische Opferstätte gewesen sein; die daran erinnernden Reste sind aber unbedeutend. Dagegen findet man gegenüber dem folgenden Fischerdorfe Burgen auf der Höhe über den Ruinen der kurtrierischen Burg Bischofstein, die 1689 zerstört wurde, ausgedehntes Mauerwerk von römischen und christlichen Bauten, deren sichere Erklärung noch nicht gelungen ist. Auch die sehr schöne, große Kirche des nicht weit entfernten Städtchens Münstermaifeld steht auf den Fundamenten eines befestigten römischen Standlagers. Bei dem wohlhabenden Orte Hatzenport, der jetzt den Hauptstapelplatz für das Maifeld bildet, liegt auf einem senkrecht zur Mosel abfallenden Felsen ein in spätgotischem Stile erbautes Kirchlein. Bald unterhalb bildet die Mosel ein Knie und wendet sich scharf nach Norden. Hier liegt zu Füßen einer steilen Felswand rechts das freundliche Dorf Brodenbach, bei welchem aus dem Hunsrück der Ehrenburger-Bach hervorbricht.

Das auf dem rechten Ufer folgende Dorf Alken war einst stark befestigt und durch eine ausgedehnte, teilweise noch vorhandene Mauer mit der auf dem Kamm eines steilen Berges gelegenen Burg Thurant verbunden. Diese wurde zur Erinnerung an die Belagerung der syrischen Stadt Turon von dem aus dem Kreuzzug heimkehrenden Pfalzgrafen Heinrich im Anfange des 13. Jahrh. erbaut. Auf einer zweiten, durch ein tiefes Bachthal davon getrennten Höhe befinden sich die Trümmer einer Kapelle, von deren Stelle aus einst bei einer Fehde zwischen Pfalz und den verbündeten Kurfürsten von Köln und Trier die Burg und der Ort beschossen wurde. — Dicht vor dem Orte Gondorf stehen die Reste der 1560 durch Kurfürst Johann von der Leyen erbauten Burg Leyen. Ein starker Turm derselben, in dem sich reiche, hochwichtige Archive des Trierer Landes befanden, wurde leider durch Hochwasser der Mosel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts samt seinem wertvollen Inhalte vernichtet. Die unterhalb Gondorf gelegene Niederburg gehört den Herren von Liebig und ist völlig neu ausgebaut.

Zwischen dem Dorfe Cobern und dem durch seinen Obstbau ausgezeichneten Dieblich bildet der Strom wieder einen rechten Winkel und wendet sich nach Osten. Der sanft ansteigende Berg über dem letzteren Orte hatte im Mittelalter eine traurige Berühmtheit; es war der Blocksberg des Mosellandes, wo sich nach dem Volksglauben in der Walpurgisnacht die Hexen zum Tanze versammelten; in den traurigen Prozessen wird stets die Dieblicher Höhe genannt. Auf dem Berge über Cobern stehen die Trümmer zweier Burgen, auf halber Höhe die der jüngeren, um 1200 erbauten Neuerburg, und auf der Höhe die der weitläufigen Ober- oder Altenburg, welche aus dem 11. Jahrh. stammt. Die inmitten der letzteren gelegene Matthias-Kapelle wurde von einem Grafen von Isenburg im Stile der Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem im 12. oder 13. Jahrh. erbaut; 1814 wurde sie stark beschädigt, später aber wieder völlig hergestellt und ist noch heute ein Schatzkästlein der Architektur. Die Besitzer von Cobern waren als Raubritter berüchtigt; der letzte Sproß ihres Geschlechtes wurde in Koblenz 1536 hingerichtet. Auf der Ostseite ist der Burgberg durch ein tiefes, enges Thal von den folgenden Höhen getrennt, die steil, vielfach fast senkrecht zur Mosel abstürzen; aber jeder kleinste Fleck Landes zwischen den Felsen, wenn er auch nur mit schwerer Mühe erreichbar ist, trägt Reben. Die Felsen durchschneidet ein enges, kurzes Thal, in dessen Rinne eine in der Gegend geschätzte Mineralquelle entspringt.

Der Strom drängt nun etwas nach rechts, und auf dem linken Ufer dehnt sich eine weite Thalmulde aus, umkränzt von sanft ansteigenden Höhen, das Thal von Winningen. Der freundliche Ort mit engen Straßen und zahlreichen altertümlichen Häusern gehörte früher zur Pfalz; sein Weinbau ist mit der bedeutendste an der ganzen Mosel. Bald springt wieder von links ein steiler Fels vor gegenüber dem obstreichen Dorfe Lay, und nun wendet sich der Strom noch einmal nach Norden, rechts umfaßt von den steilen Abhängen der Karthause mit ihren Festungswerken; links dehnt sich flaches, fruchtbares Land aus, welches mit einem Walde von Kirsch- und Nußbäumen bedeckt ist, deren Anpflanzung zur Zeit der französischen Herr-

schaft durch den Präfekten Lezay=Marnesia zwangsweise erfolgte, und die jetzt die Grundlage der Wohlhabenheit für den ganzen Bezirk bilden. Auf dem flachen Abhange der westlichen Höhen liegt das kleine Dörfchen Bisholder, das von spanischen Soldaten gegründet sein soll; die Bewohner rechneten noch in diesem Jahrhundert mit spanischen Maßen. Bei dem Orte Güls wird der Fluß nochmals von der Bahn überschritten auf einer großen, nicht für anderen Verkehr eingerichteten Brücke und wendet sich dann nach Osten, um sich bei der Stadt Koblenz mit dem Rheine zu vereinen; die äußerste Landzunge war früher eine spitz auslaufende Sandbank, die im Volke der Hunsschwanz genannt wurde; sie ist jetzt erbreitert und bildet die Fläche des Deutschen Eck, auf welchem das von der Rheinprovinz errichtete, gewaltige Denkmal Kaiser Wilhelms I. steht.

Die Mosel legt, wie unsere Schilderung zeigt, einen durch die Krümmungen stark verlängerten Weg zurück; die Entfernung von Trier (Moselbrücke) bis zur Mündung beträgt in der Luftlinie 97 km, während die Stromlänge sich auf 190 km, also auf das Doppelte erhöht. Das ist aber von großer wirtschaftlicher Bedeutung; denn einesteils ist dadurch das an Obst und Wein so reiche Thal gewaltig vergrößert und giebt einer zahlreicheren Bewohnermenge eine glückliche, schöne Heimat, als dies möglich wäre, wenn der Strom ohne die Windungen sich den Weg geradeaus gebahnt hätte und zu seinen beiden Seiten die weniger fruchtbaren Hochflächen dementsprechend größer wären; anderseits ist dadurch das Gefälle des Flusses bedeutend geringer geworden. Der Nullpunkt des Pegels liegt in Trier auf 123,6, in Koblenz auf 57,6 m; der Höhenunterschied beträgt also 66 m; bei geradem Laufe würde das Gefälle auf 1 km fast $^2/_3$ m betragen, während es thatsächlich nur $^1/_3$ m ausmacht. Infolgedessen ist die Geschwindigkeit des Abströmens wesentlich verkleinert, die durchschnittliche Tiefe aber vergrößert und damit die Schiffbarkeit erhöht, was natürlicherweise von erheblichster Bedeutung ist. Bei einem Pegelstande von 0 können nur Schiffe fahren, die einen Tiefgang von weniger als 30 cm haben. Da bei dem starken Wechsel des Wasserstandes im Sommer dieser

häufig unter 0 sinkt, so muß die Schiffahrt oft längere Zeit ganz ruhen.

Das Thal ist durch Erosion des Schiefergebirges von der Mosel selbst gebildet. Weil die zerstörende Kraft des Wassers am größten, beziehungsweise die Festigkeit der geschichteten Gesteine am kleinsten ist, wenn die Richtung des ersteren mit dem Lote auf der Schichtungsrichtung der letzteren in einer zu den Schichten senkrechten Ebene liegt, so deuten die Ablenkungen des Stromes in einem Querthale, wie das der Mosel ist, darauf hin, daß in denjenigen Schichten, in denen die Erosion begonnen hat, eine Verwerfung vorhanden war. Die Härte der Gesteine ist sehr verschieden, ihre Abschleifung im Flußbette daher ungleich, so daß das Gefälle ungleich verteilt ist; bald strömt deshalb die Mosel langsam, das Wasser erscheint ruhig, wie auf einem See, an anderen Stellen aber schießt es mit großer Geschwindigkeit zu Thal; hier besteht das Bett meist aus felsigem Untergrunde, dort ist es mit Geschieben und Sand bedeckt. Solche Furten, die letzten Reste einstiger Stromschnellen, sind in der Mosel zahlreich und der Schiffahrt häufig gefährlich; besonders stark sind sie bei Eller und an der Einmündung des Dhronbaches unterhalb Neumagen, wo der Bachlauf senkrecht zu der Richtung des Flusses geht, und alles Gerölle mitten in den Strom geführt wird; ferner gehört hierher der sogenannte Reiherschuß zwischen Ober- und Niederfell unterhalb Gondorf und das Gänsefüßchen (Moselweißer Ley) unterhalb Güls. Durch Kunstbauten, Buhnen und Dämme, hat man überall nicht ohne Erfolg die Fahrrinne in diesen Engen zu vertiefen gesucht, doch ist eine vollständige Sicherung der Schiffahrt nur durch Kanalisation möglich, welche bis Metz fortgesetzt die reichen lothringischen Minettelager und die Kalkbrüche oberhalb Trier erschließen würde. Dampfschiffe befahren den Strom von Koblenz bis Trier, und bei hohem Wasserstande schleppen sie auch Kalkschiffe bis in das luxemburgische Gebiet hinein.

Die Breite der Mosel schwankt zwischen 75 und 200 m; die Geschwindigkeit des Wassers ist ebenso wie die mittlere Tiefe und die Wassermenge je nach dem Pegelstand sehr verschieden.

Die entsprechenden Zahlen ergeben sich aus der nachfolgenden Übersicht, welche sich auf Trier bezieht:

| Pegelstand m | Mittlere Geschwindigkeit m | Querprofil des Flusses qm | Durchfließende Wassermenge (pro Sekunde) cbm |
|---|---|---|---|
| 0,96 | 0,454 | 363 | 165 |
| 4,39 | 1,93 | 964 | 1861 |
| 5,48 | 2,05 | 1183 | 2425 |

Die Inseln sind wenig zahlreich, alle flach und lang gestreckt, bei jedem Hochwasser überflutet und daher nur als Wiesen benutzt.

## 2. Die Nebenflüsse der Mosel.

Sehr zahlreich sind die Bäche und kleinen Flüsse, welche dem Hochlande entquellen und sich den umschließenden Stromgebieten zuwenden. Ihre Entwicklung kann innerhalb des Gebirges naturgemäß keine große sein, und zwar um so weniger, als infolge der geologischen Verhältnisse die nach den verschiedenen Himmelsrichtungen sich wendenden Gewässer in kurzen Abständen voneinander parallel laufen; namentlich ist dies der Fall bei den nach Süden zur Mosel abströmenden Bächen, wo der größte Abstand zweier Parallelflüßchen fast nirgends 10—11 km übersteigt, an vielen Stellen aber nur 3—4 km beträgt; so durchschneidet der Breitegrad 50° 6′ abgesehen von der Mosel und kleinen Bächen auf eine Länge von 62 km 13 Thäler. Nur die nach Norden sich wendende Roer mit ihren Nebenbächen und die zum Rhein abfließende Ahr nehmen ein größeres Gebiet ein.

Die Flüsse im Westen und Nordwesten sind alle sehr wasserreich, da diese Gebiete sehr starke atmosphärische Niederschläge haben, während die im Osten abfließenden Bäche — das Gebirge liegt hier

auf der Regenschattenseite — wasserarm sind und in trockenen Sommern oft fast ganz verschwinden. Am augenfälligsten ist dies bei den Bächen, welche aus den Hügeln der vulkanischen Vordereifel in das Neuwieder Becken treten; sie erreichen den Rhein gar nicht, sondern verschwinden vorher vollständig im Boden, dessen Untergrund von dem durchlässigen Bimssande gebildet wird. Die Thäler bilden im Quellgebiete, da hier die Wassermenge der einzelnen Bäche noch gering ist und daher die Erosion nur schwach sein kann, flache Mulden mit niedrigen, sanft abfallenden Höhen zu beiden Seiten. Im weiteren Laufe aber haben die Gewässer sich tiefer und immer tiefer in das Hochland eingegraben; die Widerstandskraft der Felsen zwang sie dabei vielfach, die Richtung des Laufes zu ändern, und so haben sich die großen Krümmungen und Schlingen gebildet, die bei dem Mangel stärkerer Nebenbäche, welche die Seitenabfälle des Gebirges abwaschen könnten, von starren, steilen Felsen umrahmt sind. Durch den Reichtum ihrer Formen, bald durch zerrissene Grate, dann durch Ausbuchtungen, dann durch fast senkrecht abfallende Wände entzücken sie das Auge des Wanderers. Auf kurzen Strecken ändern sich die Bilder stets aufs neue, so daß man vor staunender Bewunderung nicht zu sagen weiß, welches das schönste Bild sei. Namentlich herrlich sind die Blicke, die man von einzelnen hervorragenden Punkten über die Thäler genießt; sie können sich den schönsten Aussichten des ganzen deutschen Vaterlandes kühn zur Seite stellen; wo findet man z. B. schönere, an wilden Scenerien reichere Einblicke in die Thäler eines Gebirges, als auf der „Schönen Aussicht" zwei Stunden von Montjoie an der Roer, oder auf dem Gipfel des „Horn" bei Altenahr, oder bei Manderscheid am Felsengewirr der Lieser?

Diese vielfältig gewundenen, tiefen Thäler, die Zier und ein Stolz des Eifellandes, lassen meist keinen Raum für Dörfer; nur Mühlen und einsame Gehöfte findet man hier und da, die ihre Verbindungswege zu den auf der Fläche des Plateaus gelegenen Ortschaften haben. Diese engen Gebirgsspalten entlang gab es vielfach überhaupt keine Wege, und einzelne Thäler, wie das der Nitz, der Üß u. a. sind auch heute noch für den Verkehr verschlossen, während andere

durch die Bemühungen der Forstverwaltung und des Eifel-Vereins dem Verkehre zugänglich gemacht sind, vielfach allerdings auch nur durch Touristenwege an den Abhängen. Die Querwege aber können nur durch gewaltige Kurven zu den Thälern hinunter und aus ihnen wieder zur Höhe geleitet werden. Wie schwierig sie für den Verkehr sind, das deutet der Name Marterthal an; dieser wird ganz allgemein statt des Namens Martenthal benutzt für das Thal des Endertbaches, welches die große Heerstraße Trier-Koblenz vor Kaisersesch durchquert; vor Eröffnung der Moselbahn fuhr auf ihr die Post, und trotz des trefflichen Baues der Straße kamen hier öfters schwere Unglücksfälle vor.

Die Hauptquellgebiete der Eifel bilden der Losheimer Wald, die Hohe Eifel, die Schneifel und das Venn, deren abströmende Gewässer zu der Mosel, dem Rheine oder der Maas gehören. Der Kamm des Hochlandes bildet von der belgischen Grenze an bis zu den letzten Ausläufern seines Südostflügels die Wasserscheide der Mosel gegen die beiden anderen Ströme, während der vom Nordostflügel nach Norden entlang der Urft und der Roer sich hinziehende Ausläufer diese zwischen Rhein und Maas bestimmt; alle aus dem Venn und dem West- und Nordabhange kommenden Gewässer strömen also zur Maas, die dem Südabhange des Kammes entspringenden der Mosel zu. Es gehört daher rund ein Viertel des Hochlandes zum Stromgebiet der Maas, ein Drittel zu dem des Rheines und der Rest zu dem der Mosel, von welchem wir zunächst sprechen wollen.

Gehen wir gleich zu den Einzelheiten über, so entquillt die Ur nahe beim Losheimer Graben in einer Höhe von 640 m dem Losheimer Walde, aus dem ihr auch eine Reihe kleinerer Bäche zufließt. Zunächst bildet sie eine ziemlich tiefe Rinne, deren steile Seitenwände bis zu 100 m über die Sohle ansteigen; bald tritt sie aber in ein weiteres, von flacheren Hügeln umsäumtes, kahles Thal, wendet sich nach Südwesten, nimmt links den Auwbach (der Name Auw kommt in der Eifel mehrfach vor und bezeichnet wasserreiches Land), rechts den Medemerbach auf, welch letzterer in seinem Oberlaufe Fränkenbach heißt. Mehrere ärmliche Dörfer liegen hier im erweiterten

Wiesengrunde, darunter eines mit dem bezeichnenden Namen „Verschneid“. Der stattlichste und wohlhabendste Ort ist Schönberg. Auf kahler Höhe am linken Ufer liegen weithin sichtbar die Trümmer seiner stolzen Burg; sie wurde am Ende des 12. Jahrh. erbaut, 1805 von der französischen Regierung verkauft und von den Umwohnern gründlich zerstört, welche hier, wie es auch anderwärts geschah, die Mauern der von ihren Besitzern verlassenen Schlösser als die billigsten Steinbrüche ansahen. Selbst von der einst berühmten Kapelle inmitten des Burgberings sind nur mehr spärliche Grundmauern zu finden. In die noch vorhandenen Mauerreste sind kleine Häuser und Stallungen eingebaut, und es macht einen trüben Eindruck, jetzt schmutzige Ställe in den alten Sälen zu finden, deren Gewölbe noch von Säulen mit prächtigen Kapitälen getragen werden. Nur die Schloßmühle am Fuße des Berges ist noch ziemlich gut erhalten. Die Gebäude auf der Bergeshöhe führen den Namen „Bürgerschaft Schönberg“. Wenige Minuten thalabwärts sind auf dem Amelscheider Berg unbedeutende Teile von gewaltigen Grundmauern gefunden worden, in denen man die Trümmer von Kaiser Lothars stolzer Pfalz Scolinare zu erkennen glaubt; im Volksmunde wird die Stelle noch heute „die alte Burg“ genannt. Andere Forscher suchen Scolinare im Dorfe Schüller auf der Höhe bei Jünkerath an der Kyll.

Eine kurze Strecke thalabwärts liegt Weppeler, der erste Ort in dem Grenzlande zwischen Deutschen und Wallonen, dessen Name die Endung „ler“ führt. Weiterhin kommen Weweler, Udler, Düler, Lengeler vor; die Bedeutung dieser Endung ist noch nicht erklärt. Von links fließt der Ur der Ihrenbach, von rechts die wasserreichen Bäche Braunlauf und Ulf zu. An letzterer liegt $1^1/_2$ km aufwärts in lieblichem Wiesenthale das Dorf Burg-Reuland, am Fuße eines Hügels, der von den noch ziemlich erhaltenen Trümmern einer gewaltigen Burg gekrönt ist. Die ein Rechteck bildenden Mauern stehen noch; von den Ecktürmen ist nur einer noch gut erhalten. Schloß und Land gehörten ursprünglich den Grafen von Luxemburg; Kaiser Wenzel gab beide dem kaiserlichen Rate Eduard von Engelsdorf zu Lehen; später kamen sie an die Herren von Pallandt, deren Wappen

sich noch auf einem Steine der Mauer befindet. In den Kriegen Ludwigs XIV. wurde die Burg zerstört. — Lieblich ist das Bild an der Einmündung der Ulf in die Ur. Auf kahlem, felsigem Hügel am rechten Ufer beider Gewässer erhebt sich die kleine, aber architektonisch höchst merkwürdige Kirche von Weweler, und gegenüber auf der flach aufsteigenden Höhe die von Steffeshausen; dazwischen rauscht die schon wasserreiche, breite Ur durch saftige, grüne Wiesen. Sie wendet sich von hier nach Süden; die Wege werden schlechter, bei andauerndem Regen für Wanderer und Wagen fast unbrauchbar. Zunächst behält aber das von niedrigen Bergen umschlossene Thal seinen lieblichen Charakter bis zum Orte Uren. Kurz vor diesem kommt von rechts durch ein tiefes Thal der Schiebbach; ein gewaltiger, steiler Felsen sperrt hier das Urthal, und die senkrechten, zackigen Wände im Nebenthale — Rittersprung und Nonnenlei — bieten Bilder, die an großartiger Wildheit ihresgleichen suchen. Der armselige Ort, dessen Hütten vielfach in die Schieferfelsen eingebaut sind, liegt auf beiden Seiten der Ur; das kleine Kirchlein auf dem Südabhange des Rittersprunges birgt einen herrlichen Schatz, ein Altarbild aus Rubens Schule oder von Rubens selbst, der auf seinen Reisen zwischen Köln und Antwerpen häufiger als Gast auf der Burg der Ritter von Uren verweilte. Das vortreffliche Bild war ein Schmuck der Kapelle und wurde im Anfange dieses Jahrhunderts, als die Bauern die Gebäude zerstörten, in das Kirchlein von Uren gerettet. Von der Burg findet man nur noch die Reste der Grundmauern, alles übrige ist völlig verwüstet. Der Fluß, der anfänglich durch den Regierungsbezirk Aachen fließt, dann die Grenze zwischen Aachen und Trier angiebt und in seinem weiteren Laufe die Grenze gegen Luxemburg bildet, hat sich durch den Schiefer des Hochlandes ein tiefes, schmales Thal gegraben, durch dessen schier zahllose Krümmungen kein gangbarer Pfad zwischen dem Wasser und den teilweise senkrecht emporsteigenden Wänden gelassen ist. Nur in trockenen Sommern, wenn der niedrige Wasserstand die öftere Durchquerung des Bettes zuläßt, kann man das Thal besuchen, um sich an den wunderbar wilden Schönheiten zu erfreuen. Einzelne Mühlen liegen im Thale, aber

nur da, wo ein seitliches Rinnsal den Verkehr mit den Dörfern der Hochfläche ermöglicht; es sind deren im ganzen vier zwischen Uren und Dasburg, bei einer Flußlinie von etwa 30 km, während die Luftlinie nur 11 km beträgt.

In einer kleineren Seitenfalte links liegt der erwähnte Ort Dasburg, das alte Daysbergh, malerisch überragt von den noch stattlichen Trümmern einer ausgedehnten Burg, welche die oranischen Grafen von Vianden als Lehen der Abtei Prüm besaßen. Von hier ab ist das Thal, welches seine Wildheit verliert, durch einen Weg zugänglich, der bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer weiterführt; links mündet der wasserreiche Josenbach, der im Oberlaufe den Prümerbach aufnimmt. Die Reste der früher oranischen Schlösser Stolzenburg, auf einem senkrecht zum linken Ufer abfallenden Felsen, und der durch neuere Einbauten verunstalteten Falkenburg bilden für die Landschaft eine Zierde. Das reizend im Thalgrunde inmitten eines Waldes von Obstbäumen gelegene Dörfchen Biwels, welches zwar auf dem linken Ufer liegt, aber doch zu Luxemburg gehört, ist ein malerisches Bild der Ruhe und des Friedens. Jenseits des Flusses steigen die bewaldeten Berge höher an, und auf ihnen ragen die ausgedehnten, noch jetzt gewaltigen Ruinen von Vianden, dem Stammschlosse der Oranier, empor. Es war ein Juwel der Baukunst des romanischen Stils und des Übergangsstils, wohl die prächtigste Burg von ganz Westdeutschland, welche allen Stürmen der schweren Kriegszeiten getrotzt und der Zerstörungssucht der französischen Eroberer mit Erfolg Widerstand geleistet hatte. Noch 1820 stand sie unberührt in altem Glanze, da verkaufte die niederländische Regierung, der die Erhaltung zu teuer erschien, das Schloß auf Abbruch; der allgemeine Unwille über diesen grenzenlosen Vandalismus veranlaßte den damaligen König-Großherzog Wilhelm II., die bereits teilweise zerstörte Burg zurückzukaufen und die Kapelle wenigstens wieder herzustellen. Die übrigen Teile des herrlichen Baues aber verfallen mehr und mehr. — An den Hängen des Berges bis hinab zur Ur, über welche eine steinerne Brücke führt, und jenseits des Flusses zieht sich in malerischer Lage die Stadt Vianden hin mit der sehr sehenswerten Kirche

der Trinitarier, die in gotischem Stile um die Mitte des 13. Jahrh. erbaut wurde. An den Berghängen des linken Ufers wird Wein gebaut, der den verdächtigen Namen „Kniebrech“ führt.

Kurz unterhalb tritt auf der östlichen Seite noch einmal dicht an den Fluß ein senkrecht abfallender Felsen heran, der den Weg im Thale sperrt. Auf der nicht bedeutenden Höhe stehen die alten, noch jetzt bewohnten Gebäude der einstigen Templer-Probstei Roth, von deren Altan man einen überraschend schönen Blick auf das Thal mit Vianden und seinem Schlosse genießt. Nach Aufhebung des Templerordens kamen die ausgedehnten Besitzungen und das Schloß in den Besitz der Johanniter, bis sie von der französischen Regierung versteigert wurden.

Unterhalb Roth weitet sich das Thal; der mit Kähnen befahrbare Fluß zieht in ruhigerem Laufe durch fruchtbare Gefilde, deren wohlhabende Ortschaften Namen mit der Endung „ingen“ führen, ein Beweis, daß es Ansiedelungen der Alemannen sind. Nach kurzem Laufe ergießt sich die Ur bei dem stattlichen Orte Wallendorf in die Sauer (Sur).

Dieser aus den Ardennen kommende und in östlichem Laufe das ganze Luxemburger Land durchschneidende Fluß wendet sich nach der Aufnahme der Ur nach Süden und bildet auf dieser ganzen Strecke die Grenze zwischen Preußen und Luxemburg. Das Thal ist meist breit, anmutig, fruchtbar und von zahlreichen, wohlhabenden Ortschaften belebt; die einschließenden Höhen, die meist nicht sehr hoch, aber vielfach mit schönen Laubholzwaldungen bedeckt sind, zeigen die wunderbaren Gebilde der Kalkgebirge in reichster Fülle; senkrecht abfallende, zerklüftete Felsen, z. B. bei Echternach die „Schweineställe“, klammartige Schluchten, einzelne nadelartige Pyramiden, dürre Schutthalden und prächtige Buchenwaldungen wechseln in bunter Reihenfolge. Bollendorf hat sich infolge seiner günstigen Lage und als Ausgangspunkt zahlreicher, lohnender Wanderungen zu einer internationalen Sommerfrische ausgebildet; Echternach, der luxemburgische Hauptort des Thales, ist berühmt durch seine 706 gegründete Abtei und durch die jährlich am Pfingstdienstag stattfindende

3*

Springprozession. Bei Wasserbillig ergießt sich die Sauer in die Mosel.

Die Prümquelle liegt an der Wurzel der Schneifel in einer Höhe von 635 m, südlich des Ortes Ormond; der junge Bach wendet sich nach Südwesten dem Fuße der Schneifel entlang, von welcher ihm zahlreiche Quellen zueilen. Die Berge, welche das nicht sehr schmale Wiesenthal umsäumen, sind meist mit Nadelholz und Schäleichen bestanden. Bald zeigt sich dem von Norden kommenden Wanderer ein liebliches Bild: das Thal verengt sich, die Berge der rechten Seite treten näher an die mit Buchen-Hochwald bedeckten Höhen des linken Ufers heran, und zwischen beiden ragen zwei im Barockstile erbaute Türme über den vom Thale zur Höhe sich ziehenden Häusern hoch empor; es ist die freundlich gelegene Kreisstadt Prüm, die durch Ansiedelungen bei dem von Bertrada, der Großmutter Pippins des Kleinen 720 gegründeten Kloster entstanden ist. Pippin begann selbst den Bau einer Kirche, die von Karl d. Gr. vollendet und von Papst Leo III. 799 eingeweiht wurde.

Besonders bevorzugt wurde Prüm von Kaiser Lothar I., der hier im Kloster seine letzten Lebensjahre verbrachte und 855 starb. Seine irdischen Reste wurden 1861 wieder aufgefunden und in einem kostbaren, von König Wilhelm I. geschenkten Sarkophage vor dem Hochaltar der im 18. Jahrh. umgebauten, ehrwürdigen Abteikirche beigesetzt. Die Abtei wurde zweimal, 882 und 892, durch die Normannen geplündert und verwüstet, erholte sich aber wieder rasch und gelangte im 10. und 11. Jahrh. zu der höchsten Blüte; während ihre äußere Macht und ihr Reichtum gewaltig wuchsen, wurde gleichzeitig die Wissenschaft so gepflegt, daß der Ruf des Klosters durch alle Lande ging und Prüm eine Hauptpflanzstätte der Kultur in den niederrheinischen Ländern bildete. Die aus dem Adel der Eifel gewählten Äbte hatten Sitz und Stimme auf dem Reichstage und stellten in Kriegszeiten auch ein stattliches Fähnlein zu dem Reichsheere. Die Grafen von Luxemburg und ebenso die Kurfürsten von Trier sahen diese Machtentfaltung ihres Nachbarn nicht mit freundlichen Augen an, weil er ihnen leicht unbequem werden konnte. Als daher

Karl IV. aus dem Hause Luxemburg deutscher Kaiser wurde, während Balduin aus demselben Hause den trierischen Erzbischofstuhl inne hatte, versprach er die bereits im Verfall befindliche Abtei dem Erzbistum einzuverleiben; 1376 vollzog er die Übertragung. Der Widerstand der Mönche führte aber zu heftigen Streitigkeiten, die 200 Jahre währten. Erst 1575 wurde die Einverleibung zur Thatsache, und seit dieser Zeit war Prüm ein Teil des Kurfürstentums Trier bis zur französischen Besetzung am Ende des 18. Jahrh. Das stattliche Gebäude, welches vom Bahnhofe aus auf der Höhe in die Augen fällt, ist ein bischöfliches Konvikt, dessen Zöglinge das in den Räumen der alten Abtei befindliche Gymnasium besuchen. Eine halbe Stunde unterhalb liegt im Thale der kleine Ort Niederprüm, wo sich im Mittelalter ein Benediktinerinnen-Kloster befand.

Das Flüßchen windet sich nun durch ein breiteres, flaches Wiesenthal; aber sein Wasser hat eine braunschwarze Färbung angenommen infolge der Abflüsse aus den zahlreichen Gerbereien, die noch heute für Prüm von hoher Bedeutung sind.

Von der Südseite der Schneifel führen der Mehlen- und der Medenbach die Quellwässer dieses Gebirges der Prüm zu, welche bei dem anmutig gelegenen Dorfe Pronsfeld noch die Alf und damit die Abflüsse der nördlichen und mittleren Schneifel aufnimmt, um nunmehr in südlicher Richtung unter zahlreichen Windungen in engerem Thale das Gebirge zu durchbrechen; dieses zeigt aber nicht die wild erhabenen Felsen des Urthales, sondern die begleitenden Höhen sind flacher, steigen allmählicher an, und zahlreiche wohlhabende Dörfer und Flecken, die durch gute Thalwege verbunden sind, haben sich am Flüßchen angebaut. Der bedeutendste Ort des Thales ist Waxweiler, dessen spitzer, nadelförmiger Kirchturm weithin sichtbar ist. Wenige Kilometer abwärts tritt als Ortschaftsbezeichnung der Name „Mauel" auf, der sonst auf der Südseite der Eifel nicht vorkommt. Auf einem Grauwackenrücken des linken Ufers liegt das angeblich aus dem 11. Jahrh. stammende, von dem gegenwärtigen Besitzer, dem Grafen Rénessé, wieder hergestellte Schloß Hamm, das seiner Bauart nach

nicht von hoher Bedeutung ist, aber mit den bewaldeten Höhen einen freundlichen Anblick gewährt.

Schöner und malerischer wird erst das Prümthal, wo es in das Gebiet des Liassandsteines und des Ardennenkalkes eintritt, namentlich vom Orte Holsthum ab. Rechts mündet hier die häufig wasserarme Enz in den Fluß, der am Ostufer des Ferschweiler Plateaus vorbeifließt, welches ihn zu einer weiteren Krümmung durch ein enges Felsenthal zwingt, das mit wilden, steilen Höhen umkränzt ist. Hier liegt der obstreiche Ort Prümzurlay, über welchem in malerischer Lage auf steilem Sandsteinfelsen die Ruinen der ehemaligen „Prümer Burg" sich erheben, die einst im Besitz der Tempelherren war. Bei dem Dorfe Minden mit bemerkenswerten Fischerei-Anlagen vereinigt sich die Prüm mit der Sauer.

Wie schon oben erwähnt, nimmt die Prüm noch von rechts die Enz und dann links die Nims auf. Der erstgenannte Bach entspringt auf dem Plateau zwischen Ur und Prüm in der Nähe des Ortes Arzfeld — ein Quellbach führt auch den Namen Prümerbach — und sammelt in seinem Laufe die auf der genannten Hochfläche entspringenden Gewässer; in flacher Mulde wendet sich die Enz nach Süden und schneidet erst von Neuerburg ab in schluchtenartigem Thale durch das Gebirge. Dieses Städtchen, welches lange Zeit Sitz einer hochentwickelten Tuch- und Lederindustrie war — letztere blüht noch heute — bietet einen außerordentlich lieblichen Anblick dar; die freundlichen Häuser ziehen sich vom engen Thale an den Abfällen des Schloßberges empor; dazwischen liegt die hochstrebende Pfarrkirche, ein zweischiffiger, gotischer Bau aus dem Ende des 15. Jahrh., und auf dem Gipfel ragen die umfangreichen Trümmer des stolzen Schlosses empor, eines der stärksten des ganzen Gebirgslandes. Die Zeit seiner Gründung ist unbekannt, jedenfalls stand es schon im 12. Jahrh., wurde aber von seinen späteren Besitzern mehrfach so erweitert und umgebaut, daß aus den jetzigen Trümmern, die sich besonders durch ihre gewaltigen Mauern auszeichnen, kein Bild mehr von dem ursprünglichen Bau gewonnen werden kann. Die Familie der Grafen von Neuerburg starb bereits 1288 im Mannes-

stamme aus, und nun wechselten während der nächsten 200 Jahre die Besitzer in rascher Aufeinanderfolge; die Hälfte der Herrschaft hatte die Fürstin Maria Kleopha von Hohenzollern-Sigmaringen von 1623—1687 inne als das erste Mitglied dieses erlauchten Hauses, welches Teile der Eifel beherrschte. Noch heute ist das Andenken an sie, als eine Wohlthäterin des Volkes, in der Gegend lebendig. Im Jahre 1487 erhielten durch Erbschaft die Grafen von Manderscheid einen Teil der Neuerburger Lande, 1687 kamen sie in den Besitz des ganzen Gebietes, in welchem sie auch bis zur französischen Herrschaft verblieben. Die alte „Burg“, ein Sitz des zahlreichen Lehnsadels, ist gut erhalten; sie liegt nahe bei der Kirche auf halber Höhe des Schloßberges und dient jetzt als Wohnung des Bürgermeisters. — Auf den Felsen sind mehrfach prächtige Terrassengärten angelegt, und auf einem steilen Vorsprung steht hier noch ein alter Wachtturm, „Beilsturm“ genannt. Von den Befestigungswerken der Stadt und des Schlosses, die 1692 durch das französische Heer zerstört wurden, sind sonst nur noch wenige Reste zu sehen.

Das Thal der Enz ist unterhalb Neuerburg von steilen, mit Eichenschälwald bedeckten Höhen eingefaßt, während unterhalb Sinspelt der Bach in eine breitere, flache Mulde mit fruchtbaren Gefilden tritt und sich dann am Nordabhange des Ferschweiler Plateaus in engem Thale nach Osten zur Prüm wendet.

Die Nims entspringt östlich der Stadt Prüm auf der Kalkhochfläche (515 m) und fließt ihrer gesamten Länge nach fast genau nach Süden. In ihrem Quellgebiete zeigen sich alle für Kalkgebirge charakteristischen Formen, senkrechte Felsen, Schutthalden, Höhlen, Verschwinden von Bächen u. s. f.; meist sind sie freilich von unbedeutender Ausdehnung, doch bezeichnet der Volksmund eines der Thäler als „Schönecker Schweiz“. Der Ort, von welchem dieser Name entnommen ist, liegt am Fuße einer zum Bache steil abfallenden Höhe (100 m) mit ausgedehntem, flachem Rücken, auf welchem sich die Reste einer großartig angelegten Burg befinden. Über ihre Gründung ist nichts Sicheres bekannt; sie war im 13. Jahrh. ein steter Zankapfel zwischen den Äbten von Prüm und den Besitzern, den Grafen

von Vianden; die ersteren behaupteten, daß ihre Gegner vor undenklichen Zeiten die Burg ohne bezw. gegen den Willen der Abtei auf deren Grund und Boden erbaut hätten; doch dürfte der Bau der Burg nicht vor 1222 erfolgt sein; sie bildete ein Bollwerk gegen Prüm, obschon die Herren von Vianden gleichzeitig das Amt von Schirmvögten der Abtei ausübten. Durch Vertrag von 1279 wurde Heinrich I., Sohn des Grafen Friedrich von Vianden und Gründer der Linie von Schönecken durch den Prümer Abt mit der Burg belehnt. Nach dem Aussterben des Grafenstammes wechselten infolge von Verkauf und Verpfändungen die Besitzer, bis die Burg mit all ihren ausgebreiteten Gütern, namentlich an der Mosel, 1480 an das Erzbistum Trier fiel, bei welchem sie bis zur französischen Zeit verblieb. Als 1802 der Ort und ein Teil der Burg durch einen Brand zerstört wurde, gab die Regierung die Erlaubnis, den bereits verfallenden Schloßgebäuden Steine, Holz und Dachschiefer für den Wiederaufbau der Häuser zu entnehmen; dadurch wurden diese bald gänzlich in Trümmer gelegt. Am Abhange des Schloßberges vor dem Hauptthore lagen die Burghäuser der zahlreichen Lehnsleute; sie sind meist noch als Wohngebäude erhalten. Der ansehnliche Ort, der jedenfalls viel älter als die Burg ist, war mit dieser durch eine Befestigungsmauer verbunden, von welcher nur noch spärliche Reste vorhanden sind. Da thalabwärts der noch bedeutendere, bereits von Pippin d. Kl. der Abtei Prüm geschenkte Ort Wetteldorf nur wenige Minuten entfernt liegt, so erscheint das Ganze von der Höhe als ein sehr ansehnlicher Ort (2400 Einw.), in welchem sich bei seiner großen Abgeschiedenheit vom Verkehre noch manche alte Gebräuche erhalten haben.

Das Thal der Nims erbreitert sich weiterhin, aber auch da, wo es wieder enger wird, bleibt es eintönig; es fehlen bei den flachen Seitenbergen die schönen Formen, die felskrönenden Burgen und vor allem der ausgedehnte Hochwald. Erst nahe bei der Einmündung in die Prüm bei Irrel wird das Thal auf kurze Strecke im Liassandstein enger und damit auch schöner.

Bei Grabenlosheim liegt in einer Höhe von 640 m die Quelle

der Kyll, des zweiten größeren Flusses, welcher auf dem Losheimer Walde entspringt; sie wendet sich zunächst in raschem Falle nach Osten, nimmt von beiden Seiten mehrere wasserreiche Bäche auf, darunter links die Berke, rechts die auf der Wurzel der Schneifel entspringende Taubkyll, an der Ormont und Halschlag liegen, und bildet in ihrem Oberlaufe ein weites, schönes Wiesenthal, einst belebt durch mehrere Eisenhämmer, jetzt vereinsamt und verlassen. Die Höhen steigen zeitweise steil an; auf einer von ihnen liegt links das arme Dörfchen Kronenburg mit den Ruinen der Stammburg des gleichnamigen, bedeutenden Dynastengeschlechtes. Der Ort mit seinen engen Straßen und dicht ineinander gebauten Häusern bildete früher eine Stadt, die mitsamt dem Schlosse durch gewaltige Festungswerke geschützt war, von denen noch ein Teil der Mauern und zwei Thore vollständig erhalten sind. Das Kirchlein, einst gleichzeitig Schloßkapelle, ist ein höchst bemerkenswerter Bau der entarteten Gotik, des sog. Flamboyant-Stiles; ein einziger, zierlich ornamentierter Pfeiler trägt die Gewölbe der beiden Schiffe. — Weiter thalabwärts liegt der alte Burgflecken Stadtkyll, von dessen den Blankenheimer Grafen gehörigen Burg fast nichts als der Name und von dessen starken Stadtbefestigungen nur noch sehr schwache Trümmer vorhanden sind.

Kaum 2 km weiter mündet von links der Glaadter oder Dahlemerbach, durch dessen eintöniges, ödes Thal die von Köln nach Trier führende Bahn in starkem Gefälle von Schmidtheim herabkommt, um von hier ab der Kyll bis zu deren Austritt aus dem Gebirge zu folgen. Dicht bei der Vereinigung liegen am Fuße eines schönen Waldberges, des „Tiergarten", die Trümmer der Glaadter oder Jünkerather Burg, welche der Sage nach von den Grafen von Blankenheim erbaut und am Einweihungstage durch einen Blitz eingeäschert worden sein soll, so daß sie nie bewohnt wurde. Die Gewerkschaft Jünkerath ist eines der wenigen Eisenwerke der Eifel, welches sich trotz aller schweren Zeiten in seiner vollen Bedeutung erhalten hat.

Das Thal ist breit, die umgebenden Berge nicht sehr hoch und dabei flach ansteigend, so daß man zahlreichere Ortschaften auf beiden Seiten sich ausbreiten sieht; doch treten an einzelnen Stellen von

rechts wie von links alte Vulkane, bezw. Lavaströme an das Flüßchen heran, so daß mehrere Abschnitte in dem Thale entstehen. Das Städtchen Hillesheim, das einer Station der Eisenbahn den Namen gegeben hat, liegt ca. 2 km von der Kyll entfernt östlich, in einer Mulde zwischen den Höhen versteckt. Bei dem Austritte aus der zweiten Thalsperre erhebt sich rechts aus herrlichem Buchenhochwalde auf steiler Basalthöhe der völlig erhaltene, bezw. wieder hergestellte 40 m hohe Turm der Kasselburg. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; auch sie gehörte den Grafen von Blankenheim, kam mit deren ganzem Besitz an die Grafen von Manderscheid und ist jetzt im Besitze des Staates; die Mauern und Gebäulichkeiten sind verfallen.

Die Kyll wendet sich nun auf kurze Strecke nach Westen und bildet eine erweiterte Thalmulde, welche zu beiden Seiten von steilen Höhen, Munterley und Auburg rechts, Schloßberg links, umfaßt wird; es sind Dolomitfelsen, welche die bizarrsten Formen bilden und in ihrer eigentümlichen Färbung und ihrem Gestaltenreichtum an die Dolomit-Alpen bei Toblach erinnern; namentlich bei sinkender Sonne gewähren sie einen herrlichen Anblick. Am Abhange des Schloßberges ziehen sich in malerischer Lage die Häuser von Gerolstein hin, und die Spitze des Berges wird von den teilweise schon stark verfallenen Ruinen der Burg gekrönt. Diese wurde im Anfange des 12. Jahrh. von dem Grafen Gerhard von Blankenheim erbaut; daher der ursprüngliche Name „Gerhardstein", der sich im Laufe der Zeit in Gerolstein umgestaltete. Die Ansiedelung am Fuße des Berges erhielt durch Kaiser Ludwig den Baier 1336 Stadtrechte; 1558 fiel der ganze Besitz an die Grafen von Manderscheid. Stadt und Burg hatten in den Kriegen unter Ludwig XIV. schwer zu leiden; daher sind von den Befestigungsmauern des Ortes nur noch geringe Reste vorhanden. Die Burg, welche jetzt Eigentum der preußischen Regierung ist, soll nach neueren Bestimmungen vor weiterem Verfall geschützt werden. — Die ganze Umgebung von Gerolstein ist sehr reich an vorzüglichen Mineralquellen und Mofetten, welche die Grundlage einer ausgedehnten Industrie bilden.

Kurz unterhalb Gerolstein wendet sich die Kyll wieder nach

Süden, nimmt von rechts bei Lissingen, welches zwei noch bewohnte Burghäuser hat, den einzigen bedeutenden Nebenbach, die Oos, auf, welche ihr die Abflüsse der zahlreichen Quellen von den zwischen der Prüm, Nims und Kyll liegenden, vulkanischen Höhen zuführt, und tritt nun in ein engeres, von höheren Bergen umfaßtes Thal; dieses bleibt aber bis auf kleinere Strecken weit genug, um für Dörfer und fruchtbare Wiesen und Felder genügenden Raum zu lassen. Auf einem Hügel bei Mürlenbach liegen die Ruinen einer alten, im Mittelalter zu Prüm gehörigen, aber schon seit dem 18. Jahrh. verfallenen, karolingischen Burg, in welche jetzt Häuser eingebaut sind. Zwei alte Burghäuser in Densborn sind zum Teil noch bewohnt. Die Herrschaft dieses Ortes gehörte zu Luxemburg, dann bildete sie ein den Grafen von Daun übertragenes Lehen. Auf dem Bergrücken einer vom Flusse fast völlig umschlossenen Landzunge ziehen sich in malerischer Lage, umgeben von Terrassengärten und weiten Hopfenpflanzungen, die Häuser des Ortes Kyllburg hin. Die schöne Gegend, der herrliche Buchenwald der Umgebung und die Leichtigkeit des Verkehrs haben den Ort zu einer vielbesuchten Sommerfrische gemacht. Die 1229 von dem Trierer Erzbischof Theodorich II. zum Schutze gegen die mächtigen Herren von Malberg erbaute Burg liegt gänzlich in Trümmern; die prächtige Stiftskirche aus dem 13. Jahrh. mit einem wieder hergestellten Kreuzgange enthält sehr beachtenswerte Glasmalereien aus der Zeit Albrecht Dürers und ein Madonnenbild aus dem 14. Jahrh. — Kaum 1 km abwärts liegt das Dorf Malberg, dessen auf einem Hügel stehendes Schloß im Anfang des 18. Jahrh. im Barockstil neu erbaut wurde. Die Schutzmauern und die mit dem Schlosse in Verbindung stehende Kirche sind alt.

Die Kyll bildet nunmehr in einem engen, schluchtenartigen, noch nicht überall durch Wege erschlossenen Thale eine große Schleife und wendet sich dann wieder nach Süden an Erdorf vorüber, der Bahnstation für das sehr betriebsame, auf dem westlichen Plateau liegende Kreisstädtchen Bitburg, an dem obstreichen Philippsheim mit der Ruine Pfalzkyll vorbei und bildet mehrfach starke Krümmungen, welche die Bahn durch Tunnels abschneidet. Der Ort Speicher, dessen

Name eine Station trägt, liegt links auf der Hochfläche. Bei Ehrang endlich tritt der Fluß aus dem Gebirge heraus in die reiche Trierer Ebene, um sich kurz unterhalb mit der Mosel zu vereinen.

Die Salm entspringt südlich von Gerolstein auf den vulkanischen Bergen des Salmwaldes in einer Höhe von über 600 m; in ihrem breiten Wiesenthale blühte einst die Eisenindustrie; sie ist heute gänzlich geschwunden, doch werden einzelne Werke jetzt für andere Gewerbe benutzt. Der daran noch erinnernde Ort Eisenschmitt hat eine herrliche Lage; sehr ausgedehnter Hochwald von Buchen, Eichen und Fichten bedeckt hier die Hochflächen und die Abhänge vielfach hinab bis in das Thal. Eine kurze Strecke unterhalb bieten ein zauberisch schönes Bild die dicht am Hochwald liegenden Ruinen der im Mittelalter hochberühmten Cisterzienser-Abtei Himmerod, die hier durch Abgesandte Bernhards von Clairvaux 1138 gegründet wurde und rasch zu hohem Ansehen gelangte. Die Kirche, welche in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. neu gebaut war, wurde von der französischen Regierung mit dem ausgedehnten Landbesitz der Abtei 1802 verkauft und verfiel rasch. Vorderfassade und Chor stehen zwar noch, beide sind aber in höchst baufälligem Zustande. — Der Bach macht nun einen großen Bogen nach Osten und schneidet in tieferem, engem, noch nicht überall gangbarem Thale mit zahlreichen Krümmungen in das Randgebirge des Hochlandes ein; auf dieser Strecke nimmt die Salm von rechts den Kailbach auf. Bei dem Orte Bruch liegen hier auf einer Höhe die ausgedehnten Ruinen eines gleichnamigen Schlosses, dessen Besitzer bereits im 16. Jahrh. ausstarben, worauf die Herrschaft als erledigtes Lehen von Trier eingezogen wurde; an einem kleinen Nebenbache rechts steht das gänzlich wieder hergestellte, von weiten Parkanlagen umgebene Schloß Dodenburg, ein Sitz der Grafen Kesselstadt. Bei Salmrohr tritt der Salmbach aus dem Gebiete des Gebirges heraus in die weite, fruchtbare Wittlicher Ebene und durchschneidet dann in tiefer Schlucht die sog. Moselberge, um sich bei dem wein- und obstreichen Orte Clüsserath mit der Mosel zu vereinigen.

Die Lieser kommt aus den sumpfigen Südabhängen der Hohen

Eifel und wendet sich zunächst in ödem Thale nach Südwesten. Auf senkrecht aufsteigender Felsenwand des rechten Ufers breiten sich hier die Reste der Burg und die freundlichen Häuser von Daun aus. Die Niederlassung ist sehr alt, wahrscheinlich keltischen Ursprungs, und sehr frühe in germanischer Zeit mag sich an dem so günstig gelegenen Punkte auch schon eine deutsche Ansiedelung befunden haben. Beglaubigt ist das Auftreten des Geschlechtes der Herren von Daun seit dem 10. Jahrh.; es erlangte bald hohes Ansehen durch die ganze Eifel, und Mitglieder desselben nahmen den kurfürstlichen Stuhl in Trier ein, während andere Äbte von Prüm wurden; dabei waren sie vielfach als kriegerisch und rauflustig bekannt, der Schrecken des Landes und der Nachbarn. Seit dem 14. Jahrh. zu Grafen ernannt, starben sie im Anfang des folgenden aus; Trier zog Stadt und Burg als erledigtes Reichslehen ein; nur einzelne Besitzungen fielen an Manderscheid. Im Jahre 1633 wurden Burgmannen, die das alte Wappen der Grafen von Daun führten, in den Reichsgrafenstand erhoben, und ihr Geschlecht zeichnete sich in kaiserlichen Diensten zu verschiedenen Zeiten sehr aus, so in der Schlacht bei Turin; der bekannte österreichische Feldmarschall Daun, der Gegner Friedrichs d. Gr., stammte aus ihrem Hause. Die an der Nahe ansässigen Raugrafen von Dhaun bildeten einen Zweig des älteren Herren-Geschlechts; sie starben schon früh aus. — Die alte Ringmauer der Stadt mit einem Warttürmchen und das frühere Renthaus (jetzt Oberförsterei) stehen noch; ebenso steht am Südfuße des Felsens noch ein Burghaus; von der alten Burg selbst, in deren Beringe 1863 eine kleine evangelische Kirche in gotischem Stile erbaut wurde, sind nur noch ganz unbedeutende Reste vorhanden. — Der Ort, in dem eisenhaltige Säuerlinge entspringen, hat sich infolge seiner glücklichen, schönen Lage in der Mitte der vulkanischen Eifel in den letzten Jahren zu einer beliebten Sommerfrische ausgebildet.

Kurz unterhalb Daun treten von beiden Seiten des Thales die Berge näher zusammen, in deren Kesseln links die bekannten drei Maare liegen. Nach einigen Kilometern verengt sich das Bachthal so sehr, daß kein Dorf, sondern nur einzelne Gebäude hier und da noch Raum zwischen

Wasser und Berg finden; selbst Wege zwischen diesen beiden sind auf weite Strecken unmöglich, so daß ein Verkehr dem Thale nach nicht stattfinden kann; dieser muß vielmehr über die meist kahlen, eintönigen Höhen geleitet werden. Jetzt ist das Thal wenigstens für den Wanderverkehr durch Wege erschlossen, die vielfach auf der halben Höhe der waldreichen Seitenwandungen her führen und Gebiete unvergleichlicher Schönheit dem Genusse geöffnet haben. An der einsamen, durch Brand zerstörten „Geisenmühle", die zwischen herrlichen Waldhängen in saftiggrüner Wiese ein höchst malerisches Bild darbietet, liegen links auf leicht erreichbarer Höhe die Trümmer einer gewaltigen Burg, im Volksmunde Geisterburg genannt, deren Ursprung, Name und Geschichte noch gänzlich unbekannt sind. Eine genaue Untersuchung hat noch nicht stattgefunden.

Am wildesten und schönsten ist das enge Thal des Baches bei dem Orte Manderscheid. Der Ort selbst liegt auf der Hochfläche rechts des Baches dicht am Abhange der vielfach senkrecht abfallenden Felsen und hat sich zu einer sehr besuchten Sommerfrische emporgeschwungen infolge seiner überaus herrlichen Umgebung, die durch zahlreiche neu angelegte Fußpfade zu den mannigfaltigsten Ausflügen durch Wälder, durch Thäler und hochansteigende Höhen mit schönen Aussichten reiche Gelegenheit bietet. Wunderbar vor allem sind die Blicke von den verschiedenen Punkten in das Labyrinth der Felsen, welche das doppelt gekrümmte Bachthal begrenzen. Von keiner Stelle kann man einen vollen Einblick in das Wirrsal dieser Felsen gewinnen; nirgends vermag man zu erkennen, wie der Bach zwischen den Klippen verläuft, oder welche von diesen zur rechten, welche zur linken Seite des Wassers emporstarren. Auf zwei Bergspitzen liegen, durch das tiefe Thal geschieden, die Trümmer der Ober- und Unterburg wie zwei feindliche Brüder; und dies waren ihre Besitzer in der That. Die obere Burg bestand bereits am Ende des 9. Jahrh., wo die Reichsgrafen von Manderscheid im ganzen Lande hohes Ansehen genossen. Der Stamm trennte sich in zwei Zweige; der Vertreter des jüngeren erbaute im 12. Jahrh. die untere Burg, und nun befehdeten sich die Brüder in langem Kampfe, in welchen auf

der einen Seite die Erzbischöfe von Trier, auf der anderen die Grafen von Luxemburg eingriffen; die Folge war eine Verwüstung des ganzen Landes und schließlich eine Teilung des ausgedehnten Besitzes. Später wurden die beiden Linien wieder vereinigt, und die Grafen von Manderscheid gelangten allmählich durch Erbschaft in den Besitz von fast der halben Eifel; namentlich gehörten ihnen die Herrschaften von Neuerburg, Blankenheim, Gerolstein, Daun, Kronenburg u. a. m. Ihr Geschlecht starb 1780 im Mannesstamme aus. — Merkwürdig ist im Beringe der oberen Burg auf der Spitze des Bergkegels eine jetzt zugeschüttete Quelle. Die bedeutenderen Ruinen sind die der Unterburg, von der noch einzelne Burghäuser ziemlich erhalten sind. Die wenigen Gebäude am Fuße des Burgfelsens im Thale führen den Namen Niedermanderscheid, und die Hochfläche am linken Ufer heißt noch heute „die Grafschaft".

Von hier wendet sich das Flüßchen weiter nach Süden; das Thal ist eng, vielfach schluchtenartig mit so zahlreichen Schlingungen, daß die Länge des Thales bis zu seiner Ausweitung in der Wittlicher Ebene etwa 40 km beträgt, während in der Luftlinie gemessen Manderscheid von Wittlich 12 km entfernt ist, und die Landstraße, welche diese beiden Orte mit einander verbindet und zur Umgehung des Lieserthales einen großen Umweg über die Hochfläche nehmen muß, nur 20 km mißt. Das Thal ist dabei sehr eng, so daß sich in ihm nur drei Mühlen finden, der größte Teil ist aber jetzt durch einen Pfad an den waldigen Abhängen erschlossen, wodurch die prächtigen Gegenden zugänglich gemacht sind. Eine Stunde unterhalb Manderscheid fließt der Lieser von rechts der einzige bedeutende Nebenbach, die Kleine Kyll, zu, welche westlich von Daun in der vulkanischen Eifel entspringt und in tiefem, an Schönheiten sehr reichem Thale parallel der Lieser und nur 2—3 km davon entfernt, sich nach Süden wendet; im oberen Laufe liegen mehrere nicht unbedeutende Orte; auch der Unterlauf ist jetzt ganz erschlossen und bietet namentlich am Fuße des gewaltigen Vulkanes „Mosenberg" hochinteressante Erscheinungen, wie die Bildung sogenannter Mühlen im Bachbette und besonders den Horngraben, wo ein senkrecht der Länge nach

durchschnittener Lavastrom den inneren Bau der Basaltlava zeigt. Kurz oberhalb des freundlichen, sehr betriebsamen Kreisstädtchens Wittlich tritt die Lieser in die fruchtbare, auch Tabakbau aufweisende Ebene, um dann in scharf eingeschnittenem Thale die sog. Moselberge zu durchbrechen und sich bei dem Dorfe Lieser, oberhalb Bernkastel, in die Mosel zu ergießen.

Die Alf kommt als sehr schwache Quelle von der Darscheider Heide, östlich von Daun, und wendet sich nach Süden in breitem Wiesenthale, das auf der Ostseite von einer Reihe von Vulkanen begleitet wird. Erst unterhalb des Dorfes Strohn treten von beiden Seiten auf kurze Strecke die Berge näher an den Bach heran, von rechts die Abfälle des Kondelwaldes, den er in breitem, fruchtbarem Thale auf der Südseite umfließt und von den Moselbergen durch das tief eingeschnittene Hellenthal trennt. Bei dem sehr ansehnlichen, herrlich gelegenen Dorfe Alf mündet der Bach in die Mosel; auf steilem Felskegel liegen hier die Trümmer der alten Raubritterburg Arras. — Von der rechten Seite nimmt die Alf den Abfluß des Schalkenmehrener Maares und im Sammelbach den des Holzmaares auf. Von links her vereinigt sich mit ihr kurz vor der Mündung in die Mosel die wasserreiche Üß, welche von den Westabhängen des Hochkelberges kommt und in ihrem ganzen Laufe durch ein tiefes, meist enges Felsenthal nach Süden fließt; nur dessen obere Hälfte ist von mehreren ärmlichen Dörfern belebt; die untere zählt nur wenige Mühlen und ist noch gänzlich unaufgeschlossen; auf dem Rücken eines der durch die zahllosen Windungen gebildeten, halbinselförmigen Felsvorsprünge erheben sich die Reste der Entersburg. In engem Thalkessel liegt am Unterlaufe der liebliche Badeort Bertrich, dessen warme Heilquellen schon von den Römern geschätzt wurden und mit Erfolg auch heute noch von Gichtleidenden besucht werden; die ganze Umgebung ist vulkanisch und zeigt manche höchst merkwürdige Bildungen. Von hier ab ist die Thalsohle breiter, aber die umfassenden, waldbedeckten Höhen bleiben steil bis zu der Mündung in die Alf.

Der schwache Endertbach, welcher in den ausgedehnten Wal-

dungen östlich von Ulmen entspringt und die Südseite des Hochpochten umfließt, bildet in seinem ganzen, nach Südosten gerichteten Laufe ein enges Felsenthal, in welchem nirgends ein Dorf Platz gefunden hat; nur in der unteren Hälfte, welche noch nicht aufgeschlossen ist, sondern meist unzugängliche Kurven, ähnlich der Ur, Lieser und Üß, bildet und von steilen Felsen umrahmt ist, finden sich zahlreiche Mühlen. Das Thal heißt Martenthal, wird aber im Volksmunde bezeichnenderweise Marterthal genannt. Durch den letzten Abschnitt führt die Landstraße von Cochem auf die Höhe von Kaisersesch; wo sie das Thal verläßt, erhebt sich auf steilem Kegel die Ruine der Winneburg, des Stammschlosses der Grafen von Metternich-Winneburg, deren Geschlecht noch jetzt in Österreich in den Fürsten von Metternich fortlebt. Von der Moselseite her bietet der Bergkegel mit dem emporragenden alten Turme ein prächtiges Bild als Abschluß des engen Thales mit seinen steilen Hängen. Bei Cochem fällt der Endertbach in die Mosel.

Die Elz oder Eltz entspringt in mehreren Quellbächen auf den Ostabhängen der Doppelberge Hochkelberg und Hochberg und wendet sich zunächst in einem meist muldenförmigen Thale, in welchem mehrere arme Dörfer liegen, nach Osten. In einem Knie, wo sich das Flüßchen scharf gegen Südosten wendet, dehnen sich ihm entlang die Häuser von Monreal aus, überragt von den malerischen Trümmern eines starken Schlosses, das früher Sitz der mächtigen Reichsgrafen von Virneburg war, aber 1689 in den Kriegen Ludwigs XIV. zerstört wurde. Der steile Sommerberg, auf dessen Abhang die Ruine steht, ist leider kahl. Von hier ab ist das Thal der Elz gleich dem der übrigen Bäche tiefer in die Felsen eingegraben und bietet außer für zahlreiche Mühlen keinen Raum zu menschlichen Niederlassungen, ist aber bei der größeren Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit der umgebenden Hochflächen von zahlreichen Straßen und Verbindungswegen durchquert. Sonst ist es in seinen zahllosen Windungen noch auf weite Strecken unerschlossen; ein wirklicher Thalweg wird sich auch nicht anlegen lassen, da das Flüßchen bald rechts, bald links an senkrecht abfallende Felsen dicht herantritt und die gewaltigen Wassermassen, welche sich bei

Schneeabgang oder Hochgewittern entwickeln, leichtere Brücken immer zerstören würden. Auf einem Felsabhange des rechten Ufers erheben sich die Reste der Burg Pyrmont, welche von den Grafen von Bassenheim bewohnt war bis zur Herrschaft der Franzosen; von diesen wurde sie als herrenloses Gut versteigert und von dem Käufer größtenteils zerstört, um Bausteine zu gewinnen. Am Fuße des Berges bei einer Mühle bildet die Elz einen ansehnlichen Wasserfall, den bedeutendsten in der ganzen Eifel, der besonders bei Hochwasser inmitten der teilweise bewaldeten Felsenhöhen ein prächtiges Bild darbietet. — Weiter unterhalb, zwischen gewaltigen Bergen versteckt, ragt auf einem Felsvorsprung das herrliche Schloß Elz empor. Das Hauptgebäude ist in verschiedenen Jahrhunderten erbaut und in neuester Zeit wieder völlig hergestellt worden; es ist eines der wenigen Schlösser, welche der Zerstörungswut der fremden Eindringlinge entgangen sind. Mit seinen zahlreichen Erkern und Türmchen bietet es von den Höhen auf beiden Seiten des Thales, ebenso wie von dem kleinen Garten an der Elz einen herrlichen Anblick. Über dem Schlosse steht auf dem Abhange des rechten Ufers die Ruine einer zweiten Burg „Trutz-Elz", von dem Trierer Erzbischof Balduin von Luxemburg zur Bändigung von Burg Elz erbaut, weil deren Besitzer, die Grafen von Elz, die im Volksmunde wegen ihres unbändigen Sinnes „Ysenköpfe" genannt wurden, sich der Macht des Kurfürsten nicht fügen wollten. Eine Erstürmung des Schlosses war bei seiner natürlichen Festigkeit unmöglich; daher wurde die Besatzung eingeschlossen und ausgehungert. Nach der Unterwerfung belehnte Kurfürst Balduin die Grafen von Elz, deren Geschlecht noch heute blüht, mit Trutz-Elz, welches aber bald in Trümmer fiel. Eine Stunde unterhalb des Schlosses Elz ergießt sich das Flüßchen in die Mosel.

---

### 3. Die Nebenflüsse des Rheins.

Bei der verhältnismäßig geringeren Ausdehnung, in welcher der Rhein die Grenze des Eifel-Hochlandes bildet, ist nicht zu erwarten,

daß die Zahl der ihm zufließenden Gewässer so bedeutend sei, wie die derjenigen, welche sich der Mosel zuwenden; dabei liegen die Quellen und der ganze Lauf auf der Seite des Regenschattengebietes, so daß die Bäche verhältnismäßig nicht so wasserreich sind wie die zum Mosel- oder Maasgebiet gehörigen Flüsse. Anderseits aber durchströmen sie industriereiche und fruchtbare Gebiete und enthalten wunderbar schöne Bilder, welche meist schon seit längerer Zeit durch treffliche Straßen erschlossen sind.

Die Nette entspringt in der Nähe der Orte Lederbach und Wüst-Leimbach in ca. 550 m Höhe auf der Ostseite des nordöstlichen Plateaus, auf welchem die Hohe Acht, der höchste Punkt der Eifel, aufragt, in zwei Quellbächen. Zunächst wendet sie sich südlich, dann östlich, nimmt hier den kleinen Kempenicherbach auf, an dem der Ort Kempenich nicht liegt, und dann den Weiberner Bach, der von Kempenich kommt. Bis hierher ist ihr Thal geöffnet; nun aber wendet sie sich wieder nach Süden in engerem, teilweise noch nicht aufgeschlossenem Thale mit dem Bleibergwerke Silbersand. Bei dem Schlosse Bürresheim, einem altertümlichen, wohlerhaltenen Bau auf niedrigem Hügel, nimmt sie rechts die Nitz auf. Diese entspringt in mehreren Quellbächen am Nordabhange der Hohen Eifel, nördlich der Kelberg-Mayenerstraße. Im Thalkessel des kleinen, armen Dorfes Brück vereinen sich mit ihr mehrere von der Hochfläche kommende Bäche, worauf sie sich nach Osten wendet; nun nimmt sie von rechts den starken Abfluß aus den Sümpfen der Booser Maare, von links die von der Hochfläche der Nürburg und der Hohen Acht kommenden Bäche auf. Anfänglich ist das Thal flach; allmählich aber schneidet es in das Gebirge tiefer ein, und die Thalsohle wird schmäler. Hier liegen in einer Krümmung die wenigen Häuser des Ortes Virneburg als unbedeutende Reste der einst reichsunmittelbaren Stadt, des Stammsitzes eines der mächtigsten Geschlechter der ganzen Eifel, der Reichsgrafen von Virneburg. Die Trümmer des 1689 zerstörten Schlosses stehen auf niedrigem Hügel über den Häusern, von welchen noch einzelne hochinteressante Schnitzereien und Bilder aufweisen; die Reste der Burg verfallen alljährlich mehr und mehr. Von hier an durchschneidet

4*

der Bach unter zahlreichen Krümmungen in nördlichem Bogen das Massiv des Mayener Stadtwaldes. Das Thal ist noch unerschlossen; die einschließenden Höhen treten als Klippen bald an das rechte, bald an das linke Ufer dicht heran und zwingen den Wanderer, der es versucht, als Pfadfinder das Thal entlang zu ziehen, häufig, den Bach zu durchwaten. Erst bei St. Johann an der Nitz, wo am Fuß des sog. Bleiberges Bleigruben im Betriebe sind, beginnt den Bach auf der linken Seite des Thales ein Weg zu begleiten, der ihn bei Bürresheim überschreitet und in der Landstraße nach Mayen endet. Die Nette fließt nun in breiterem, saftig grünem Wiesenthale, das von herrlichen Waldbergen — links die Abfälle des Hochsimmer — begleitet wird, nach Südosten und tritt bei der schön gelegenen, sehr gewerbthätigen Kreisstadt Mayen aus dem eigentlichen Hochlande heraus in die frucht- und obstreiche Pellenz. In ihre 200—250 m hohe Fläche mit Bergen bis 350 m hat sich die Nette ein stark gekrümmtes Thal gegraben, dessen Wände vielfach 50 bis 80 m steil ansteigen; an einzelnen Stellen hat sie Lavaströme, die von den benachbarten Vulkanen herabgeflossen sind, durchschneiden müssen; namentlich bei der Rauschermühle stürzt sie über gewaltige Lavablöcke und bietet dabei prächtige Bilder dar. Wenig oberhalb von hier liegen auf einem Hügel die Ruinen der Burg Wernerseck, die um 1400 von dem Trierer Erzbischofe Werner von Falkenstein zum Schutze des Landes gegen die gewaltthätigen Reichsgrafen von Virneburg erbaut wurde. Von Mayen ab fließt die Nette zuerst östlich, dann nordöstlich und mündet gegenüber Neuwied in den Rhein.

Die Brohl kommt von den Vulkanen nördlich des Ortes Kempenich und wendet sich nach Osten; sie bildet ein anmutiges Thal in einer durch ihre hochentwickelte Industrie bedeutenden Gegend, in welcher Naturschönheiten wie bei Burgbrohl, Bad Tönnisstein und an der Schweppenburg wohl beachtenswert sind. Im oberen Thale der Brohl liegt auf steilem Kegel die Ruine des Schlosses Olbrück von dessen gewaltigem Wartturme man eine herrliche Aussicht genießt. Der Bach mündet bei dem Dorfe Brohl in den Rhein.

Der wasserarme Vinxtbach fließt parallel der Brohl auch durch

ein vulkanisches Gebiet und mündet bei Niederbreisig, welches von dem schön wiederhergestellten Schlosse Rheineck überragt wird.

Die Ahr, deren Thal schon lange gänzlich erschlossen ist, und deren herrliches Gelände schon seit Beginn des Jahrhunderts viel besucht und von unseren Dichtern E. M. Arndt, G. Kinckel, Kaufmann u. a. m. auch viel besungen worden ist, entspringt im Orte Blankenheim, wo die mächtige Quelle unter einem Stalle am Fuße des Schloßberges hervorsprudelt. Dieser trägt die ausgedehnten Ruinen des alten Schlosses der Grafen von Blankenheim. Das Geschlecht kommt, historisch beglaubigt, bereits um das Jahr 1100 vor und scheint der jüngere Zweig einer Familie zu sein, deren älterer Linie die Grafen und späteren Herzöge von Jülich entstammten; 1380 wurde das Geschlecht der Herren von Blankenheim in den Grafenstand erhoben. Seine Vertreter zeichneten sich durch Reichstreue, besonders aber durch ihre Kulturbestrebungen aus, von denen zahlreiche Bauten, darunter die in gotischem Stile erbaute Kirche und die Kapelle von Hülchrat, die Errichtung von zahlreichen Schulen und die ganze Geschichte des Geschlechtes zeugen. Nach dem Aussterben des Mannesstammes kam die ausgedehnte Herrschaft an die Grafen von Manderscheid. Die letzten Besitzer des Schlosses flohen vor den einrückenden Franzosen 1794, und die Güter wurden als herrenlos verkauft; der Ansteigerer verzog und ist verschollen, so daß die Ruine in Wirklichkeit herrenloses Gut wurde, um dessen Erhaltung sich niemand kümmerte. In den allerletzten Jahren hat die königliche Regierung durch ausgedehnte Arbeiten den weiteren Verfall der herrlichen Burg verhindert. Vollständig erhalten ist das stattliche Burghaus auf der Südseite. — Die Ahr wendet sich von der Quelle ab nach Südosten, anfänglich von waldigen, später von kahlen, öden Kalkbergen umsäumt. Auf einer Höhe am rechten Ufer ragen die geringen Reste der früheren Burg Dollendorf, des Stammhauses der Edelherren gleichen Namens empor; es steht nur noch eine Giebelwand, alle übrigen Teile des Schlosses sind gänzlich verfallen. Die Dörfer im Thale und auf der Hochfläche zu beiden Seiten zeigen, daß der Boden vielfach nur geringe Fruchtbarkeit besitzt; die alten Eisenwerke stehen schon lange still und sind vielfach

zerfallen. Der Ahr fließen von links nur wasserarme Bäche zu; von rechts nimmt sie zunächst durch den Schaafbach die Quellwässer des Plateaus nördlich von Hillesheim auf, dann münden in sie der stärkere Ah= und der Trierbach. Ersterer entsteht durch Vereinigung mehrerer Bäche aus der Umgebung von Dockweiler und Dreis, nimmt den Abfluß des Dreiser Weihers, sowie die auf den Vulkanen bei Kerpen, Ober= und Niederehe entquellenden Gewässer auf und bildet dann zwischen den die Ahr umgebenden Bergen ein sehr schönes Wiesen=thal, in welchem versteckt inmitten von Buchenhochwald die Ruine Neublankenheim liegt; der Bach mündet unterhalb der Ahrdorfer Mühle in die Ahr. Der Trierbach entspringt auf dem Ostabhange des Hochkelbergs, fließt zunächst durch sumpfige, jetzt vielfach ent=wässerte Wiesen in nördlicher, dann westlicher und schließlich wieder in nördlicher Richtung zwischen den Bergen der nördlichen Hohen Eifel; seine Mündung liegt bei dem Dorfe Müsch, nur etwa 5 km von der des Ahbaches; ihm parallel und nur durch eine schmale Hochfläche von ihm getrennt, fließt der aus der Hohen Eifel kommende ansehnliche Nohnerbach, den er kurz vor der Mündung noch aufnimmt.

Die Ahr hatte sich schon von Ahrdorf aus nach Nordosten ge=wandt; ihr Thal ist hier breit und fruchtbar, zeigt aber häufig die Spuren von Hochwasser; bei Müsch bildet der Fluß ein scharfes Knie nach Norden und strömt am Fuße steilerer Höhen, so nament=lich am gewaltigen Aremberg vorüber; liebliche Fluren, obstreiche Dörfer, wie Antweiler, Fuchshoven u. a., und schöne Wälder gewähren manchen herrlichen Blick. Von links strömen der Ahr hier aus tiefen Einschnitten in der Hochfläche der Dreis= und Armutsbach zu, welche von dem Kalkplateau herabkommen. Hier bietet sich bei dem Dorfe Schuld ein schönes Bild: die Ahr bildet eine Schlinge und in die fast senkrecht abstürzenden Felsen des rechten Ufers sind die Hütten des Dorfes zwischen Obstbäumen versteckt eingebaut, während darüber die steilen, meist waldigen Berge des linken Ufers hoch emporragen.

Der Fluß wendet sich nun auf eine kurze Strecke nach Osten, nimmt bei dem Dorfe Dümpelfeld von rechts den aus einer Reihe von Quellbächen westlich der Hohen Acht und der Nürburg gebildeten

Adenauer=Bach auf und fließt dann wieder nördlich. Beim Dorfe Liers mündet von links der Liersbach, bei Hönningen zeigen sich die Anfänge des Weinbaues, und bei Brück fließt ihr von rechts der Kesselinger=Bach zu. Seine Hauptquelle befindet sich im Bockbüsch, dem nordöstlichsten Ausläufer der Hohen Eifel, führt den Namen Blasweiler Bach und fließt nach Westen. In der Nähe des Dorfes Staffel vereinigt er sich mit dem von Süden kommenden Heckenbach und wird nun Staffelbach genannt. Beim Dorfe Kesseling fließt diesem vom Nordabhange der Hohen Acht der Weidenbach (im Oberlauf Herschbach) zu, worauf er den Namen Kesselinger=Bach führt und noch den von links kommenden Dennerbach aufnimmt. — Die Sahr entspringt östlich von Münstereifel auf den die Erft begleitenden Bergen und wendet sich in einem lieblichen Thale nach Osten, fließt als Houverather Bach am Fuß des steilen Hochthürmen vorbei, nimmt bei Kirchsahr (mit berühmtem Altarbild in der Dorfkirche) den Namen Sahr an und mündet bei dem herrlich gelegenen Orte Kreuzberg in die Ahr, hier ein wild=romantisches Thal mit prächtigen Felsen bildend.

Nunmehr wendet sich die Ahr nach Osten und durchschneidet in tiefem Felsthale mit zahllosen schroffen Krümmungen das Hochland. Von alters her lockten die Schönheiten, welche die Natur hier verschwenderisch über das Thal ausgeschüttet hat, alljährlich Tausende von Naturfreunden an. Staunend bewundert der Wanderer den Reichtum und die Pracht der einzelnen, bei jeder Biegung in neuem Glanze sich zeigenden Bilder, ungewiß, welchem von ihnen er den Vorzug geben soll. Dabei zeigen die freundlichen Dörfer, die den starren Felsen unter schwersten Mühen abgezwungenen Weinberge und die sorgsam gebauten Felder, daß hier eine fleißige und trotz des schweren Kampfes um das Dasein lebensfrohe, heitere Bevölkerung wohnt. Die Trümmer verschiedener Burgen beweisen, daß sich in diesem Gebiete ein nicht unbedeutender Teil der rheinischen Geschichte abgespielt hat; auf einem Felsen über Altenburg, einem Orte, welcher wenige Minuten unterhalb Kreuzberg prächtig gelegen ist, soll einst die Stammburg der Grafen von Are gestanden und der Ort davon seinen Namen

erhalten haben, doch sind keine Trümmer mehr zu finden. Dagegen erheben sich 1 km abwärts auf dem Berggrat über dem hochberühmten Orte Altenahr die ausgedehnten Ruinen der Burg „Are“, einst des stärksten Felsennestes der ganzen Rheinlande. Otto III. hatte dieses Gebiet seinen treuen Waffengefährten Siegebodo und Richwin 992 geschenkt, die hier auf schwindelnder Felskante das Schloß anlegten. Der Stamm der Grafen aber starb schon 1164 aus, und die Besitzungen gingen an Gerhard von Nürburg und Otto von Hochstaden über. Ein Nachfolger des letzteren übertrug die Burg auf die Kurfürsten von Köln, die sie lange als Staatsgefängnis benutzten. Zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges besetzten die Franzosen die Burg, und nach deren Vertreibung richteten sich marodierende Soldaten hier ein, die auf eigne Faust Krieg führten und das umliegende, reiche Land brandschatzten. Kurfürst Joseph Clemens ließ daher das Raubnest belagern, erstürmen und die Werke vollständig sprengen. — Die spärlichen Reste der Saffenburg liegen auf dem Halse eines nach Norden vorspringenden, von der Ahr umflossenen Bergsattels, zu dessen Füßen sich der wein- und obstreiche Ort Mayschoß ausdehnt; in seiner Kirche befindet sich das herrliche Grabdenkmal und der aus schwarzem Marmor im Rokokostil gearbeitete Steinsarg der Gräfin Katharina von der Mark.

Hinter Dernau und den Ruinen des Klosters Marienthal verengt sich das Thal; die Felsen der beiden Ufer nähern sich so, daß das Flüßchen eine ganz enge Klamm zwischen ihnen bildet und nur durch Sprengungen an der nördlichen Seite („bunte Kuh“) der Platz für die Landstraße gewonnen werden konnte. Hinter dieser Schlucht liegt der durch seinen trefflichen Weinbau berühmte Ort Walporzheim, wo die Weinkobolde schon manchen Kopf verdreht haben. Von hier ab weitet sich das Thal; die an Schroffheit und Höhe abnehmenden Berge treten zurück und lassen eine weite Ebene zwischen sich, in deren Alluvialboden streckenweise das Wasser des Flusses in trockenem Sommer gänzlich versinkt, um dagegen nach Hochgewittern oder im Frühjahr und Herbst nach längeren Regentagen das Thal weithin zu überfluten, ein Zeichen dafür, daß das

Stromgebiet der Ahr leider verhältnismäßig waldarm ist. Nur wenige Minuten vor der Öffnung des Thales liegt das Kreisstädtchen Ahrweiler, einer der ältesten Orte des ganzen Eifelgebietes, anfänglich zu der Besitzung der Grafen von Are, seit 1246 zu Kurköln gehörig; von seinen starken Stadtmauern stehen noch ausgedehnte Teile und die Thore. Das Innere zeigt auch noch vielfach alte Baulichkeiten, unter denen besonders die Kirche bemerkenswert ist.

Durch reichgesegnete Fluren wendet sich nun das Flüßchen, oft vielfach gespalten, nach Osten. Nur 3 km weiter breitet sich der junge, aber schon gewaltig angewachsene Badeort Neuenahr zu beiden Seiten der von prächtigen Anlagen umgebenen Ahr aus und hat sich in wenigen Jahren bereits zu einem Weltbade emporgeschwungen. Der Ort selbst wird von den beiden durch die Ahr getrennten Dörfern Beul (rechts) und Wadenheim (links) gebildet. Auf der Spitze einer sich ziemlich hoch am rechten Ufer erhebenden Basaltkuppe stehen die unbedeutenden Reste der Burg „Neuen Are", die zu Anfang des 13. Jahrh. von Otto Graf von Are erbaut wurde. 1371 wurde das Schloß, dessen damaliger Besitzer Johann II. das Land weithin brandschatzte, durch kurkölnische Truppen im Verein mit den Bürgern von Ahrweiler erstürmt und geschleift. Das Land kam nach dem Aussterben der gräflichen Linie durch Erbschaft an das Herzogtum Jülich und 1666 an Kurpfalz, bei welcher es bis zur französischen Zeit verblieb.

Eine kleine Strecke thalabwärts liegt links der Apollinarisbrunnen, eine der größten und besten Mineralquellen Deutschlands. Hier erhebt sich der steile Basaltkegel „Landskron", auf dem noch die Reste der gleichnamigen Burg stehen, die von König Philipp von Schwaben 1208 begonnen und von seinem Gegenkönig Otto IV. erobert und ausgebaut wurde; sie wechselte oft den Herrn, erlitt mehrere Belagerungen und Erstürmungen und wurde 1682 von ihrem Besitzer, Herzog Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, gesprengt. Den schönen Formen des Berges thun die ausgedehnten Basaltbrüche erheblichen Eintrag.

Rechts und links schauen freundliche, wohlhabende Dörfer aus Wäldern von Obstbäumen hervor; bei Sinzig mit seiner schönen

Pfarrkirche im Übergangsstile des 13. Jahrh. dehnt sich die Ebene weithin nach beiden Seiten aus; der Rhein mag hier einst einen kleinen See gebildet haben; jetzt fließt er dicht an den Abhängen des Westerwaldes vorüber, weil er durch die Anschwemmungen der Ahr, die er gegenüber dem Städtchen Linz aufnimmt, nach Osten gedrängt wird.

Auf der östlichen Hälfte des Nordabfalles der Eifel entspringen zahlreiche, meist aber wasserarme Quellbäche, die sich alle zu dem Flußsysteme der Erft vereinen. Diese kommt von der kahlen Hochfläche (540 m) nördlich des Ortes Tondorf, nimmt von rechts eine Reihe von Bächen auf, unter denen einer den Namen Wolfsseifen führt, und wendet sich durch ein schönes, von vielfach sanft ansteigenden Höhen umsäumtes Thal nach Norden. Hier liegt zu beiden Seiten des Flusses das freundliche Städtchen Münstereifel. Die Gegend wurde schon im 8. Jahrh. der Abtei Prüm als Lehen geschenkt, und deren dritter Abt, Marquard, errichtete das Kollegiatstift „Monasterium Eifliense", das als weltliches Stift bis 1803 bestand, wo die Franzosen es aufhoben und seine ausgedehnten Besitzungen unter den Hammer brachten. Im 13. Jahrh. wurde von den Grafen von Jülich das Schloß gebaut und die Stadt mit Mauern, Wall und Graben umgeben. Die Ruinen des Schlosses zeigen, daß es sehr bedeutend war; auch von den Festungsmauern sind mächtige Reste auf allen Seiten der Stadt noch vorhanden. 4 km unterhalb Münstereifel bei dem wohlhabenden Orte Iversheim öffnet sich das Thal, und die Erft tritt in das Gebiet der niederrheinischen Ebene, um über Euskirchen, Bedburg, Grevenbroich, in dessen Nähe die letzten begleitenden Hügel liegen, sich dem Rheine zuzuwenden, in den sie unterhalb des alten Ortes Grimmlinghausen mündet. Ihr Hauptzufluß von rechts ist die Swist, welche nördlich von Altenahr in den ausgedehnten Waldungen entspringt, von links die zahlreichen Quellbäche des Flamersheimer Waldes im Steinbach aufnimmt, dessen Quelle den Namen Lehmsiefen führt und den Zug der Ville auf der Westseite begleitet. Von links ergießt sich in die Erft aus dem Gebiete der Eifel eine Reihe von Bächen, namentlich die Vey oder Fey, in deren lieblichem, fruchtbarem

und gewerbreichem Thale die interessanten Kakushöhlen bei dem Orte Eiserfey, sowie Katzfey und Burg Veynau liegen; dann nimmt sie noch den Bleibach auf, welcher durch das Gebiet des früher stark betriebenen Bleibergbaues fließt, und den Rotbach mit dem Blattenerbach.

---

## 4. Die Nebenflüsse der Maas.

Die zahlreichen Bäche, welche auf der Nordseite des Losheimer Waldes und auf dem Ost= und Nordabhange des Venn ihren Ursprung haben, vereinen sich in der Roer (Rura); alle sind wasserreich und verwüsten oft ihre Ufer bei plötzlich eintretendem Hochwasser, bilden aber in meist stark gekrümmtem Laufe durch das Hochland tief eingeschnittene Thäler, die an überraschend schönen Bildern sehr reich sind. Der Fluß, der dem ganzen System den Namen verleiht, entsteht durch den Zusammenlauf der Sumpfwässer des Hohen Venns (630 m) in der Nähe des Ortes Sourbrodt östlich der Botrange (Wallonisches Venn); er schlängelt sich durch das Moorgebiet zunächst südlich, dann östlich, vereinigt sich mit der aus dem genannten Dorfe kommenden Kleinen Ruhr bei dem sogenannten Grünen Kloster, wendet sich dann nach Norden und nimmt rechts im Wingdenbach die vom Elsenborner Plateau kommenden Gewässer auf. Sein grünes Wasser hat sich in dem Sumpfboden eine tiefe Rinne eingegraben und fließt schäumend über die freigelegten Felsen und Steine; die Thalsohle schneidet tiefer in die Berge ein, die Thalwände werden steiler; sprudelnde Bäche kommen aus den Sümpfen des Venns, da erscheint mitten in der wilden Natur auf einem niederen Felskegel wie ein Bild des Friedens das alte Prämonstratenserinnen=Kloster Reichenstein, umgeben von herrlichem Fichtenwald. Im 13. Jahrh. gegründet, wurde es nach mancherlei Wechselfällen 1794 aufgehoben und ist jetzt eine landwirtschaftliche Musteranstalt, berühmt durch ihre Fabrikate, Kornbranntwein und Käse.

Die Schönheiten des Thales bilden immer die Felsabstürze, viel=

fach mit zerstreut stehenden Bäumen oder auch mit Wald bedeckt; der Bach tost eilig über Geröll und Blöcke weg und zeigt in seinem Bett, welch gewaltige Macht seine Fluten bei Hochwasser ausüben. Bald wendet er sich nach Osten; bei Dreystegen stürzt sich rechts der Perlenbach zu ihm, der unter dem Namen Schwalm Abflüsse der Elsenborner Sümpfe und des Hövener Forstes sammelt, und dessen wildschönes Thal noch nicht erschlossen ist.

In dem engen Felsenthale der Roer ziehen sich die Häuser des Kreisstädtchens Montjoie den Ufern des Flüßchens entlang, und die Folge ist bei den mehrfachen Krümmungen, den vorspringenden Felsgraten, den scharf einschneidenden, von der Höhe des Venns herabkommenden Nebenthälern, daß von keinem einzigen Punkte der umliegenden Berge der ganze Ort überschaut werden kann; im Zweifel ist man, was man hier mehr bewundern soll, die wunderbare Natur der Umgebung, die altertümlichen Bauten, worunter manche von hohem, künstlerischem Werte sind, die wildromantische Lage des Ortes oder die gewaltigen Reste der alten jülichschen Burg, welche auf steiler Höhe die Stadt überragen. Das ist ein Stückchen Erde, auf dem sowohl der Freund einer großartigen Natur, wie der Forscher der Geschichte oder der Kultur reichen Stoff finden wird. Von hier ab bildet die Roer weiterhin ein tiefes, stark gekrümmtes Thal, in dessen enger Spalte an den steilen, vielfach senkrecht abstürzenden Felswänden die ärmlichen Hütten einzelner kleiner Dörfer hängen. Von links und rechts kommen durch schmale Rinnsale in wildem Laufe zahlreiche Bäche von den sumpfigen Hochflächen. Bei dem Doppelorte Pleushütte-Einruhr, wo auf der Höhe links die prächtige „Schöne Aussicht" liegt, nimmt das bereits ansehnliche Flüßchen von rechts die Erkensruhr auf, wendet sich dann nach Norden und trennt nach der Einmündung der Urft bei dem Paulushof den Kermeter vom Venn. Die Felsschroffen treten bald rechts, bald links dicht an den Fluß heran; in den „Hamm" genannten, flacher abfallenden inneren Bogen der Kurven beleben einzelne lieblich gelegene Dörfer die wilde, großartige Natur, aber stellenweise führt noch kein gangbarer Weg durch das Thal; der Fluß wendet sich nun auf eine

kürzere Strecke nach Osten bis zum Dorfe Heimbach, das von den bedeutenden Ruinen der 1687 ausgebrannten Burg Hengebach, der Stammburg der Grafen von Jülich(?), überragt wird. Von hier ab wendet sich die Roer wieder nach Norden; das Thal wird breiter, die umgebenden Höhen auf der linken Seite fallen flacher ab; freundliche, wohlhabende Dörfer liegen im fruchtbaren Grunde, meist versteckt in Wäldern von Obstbäumen. Auf steilem Konglomeratfelsen erheben sich rechts die ausgedehnten Trümmer der einst so gewaltigen Feste Nideggen. Ihre ältesten Teile stammen aus der ersten Hälfte des 12. Jahrh., und sie war so stark gebaut, daß sie für uneinnehmbar galt; von hier aus unternahmen die Grafen ihre Kriegszüge, hierher zogen sie sich zurück, wenn sie im offenen Felde den Feinden weichen mußten, oder brachten ihren Raub und ihre Gefangenen in den Schutz der Burg. 1540 wurde aber durch Karl V. Stadt und Schloß eingenommen und teilweise zerstört; später wieder hergestellt, hatten sie während des 30jährigen Krieges und der folgenden Zeiten schwere Drangsale zu erleiden und konnten sich nie wieder zu ihrem früheren Glanze aufschwingen. Der Ort selbst liegt dicht bei den jetzt im Verfall aufgehaltenen Ruinen der Burg auf der Hochfläche; von seiner Befestigung sind noch vier Türme vorhanden, von denen zwei in den letzten Jahrzehnten wieder hergestellt wurden.

Etwas thalabwärts fließt der Roer von links der Kallbach zu, der vom Venn beim Bahnhof Conzem aus 545 m Höhe kommt und in die Hochfläche eine tiefe, enge Schlucht gegraben hat, eine der unwegsamsten des ganzen Hochlandes. Bei seinem Austritt in das Roerthal erhebt sich links der steile Kegel des Burgberges (401 m), auf dessen Spitze noch die spärlichen Reste einer Burg stehen, von der man weder Namen noch Geschichte kennt. Ein gewaltiges, 1896 erbautes Holzgerüst läßt hier eine wunderbare Aussicht zu über das Hochland, Nideggen, die tiefen Thäler der Roer und der Kall und die weite niederrheinische Tiefebene. Nach der Aufnahme der Kall windet sich die Roer noch zwischen den letzten Höhen des Gebirges — rechts Mausauel (389 m), links der Brandenberger Wald (369 m) — hindurch, wo ein trefflicher Rotwein gezogen wird, und tritt dann bei den Orten

Winden und Kreuzau in die niederrheinische Ebene. Schier zahllose Dörfer mit fleißiger Bevölkerung, die neben dem Ackerbau und der Obstzucht auch die verschiedensten Gewerbe betreibt, liegen zu beiden Seiten des Flusses, der nach Norden über Düren, Jülich, Linnich sich wendet, um in Holland bei Roermond in die Maas zu münden.

Noch im Gebiete der Eifel nimmt die Roer, wie bereits erwähnt, die Erkensruhr und die Urft auf. Erstere entspringt auf dem höchsten Teile des Dreyborner Plateaus (610 m) zwischen Olef und Roer im Hövener Forst unter dem Namen Wüstenbach und durchschneidet die Hochfläche in einem prächtigen, tiefen, mit herrlichen Wäldern bedeckten, vielfach aber noch nicht aufgeschlossenen Thale. Die Urft entsteht durch Vereinigung von vier kleineren Quellbächen an der Ostseite des Losheimer Waldes (580 m) in einem kleinen Weiher westlich des Ortes Schmidtheim. In flachem Wiesenthale wendet sie sich nach Norden, indem die Thalsohle immer tiefer in das Kalkgebirge einschneidet; bei Nettersheim nimmt sie von rechts den nördlich von Blankenheim entspringenden Genfbach auf und wendet sich bei Call durch ein breites Wiesenthal nach Nordwesten bis Gemünd. Hier vereinigt sich mit ihr von links die Olef. Diese entspringt im Dreiherren-Wald, dem nördlichen Teile des Losheimer Waldes, in einer Höhe von 620 m, macht mit ihrem wilden, noch nicht erschlossenen Waldthale einen weiten Bogen nach Westen, in welchem ihr der Jansbach mit dem Abfluß des Langelenvenns zufließt, und tritt bei Hellenthal aus der engen Schlucht in ein weiteres Thal, wo sie von rechts den Priether- (Prether)bach aufnimmt, der in seinen zwei Quellen, Miese und Schwalen, aus dem höchsten Teile des Losheimer Plateaus kommt. Eine kurze Strecke weiter wendet er sich nach Norden und empfängt bei dem lieblich gelegenen, gewerbreichen Blumenthal, wo seit alter Zeit wie in der ganzen Gegend die Eisen-Kleinindustrie blüht, durch den Reifferscheider- (Rot-, Wolferter)bach die zahlreichen, aus dem östlichen Teile des Losheimer Waldes kommenden Gewässer. In einem Nebenthale liegt hier die alte, noch bewohnte Wildenburg und bei Reifferscheid die nicht mehr bedeutenden Ruinen der alten Burg gleichen Namens; diese wurde ebenso wie die noch als Pfarrkirche benutzte Schloß-

kapelle in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. erbaut und war das Stammhaus eines weitverzweigten Grafengeschlechtes. Durch ein breites, fruchtbares Thal fließt die Olef weiter gegen Norden, zahlreiche industrielle Werke treibend. Bei dem prächtig gelegenen Kreisstädtchen Schleiden, einem der kleinsten Städtchen Preußens, steht auf steilem Felsabhange das mächtige, alte Schloß der Grafen von Schleiden, jetzt den Herzögen von Aremberg gehörig. Die Pfarrkirche des Ortes, ein sehr beachtenswerter Bau spätgotischen Stils, wurde im Beginn des 16. Jahrh. als Schloßkirche von dem damaligen Besitzer Graf Dietrich von Manderscheid-Blankenheim errichtet.

Nach Einmündung der Olef kurz unterhalb des lieblich gelegenen Städtchens Gemünd verengt sich das Thal der Urft; die steilen Felsen des Dreyborner Plateaus und des Kermeters treten dicht an das Flüßchen heran, das sich in vielfach gewundenem Laufe durch die fast senkrecht abstürzenden Felsen hindurchzwängt. Wege auf der rechten Seite, die anfangs im Thale, dann auf halber Höhe durch prächtige Waldungen oft an schwindelnden Felsgraten vorüberführen, ermöglichen jetzt einen Besuch dieser wunderbar schönen Gegend. Bei Paulushof vereinigt sich, wie schon oben bemerkt, die Urft mit der Roer.

Die Inde entspringt nahe beim Dorfe Raeren in dem zu diesem Orte gehörigen Walde, wo sie auch Münsterbach genannt wird, und wendet sich in einem nicht sehr tiefen, aber schmalen Thale nach Norden; von links fließt ihr der südlich von Raeren aus dem sumpfigen Walde kommende Iterbach zu, und dicht unterhalb der Vereinigung liegt an den Hängen des Thales die alte, einst reichsunmittelbare Benediktiner-Abtei Cornelimünster, deren weitläufige Gebäude jetzt als Lehrerseminar benutzt werden; die gotische Abteikirche besteht aus zwei zu verschiedenen Zeiten erbauten Schiffen; die frühere Pfarrkirche, welche sich auf einem steilen Felsen des rechten Ufers erhebt, ist ausgebrannt. Der Bach treibt hier zahlreiche Mühlen und gewerbliche Anlagen, und wenige Kilometer unterhalb ist der ganze Thalgrund ausgefüllt mit industriellen Werken aller Art; es ist die bedeutende Fabrikstadt Stolberg, die sich noch weit hinauf in das Thal des Vichtbaches zieht; dieser kommt aus den Sümpfen des Venns östlich von Rötgen,

nicht weit von der Quelle der Kall, und bildet ebenso wie seine zahlreichen Nebenbäche das prächtigste Waldthal, das abwärts ganz von Hütten, Fabriken und Mühlen bedeckt ist und so eine der reichsten Industriegegenden des Vaterlandes dicht bei den ödesten, unfruchtbarsten Bezirken des Venns aufweist. In Stolberg vereinigt sich die Vicht mit der Inde, die sich nun auf kurze Strecke nach Osten wendet und bei dem durch seine Eisenwerke berühmten Eschweiler ganz aus den Bergen in die niederrheinische Ebene heraustritt, um sich nach kurzem, nördlichem Laufe mit der Roer zu vereinigen; auf 9 km Länge liegen hier an dem Flüßchen fünf große, gewerbthätige und reiche Orte. Auf dieser Strecke nimmt die Inde noch die Wehe auf, welche aus der Roten und Weißen Wehe entsteht und ein liebliches Waldthal bildet, in dem auch zahlreiche Fabriken, namentlich Nadelfabriken, liegen.

Die Wurm, ebenfalls ein Zufluß der Roer, dessen Thal durch die bedeutenden Kohlenbergwerke berühmt ist, liegt nur mit ihren Quellen südlich von Aachen im Gebiete der Eifel.

Die Weser (Vesdre) entsteht aus den Abzugswässern der flachen Höhe des Stehlingsberges (640 m) nördlich von Montjoie im Hohen Venn, wendet sich bei dem Orte Rötgen nach Westen, durchfließt in engem, nicht überall erschlossenem Thale den herrlichen Eupener Forst und nimmt von links mehrere wasserreiche, vom Hohen Venn kommende Bäche, so den Esch- mit dem Steinbach und den Getzbach auf und durchfließt die gewerbthätige Stadt Eupen, hier zahlreiche industrielle Werke treibend. Diese Kreisstadt, deren blühendes Wollgewerbe durch französische Flüchtlinge nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes begründet wurde, besteht aus zwei Teilen, dem oberen (Niespert) im Thale der Gospert und dem unteren (Haas) in dem der Weser. Hier vereint sich mit der letzteren die Hill, welche sich aus den nördlichen Abflüssen des Wallonischen Venns (655 m) bildet, nahe den Quellen der Roer; sie trennt in ihrem weiten östlichen Bogen durch ein sumpfiges Waldthal Preußen von Belgien und tritt erst kurz vor ihrem Einflusse in die Weser auf deutsches Gebiet. Dicht unterhalb Eupen, wo das Thal den Namen „Oe" führt, befindet sich die belgische Grenze, und wenige Kilometer abwärts öffnet sich links

das Thal der Gilleppe, in welchem sich der gewaltige Bau der Thalsperre — Barrage de Gilleppe — befindet. Das 1867—1878 erbaute Riesenwerk sperrt durch eine Mauer von 235 m Länge, 47 m Höhe, 65 m Sohlen- und 15 m Kammbreite das ganze Thal ab und sammelt die aus dem Hertogenwalde, dem nordwestlichen Teile des Hohen Venns abfließenden, kalkfreien Gewässer, um den Tuchfabriken der Stadt Verviers gleichmäßig während des ganzen Jahres das nötige Wasser zuzuführen. Das Thal der Weser ist weiterhin angefüllt mit gewerblichen Anlagen und besitzt gleichzeitig herrliche landschaftliche Schönheiten, unter denen besonders Limburg mit seiner alten Feste hervorragt. Der Fluß durchströmt dann Verviers und ergießt sich bei Chenée in die Ourthe, kurz oberhalb deren Mündung in die Maas.

Die Warche entspringt dem Knotenpunkt des Losheimer Waldes (665 m) bei Grabenlosheim, nahe den Quellen der Ur und der Kyll, und wendet sich nach Westen, während die Holzwarche ihren Ursprung in den Sümpfen kaum 500 m weiter nördlich nimmt; ein Nebenbach der letzteren führt den Namen Holzbroichseiffen. Unterhalb Wirtzfeld und Büllingen vereinen sich die beiden starken Bäche; das junge Flüßchen hat sich eine tiefe Rinne in das Hochland gegraben und fließt in zahlreichen Windungen nach Westen, wo bei dem Dorfe Weiwertz sich auf der Höhe des Burgberges die spärlichen Reste alter Befestigungswerke finden. Bei dem Übergang der Straße Robertville—Weismes nimmt das Thal einen wild-romantischen Charakter an. Das Flüßchen, welches im Frühling und im Herbste zu einem ungestümen Waldstrome anschwillt und das Thal völlig überflutet, rauscht in starkem Gefälle über Felsgerölle weg und bildet zahlreiche Schlingen; an beiden Ufern steigen die Felsen unzugänglich steil und hoch empor, meist nur für dürftigen Busch den Nährboden bietend, oft aber auch scharfe Grate zeigend. Wasserreiche Bäche wie der Pouhon und der Trois Marais kommen durch enge Schluchten vom Hohen Venn; kleine Wasseradern springen in Kaskaden durch Rinnsale auf beiden Seiten von den Höhen herab. Bei Bévercé weitet sich das Thal etwas, und in einem Walde von Obstbäumen versteckt

liegen die wenig zahlreichen Häuser des Dörfchens, unter denen sich die Villen der Einwohner von Malmedy abheben. Bald zeigen sich die ersten Häuser dieser Hauptstadt der deutschen Wallonie. Der sehr freundliche Ort, der völlig den Charakter einer französischen Kleinstadt trägt, liegt außerordentlich schön am Fuße des steilen Kalvarienberges, der eine Kapelle und einen Aussichtspavillon trägt, in dem erweiterten Thale der Warche, welche hier links die von Faymonville und Weismes von dem Hochlande herabkommende Warchenne aufnimmt. Die Umgebung ist reich an eisenhaltigen Sauerquellen (Pouhon), die in ihren Eigenschaften denen des Weltbades Spaa in Belgien auf der westlichen Abdachung des Hohen Venns sehr ähnlich sind. Die Bewohner bedienen sich in den besseren Ständen des Französischen, in den übrigen Kreisen ebenso wie in der ganzen Umgebung ausschließlich des Wallonischen als Umgangssprache; sie betreiben neben Ackerbau und Viehzucht auch Obstbau und verschiedene Gewerbe; namentlich erfreut sich die Bereitung von Sohlleder seit alten Zeiten eines vorzüglichen Rufes. 675 wurde hier von Bischof Remaklus von Tongern eine Benediktiner-Abtei gegründet, welche rasch als wichtige Bildungsstätte einen großen Ruf im Frankenreiche erlangte. Sie hatte mit der Schwester-Abtei Stablo (Stavelot) einen gemeinsamen Fürstabt, der im deutschen Reichstage Sitz und Stimme besaß. Durch den Frieden von Lüneville fiel die reiche Abtei an Frankreich und wurde säkularisiert; 1815 wurde sie geteilt; die westliche Hälfte kam mit Stablo an das Königreich der vereinigten Niederlande, die östliche an Preußen. Die alten Gebäude dienen jetzt verschiedenen Zwecken; die große Kirche, welche als Pfarrkirche benutzt wird, ist in einfachem Stil der Spätrenaissance erbaut und übt durch ihre außerordentlich schönen Verhältnisse auf den Beschauer eine große Wirkung aus. Etwa $1^1/_2$ km unterhalb der Stadt verengt sich das bisher breite Thal wieder, indem die waldigen Berge bis dicht an die Ufer herantreten; der Fluß wendet sich nach Süden, um bei dem an der belgischen Grenze liegenden Dorfe Warche in die Amel (Amblève) einzumünden.

Auf der Westseite des Verbindungsgliedes zwischen der Hochfläche

von St. Vith und dem Losheimer Walde entspringt in einer Höhe von 540—570 m eine Reihe von Bächen, Hellbach, Aulsborn, Nesselborn, Tobesch, Hepscheiderbach, die sich nahe bei dem Dorfe Halenfeld vereinen und dadurch die Amel bilden. Diese wendet sich durch ein flaches, sumpfiges Wiesenthal nach Westen, nimmt von beiden Seiten eine größere Zahl von Bächen auf, darunter links die von der St. Vither Hochfläche kommende Emmels, und windet sich bei Montenau auf eine kurze Strecke nach Norden, um dann wieder gegen Westen ein prächtiges Wiesenthal zwischen sanft ansteigenden, meist mit Wald bestandenen Bergen zu bilden, fließt durch das als internationale Sommerfrische berühmte Lingneuville, nimmt unterhalb des Dörfchens Pont den starken Rechterbach auf und trennt nun in ihrem weiteren nordöstlichen Laufe Belgien von Preußen bis unterhalb der Einmündung der Warche; dann tritt sie auf belgisches Gebiet, fließt an Stablo vorüber, nimmt von links die Salm bei Trois Ponts auf und ergießt sich bei Comblain au pont in die Ourthe, den Nebenfluß der Maas.

## 5. Die Maare.

Für den schlichten Wanderer wie für den wissenschaftlich forschenden Geologen bilden einen Hauptreiz der Eifel die Maare; es sind meist runde, tiefe, von steil abfallenden Bergwänden eingeschlossene Seen; da sie ausschließlich im Gebiete der vulkanischen Eifel auftreten und ihr Bett die Form eines alten Kraters zeigt, so hat man sie auch kurzweg Kraterseen genannt, zumal die ähnlichen Gebilde in Italien, wie der Albaner-, der Trasimener See u. a., wirklich in alten Kratern ruhen, und weil einzelne der Eifelmaare, wie der Wanzenboden und das Hinkelsmaar, zweifellos frühere Krater ausfüllen, deren Lavaströme noch vorhanden sind.

Die atmosphärischen Niederschläge bleiben zum Teil auf den Pflanzen, welche den Boden bedecken, haften, um von ihnen aufgesaugt zu werden, oder um in Dampfform wieder in die Luft zurückzukehren;

5*

teilweise aber dringen sie durch die Poren und Spalten der Erdoberfläche in diese ein, um die löslichen Bestandteile des Bodens aufzunehmen und den Pflanzen als Nahrung zuzuführen, oder um sich zu größeren Wasseradern zu vereinen, welche an irgend einer tiefer gelegenen Stelle wieder hervortreten und eine Quelle bilden; endlich aber fließt ein größerer oder geringerer Teil, je nach der Heftigkeit des niederstürzenden Regens, sofort oberirdisch durch Rinnsale ab. Befindet sich nun in der Oberfläche der Erde eine auf allen Seiten umschlossene Vertiefung mit undurchlässigem Untergrunde, so muß das Bach-, Fluß- oder Tagwasser sich hier sammeln und auf dem Boden der erweiterten Fläche ausbreiten. Hier verdunstet das Wasser stetig, wobei die Verdunstungsmenge von der Temperatur der Atmosphäre und von deren Feuchtigkeitsgehalt abhängig ist. Der Spiegel eines so gebildeten Sees oder Teiches wird nun seine Höhe behalten, wenn die Menge des zuströmenden Wassers gleich dem durch die Dunstbildung herbeigeführten Verluste ist, während er steigt oder sinkt, je nachdem erstere größer oder kleiner als letzterer wird. Daher tritt bei allen Binnenseen nach der Schneeschmelze und nach lang andauerndem Regenwetter ein Steigen, in trockenen heißen Sommern aber, wie auch nach schneearmen Wintern ein Fallen des Spiegels ein. Da aber mit dem Steigen stets auch eine horizontale Ausdehnung der Verdunstungsfläche eintritt, wodurch viel mehr Wasser verdunstet, und da ferner die mittlere Jahreswärme sowie die Höhe der Niederschläge annähernd gleich bleibt, so macht auch der Wasserspiegel der abgeschlossenen Seen keine großen Schwankungen durch. Es stehen somit in engstem Verhältnisse zu einander: die Regenhöhe, die mittlere Jahreswärme, die Verdunstungshöhe, die Menge des oberirdisch abfließenden Wassers und die Größe der Fläche, von welcher dieses letztere dem See zuströmt.

Ist der Zufluß dauernd größer als die Verdunstung, so muß der Überschuß über die niedrigste Stelle der Umwallung abfließen; es entsteht ein Bach, der durch den See beständig gespeist wird; dieser wäscht ununterbrochen durch Fortführen von Erde und einzelnen Steinen sein Bett weiter aus, die Rinne vertieft sich, und der Spiegel

des Sees sinkt allmählich, während durch das zufließende Wasser Geschiebe von den Bergen dem See zugeführt wird und sich auf den Boden, zunächst dicht am Ufer, ablagert. Daraus ergiebt sich eine langsame Erhöhung des Seebettes, welche in Verbindung mit dem Sinken des Spiegels allmählich das Absterben der Wasseransammlung veranlaßt. Während natürlich bei großen und tiefen Seebecken in unendlich langer Zeit erst die völlige Vernichtung herbeigeführt werden kann, erfolgt ein völliges Auslaufen bei den kleineren in einem verhältnismäßig kürzeren Zeitraum, wenn auch dieser wohl noch nach Tausenden von Jahren zu berechnen ist. Daß dies thatsächlich der Vorgang bei einer Reihe von Maaren war, zeigt sich besonders scharf bei denjenigen westlich von Birresborn, dann aber auch bei einzelnen anderen, so bei den Booser Maaren und der Mürmeswies. Die letzten Zeichen erstorbener Maare sind Sumpfwiesen, entsprechend den Moosen oder Rieden der bayerischen Hochebene.

Wenn aber kein oberirdischer Abfluß des Seewassers vorhanden ist, so wirkt das Wasser doch, wenn auch noch so langsam, zerstörend auf das umgebende Gestein; es dringt tiefer und weiter in dieses ein und erreicht die Außenseite der Scheidewand oder der Felsschichten in feinen Spalten, durch die es sich einen Ausgang verschafft. Das ist z. B. der Fall bei dem Gemündener Maar bei Daun, durch dessen einschließende, westliche Bergwand beständig Wasser durchdringt, um sich als kleiner, nie versiegender Bach in die Lieser zu ergießen. Die dadurch herbeigeführte Zerstörung der Felsen nimmt nach und nach zu, und endlich wird sich ein regelmäßiger Abfluß bilden, der das Ersterben des Sees zur Folge hat.

Da die Eifel, abgesehen von ihrem vulkanischen Teile, ausschließlich aus geschichteten Gesteinen besteht, die vielfach sehr spaltenreich sind, so haben die Bodenverhältnisse nicht allgemein die Bildung von solchen Wasseransammlungen gestattet; sondern nur dort, wo durch die einstige vulkanische Thätigkeit ein undurchlässiger Untergrund geschaffen worden ist, finden sich die Maare. Einzelne von ihnen ruhen, wie bereits bemerkt, in echten Kratern, denen Lava entströmt ist; die Wände, welche das Wasser einschließen, und der

Boden bestehen aus Lava, welche nach dem Ausbruch zurücksank und beim Erkalten eine feste, undurchdringliche Schicht bildete. Bei den meisten Maaren aber fehlt jede Spur von früher flüssigem Gestein. Daher nahmen einzelne Forscher an, der Vulkan habe wohl nur die Kraterröhre gebildet, die Lava selbst sei aber nicht bis zum Rande gestiegen und übergeflossen, sondern sie sei schon früher zurückgesunken; dieser Anschauung steht jedoch entgegen, daß man weder auf dem Boden noch an den Wänden der meisten erstorbenen Maare bis jetzt Lava gefunden hat. Eine zweite Ansicht geht dahin, daß durch Einsturz großer, unterirdischer Höhlen die kraterartigen Vertiefungen entstanden seien. Dagegen ist aber einzuwenden, daß infolge solcher Einstürze in den Gebirgen Risse und ein völlig durchlässiger Boden entstehen, wodurch die Ansammlung von Wasser zu Seen unmöglich wird; außerdem steht hiermit nicht im Einklang, daß fast alle Maare eine beinahe kreisrunde oder elliptische Gestalt haben, und daß fast bei allen noch die Wände aus vulkanischem Sande gebildet sind, der aus den Trümmern der Gesteine besteht, die infolge einer großen Katastrophe in Glühhitze herausgeschleudert wurden, zum Teil in den Krater selbst zurückstürzten, meist aber auf dem Rande niederfielen, hier einen Wall bildeten und in der Glühhitze fest aneinander schmolzen, um ein völlig undurchlässiges Gestein zu bilden. Demnach würden also die vulkanischen Trichter, welche die Betten der Maare bildeten bezw. noch bilden, reine Explosionskrater sein, wie solche thatsächlich auch in historischer Zeit entstanden sind, z. B. auf Krakatau.

Die meisten der Maare befinden sich in der von Nordwest nach Südost hinziehenden Kette von Vulkanen, nur wenige liegen von dieser abgesondert.

### a. Vollständig erhaltene Maare.

Der Laacher See ist in einen Krater gebettet, der nur Tuff und Asche, nie aber Lava ausgeworfen hat, und dessen Trichter von einem fast kreisförmigen Kranze von Vulkanen (z. B. Veitskopf, Laacherkopf und Krufter Ofen) umschlossen wird, welche zusammen die aus weiter Ferne sichtbaren Laacher Berge bilden. Der Spiegel des Sees liegt

in einer Höhe von 275,5 m; an seinem flachen Rande ist er mit dichtem Schilf und prächtigen Wasserpflanzen bestanden, welche namentlich im Herbste einen prächtigen, graugrünen, im Winde wogenden Kranz um das herrliche, tiefblaue Wasser bilden, das bald völlig eben ruht und dann besonders bei Mondschein einen bezaubernden Anblick bietet, bald sich in leichten Wellen kräuselt und gegen das Ufer anschlägt, bald aber auch sich bei Gewittersturm zu meterhohen Wogen aufbäumt, die mit gewaltiger Kraft gegen das Gestade rollen, wo sie oft Stücke des festen Landes abreißen und in die Tiefe hinabziehen. Der See hat einen Umfang von 5,5 km, einen Durchmesser von 2,7 km und bedeckt eine Fläche von 330 ha bei einer größten Tiefe von 69 m. Das Wasser schmeckt widerlich, weil es viel Eisen und etwas Kohlensäure enthält; die darin lebenden Fische, Hechte und Barsche, sind dagegen berühmt durch ihren Wohlgeschmack; am Ufer und wohl auch unter dem Wasser finden sich ziemlich starke Mofetten.

Früher bedeckte der See, wie man noch deutlich erkennen kann, einen größeren Teil des umgebenden flachen Geländes, und dabei war der Spiegel nicht unbedeutenden Schwankungen unterworfen, so daß das Wasser in regenreichen Jahren bis nahe an die unten näher erwähnten Klostergebäude stieg; daher ließ bereits in der Mitte des 12. Jahrh. der Abt Fulbert einen unterirdischen Abzugskanal anlegen, der aber mit der Zeit in Verfall geriet. Die preuß. Regierung ließ deshalb am Südende einen neuen Stollen graben, der 1845 vollendet wurde, und durch den man den Spiegel des Sees um 6,5 m gesenkt, die Überflutungen verhindert und einen breiten Streifen fruchtbaren Landes gewonnen hat. Ein Weg führt um den ganzen See herum, der auf der West- und Südseite ein breites Vorland hat, während im Norden und Osten die Bergabhänge näher an ihn herantreten. Der umgebende Wall steigt überall zu einer Höhe von mehr als 350 m, also 75 m über den Wasserspiegel, und die bereits genannten Vulkane erreichen im Laacherkopf 445, Veitskopf 427, Krufter Ofen 463 m; alle Hänge am See sind von dem herrlichsten Hochwalde bedeckt, der meist aus Buchen besteht; nur der südliche Rand, der einen Sattel

bildet und von Äckern bedeckt ist, steigt nicht über 300 m. Von hier bietet das weite Wasserbecken in der Tiefe des Thales umgeben von den stillen, großen Waldungen in feierlicher Einsamkeit einen wunderbaren Anblick.

Im südwestlichen Winkel liegt dicht am Walde, umgeben von reichen Gärten die berühmte Benediktiner-Abtei Laach, die 1093 vom Pfalzgrafen Heinrich II. gegründet wurde und im Mittelalter als eine Pflanzstätte der Kultur und der Wissenschaften einen sehr hohen Ruf in der ganzen christlichen Welt genoß. 1802 wurde sie aufgehoben; die weitläufigen Gebäude und der sonstige Besitz kamen in Privathände, wurden aber nicht zerstört, sondern blieben wohl erhalten. Später kauften die Jesuiten die eigentliche Abtei und die am See gelegenen Güter und errichteten dem Kloster gerade gegenüber am Ufer im Walde ein großes Erholungshaus. Nach Aufhebung des Jesuitenordens im neuen Deutschen Reiche stand das Kloster leer, bis vor wenigen Jahren die Benediktiner aufs neue den Besitz erwarben und dort wieder eine Niederlassung gründeten. Die im 12. Jahrh. in edlen romanischen Formen erbaute Kirche ist eines der sehenswertesten Werke dieses Stils in Deutschland; sie gehörte lange dem Staate, ist aber jetzt auch den Benediktinern übergeben.

Das zweitgrößte Maar der Eifel ist das Pulvermaar bei dem Orte Gillenfeld, nicht weit vom Thale der Alf entfernt. Es erinnert durch Lage und Umgebung vielfach an den Laacher See. Fast kreisrund ruht es in einem Krater, den seine Umwallung in fast überall gleicher Kammhöhe von 450—460 m umgiebt; diese besteht aus Tuffen und fällt gegen das Maar steil ab; die Abhänge sind auch mit Wald bedeckt, der aber nur zum geringsten Teile aus Buchen besteht. Der Strand ist zunächst flach und dicht mit Schilf und Sumpfpflanzen bedeckt, zwischen denen wilde Enten nisten; dann aber fällt die Kraterwand steil ab; die Tiefe des Wassers beträgt 61 m. Der Spiegel liegt auf einer Höhe von 411 m und ist nur ganz geringen Schwankungen unterworfen. Eine merkliche Abnahme ist nicht beobachtet worden; einen sichtbaren Zu- oder Abfluß hat das Maar nicht, und von einer unterseeischen Quelle findet sich nirgends eine

Andeutung; somit muß der See durch die Tagwässer erhalten bleiben. Der Durchmesser beträgt 690 m, die Fläche etwas über 36 ha, also nur $^1/_9$ von derjenigen des Laachersees. Weder an dem Ufer noch im Thalkessel findet sich eine menschliche Niederlassung, aber manche Sage knüpft sich an das geheimnisvolle Wasser. Der prächtige, wenn auch kleine Buchenwald am Norduser dient häufig zur Feier des Maifestes, welches die Bewohner der näheren und weiteren Umgebung in der herrlichen Natur zusammenruft.

Das Holzmaar, 4 km westlich von Gillenfeld, bildet den unbedeutenden Rest eines früher größeren Maares von kreisrunder Form mit einer stärkeren Ausbuchtung im Südwesten; der kleine Sammelbach mündet von Nordwesten her in das Maar und fließt aus diesem durch eine tiefer eingeschnittene Rinne zur Alf ab. Der Spiegel des Maares hat eine Höhe von 425 m, das Bachbett jedoch dicht dabei nur eine solche von 420 m; zu dem sehr starken Gefälle kommt der leicht zerstörbare Schieferboden, so daß ein Auslaufen und Absterben des Maares sehr leicht eintreten könnte. Da jedoch das Gewässer außerordentlich reich an trefflichen Fischen, namentlich Hechten, und an Krebsen ist, so hat man, um das Maar zu erhalten, einen starken Damm vor den Ablauf gezogen mit einer Schleuse zur Regelung des Abflusses. Auf der Nord-, Ost- und Südseite ist das Maar von sanft abfallenden, meist aus Tuff bestehenden und bewaldeten niederen Höhen eingeschlossen. Es hat einen Durchmesser von ca. 240 m, bedeckt also eine Fläche von etwa $4^1/_2$ ha.

Das Meerfelder Maar liegt $3^1/_2$ km westlich von Manderscheid in einem verhältnismäßig sehr tiefen Krater, den es aber seit der Besiedelung des Landes offenbar nie mehr ganz ausgefüllt hat; denn sonst hätte sich nicht auf der Südseite des Kessels auf dem Sumpfboden das Dorf Meerfeld (Maarfeld) anbauen können. Durch dieses kommt aus enger Thalspalte von Westen her ein Bach, der offenbar durch das mitgeführte Geschiebe die südliche Hälfte des Trichters allmählich gefüllt hat, so daß nur noch der nördliche, halbmondförmige Teil vom Wasser bedeckt ist. Es ist also ein Maar im halberstorbenen Zustande. Der Bach mündet jetzt gar nicht mehr in den See, fließt

vielmehr durch die südlichen Wiesen des Riedes, nimmt den Abflußgraben des Maares auf und durchbricht in einem reizenden, engen Thale die Hochfläche in östlichem Laufe, um sich mit der Kleinen Kyll zu vereinen. Durch mehrfache Vertiefungen des Grabens ist der Wasserspiegel um 2—3 m erniedrigt worden; er hat jetzt eine Höhe von 384,5 m, eine Länge von 730 m, eine Breite von 450 m, und ist auf allen Seiten von steilen, nur mit dürftigen Waldparzellen bekleideten Höhen umschlossen, die aus Tuff bestehen und im Norden bis zu 498 m ansteigen. Dieses Maar wird im allgemeinen am wenigsten beachtet, da es dem Wanderer wenig bietet; die Umgebung ist arm, die Hütten des Dörfchens zeigen nur Elend und Dürftigkeit, und von keiner Stelle aus ruht das Auge auf einem fesselnden Bilde. Für den Forscher aber ist es hochinteressant; denn das allmähliche Ersterben und Verschwinden der Maare ist hier am deutlichsten zu beobachten.

Nicht weit entfernt liegen auf der Hochfläche etwas südlich die beiden kleinen Kraterseen Hinkelsmaar und Wanzenboden; sie ruhen beide in wirklichen Auswurfkratern; die dem ersteren entquollene Lava floß den Berghang nach Osten hinab; das Wasser des Maares aber hat die Lava allmählich durchbrochen, kommt als Quelle zwischen ihr und dem Boden hervor und bildet den kleinen Ellbach, der über das vulkanische Gestein zur Kleinen Kyll sich wendet. Das Maar ist jetzt schon fast ganz erstorben und hat eine längliche Gestalt mit einem größten Durchmesser von 120 m bei einer Seehöhe von 429 m; es wird bald gänzlich verschwunden sein. Ein früher zur Entwässerung angelegter Stollen ist, wie es scheint, eingestürzt. Der Wanzenboden (467,5 m) ist von steil ansteigenden und zum Maare ebenso steil abfallenden Lavawänden umgeben, die mit ihren wilden Zacken bis zu 498 m ansteigen und vielfach noch kahl, sonst von dürftigster Pflanzennarbe bedeckt sind. Der Boden des kreisrunden Sees von 200 m Durchmesser ist mit gewaltigen Lavablöcken bedeckt; die Tiefe des Wassers übersteigt nirgends 4 m. Da kein Zufluß und kein Abfluß vorhanden ist, so hat sich der mittlere Spiegel des Wassers nicht geändert.

Südlich und südöstlich von der Kreisstadt Daun liegen in kurzen Abständen voneinander das Gemündener, das Weinfelder und das Schalkenmehrener Maar, jedes durch die Natur der Umgebung, sowie die eigenen Besonderheiten merkwürdig. Das erste ist mit 350 m Durchmesser das kleinste und von dem Lieserthale (364 m) nur durch eine Bergwand von nicht 200 m Breite geschieden; es ist fast kreisrund und ruht in einem tiefen Trichter, rings von bewaldeten, steilen Höhen umgeben, die auf der Ostseite in dem Mäuseberg zu 561 m ansteigen, und von dessen Spitze an auf der Nord- und Südseite gleichförmig abnehmen, um auf der Westseite eine Einsattelung von 430 m Höhe zu bilden; hier steht ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen von Moltke. Der Seespiegel selbst liegt 407 m hoch, also 43 m über der Thalsohle der Lieser; die Tiefe beträgt 39 m. Durch die Westwand sickert beständig Wasser des Maares hindurch, so daß sie allmählich zerstört wird und der Kratersee selbst abstirbt. Steigt man auf den schattigen Waldwegen zur Höhe des Mäuseberges, überschaut hier noch einmal den tiefen See, der mit seinem blauen, klaren Wasser inmitten der prächtig grünen Umgebung wie ein fröhlich lachendes Auge erscheint, und geht dann über den kahlen Rücken des Berges kaum 100 Schritte gen Osten auf das dort stehende Schutzhaus zu, so ist man überrascht von dem neuen, völlig veränderten Bilde: der ganze Horizont ist umkränzt von den vielgestaltigen, vulkanischen Kegeln der Eifel; im Nordwesten zieht sich am Hange eines Berges das freundliche Städtchen Daun zum Thale der Lieser hin, zu Füßen der Berghöhe aber liegt ein neuer Kratersee in tiefernstem Schweigen: das Weinfelder Maar. Dürres Heideland oder wenig fruchtbare Äcker bilden seine Umgebung; die einschließenden Ränder steigen, abgesehen von dem Mäuseberg im Westen, nur wenig über den 484 m hoch gelegenen Spiegel empor und sind an keiner Stelle von Wald oder Busch bedeckt. Nur an dem auf der Westseite vorüberführenden Gemeindeweg von Daun nach Schalkenmehren fristen moosbedeckte Vogelbeerbäume ein kümmerliches Dasein. Auf dem Nordrande steht ein ärmliches Kirchlein (506 m) inmitten eines Friedhofes. Es ist der letzte Rest des Dorfes Weinfelden, das nach Urkunden noch im 16. Jahrh.

hier in ungünstigster Gegend stand, wo rauhe Stürme fast beständig brausen und die geringe Fruchtbarkeit des Bodens die schwere Arbeit des Landmannes nicht lohnt. Die Nöten des dreißigjährigen Krieges und die schreckliche Pest zwangen die Bewohner, eine neue Heimat zu suchen; sie verließen ihr Dorf und siedelten sich eine halbe Stunde weiter unten im Thale an dem Ufer des Schalkenmehrener Maares an, behielten aber den Kirchhof bei, auf dem sie noch heute ihre Toten bestatten. Das ganze Bild in seiner Starrheit und Leblosigkeit stimmt den Beschauer ernst und erweckt Gedanken des Todes; ein Eindruck, der noch erhöht wird, wenn von dem Friedhofe herüber zufällig der Gesang eines Leichenbegängnisses ertönt. — Das Maar hat eine ovale Gestalt; sein Durchmesser von Norden nach Süden beträgt 500 m, von Westen nach Osten 380 m, die Tiefe 51 m. An den Ufern wachsen nur streckenweise Schilf und Riedgräser, während bei den beiden benachbarten Maaren die Wasserpflanzen das ganze Ufer umsäumen und weit in den See hineinreichen. Einen Zufluß hat das Maar nicht, ebensowenig einen Abfluß und auch keine unterseeische Quelle; doch nimmt man an, daß eine nördlich am Abhange der einschließenden Höhe hervorsprudelnde Quelle ihren Ursprung in dem sagenumwobenen See habe; wenigstens fließt sie zu allen Jahreszeiten gleich stark.

Im Südosten auf dem Gemeindewege übersieht man gleichzeitig das Weinfelder und das Schalkenmehrener Maar. Staunen ergreift hier den Wanderer, wenn er bemerkt, daß er auf einer natürlichen Brücke steht, welche die beiden Maare trennt; das erstere liegt nicht mehr als 15 m unter seinen Füßen, letzteres aber fast 80 m tief (Spiegelhöhe 420,5 m), und zwischen beiden erhebt sich die trennende Wand von kaum 400 m Breite; jenes liegt in starrer Öde da, dieses bietet ein Bild fruchtbringenden Landbaues. Auf allen Seiten ist es von Höhen umgeben, die von Fruchtfeldern bedeckt sind; nur im Südosten ist das Ufer flach, und hier entströmt ihm ein starker Bach, an dessen Ausfluß sich die zwischen Obstbäumen versteckten Häuser des Dorfes Schalkenmehren ausdehnen. Im Frühjahre zur Blütezeit bietet der Ort von der Höhe herab einen außerordentlich lieblichen Anblick. Der Kratersee ist eigentlich ein Doppelmaar. Östlich des jetzigen

lag noch ein kleineres, welches durch den Detritus der umgebenden Höhen ausgefüllt und in ein Moor verwandelt worden ist; die trennende Wand ist verschwunden, und nun bildet es nur noch eine Fortsetzung des heute noch vorhandenen Maares. Dieses ist fast kreisförmig mit einem Durchmesser von 540 m und hat eine Tiefe von 22 m. Auf seiner Südwestseite findet sich eine Erhöhung (Bank) des Bodens, und hier quillt offenbar unter dem Wasser eine Quelle; denn im Winter, wenn der ganze See sich mit einer dicken Eisdecke überzieht, bleibt hier eine Stelle völlig offen und bedeckt sich nur bei sehr strenger Kälte mit leichterem Eise.

Alle drei Maare, gewöhnlich die Dauner Maare genannt, ruhen in vulkanischem Sande (Tuff), der hier ein großes Gebiet bedeckt; nur das alte Bett des erstorbenen kleinen Maares im Osten des Schalkenmehrener ist selbstverständlich jetzt Alluvialboden. Am Abhange des Mäuseberges bilden gegen das Weinfelder Maar vulkanische Schlacken einen etwas schärferen Vorsprung, eine kleine, steile Kante, und am Seenfeld, einem nördlich des Schalkenmehrener Maares zu 534,5 m ansteigenden Berge, tritt an einer Stelle des Abhanges Lava zu Tage; es sind also die Trichter, in denen diese beiden Seen ruhen, wohl wirkliche Auswurfkrater gewesen.

Nordöstlich der drei betrachteten Maare, völlig aus der Reihe der übrigen heraus, liegt auf der linken Seite des Üßbaches das kleine, aber tiefe Ulmener Maar; sein Durchmesser von Nord nach Süd beträgt 350 m, der von Westen nach Osten 200 m. Der steile Kraterwall, der es umfaßt, steigt im Osten 45—50 m über den Spiegel des Wassers, welcher 420 m hoch liegt, senkt sich aber auf den Seiten allmählich, so daß er im Westen nur noch wenige Centimeter über das Wasser emporragt. Bei der Schneeschmelze und bei heftigen Regengüssen floß daher an dieser Stelle das Wasser über, drang in die dicht am Ufer liegenden Gebäulichkeiten von Ulmen (meist fälschlich Ülmen genannt) ein und strömte trotz eines durch das Dorf führenden Grabens mitten durch die Straßen des Ortes. Um dies zu verhindern, hat man 1872 durch den Nordrand des Kraters einen unterirdischen Abzugskanal gegraben, der das Hochwasser ab-

leitet in den aus dem sog. Ulmener Weiher kommenden Entwässerungsgraben. Der Anblick des Maares ist überaus schön; auf der Höhe im Nordwesten ragt der stolze Bau der Kirche von Ulmen empor, und die Hänge im Südwesten tragen die Trümmer von zwei bedeutenden Burgen der Ritter von Ulmen, während die Abfälle der Kraterwand zum See von dichtem Niederwald und Busch bedeckt sind. Lava wird hier nicht gefunden; der Boden besteht ausschließlich aus Tuff. Am 3. September 1866 brach um 8 Uhr morgens ein Teil des nordwestlichen Ufers ein und versank spurlos in die Tiefe des Maares mit den darauf stehenden zwei Hütten, welche noch in der vorhergehenden Nacht bewohnt worden waren.

### b. Die früheren Maare.

Außer den zehn oben beschriebenen Kraterseen, die noch ganz oder doch teilweise Wasseransammlungen besitzen, finden sich über das ganze Gebiet der vulkanischen Eifel zerstreut noch zahlreiche Becken erstorbener Maare; einzelne von diesen waren noch zu historischer Zeit mit Wasser bedeckt; so erhielt Graf Wilhelm von Manderscheid-Kail bei der Erbteilung 1479 eine Reihe von Maaren bezw. Fischweihern (Meyermaar, Finkenweiher, Darscheider Weiher, Monbacher Weiher u. a.), von denen wir jetzt teilweise nicht einmal die Lage mehr mit Sicherheit kennen. Bei einigen der heute nicht mehr vorhandenen Maare wurde das Wasser künstlich abgeleitet, bei anderen beweist der alluviale Sumpfboden, sowie die Natur und Form der Umwallung, daß sie zweifellos einst mit Wasser gefüllt waren, wenn auch der historische Beweis nicht mehr zu erbringen ist.

Zu der ersteren Gruppe gehören in der Osteifel der Wehrer Kessel und das Rodder Maar, beide nordwestlich des Laacher Sees eingebettet in kraterförmige Mulden des vulkanischen Gesteins (Tuff); sie haben Alluvial-Boden, der aus sumpfigen Wiesen besteht und erst in der neueren Zeit durch Anlage von Abzugsgräben wenigstens zum größeren Teile entwässert ist. Das erstere, nördlich des Dorfes Wehr in einer Entfernung von 3 km und einer Höhe von 280 m gelegen, hatte einst einen Durchmesser von 1 km; seine Wasser schufen

sich ein scharf eingeschnittenes Thal nach Norden und bildeten den in die Brohl mündenden Wirrbach, durch dessen Vertiefung man den Sumpf des Kessels heute entwässert. — Das Robder Maar war noch um die Wende dieses Jahrhunderts mit Wasser gefüllt; es liegt etwa $4^1/_2$ km nordöstlich des vorigen, auf einer Seehöhe von 337 m in einem eng umschlossenen Kessel von 300 zu 250 m Durchmesser; der künstlich angelegte Abzugsgraben benutzt ebenfalls das Bett eines kleinen Baches und leitet das Wasser in den Vinxtbach.

Sehr belehrend für das Studium der Maarbildung ist das Doppelmaar bei Boos; es liegt östlich von Kelberg, nahe an der Landstraße Hillesheim-Kelberg-Mayen zwischen den Dörfern Boos und Brück in tiefem Doppelkessel, dessen trennende Wand durch einen schmalen Spalt unterbrochen ist. Die Kraterwände bestehen aus Tuff mit ausgedehnten Lavaschlacken, steigen im Westen bis 573 m, im Osten im Schneeberg zu 537 m an und sind sehr steil, aber doch teilweise von Buchenhochwald bedeckt. Bei längerem Regenwetter bilden sich heute noch kleine teichartige Wasseransammlungen, aber auch in trockenen Zeiten bleibt der Boden (475 m) sumpfig; ein Abzugsgraben leitet das Wasser aus dem größeren (400 m Durchmesser) westlichen in das kleinere (200 m Durchmesser) östliche Maar, aus welchem es durch ein enges steiles Thälchen zur Nitz abfließt.

Südlich von Kelberg im Gebiete der Üß liegen zwei größere alte Maare, der Moosbrucher Weiher am Südfuße des Hochkelbergs und der Ulmener Weiher. Ersterer bildet eine Ellipse, deren große Achse sich von Westen nach Osten erstreckt und 1050 m mißt, während die kleine Achse 750 m groß ist. Der Alluvialboden besteht vielfach aus Torf und liegt in einer Höhe von 491 m; der umschließende, sanft ansteigende Wall erhebt sich etwa 45 m über die Sohle des Maares und ist meist aus devonischen Gesteinen gebildet, auf denen namentlich im Süden Tuffe aufliegen; gegen Westen ist der Damm durchbrochen, und auf dem rechten Ufer des durch diese Lücke abfließenden Bächleins liegen die ärmlichen Hütten des Dorfes Mosbruch, auf der linken die von „Zum Riet“; das Abflußwasser vereinigt sich sofort bei seinem Austritt

mit einem kleinen, von Norden kommenden Bache und bildet die Üß. — Der Ulmener Weiher ist zweifellos ein See gewesen, wenn auch schon nicht mehr in den letzten Jahrhunderten; sein Bett, welches jetzt ganz mit Alluvialbildungen bedeckt ist, ruht fast vollständig in Devongesteinen mit nur geringen Spuren von vulkanischen Ausbrüchen; der nächste Krater ist das Ulmener Maar, welches nur durch eine schmale Wand von Schiefer und über diesen gelagerte Tuff davon getrennt ist. Wenn er auch daher nicht als ein wirklicher Kratersee anzusehen ist, so ist er doch infolge seiner Lage im Gebiete der vulkanischen Eifel hierher zu rechnen; in seiner Nähe finden sich zahlreiche kleine Basaltkuppen, dann westlich die Vulkane Kreuzberg und Hummerich, nordwestlich der Castel- (oder Kassel-)berg. Die Mulde hat eine Ausdehnung von 1,8 zu 1,0 km, so daß der See früher einmal nach dem Laacher See der größte im Gebiet der Eifel gewesen ist. Die tiefste Stelle der Mulde, an der sich die erst in den letzten Jahren ausgeführten Entwässerungsgräben vereinigen, liegt 429 m hoch; das Alluvium reicht bis zu einer Höhe von 450 m; ein einschließender Randwall ist nicht vorhanden.

Die Umgebung des Pulvermaares ist besonders reich an ausgetrockneten oder entwässerten Kraterseen. Sehr schön sieht man einen solchen von der Landstraße aus, die von Lutzerath nach Gillenfeld führt; in der ziemlich ebenen, mit Tuff bedeckten Hochfläche (450 bis 460 m) liegt südlich eine ovale Mulde, deren moorige Sohle eine mittlere Höhe von 420 m hat und sich nach Süden öffnet, wo ein kleiner Bach abfließt. Malerisch stehen an dem aus devonischem Schiefer bestehenden Westrande die zerstreuten Häuser des Dörfchens Immerath. Kaum 700 m entfernt liegt ein zweiter, etwas kleinerer Kessel, ebenfalls von ovaler Gestalt, der noch heute den Namen „Immerather Maar" führt, und aus dem der Rest des stehenden Wassers erst durch Vertiefung des Abflusses in den letzten Jahren entfernt worden ist; auch bei ihm sind die umgebenden Höhen mit vulkanischem Sande bedeckt, während dieser an den Seitenhängen abgewaschen ist.

Auf der Südseite des Pulvermaares erhebt sich der 469,5 m

hohe Vulkan Römerberg; an seiner Südseite findet sich das ausgetrocknete kreisrunde, sehr kleine „Dürre Maar“ und östlich das durch einen kleinen, zur Alf abfließenden Bach entwässerte „Rott“. Ein zweites „Dürres Maar“ liegt dicht nordwestlich des Holzmaares in einer wenig ausgedehnten, flachen Mulde, in der sich vor einigen Jahrzehnten noch ein kleiner, seichter Teich fand, welcher aber jetzt verschwunden ist.

Auf der Strecke zwischen dem Pulvermaar und Mehren liegen in dem Plateau eingebettet drei wasserlose alte Maare, von denen zwei sich noch im Gebiete des vulkanischen Sandes bei den Dörfern Oberwinkel (östlich) und Ellscheid (westlich der Landstraße) befinden; sie tragen heutigen Tages keinen besonderen Namen mehr, erreichten aber an Ausdehnung wohl einst das nahe gelegene Pulvermaar und haben sich durch die Erosion ihrer Abflußbäche völlig entleert, das erstere in die Üß, das letztere in die Alf. Die Mürmeswies, westlich des genannten Dorfes Ellscheid, über 1 km lang und 500 m breit, war noch im Anfang dieses Jahrhunderts teilweise mit Wasser bedeckt und ist durch ein Netz von Abzugsgräben, in denen noch jetzt bisweilen alte Hechte gefangen werden, in eine Sumpfwiese verwandelt, in der man Torf gewinnt. Die Sohle liegt 406 m hoch; die Abhänge der nur teilweise mit Tuff bedeckten, umgebenden Höhen (440—450 m) bestehen ausschließlich aus devonischem Schiefer, der Boden des alten Maares aber aus Alluvium.

Übersdorf, rechts des Lieserthales an der Landstraße von Daun nach Manderscheid, liegt in einem kleinen Kessel mit Alluvialboden (438 m), der im Westen von dem Berge „Auf der Aarley“ (Tuff mit Lava und Schlacken, 556,5 m), im Süden vom Emmelsberg (meist Schlacken), im Nordosten von der Lieley (mit bedeutendem Lavastrom) umschlossen wird und sich gegen Osten zum Lieserthal öffnet; dieser Kessel dürfte wohl das Bett eines der ältesten Maare gewesen sein.

Der Dreiser Weiher liegt auf der Nordostseite der bedeutendsten Vulkanreihe, westlich des Dorfes Dreis, kaum 3 km von der Bahnstation Dockweiler in einer Höhe von 461 m. Westlich erhebt sich der Döhm zu 652 m, dessen domartige Kuppe aus Lava besteht,

welche auf vulkanischem Sande ruht; letzterer ist auf dem Abhange zum Maare hin abgewaschen, so daß hier nur devonische Schichten zu Tage treten. Im Südwesten steigt die ebenfalls devonische Umwallung zu 601 m an, den Ost- und den Nordostrand bilden die aus Tuff bestehenden Berge Lückerberg und Struth (560 m). Der Boden hat eine rundliche Form mit einem Durchmesser von 700 zu 800 m. Der vulkanische Sand enthält zahlreiche, sog. vulkanische Bomben, Olivinmassen bis zur Schwere von 25 kg, sowie Krystalle von Augit, Biotit, Spinell u. a. m. Ende des 18. Jahrh. war das Maar noch erhalten; es gehörte als Fischteich dem Kloster des nahe gelegenen Dorfes Niederehe, aber auch die Herren von Blankenheim und von Aremberg sollen hier Fischereiberechtigungen gehabt haben. Nach Aufhebung des Klosters wurde das Maar durch die französische Regierung 1802 an die Gemeinden Dreis und Dockweiler versteigert. Man ließ das Wasser so weit als möglich durch einen Abzugsgraben und durch die vorhandenen Schleusen ab und verkaufte die hierdurch erhaltenen sumpfigen Wiesen am Rande des Weihers in der Folge als Torfstiche in kleinen Parzellen an Bewohner der Nachbarorte; von diesen wurde der Boden allmählich verbessert und in treffliche Wiesen umgewandelt, die aber bei Regenwetter noch öfters versumpften. Bei der Heu- und besonders bei der Grummeternte ging daher noch jährlich viel verloren. In den Jahren 1879—82 wurden deshalb unter wesentlicher Beihilfe der Staatsregierung sog. Heuwege und ein ganzes System von Ent- und Bewässerungsgräben angelegt, wobei man in den Teichen und Kanälen eine Menge von Hechten und Aalen fing. Bis auf einige wenige Stellen, wo kohlensaure Quellen aus dem Boden hervorbrechen, ist jetzt der ganze alte Maarboden in vortreffliche, fruchtbare Wiesen umgewandelt. Früher ergoß sich in den Weiher der Feuerbach, der von Osten aus dem Dreiser Walde kommt und im Dorfe Dreis von links den Dockweilerer, von rechts den Brücker Bach aufnimmt. Jetzt dient sein Wasser nur zur Bewässerung; das übrige fließt durch ein künstlich angelegtes Bett zur Seite der Provinzialstraße ab und vereinigt sich mit der Ah, die bei Ahrdorf in die Ahr fließt.

Ein sehr schönes Beispiel dafür, wie ein Maar durch die Erosionsarbeit des Wassers erstirbt, kann man in der Nähe von Birresborn sehen. Etwa $2^1/_2$ km von dieser Station der Eifelbahn, kurz vor dem Dorfe Kopp, befindet sich dicht neben dem Fischbachthale in der Hochfläche ein Trichter, dessen etwas über 100 m hohe Nordwand allmählich abfällt, während die Seitenwände, die zum Teil noch von vulkanischem Sande bedeckt sind, sich steiler erheben; der südliche Wall ist niedriger; ihn hat das überfließende Wasser des einstigen Maares offenbar ausgewaschen und in ihm einen engen Spalt gebildet, durch den noch heute das in den Sumpfwiesen des alten Maarbodens sich sammelnde Wasser abfließt. Einen Namen hat dies Becken nicht; ein auf der Höhe des Nordwalles gelegener Hof führt den Namen „In der Eichelbach".

Nordwestlich der Bahnhaltestelle Müllenborn, in der Nähe des Dorfes Duppach, findet sich im Thale des Oosbaches ein trichterförmiger, wenn auch nicht sehr ausgedehnter Krater, dessen Westwand durch den Bach gänzlich zerstört ist, während auf den übrigen drei Seiten die einschließenden Wälle aus Tuff vollständig erhalten sind. Der aus Alluvium gebildete Boden besteht heute aus sumpfigen Wiesen, deren Gräben das Wasser zur Oos leiten. Die am Austritt des Baches aus dem Trichter liegende Mühle führt heute noch den Namen Duppacher Weihermühle und läßt so die Erinnerung an den früheren Kratersee fortleben.

Im vorstehenden sind 18 erstorbene Maare beschrieben. Ob einzelne andere Kessel, so namentlich der Dehnert, aus dem der Reuther Bach im Kreise Prüm hervorkommt, dann die Walsdorfer Wiesen bei Hillesheim[1] auch einst Kraterseen gewesen sind, ist zur Zeit noch nicht sicher.

---

## III.

# Der geologische Bau der Eifel.

Das Massiv des ganzen Berglandes einschließlich der Höhen auf beiden Ufern der Mosel enthält als Grundgestein devonische Gebilde; nur die Hochfläche des Hohen Venns ist älter; sie besteht aus Gesteinen der silurischen Formationen, so daß man vom rein geologischen Standpunkte aus wohl zur Scheidung des Venns als selbständigen Gliedes von der eigentlichen Eifel berechtigt wäre; aber der devonische Schiefer reicht weit über das Thal der Roer hinaus, bis über Simmerath, bildet die Höhen, welche das Callthal umschließen und tritt dann zusammenhängend auf der nordwestlichen Seite des Kambriums wieder in einem Streifen zu Tage, der von der belgischen Grenze bei Eupen bis zum Austritt der Wehe aus dem Bergland in die Ebene reicht, so daß man trotz der silurischen Formationen des Venns doch wohl berechtigt ist, das ganze Hochland als eine Einheit aufzufassen, und dies um so mehr, als der orographische Zusammenhang zwischen dem Losheimer Walde und dem Hohen Venn, welcher zwischen der Holzwarche, der Warche, den Quellen des Perlenbaches und der Roer eine fast ebene Hochfläche bildet, die Scheidung durch eine natürliche Grenze zur Unmöglichkeit macht.

Um zunächst mit den geologischen Verhältnissen des Hohen Venns zu beginnen, so bildet das Kambrium auf der Südwestseite in dem belgischen Gebiete eine 25 km breite Zone, welche die preußische Grenze überschreitet und nach Nordosten ziehend immer schmäler wird; sie bildet den Hauptrücken des Hohen Venns und endet in einer

schmalen Zunge südwestlich von Düren, dem sog. Hochwald, in steilen Abfällen; der äußerste Punkt ist der 278 m hohe Knosterberg. Die kambrische Stufe besteht wesentlich aus dunkelgrauem Thonschiefer, der in der Umgegend von Recht zwischen St. Vith und Malmedy als trefflicher Dachschiefer gewonnen wird und Eisenglanz in Form von feinen Schüppchen, feine Glimmerlamellen und kleinste Granatkrystalle enthält, oder aus einem seidenglänzenden Schiefer, Phyllit genannt, der sich aus feinsten Quarzkörnchen und zarten Blättchen eines Kaliglimmers zusammensetzt. An zahlreichen Stellen ist dem Schiefer Quarzit eingelagert. Das an Versteinerungen arme Kambrium ruht offenbar auf Granit, der auf dem Rücken in der Nähe von Lammersdorf beim Bau der Eisenbahn eine freilich nur kurze Strecke weit bloßgelegt worden ist; es ist dies die einzige Stelle in dem ganzen Gebiet der Eifel, wo ein archäisches Gestein zu Tage tritt. Bemerkenswert ist ein gewaltiges Quarzitmassiv, das in der Nähe des Venndorfes Mützenich (bei Montjoie) auf der höchsten Erhebung des Venns (Brachvenn), dem Stehlingsberg (658 m), gelagert ist; es wird von den Bewohnern die Bettstatt Karls d. Gr. (lectus Caroli Magni) genannt. Das Kambrium ist auf einer großen Strecke von der belgisch-preußischen Grenze nördlich von Malmedy bis östlich von Rötgen und bis nördlich von Lammersdorf mit einer verschieden starken Schicht von Alluvium bedeckt, welches aus undurchlässigem Thon besteht. Darüber ist Torf gelagert, der an verschiedenen Stellen gewonnen wird, namentlich bei Hattlich und Sourbrodt. In der Umgebung von Malmedy bestehen die Berge aus Buntsandstein-Schichten, die nestartig bis in die Gegend von Stablo auftreten.

Nach Nordwesten folgen zunächst in gleicher Ausdehnungsrichtung von Südwesten nach Nordosten schmale Bänder von Koblenz-Quarzit, Ardennenschiefer, Eifelkalk und wiederum Ardennenschiefer, die alle zum Devon gehören; die Stadt Eupen steht auf dicht nebeneinander gelagerten Streifen von Blaustein (Eifelkalk), eisenhaltigem Thon-, Ardennen- und sog. Verneuilli-Schiefer (Oberdevon). Sie alle laufen zu beiden Seiten der Wehe aus, wo diese aus dem Berg-

land in die diluviale niederrheinische Ebene tritt. Auf diese Gebilde kommt nun zu beiden Seiten des Fontenes-, des Lontzener Baches und der Wurmschichten das Karbon, und zwar Kulm (Kohlenkalk) und untere, produktive Kohlengebirgsschichten, die sich dem letztgenannten Bache entlang noch ziemlich weit nach Norden erstrecken und die Grundlage der bedeutenden Aachener Kohlenindustrie bilden. Südlich und westlich liegen dann noch auf ihnen einzelne, aber nicht weit ausgedehnte Schichten aus der Kreideformation, besonders Unter- und Ober-Senon.

Auch im Südosten ist, wie im Nordwesten, das Kambrium des Hohen Venns durch ein schmales Band von Koblenz-Quarzit begrenzt, welches erst südwestlich von Düren am Geybach ausläuft.

Von dieser trennenden Zone bis zum Rheine, der niederrheinischen Tiefebene und der Mosel bilden devonische Schichten den Aufbau des Hochlandes; sie sind im wesentlichen die Fortsetzung der Formationen der Ardennen aus Schiefer, Grauwacke, Quarzit, Kalk und Mergel, und zwar treten Schichten aus den verschiedensten Abteilungen des Unterdevons auf: Taunusphyllite (bei Weismes, südlich des Hohen Venns mit buntem Schiefer, Quarzitschiefer, wechselnd), Taunusquarzit (östlich von Ulmen), Hunsrückschiefer (nördlich der Mosel bis Mayen—Manderscheid und südlich des Hohen Venns auf beiden Seiten der Roer bis über die Hochfläche von Dreyborn hinaus), Untere-Koblenz-Grauwacke als harte, graue Sandsteine mit zahlreichen Versteinerungen, besonders an Brachiopoden, dann glimmerhaltiger, versteinerungsarmer Koblenz-Quarzit (bei Burgreuland an der Ur, auf dem ganzen Rücken der Schneifel, im Kondelwald nordwestlich von Alf und im Grünewald nordöstlich von Wittlich; die beiden letzteren bildeten wohl ursprünglich eine zusammenhängende Hochfläche, welche durch Auswaschungen des Alfbaches in zwei Glieder gespalten wurde), Obere-Koblenz-Grauwacke, sehr reich an Versteinerungen, besonders an Cephalopoden, Korallen und Trilobiten (auf beiden Seiten der mittleren Prüm nördlich von Waxweiler bis zur Nims, bei Hillesheim und an anderen Stellen). Der Schiefer des Unterdevons besteht teilweise aus Mineraldetritus, teilweise auch aus Neubildungen, welche sich aus

feinsten Quarzkörnchen, dünnen Glimmerblättchen und kleinsten Krystallen von Kalkspat, Magneteisen, Schwefelkies, Eisenglanz und Chlorit zusammensetzen. Er wird vielfach, so, wie schon bemerkt, bei Recht südlich von Malmedy, bei Montjoie, bei Klotten an der Mosel, in der Umgebung von Kaisersesch und von Mayen als Dachschiefer gebrochen.

Das Mitteldevon besteht aus Thonschiefern, die ebenfalls vielfach gewonnen werden, kalkreichen Schiefern und mächtigen Kalkbänken, welche krystallinischer Natur oder von Korallen gebildet sind. Die beiden in dieser Formation unterschiedenen Abteilungen, Calceolaschichten und Stringocephalenkalk, treten in der Eifel in größerer Verbreitung auf. Die ersteren bestehen aus dunklen Kalkmergeln, schwarzen oder graublauen Schieferthonen mit Einschlüssen von Kalknieren, Platten von Grauwacken und Kalkadern; sie finden sich bei Olkenbach an der Alf, zwischen dem Kondel- und Grünewald, wo ein leicht verwitternder Schiefer gewonnen wird, und namentlich am Rande der Hillesheimer Mulde. Der echte Eifel- oder Stringocephalenkalk, der in Lagern bis zu 400 m Mächtigkeit vorkommt, bildet eine Reihe ausgedehnter Mulden: 1) Das Becken des Urftthales, ausgezeichnet vielfach durch die Reinheit des Kalkes (über 90 %); es erstreckt sich von Sistig, südlich von Schleiden auf dem Plateau, in etwa 30 km Länge und stellenweise 5—6 km Breite nach Nordosten, durchschneidet das Urft-, Vey- und Erftthal (wenig nördlich von Münstereifel) und reicht bis Kirchheim bei Rheinbach. Hier liegen bei Eiserfey die merkwürdigen Kakushöhlen. 2) Die Blankenheimer Mulde zieht sich von Kronenburg an der oberen Kyll nordöstlich über die Höhen des östlichen Losheimer Waldes, über Dahlem, wo Roteisensteine dem Kalk eingelagert sind, über Blankenheim, Tondorf bis zu der oberen Erft in gleicher Länge, wie die Schichten der Schleidener Mulde, doch ist die Breite der Zone wesentlich geringer. 3) Die wenig ausgedehnte Mulde südöstlich von Tondorf bedeckt das Quellgebiet des Armutsbaches bei dem Dörfchen Rohr; die 440—550 m hohe Fläche ist wenig fruchtbar, meist kahl oder mit magerem Busch bedeckt. 4) Die Lommersdorfer Mulde beginnt in zwei schmalen

Zungen auf den devonischen Gesteinen des rechten Kyllufers bei Glaadt (Jünkerath) und Lissendorf, füllt dann nach Südosten streichend einen bis zu 6 km breiten Sattel aus und endet erst auf der Hochfläche links der Ahr bei dem Orte Lommersdorf, der dem ganzen Gebilde den Namen gegeben hat. Die Südabhänge des Plateaus sind zur Ahr hin trocken und meist nur von dürftiger Grasnarbe bedeckt, während in dem Gebiete zwischen Ahr und Kyll (420—480 m) streckenweise schöne Buchenhochwälder und neben armen Strichen auch fruchtbare Felder das Land bedecken. 5) In der Hillesheimer Mulde dehnen sich die Schichten parallel den bereits genannten ebenfalls von Südwesten nach Nordosten aus, beginnen an den das Kyllthal einschließenden Höhen südwestlich von dem Städtchen Hillesheim und ziehen über die Hochfläche bis Nohn und bis zum Nohnerbach jenseits der Ah; mit ihr ist durch ein schmales Band die Kalkmulde verbunden, welche nördlich davon auf beiden Seiten der Ahr bei Ahrhütte die das Thal einschließenden Höhen bildet. Der Bezirk Hillesheim-Niederehe-Nohn ist besonders reich an trefflichen Kalken; in neuester Zeit sind hier auch ausgedehnte Marmorlager aufgefunden worden. 6) Die Gerolstein-Pelmer Mulde, die in unbedeutender Ausdehnung von Westen nach Osten auf beiden Seiten der Kyll streift, besteht aus Dolomit, der die herrlichen, an die Dolomitalpen bei Toblach erinnernden Felsen der Auburg, der Monterley und des Gerolsteines bildet; es ist das Gebiet der trefflichen Mineralbrunnen. 7) Im Salmwald südlich von Gerolstein, östlich der Bahnstationen Birresborn und Mürlenbach, zieht sich ein schmaler Gürtel Kalkstein 8 km weit von Südwest nach Nordost, den man auch als die Birresborner Mulde bezeichnet. 8) Die Prüm-Büdesheimer Mulde bedeckt südlich von Prüm das Hochland in einer Breite bis zu 8 km und zieht sich nordöstlich bis Oos in einer Länge von 16 km. Vielfach tritt hier Mergel auf, im südöstlichen Teile aber trefflicher Kalk, so namentlich auch bei Schönecken, wo die zerrissenen Thalbildungen den Namen der Schönecker Schweiz erhalten haben. — Daß außer diesen angeführten bedeutenderen Lagern des Eifelkalks noch eine Reihe inselartiger mitteldevonischer Schichtenreste sich erhalten hat, ist

selbstverständlich; sie treten alle in der nächsten Umgebung der genannten größeren Mulden auf.

Merkwürdig erscheint es aber, daß von dem Oberdevon, welches zweifellos einst weite Strecken der Eifel bedeckte, nur noch eine einzige Mulde sich findet und zwar bei Büdesheim, östlich von Prüm, wo mergelige Nierenkalke auf den mitteldevonischen Schichten aufliegen, denen dann dünnplattige, dunkelgraue Kalke von geringer Mächtigkeit folgen.

Während bei Aachen am Nordwestabhange des Hohen Venns, wie bereits erwähnt, die verschiedenen Glieder der Kohlenformation vorkommen, ist auf der ganzen Hochfläche der Eifel davon keine Spur zu finden. Die öfters gehegte Hoffnung, abbauwürdige Kohlenflöze in der Eifel selbst anzutreffen, hat sich daher nie bewahrheitet und nicht bewahrheiten können.

Von den permischen Formationen tritt das Ober-Rotliegende in zahlreichen Stellen, nirgends aber in größerer Ausdehnung auf, und zwar fast nur in der Mulde, die zwischen dem eigentlichen Hochplateau und den die Mosel einschließenden Bergen liegt, einem alten Moselbette, so z. B. bei der Quint; die Bahn durchschneidet die Schichten dieser Formation von der Station Schweich bis nahe bei Salmrohr; am bedeutendsten sind sie bei Wittlich, von wo sie sich nach Osten ziehen und das Thal der Alf bis zum Reiler Hals einschließen. Auch bei Gerolstein und Birresborn finden sich noch einzelne kleine Lappen von Ober-Rotliegendem.

Die Trias- und die Juragruppe sind dagegen in der Eifel außerordentlich stark vertreten. Außer einer größeren Zahl eng begrenzter Fundstellen finden sich vier ausgedehntere Bezirke dieser Formationen: das Becken von Malmedy, die Kommerner Bucht, die Mulde westlich von Hillesheim und die Hochfläche nördlich von Trier. Die Schichten der Trias bestehen bei Malmedy, wo sie sich von Stablo auf beiden Seiten der Warche bis zum Orte Xhoffraix hinziehen, aus grobkörnigen Konglomeraten des Buntsandsteins und ebenso in der Hillesheimer Mulde, welche sich, von zahlreichen vulkanischen Gesteinen durchbrochen, auf beiden Seiten der Kyll etwa

8 km westöstlich in die Breite und 14 km in die Länge ausdehnt. Die Kommerner Bucht bildet fast genau ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Hypotenuse in rein nordsüdlicher Richtung von dem Austritte der Roer aus dem Berglande südlich von Düren bis auf die Hochfläche südlich von Call zwischen Urft und Olef reicht, während die kürzere Kathete in der Richtung der Bahnlinie bis über Mechernich nach Norden sich wendet und die größere im wesentlichen mit den Abfällen der Hochfläche gegen die niederrheinische Ebene und die linken Zuflüsse der Erft zusammenfällt. Auch diese Mulde besteht hauptsächlich aus Buntsandstein-Schichten, deren grobkörnige Konglomerate die herrlichen Felsen am rechten Roerufer von Kreuzau bis in die Gegend von Heimbach bilden; besonders schön sind die zerklüfteten Wände, auf denen die Werke der alten jülichschen Felsenfestung Nideggen stehen. Auch bei Call im Urftthale zeigen sich die senkrecht abstürzenden Schichten des grobkörnigen Unter-Buntsandsteins, der dort durch einen thonreichen, feinkörnigen Ober-Buntsandstein bedeckt ist. Diese Schichten enthalten nesterweise Knoten von Bleiglanz, der früher meist durch Tagebau im Bezirke Kommern-Mechernich gewonnen wurde und die Grundlage einer bedeutenden, jetzt fast gänzlich darniederliegenden Industrie bildete; daneben treten auch Rotkupfererz, Kupferlasur, Kupferglanz, Malachit, Eisen- und Manganerze auf, jedoch nicht in abbauwürdiger Menge. Muschelsandstein und Muschelkalk mit den Versteinerungen von Fischen und Sauriern sind nur an den Nordost-Abhängen stärker vertreten, sonst kommen sie ebenso wie der Keuper nur in schwächeren Schichten vor.

Die Südwesteifel ist noch vollständig von Formationen der Trias und des Jura bedeckt, welche nur durch die scharf eingeschnittenen Thäler der Sauer und ihres Zuflusses, der Ur, von den gleichen, weit nach Südwest sich erstreckenden Bildungen der Ardennen geschieden sind. Auf einer Strecke von 37 km ziehen sie sich von dem Einflusse der Sauer in die Mosel bei Wasserbillig bis in die Nähe von Vianden; von dort wendet sich die Grenze gegen das Devon unter Bildung zahlreicher Einbuchtungen des Unterdevons namentlich an den Thälern der fließenden Gewässer, während es auf den Hochflächen

vorstreckende Zungen bildet, nach Nordosten (34 km) bis zu der Höhe der Landstraße, welche von Schönecken (Nims) nach Mürlenbach (Kyll) führt. Hier hat das Kyllflüßchen die Triasschichten bis auf einzelne, an verschiedenen Stellen auf dem Plateau noch lagernde Lappen abgewaschen, so daß die entblößten Unter-Devonschichten sich im Thale keilförmig bis nahe bei St. Thomas nach Süden vorschieben. Auf dem Ostufer reicht dann die Trias wieder weit nach Norden bis nahe zu dem Mitteldevon der Prümscheid. Im Osten ist die Scheidegrenze der Trias sehr unregelmäßig; sie reicht bis nahe an die Kleine Kyll, die vulkanischen Gesteine des Mosenbergs westlich von Manderscheid und bis zum Orte Großlittgen, weiterhin aber zieht sie sich nach Westen zurück und ist durch die Salm und ihre Nebenbäche vielfach zerrissen. Im Süden bildet die Mosel und die Einsattelung zwischen den Abfällen der Hochfläche und den oberdevonischen Bergen an den Ufern der Mosel die Begrenzung.

Die grobkörnigen Konglomerate, die untersten Schichten des Buntsandsteines, dehnen sich namentlich in der Gegend von Trier am Ufer der Mosel aus, wo sie eine Mächtigkeit bis zu 180 m erreichen und die herrlichen Felsen bilden, welche dem Trierer- und dem unteren Kyllthale einen so hohen Reiz verleihen. Im ganzen tritt diese Bildung nur in einer schmalen Zone an der Grenze der Trierer Bucht auf und ist von dem feineren, thonreichen Ober-Buntsandstein bedeckt. Sie zieht sich an der Kyll von deren Austritt aus dem Gebirge bei Ehrang bis oberhalb Philippsheim an beiden Ufern entlang und dann von der unteren Fliessemer Mühle nördlich von Erdorf bis St. Thomas, wo sie überall die Grundlage einer sehr ausgedehnten Industrie bildet. Der versteinerungsreiche Muschelkalk mit seinen verschiedenen Schichten, dem dolomitischen Mergel, dem Sandstein, der besonders schön bei Udelfangen sich findet, dem grobkörnigen Kalksandstein u. s. f., überlagert den Buntsandstein südlich zwischen Sauer und Kyll und westlich der letzteren bei Dudeldorf und Kyllburg, von wo er sich nach Südwesten bis zur Mündung der Ur in die Sauer ausdehnt, indem er eine weit nach Süden reichende Zunge im Thale der Nims bildet und die Sauer bis zu der Mündung der Prüm begleitet. Überall kommen

hier Pseudomorphosen von Steinsalz vor, an einzelnen Punkten auch in Mulden Schwerspat. Besonderes Interesse erregen die Gypskeuperbildungen bei Echternach an der Sauer. — Das Plateau von Ferschweiler an der Enz und Sauer, die Hochflächen zwischen der unteren Enz und Prüm, sowie zwischen Bollendorf und Wallendorf, sind bedeckt von 2—3 m mächtigen Schichten der Unteren Lias (Gryphitenkalk), während jüngere Gebilde des Jura und der Kreideformationen gänzlich fehlen.

Tertiäre Schichten finden sich erst wieder in dem Gebiete der Trierer Bucht. Auf dem Grunde des tiefen Bachthales, welches von dem Dorfe Eckfeld, östlich von Manderscheid, zu der Lieser sich senkt, ruht ein mächtiges Braunkohlenlager, jedenfalls der Rest eines ausgedehnteren Vorkommens, das nur durch eine der zahlreichen Verwerfungen, die man in der Trierer Bucht beobachtet, tiefer in das Unterdevon eingebettet und so vor der Auswaschung geschützt wurde; darauf deuten auch die Faltungen und die Knickungen der Blätterkohle, die nach Struktur und Pflanzenarten mit jener aus der Umgegend von Bonn übereinstimmt. Auch die Tuffe des Burberges bei Schulz im Thale der Kleinen Kyll enthalten Abdrücke von den gleichen Pflanzen. — Ausgedehntere tertiäre Schichten finden sich auf der Hochfläche südlich von Bitburg und östlich der Kyll bis zur Lieser hin, namentlich im Gebiete des Salmbaches; es sind hauptsächlich Quarzgerölle, weißer Sand und plastischer Thon, welche in Schichten von 3—4 m Mächtigkeit über dem Muschelkalk in dem Gebiete von Speicher und Binsfeld lagern und die Grundlage einer sehr bedeutenden Industrie bilden. Auch an den letzten Hügeln, durch welche das Gebirge gegen das Koblenz-Neuwieder Becken abfällt, und im Thale der unteren Nette von Niedermendig abwärts treten tertiäre Formationen auf; Braunkohlenflöze, weiße und blaue Thone bilden hier mächtige Ablagerungen, die teilweise von Diluvium und von Bimssandstein überdeckt sind.

Das Diluvium tritt fast überall an den Bergabhängen zu beiden Ufern der Mosel wie des Rheines und ihrer Zuflüsse, teilweise in nicht unbeträchtlicher Höhe über den jetzigen Wasserspiegeln auf; es besteht

aus den verschiedensten Gesteinen des ganzen Flußgebietes, Quarzit, Kalk, Mergel und Schiefer, welche das strömende Wasser mitgeführt und dann an ruhigeren Stellen als Schotter, Kies und Sand abgelagert hat. So ist dies namentlich der Fall in dem bereits mehrfach erwähnten alten Flußbette der Mosel von Schweich abwärts, in dem weiten Wittlicher Thale, auch auf den Höhen des Montroyal bei Traben, des Barl bei Zell, in den inneren Bogen der Flußkrümmungen, auf dem Maifelde und auf der Hochfläche nördlich der unteren Ahr, dem sogenannten Ländchen, sowie an der ganzen Nordgrenze des Berglandes gegen die niederrheinische Ebene. Daneben treten aber auch Lößablagerungen auf; so rings um Münstermaifeld in der verhältnismäßig bedeutenden Höhe von 260—290 m über dem Spiegel der Mosel.

Außer den bereits erwähnten weiten Alluvialbildungen der Hochmoore im Hohen Venn finden sich auch solche rechts der Roer bei Elsenborn, an verschiedenen Punkten südlich der Warche im Losheimer Walde, auf der Schneifel, in den Betten erstorbener Maare und in den Thälern der Bäche, welche durch versperrende Berge einst zu seeartigen Aufstauungen gebracht wurden, bis sie durch Erosion den Damm ganz durchsägten; es war dies z. B. der Fall bei der Kyll in ihrem Oberlaufe bis unterhalb Hillesheim und bei der Alf unterhalb Mehren. Das Trierer Thal von der Mündung der Sauer bis zum Eintritt in das Bergland besteht ebenfalls aus Alluvialbildungen.

---

## IV.

# Die Vulkane der Eifel.

Besondere Beachtung hat die Eifel von jeher bei den Geologen gefunden infolge der vulkanischen Bildungen. Zwar finden sich über Deutschland verbreitet noch andere ausgedehnte Gebiete mit bedeutenden eruptiven Gesteinen, so der östliche Westerwald, der Vogelsberg, die Rhön, das hessische Bergland u. v. a. m.; aber an keiner Stelle oder nur ausnahmsweise sind die vulkanischen Bildungen, Krater, vollständige Lavaströme und Tufflager, noch so gut erhalten, wie in der Eifel, die sich in dieser Hinsicht wohl nur mit dem Plateau der Auvergne vergleichen läßt. Der Grund hierfür ist mit vollem Rechte darin gesucht worden, daß die Ausbrüche in der Eifel wahrscheinlich alle erst in der Diluvialzeit erfolgt sind, während sie in den übrigen Gebieten Deutschlands bereits in oder vor der Tertiärzeit ihr Ende erreichten, so daß sie durch die zerstörenden Kräfte der Natur, namentlich durch Wasser, vielfach vernichtet worden sind. Dazu kommt, daß auf dem Vulkanismus der Eifel verschiedene blühende Industriezweige begründet sind, welche in einzelnen Gegenden eine zahlreiche arbeitsame Bevölkerung ernähren. — Wir unterscheiden, wenn wir von dem unbedeutenden Vorkommen älterer Diabasgänge bei Winningen a. d. Mosel (Blumsley), bei Wittlich und im Thale der Enz bei Sinspelt absehen, drei verschiedene Gebiete: Die Vulkanreihe der Vordereifel, ein Ausdruck, der nicht ganz korrekt ist, das Gebiet des Laacher Sees und die zerstreuten Vulkane im Nordosten, die sog. „Hohe Eifel.“

Was zunächst die Vulkanreihe der Vordereifel betrifft, so steht sie auf einer ca. 50 km langen Längsspalte des Devons, die

von der Wurzel der Schneifel beginnt und bis über die Üß in die Nähe von Bertrich reicht. Daß die Vulkane dieser Reihe alle in einer verhältnißmäßig kurzen Periode der Diluvialzeit entstanden sind, beweist der Umstand, daß bei ihren Eruptionen die Thalbildungen der Eifel im großen und ganzen bereits fertig waren, und daß ihre Lavaströme vielfach auf diluvialen Geröllschichten ruhen. So floß die Lava aus einer Spalte an der nördlichen Kraterwand der Papenkaule bei Gerolstein in einem nach Westen gebogenen Thale zwischen den Dolomitbergen der Monterley und der Auburg hindurch und endete mit einer 700 m breiten Stirnfront an der Kyll, welche den Kopf und die darunter liegende Schicht auf höchstens 4 m durchsägt hat; das Flußbett kann damals kaum 2 m höher gelegen haben als heutzutage. Wenn jährlich die Vertiefung der Rinne durchschnittlich 1 mm betrüge, worüber freilich Beobachtungen nicht vorhanden sind, so würde daraus folgen, daß die Eruption der Papenkaule etwa um das Jahre 2000 v. Chr. erfolgt wäre. Es ist dies einer der jüngsten wenn nicht der jüngste aller vulkanischen Ausbrüche gewesen. Unter den gleichen Annahmen würde derjenige Ausbruch des Mosenbergs westlich von Manderscheid, bei welchem der Lavastrom des Horngrabens abfloß, etwa in die Zeit um 12000 v. Chr. zu setzen sein. Auch hier muß damals bereits das Thal der Kleinen Kyll mit seinen Querfalten vollständig ausgebildet gewesen sein. Die Bildungen gehören jedenfalls mit wenigen Ausnahmen der diluvialen Periode an.

Die Hauptprodukte der Eruptionsthätigkeit, welche in der vulkanischen Vordereifel vorgefunden werden, sind vulkanischer Sand bez. Tuff, Schlacken und Lava. Der erstere besteht zum Teil aus feinkörniger Asche, zum Teil aus groben Körnern und Stücken der devonischen Gesteine und verwitterter Basaltlava, enthält zahlreiche Krystalle von Augit, Hornblende, Olivin, Sanidin, auch Hauyn und Glimmerblättchen, außerdem sog. Bomben, die meist aus Olivin bestehen. Die Laven dieses Gebietes sind ausschließlich Leucit- und Nephelinbasaltlaven von dichter Grundmasse, in welcher sich Augit, Olivin, Hornblende, Glimmer, Nosean, Leucit oder Nephelin, sehr selten beide vereinigt, und an einer Stelle, auf der Aarley bei Überz-

dorf südlich von Daun, auch Zeolith ausgeschieden haben. Als Einschlüsse finden sich auch bisweilen Stücke der durchbrochenen Gesteine, z. B. Grauwacke und Thonschiefer, welche in der Strukturänderung ihrer Oberfläche beweisen, daß sie einem hohen Hitzgrade ausgesetzt waren. Bei der allmählichen Abkühlung und der dadurch bedingten Kontraktion sonderten sich die Massen säulenförmig ab; das durch die Spalten eindringende Wasser veränderte dann die äußere Oberfläche der Säulen vielfach, während die Oberfläche der Lavaströme häufig ganz zu fruchtbarer Ackerkrume verwitterte; doch findet sich auch unregelmäßig zerklüfteter Basalt. Die einzelnen, von den eigentlichen Lavaströmen getrennten Blöcke zeigen natürlich diese säulenförmigen Absonderungen nicht.

Die Ausbrüche erfolgten aus den meisten Kratern nur einmal, und es bildeten sich daher in der Vordereifel nicht jene gewaltigen basaltischen Massengebirge, wie auf der Rhön und im Vogelsberg. Nur an wenigen Stellen beobachtet man zwei übereinander liegende Lavaströme, so namentlich am Scharteberg (691 m) bei Kirchweiler zwischen Daun und Gerolstein. In einem am Nordostabhange befindlichen Steinbruche zeigen sich folgende übereinander liegende Schichten: Schlacke 0,6—1 m, steinige Lava 0,3—0,6 m, wieder Schlacke von gleicher Stärke wie die obere, dann Tuff von 2,5—4 m, wiederum Schlacke von 1 m, schließlich ein zweiter Lavastrom von 3 m, der ebenfalls auf Schlacke ruht.

Der nordwestlichste Vulkan der Reihe ist der Goldberg bei dem Dorfe Ormont auf dem rechten Ufer der Taubkyll, der auf dem 600 m hohen Plateau von unterdevonischem Schiefer und Quarziten aufsitzt und aus zwei durch einen Sattel miteinander verbundenen Kegeln besteht. Gegen das Thal im W. und O. fällt der Berg steil ab; die höhere südliche Spitze steigt zu 649 m an. Der Tuff, aus dem der alte Vulkan besteht, schließt eine Menge von Schlacken und Lavablöcken, sodann Hauyn, Nephelin, Augit und goldglänzende Biotittafeln ein, von denen wohl der Berg seinen Namen führt. Der alte Auswurfskrater ist nicht mehr zu erkennen, er ist durch das Wasser zerstört worden.

Von hier hat sich nach Ostsüdosten bis zum Thale der Kyll einst eine weite Decke vulkanischen Sandes hingezogen, welche teils auf Devon, teils auch auf Buntsandstein aufliegt und durch den Oos- und den Tiefen- (Steffeler-) Bach stark abgewaschen und erodiert wurde; er enthält Krystalle von Augit, Biotit, Sanidin, dann Olivinbomben, Stücke der durchbrochenen Gesteinsschichten und Lavablöcke; stellenweise hat er infolge des Zusammenschmelzens eine solche Festigkeit, daß er als Werkstein Verwendung findet; so besonders der Palagonittuff in der Umgebung von Steffeln. Aus dem vulkanischen Sande ragen zahlreiche Kegel von Lava und Schlacken empor; Lavaströme sind nur am steilen Ruderbüsch bei Oberbettingen und südwestlich von Niederbettingen erhalten außer dem bereits oben erwähnten, der von der Papenkaule bis zur Kyll bei Gerolstein reicht; sonst trifft man nur Lava- und Schlackenfelder. Auch hier finden sich die früher angeführten Einschlüsse in den vulkanischen Gesteinen, außerdem aber an einzelnen Punkten große Mengen von Magnetit, Plagioklas und Sideromelan. Die einzigen, in ihrer Form noch völlig erhaltenen Krater in diesem Gebiete sind die Papenkaule und die dicht daneben liegende Hagelskaule, alle übrigen sind durch die erodierende Gewalt des Wassers so zerstört, daß man meist die Eruptionsstelle nicht mehr zu bestimmen vermag. Eine besondere Beachtung verdient der Rother Höhenberg (Hommerich, 563 m) zwischen Roth und Müllenborn. Auf Buntsandsteinschichten erhebt sich ein bedeutender Höhenrücken aus Tuff mit großen Augitkrystallen, auf dem dann der eigentliche, aus Schlacken und Lava gebildete alte Vulkan aufsitzt. Offenbar hat man früher hier das poröse Gestein als Mühlsteine gebrochen; die senkrechten Wände sind dann später vielfach eingestürzt, wie die zahlreich umherliegenden Blöcke beweisen, und der verlassene Steinbruch bildet jetzt eine Höhle. In ihrem Innern sind die Wände mit einer bis 3 m dicken Eisschicht bedeckt; denn im Winter sinkt die kalte und daher schwere Luft in das Innere, und es bildet sich das Eis; im Sommer aber kann die warme, daher leichte Luft nicht einsinken; weil zudem die umgebenden Wände sehr schlechte Wärmeleiter sind, welche selbst zur Zeit der größten Hitze nur eine geringe Steigerung der Temperatur

im Innern der Höhle beobachten lassen, so findet man selbst in den heißesten Sommern in dieser „Rother Eishöhle" große Mengen klaren Krystalleises, das zur Zeit des Aachener Kongresses hier gewonnen und nach Aachen gebracht wurde.

Der größte Bezirk der vulkanischen Erscheinungen in der Vordereifel zieht sich auf dem linken Ufer der Kyll in einer Breite von über 8 km von Hillesheim und Gerolstein bis in die Gegend von Daun; er bildet nach seiner Lage, nach der Ausdehnung der Tufflager und nach der Bedeutung der Laven und Schlacken, sowie nach Zahl und Höhe der einzelnen Kegelberge das Centrum des ganzen vulkanischen Gebietes. An mehreren Stellen tritt reine Leucitlava aus, so in der Steinrausch bei Hillesheim und auf der Aarley südwestlich von Pelm, sonst aber überwiegt die Nephelinlava. Die hervorragendsten Berge sind hier: die Kyllerhöhe, deren beide Gipfel von 535 und 514 m auf der Ostseite des alten, ausgedehnten Kraters liegen, und deren Flanken von dem ausgedehntesten Lava- und Schlackenfelde dieses Gebietes bedeckt sind; die schon oben genannte zweite Ausflußstelle von Laven, die sog. Steinrausch, liegt nordöstlich des Städtchens; der Goßberg (614 m), nur $1\frac{1}{2}$ km südöstlich der vorigen, nahe bei Walsdorf, bildet einen einsam stehenden Steilkegel, von welchem zwei Lavaströme ausgehen, einer nach Südwesten und einer nach Norden; Schlacken der verschiedensten Formen liegen zu den Seiten und auf den starken, porösen Lavaströmen; das Thal, welches den Goßberg im Osten von dem aus Tuffen bestehenden Ohrenberge trennt, dürfte einst wohl ein Maar gewesen sein; der Kyllerkopf (554 m), südlich der beiden vorigen dicht an der Kyll gelegen, ist hauptsächlich aus vulkanischen Sandschichten gebildet, welche an verschiedenen Stellen von Lava überdeckt sind; eine Lavaplatte auf der Südseite des Berges hing offenbar einst mit derjenigen auf dem rechten Ufer der Kyll bei Bewingen zusammen; bei dem Ausbruche kann also das Kyllthal in seiner jetzigen Form noch nicht vorhanden gewesen sein. Im Osten setzen sich die Tuffschichten bis in die Gegend von Essingen fort, die Höhen (bis 573 m) bedeckend und selbst von einem gewaltigen Schlackenfelde überlagert; noch weiter östlich bestehen die bis zu 586 m ansteigenden

Höhen nördlich von Hohenfels ebenfalls aus vulkanischem Sande; der höchste Teil wird durch Schlacken gebildet, die Süd- und Westseite sind von Lava mit gewaltigen Blöcken bedeckt. An diese Höhe reihen sich dann die Vulkane Kalemberg (629 m), Döhm (653 m), Lückert und Struth an, welche das Becken des Dreiser Weihers umgeben. Das Dorf Dockweiler liegt hier auf einem großen Lavastrome, der von der Flanke des Eselsbergs kommend sich bis nahe zum Orte Dreis hinzieht; von dem bereits genannten Eselsberg erstreckt sich südlich des Hohenfelser Baches nach Westen bis zu dem Kyllthale (7 km) in verschiedener Breite eine zusammenhängende Tuffschicht, die von den Schlacken und Lavakegeln des Hangelberges (633 m), Ron oder Kellert (609 m), Feuerberg (591 m), alter Voß (mit besonders schönen Laven und Schlacken) und Bickeberg (506 m) gekrönt wird. — Durch das kleine Berlinger Thal, das bei Pelm in das Kyllthal einmündet, ist ein weiteres von Osten nach Westen parallel dem vorigen sich hinziehendes Gebiet von Tuffen von diesem getrennt; sein Zusammenhang ist aber mehrfach zerrissen. Hier liegt der von Schlacken und 2 Lavaströmen (Leucitlava ohne Olivin) bedeckte Erres- (oder Ernst-)berg, der mit 700 m die höchste Spitze in der vulkanischen Vordereifel bildet, ferner die Daunerheck (628 m) aus reiner Nephelinlava, der Beuel und die Aarley (516 m). Offenbar erstreckte sich dieses Gebiet einst bedeutend weiter nach Südwesten und Süden; aber durch das Wasser sind die Tufflager und auch die Lavaströme größtenteils zerstört worden; nur zahlreiche kleinere Reste finden sich zerstreut in diesem Gebiete, so z. B. auf der Dietzenley (617 m) südlich von Gerolstein. Nach Südosten zieht sich das Gebiet der Vulkane von der Daunerheck und dem Erresberge bis Daun; der Pützborner Bach, welcher sich bei Gemünden in die Lieser ergießt, durchschneidet es und trennt es dadurch in einen westlichen und einen östlichen Flügel; zu ersterem gehören der bereits früher genannte Scharteberg (694 m) mit doppeltem Lavastrome (Nephelinlava), der Riemerich (601 m) bei Neunkirchen mit deutlichem Krater auf der Spitze und der zweigipfelige Nerother Kopf (650 m), an dessen Abhang sich noch die spärlichen Mauerreste einer alten Burg finden.

7*

In dem östlichen Flügel liegt der Felsberg (602 m), auch Filz- oder Asseberg genannt, auf dessen Spitze der von senkrechten Schlackenfelsen umschlossene Krater zu erkennen ist, und dessen steile Abfälle von zahllosen Blöcken bedeckt sind. Hierauf folgt eine Reihe kleinerer Schlackenkegel, wie der Kreuzberg; der Flügel endet mit dem Wehrbüsch, rechts, und dem Firmerich links der Lieser. Am Abhange des ersteren liegt das freundliche Kreisstädtchen Daun; der letztere, auch Aarley (492 m) genannt, besitzt einen wohlerhaltenen Krater, der ein sehr belehrendes Beispiel für den Aufbau aus Schlacken darbietet. Aus ihm entfloß einst ein starker Strom von Leucitlava mit zahlreichen Hauynkrystallen. Die von Strom- und Rollschlacken bedeckte Lava des südlichen Kraterrandes rührt von einem späteren Ausbruche her. Gegen die Lieser steht eine Reihe senkrechter Lavapfeiler; die auf dem Südabhange des Berges zerstreut liegenden porösen Blöcke rühren ebenfalls von solchen Pfeilern her, welche zerstört sind.

Nach einer Lücke von $1\frac{1}{2}$ km, welche von Unterdevon ausgefüllt wird, breitet sich dann wieder ein weites Feld vulkanischen Sandes aus, das die Höhen um die drei Dauner Maare überdeckt und im Mäuseberg zu 561 m ansteigt. Nur an wenigen Stellen zeigen sich noch zu Tage tretend kleine Reste von Schlackenfeldern und Lava. Die zerstörende Kraft des Wassers hat hier die vulkanischen Produkte vernichtet und den Zusammenhang dieser Tuffschichten mit den nach Südwesten bis über Üdersdorf hinaus und mit den nach Südosten zu gelegenen weiten vulkanischen Sandflächen bei Gillenfeld aufgehoben. Bei dem erstgenannten Dorfe liegen zwei alte Vulkane, im Nordwesten die Aarley (357 m), wo Schlacken und Nephelinbasalt auf dem Tuffe aufliegen, und im Nordosten der Linberg, dessen Lavastrom von der Landstraße Daun-Manderscheid durchschnitten wird und hier sehr schön seine Struktur zeigt. Auf den Schichten des Unterdevons liegen in roher Schichtung die Stromschlacken, auf ihnen die in senkrechten Säulen abgesonderte Lava und darüber wieder eine Decke von Schlacken aller Formen. Das weite Tuffeld östlich von Gillenfeld umschließt das prächtige Pulvermaar und die jetzt ausgelaufenen Becken mehrerer alter Kraterseen. Der Römerberg ist nur ein

Schlackenkegel. Von besonderem Interesse ist hier der Wartesberg (oder Wartgesberg, 487 m) bei Strohn, dessen zerklüfteter, vielfach zerrissener Kraterrand mit den ausgedehnten Resten eines Lavastromes und eines Schlackenfeldes ein großartiges Bild der gewaltigen, einst hier wirkenden Kräfte giebt. Im Volksmunde wird dies Gebiet die Strohner Schweiz genannt. Der vulkanische Sand enthält zahlreiche Brocken devonischen Schiefers und Sandsteins; solche sind auch in den geschichteten Wurfschlacken enthalten, wo sie mit einer Glas- oder Emailschicht überzogen erscheinen. Die Lava, welche aus der Schlackenwand seitlich hervorgebrochen ist zu einer Zeit, wo das Alfbachthal im wesentlichen seine jetzige Form schon hatte, breitete sich in diesem aus und staute das Wasser auf, welches sich dann eine enge Spalte durchgrub; noch jetzt liegen zahlreiche Blöcke in dem Bette des Baches, der hier mehrere kleine Wasserfälle zu bilden gezwungen ist. Von der Gewalt des Ausbruches zeugt der Umstand, daß die von dem Krater ausgeworfenen Tuffe noch am Rande des Üßbachthales in einer Entfernung von 3 km gefunden werden.

Den südöstlichen Schluß in der Vulkanreihe der Vordereifel bilden die nahe bei Bad Bertrich gelegenen plutonischen Gebilde der Falkenley und des Facherberges. Steil erheben sich diese Höhen aus dem stark gewundenen Üßthale und zeigen noch mehrere Krater; auf der Hochfläche finden sich Tufflager, mehrere Lavaströme und große Mengen von Schlacken; hohe Pfeiler treten mehrfach zu Tage bis hinab an das Bachbett. Vor allem erregt die Käsegrotte Bewunderung, wo eine Reihe von solchen Pfeilern mit horizontalen Absonderungen, welche die Form von aufeinandergeschichteten Käsen erzeugen, eine dichte Lavadecke trägt. Besonders bemerkenswert erscheint es, daß in der Lava auch Stücke von Trachyt sich eingeschlossen finden.

Abgetrennt von der großen vulkanischen Spalte liegen westlich noch mehrere bedeutende Vulkane. Auf beiden Seiten des Fischbaches, der sich bei Birresborn von rechts in die Kyll ergießt, sind die Höhen von Lavaströmen, Schlacken und Tuffen bedeckt, die sich an der Kyll aufwärts bis in die Gegend von Lissingen hinziehen. Außer einem ausgelaufenen Maare scheinen noch drei Eruptionskrater

vorhanden gewesen zu sein. Dem Schlackenkopfe „Auf der Huck“ entflossen zwei Lavaströme, einer nach Westen gegen das Dorf Kopp, ein anderer nach Osten, dessen Schlacken und Laven in der Nähe von Birresborn früher zu Mühlsteinen gebrochen wurden; die jetzt verlassenen Steinbrüche sind vielfach mit eingestürzten Blöcken bedeckt und enthalten, ähnlich der Rother Eishöhle, meist im heißen Sommer noch Eis; sie werden daher jetzt als Bierkeller benutzt. Eine Fortsetzung dieses Lavastromes findet sich auf dem Abhang des gegenüber auf der linken Seite des Fischbaches liegenden Kalemberges. Die Eruption muß daher erfolgt sein, als das Thal des genannten Baches noch nicht die heutige Tiefe hatte; der Lavastrom ist von dem Wasser des Fischbaches und seines Zuflusses, des Schlümbaches, durchnagt worden. Auf der westlichen Höhe des Kalemberges (510 m) zeigen zahlreiche Auswurfschlacken die Stelle eines alten Kraters an, welcher höher als der ebengenannte liegt und mit einem dritten Lavastrome in Verbindung steht; dieser scheint aus dem etwas nördlicher gelegenen Thale des Hundsbaches hervorgebrochen zu sein, um sich an den Hängen der Berge nach Norden und Süden auszubreiten. Die senkrecht anstehenden Lavapfeiler stehen nur noch an einzelnen Stellen aufrecht, sonst sind sie, wie im Thale der Kyll die Schlacken und der Tuff, durch Wassersgewalt zerstört und weggeschwemmt.

Das Gebiet des Meerfelder Maares und des Mosenberges, das von Fremden mit Vorliebe besucht wird, zeigt noch die verschiedenen Erscheinungen in voller Deutlichkeit, weil die vulkanischen Eruptionen hier wohl mit die jüngsten und stärksten in der Vordereifel waren. Der vulkanische Sand findet sich in Entfernungen von 5 km nach Westen bei Meisburg und im Osten bei Manderscheid und sogar noch östlich der Lieser; im Zusammenhang bedeckt er heute noch die Höhen zwischen dem mehrgipfeligen Vulkane und dem Meerfelder Maar, sowie diejenigen westlich des letzteren bis über das Dorf Deudesfeld hinaus, wo er sehr zahlreiche Stücke von Devonschiefer, Quarzit und Buntsandstein enthält; im Gebiete des Maares sind auch Olivinbomben häufig. Auf dem Mosenberg selbst, der ganz aus Schlacken aufgebaut ist, deren Gestalt und Struktur noch vielfach

zeigt, daß sie in glühendem Zustande auf den Boden fielen, sind 4 Krater noch erhalten. Dem einen, dem jetzigen Hinkelsmaar, entsprang ein Lavastrom, der durch das Elbbachthal zur Kleinen Kyll abfloß und durch diesen Bach mehrfach zerstört ist; der Wanzenboden zeigt noch häufig die starren, zackigen Schlackenwände, und auf dem Boden des Maares liegen zahlreiche von der Umwallung abgestürzte Felsbrocken. Der dritte Krater, in ziemlich gleicher Höhe mit dem vorigen, hat eine ansehnliche Ausdehnung, da die große Achse der Ellipse 250 m beträgt, und zeichnet sich besonders durch die zahlreichen, faden- und kuchenförmigen, sowie tauartig gedrehten Schlacken aus. Bei dem vierten Krater ist die Südostwand eingestürzt, und hier entfloß ihm der gewaltige Lavastrom, der in einer Länge von mehr als 2 km sich in das Thal der Kleinen Kyll ergoß und dies bis zu einer Höhe von etwa 40 m ausfüllte, wie dies die am linken Ufer des Baches bei der Anlage eines Weges gefundenen Laven beweisen. Der Bach hat die Stirn zerstört bis auf die darunter liegenden Devonschichten und in letztere noch sein heutiges Bett gegraben. Die Lava enthält neben Nephelin auch Leucit, schwarze Granate, Glasmassen und in Drusen eingeschlossen kleine Bläschen flüssiger Kohlensäure, dagegen keine größeren Augitkrystalle. Auf eine Länge von fast 600 m hat man, um die Lava zu gewinnen, den Felsenstrom in einer Breite von 40—60 m abgetragen, so daß man dessen inneren Bau vor Augen hat. Die senkrechten Säulen stehen über 30 m hoch an und sind oben von unregelmäßig geformten Schlacken und von fruchtbarer Ackerkrume bedeckt. Auf der Südseite dieses „Horngraben" genannten Steinbruches bricht aus der Lava eine treffliche Quelle kalten Wassers hervor. Die Kleine Kyll bildet wenige Schritte thalabwärts einen Wasserfall, in welchem man von der hier über den Bach gelegten Brücke aus die Bildung von „Mühlen" erkennen kann, wie sie in der Schweiz als Gletschermühlen oder Riesentöpfe bekannt sind.

Die Pflanzenabdrücke, welche sich in den Tuffen des Buerberges (Burrberg, Burlich, 524 m) rechts der Kleinen Kyll, 5—6 km oberhalb des Mosenberges finden, beweisen, daß die vulkanischen Aus-

brüche hier bereits in der Oligocän= oder Miocänperiode stattfanden und in keinem Zusammenhange mit denen der anderen Vulkane in der Vordereifel stehen. Der Tuff ist außerordentlich fest und wird daher zu Backofensteinen gebrochen; das Bindemittel, welches sonst meist kohlensaurer Kalk ist, besteht hier aus Palagonit, der sich durch Zersetzung von Basalt unter dem Einflusse von kohlensäurefreiem Wasser gebildet hat.

Auf der Ostseite der betrachteten Vulkanreihe findet sich noch eine Anzahl von Stellen, an denen die gleichen eruptiven Gebilde, Tuff, Schlacken und Lava, wahrgenommen werden; so gehören der Reinertsberg (610 m) und der Rüdersberg (636 m) bei Brück, nordöstlich von Dreis, vielleicht einer vom Kalemberg bis hierhin reichenden Spalte an, welche auf der Hauptspalte senkrecht steht; dann finden sich solche Stellen im Gebiete des obern Üßbaches bei Ulmen (Kreuzberg, Hommerich), bei Utzerat und an der Umwallung des alten Mosbrucher Maares, endlich in größerer Ausdehnung rings um die Booser Maare, wo auch neben Schlacken noch Basalt=Konglomerate auftreten, und am Niveligsberg (555 m) bei Drees, östlich der Nürburg, der ganz aus Tuff aufgebaut ist mit Schlacken auf der Spitze.

Das Gebiet des Laacher Sees mit seinen verschiedenen vulkanischen Erscheinungen bildet nicht eine auf einem Spalte aufsitzende Reihe, wie es bei der Vordereifel der Fall ist, sondern hat die Form eines Massengebirges, das sich von der Koblenz=Neuwieder Ebene bis über Mayen hinaus und nördlich über das Brohlthal bis Kempenich erstreckt. Es bedeckt eine Fläche von mehr als 250 qkm. Einzelne Berge zeigen noch die wohlerhaltene Form von Vulkanen mit Kratern aus Schlacken und Lapilli, so namentlich der Bausenberg (338 m) westlich von Burgbrohl bei Niederzissen, der Veitskopf (427 m) am Laacher See, der Kunkskopf (344 m) bei Burgbrohl, der Hochsimmer (588 m) nördlich von Mayen, der höchste Vulkan des Gebietes, u. a. m. Bei vielen anderen sind aber die Krater zerstört; nur an den Produkten und an der Form erkennt man ihren ursprünglichen Charakter. An der Nord= und an der Südgrenze treten

einzelne Kegel auf, die von Feldspatbasalten gebildet sind und aus der Tertiärzeit stammen, während im übrigen die vulkanischen Bildungen dieses Gebietes in die Zeit des Diluviums zu setzen sind, wie dies die im Tuffe vorkommenden Baumstämme von Linden, Erlen u. a., die Blattabdrücke von Tilia, Acer, Alnus, die Reste von Diatomeen im sogenannten Kieselgur und die Lößschichten zwischen Tuff und Bimsstein beweisen.

Die Ausbrüche dauerten auch hier, wie in der Vordereifel, verhältnismäßig nur kurze Zeit, und wenn auch die einzelnen Lavaströme sehr bedeutend waren, so ist es doch hier nicht zur Bildung solch ausgedehnter Lavafelder gekommen, wie dies im Vogelsberg und im östlichen Westerwalde der Fall gewesen ist. Der gewaltigste Lavastrom entquoll dem Forstberge (573 m) bei Obermendig und ergoß sich nach Osten zum Nettethal in einer Länge von 4 km und einer Dicke von 24—35 m. Die grobe Lavaschlacke und der Lapillisand ruhen meist auf tertiären Schichten, dann folgt unregelmäßig zerklüftete poröse Lava und auf diese eine dichtere Lava in dünneren, bis zu 3 m starken Schichten. Der eigentliche Kern des Stromes besteht aus mächtigen, bis zu 25 m hohen Säulen, welche auf den Feldern bei Niedermendig, bei Kottenheim und Mayen bis auf einzelne, die Decke tragende Pfeiler zu Werksteinen und trefflichen Mühlsteinen abgebaut werden. Nach oben werden die Säulen dünner und sind von schlackenartigen Lavablöcken, wie man solche auch bei den jetzt noch thätigen Vulkanen findet, und von Löß, Bimsstein und anderen jüngeren Schichten überdeckt.

Die Laven der meisten Vulkane (etwa 38) bestehen wesentlich aus Augit, Leucit, Biotit, Magneteisen und schließen Hauyn, Agatit, kleine Glasreste, selten Zeolithe ein; nur bei wenigen wiegt der Nephelin vor. Bei Rieden trifft man auch sogenannten Leucit-Porphyr. Aus phonolithischer Lava besteht der zweithöchste Berg dieser Gruppe, der Perlerkopf (579 m) nördlich von Kempenich, ferner der Kegel von Olbrück (471 m) im oberen Brohlthal und einige andere Berge im Nordwesten des Gebietes. Außerdem kommen Phonolithbomben an mehreren Stellen in den Tuffen vor; sie sind porös, und ihre Grundmasse

besteht aus einem feinkörnigen Gemenge von Nephelin und Leucit mit Sanidin, welches Hauyn, Hornblende, Augit, Melanit, Magneteisen und andere Mineralien einschließt.

Noch wichtiger als die Laven sind die Tuffe des Gebietes, die man nach den Gesteinen, aus denen sie entstanden sind, in Basalt-, Trachyt-, Leucittuffe und in Bimsstein unterscheiden kann. Nach den instruktiven Versuchen von E. Mitscherlich gehen die dünnflüssigen Laven beim Abkühlen allmählich in den Zustand von Zähflüssigkeit über. Strömt nun vor oder nach der Ausscheidung von Krystallen ein Gas durch die Masse, so bilden sich langsam aufsteigende Blasen, während dies bei dünnflüssigen Körpern nicht der Fall ist; erstarrt dann das Gestein, so entsteht eine poröse Lava, wie man sie bei Niedermendig und an anderen Orten gewinnt. Wird das Gas unter großem Drucke durch die zähflüssige Masse gepreßt, so bilden sich sehr zahlreiche Blasen, deren dünne, trennende Wände das Gas zerreißt, und es entsteht der Bimsstein. Infolge seines geringen Gewichtes wurde er vermischt mit Asche bei seinem Auswurf aus dem Krater des Laacher Sees weithin getragen und bildet mächtige Lager im unteren Thale der Nette und im Koblenz-Neuwieder Becken, kommt aber auch nesterweise auf dem Westerwalde bis nach Marburg vor, ein Beweis dafür, daß zur Zeit seiner Bildung im westlichen Deutschland heftige und anhaltende Weststürme geherrscht haben; es dürfte daraus der Schluß gezogen werden, daß in jener Periode bereits der Golfstrom das warme Wasser aus den central-amerikanischen Meeren durch den Atlantischen Ocean gegen die Westküsten des europäischen Kontinentes wälzte, während Nordeuropa noch vereist war und die von den Gletschern Skandinaviens ausgehenden Eisberge an den damaligen Nordküsten Deutschlands strandeten und die mitgeführten Granitfelsen als erratische Blöcke hinterließen.

Bei den vulkanischen Ausbrüchen werden glühende, aber nicht flüssige Schlacken zerstört und mit gewaltiger Kraft fortgeschleudert; die gröberen Stücke fallen rings um den Auswurfskrater nieder und bilden hier die Umwallung, die häufig von der hervorquellenden flüssigen Lava an einer Stelle zerstört wird; die in Asche zerriebene Schlacke

wird aber weiter geschleudert und breitet sich über die Gegend als vulkanischer Sand aus; es ist der Basalttuff, der sich im ganzen Gebiete des Laacher Sees überall findet, wo er nicht von jüngeren Bildungen überlagert ist. Bei fortschreitender Verwitterung wird er braunrot; durch Eindringen von Kalk verbinden sich die einzelnen Körnchen zu einer festen Masse, in der sich noch häufig einzelne Schlackenstückchen, kleine Krystalle von Augit und Olivin, Blättchen von Glimmer, sowie Stückchen von devonischen Gesteinen, ab und zu auch von Granit, eingeschlossen finden; es ist dies ein Beweis, daß auch der Unterbau der Eifel aus Granit besteht.

Während die Basalttuffe eine dunklere Färbung haben, sind die Leucittuffe meist lichtgrau; in einer dichten Grundmasse von in Asche verwandelten Leucitphonolithen schließen sie neben Sanidin- und Hornblende-Bomben verwitterte Leucitkrystalle, Augit, Biotit, Sanidin und stellenweise auch etwas Magneteisen, Lavastücke und Teile von devonischem Schiefer ein. Dieser Tuff, der in der Gegend zwischen dem Hochsimmer und Hohenstein am Forstberge Schichten von Kieselgur enthält, welcher aus den Kieselpanzern noch heute im Laacher See vorkommender Diatomeen aufgebaut ist, breitet sich in mächtigen Lagern, die an einzelnen Punkten über 30 m hoch sind, in der Gegend von Weibern und Rieden aus.

Der Trachyttuff, der gleiche petrographische Zusammensetzung mit dem Bimsstein besitzt und daher mit diesem gleichen Ursprung hat, enthält in seinen aus fein zerriebenem Bimsstein bestehenden ausgedehnten Lagern um den Laacher See, die eine Mächtigkeit von mehr als 30 m besitzen, Mengen von Trachytstücken, Trachytbomben mit Hornblende, Plagioklas, Sanidin, Hauyn, Olivin, Augit, Granat, Spinell u. s. f., dann Diorit, Granit, Gneis und Schiefer. Er ist meist geschichtet, und es wechseln häufig Lagen von vulkanischer Asche und Lapilli mit denen des Tuffes ab. Wo dieser bei dem Ausbruche mit Wasser in Verbindung kam, sei es mit den Niederschlägen heftiger, wolkenbruchartiger Gewitter, wie sie auch heute noch bei vulkanischen Ausbrüchen beobachtet werden, sei es mit den infolge des vulkanischen Ereignisses abströmenden Gewässern eines Sees,

da bildeten sich Schlammströme, welche sich durch die Thäler hinab bis zum Rheine wälzten und alles Organische auf ihrem Wege begruben. So ist das ganze untere Brohlthal von diesem einfach „Tuff" (Duckstein) genannten vulkanischen Produkte bedeckt. In ihm findet man besonders zahlreich die Abdrücke von Blättern, ferner ganze Baumstämme, oft vom Tuff durchtränkt, aber in ihrer Struktur vollständig erkennbar. Diese Steinmasse wird fein gemahlen und dann Traß genannt, welcher als vorzüglicher Cement ausgedehnte Anwendung bei Wasserbauten findet.

Die vulkanischen Kegel der Hohen Eifel, deren man über 200 zählt, breiten sich im ganzen Gebiete nordöstlich der Vordereifel und nördlich des Laacher See-Gebietes bis über die Ahr hinaus aus. Sie stammen wohl ausschließlich aus der Tertiärperiode und sind nicht durch vulkanische Ausbrüche, sondern durch Empordrücken und langsames Heben der zähflüssigen Massen entstanden. Man findet daher bei diesen Bergen nirgends vulkanischen Sand oder Schlacken; meist bilden sie Kegel, die hoch über das devonische Plateau hervorragen, und an deren Abhängen auch unregelmäßig gestaltete Felsmassen liegen. Trachyte treten nur an 13 verschiedenen Punkten in einem kleinen, etwa 7—8 km langen und 3—4 km breiten Bezirke auf, der sich nördlich von Mosbruch nach Nordosten zieht; es sind zwei Varietäten des Trachyts, die eine mit zahlreichen bis zu 7 mm großen Sanidinkrystallen und wenig Hornblende, die anderen reichlich mit Oligoklas und Prismen von Hornblende, dagegen ohne Sanidin. Phonolith bildet nur die Kuppen und den Grat des Selberges bei Quiddelbach, auf dem Wege von Kelberg nach Adenau.

Unter den Basalten treten an vier Stellen Plagioklasbasalte auf, von denen die bedeutendsten Fundorte der Höchst (615 m) im Gebiete des Hochpochten und die Nürburg (678 m) sind. Unter den übrigen rein basaltischen Bergen hat die überwiegende Mehrzahl die Form eines vollständigen Kegels, so namentlich die Hohe Acht bei Adenau, welche mit 746 m die höchste Erhebung des ganzen Gebirges bildet, der Hochkelberg bei Kelberg und die Landskron an der unteren Ahr; bei anderen Höhen ist aber durch Zerstörung der Spitze

und Bildung einer mehr oder minder ausgedehnten Fläche die Form eines abgestumpften Kegels entstanden, wie an dem prächtigen Aremberg und an dem Neuenahr; bisweilen auch ist die ganze Erhebung über dem devonischen Plateau verschwunden, so daß nur an dem Abfalle zum Thal der Basalt zu Tage tritt, wie dies bei der Teufelsley an der mittleren Ahr der Fall ist. Die beiden südwestlichsten Basaltberge, dicht an der Vulkanreihe der Vordereifel, sind die Steineberger Ley bei Mehren, östlich von Daun, und der Arensberg, östlich von Hillesheim.

Neben dem reinen, in prismatischen Säulen abgesonderten Basalte werden aber auch Basaltkonglomerate und Basaltgänge im devonischen Schiefer gefunden. Erstere treten in besonders lehrreicher Form in der Nähe der Booser Maare auf. Man erklärt sich ihre Bildung dadurch, daß das Emporheben des Basaltes in Absätzen erfolgte; infolge dessen wurde seine erstarrte Oberfläche und das umgebende Gestein bei einem wiederholten Emporpressen zersprengt und in formlosen Brocken zur Seite geschoben.

So sehen wir in der Eifel eine außerordentliche Verschiedenheit im Aufbau des Gebirges; auf weiten wellenförmigen Hochflächen erheben sich hier sanft ansteigende Höhen, in anderen Gebieten steil und hoch emporragende Kegel; überall durchschneiden tiefe Thäler mit herrlich geformten Abhängen in malerischen Kurven das Plateau, so daß der Freund der Natur hier einen Reichtum der abwechslungsvollsten Bilder, wie kaum in irgend einem anderen Teile des deutschen Vaterlandes findet. Welch ein Zauber liegt über dem Lande, wenn man frühmorgens an einem Sommertage von der Hohen Acht dieses weite Hochland überschaut. Das Plateau ist geschmückt mit dem frischen Grün der Buchenwälder, dazwischen liegen einzelne freundliche Dörfer, ringsum zahllose Kegelberge, teilweise gekrönt mit den Resten stattlicher Burgen, den Sitzen hoher, edler Geschlechter; aus den Thälern wallen die Nebel, welche in den Strahlen der aufgehenden Sonne phantastische Gestalten annehmen, und über alles hinaus sieht man im Norden die herrlichen Formen des Siebengebirges und die reiche rheinische Ebene, aus der sich der Dom von

Köln abhebt. — Wie anders ist das Bild von der flachen Höhe bei Coxhausen, westlich des freundlichen Städtchens Neuerburg: Eine Hochfläche sieht das Auge, so weit es reicht, fast ohne jede stärkere Erhebung; Waldbezirke liegen inmitten weiter Fruchtfelder, hier und da die weißleuchtenden Häuser der zerstreuten, ärmlichen Ortschaften; die Thaleinschnitte sind nur als schwache Rinnen erkennbar, und sanfte Höhenrücken begrenzen den Horizont. Welch einen Gegensatz bildet dazu wieder der Blick in die wunderbaren Thalbildungen, wenn man bei untergehender Sonne auf der „Schönen Aussicht“ bei Simmerath unweit Montjoie oder auf einem der zahlreichen Aussichtspunkte bei Manderscheid steht! Die wilden Felsgewirre, vergoldet von den letzten Strahlen der Sonne, die waldbedeckten Abhänge, das Labyrinth der Thäler sind kaum entwirrbar dem menschlichen Auge!

---

## V.

# Die Mineralwässer und Heilquellen der Eifel.

Von wesentlicher Bedeutung für das Gebirgsland der Eifel sind die zahlreichen Mineralquellen, die in ihrem Gebiete der Erde entspringen, zahlreicher als in einem andern Gebirge Deutschlands; es dürften über 300 sein, von denen freilich bis jetzt nur ein kleiner Teil gefaßt ist und für besondere Zwecke benutzt wird. Sie sind über den größten Teil des Gebietes ausgebreitet, wenn auch die meisten in dem vulkanischen Gebirge auftreten. Gemeinsam ist allen der außerordentlich reiche Gehalt an freier Kohlensäure, der das Wasser zu einem erfrischenden, angenehmen Getränk macht. Der am weitesten nach Nordwesten gelegene Säuerling ist der „Heilstein" im Thale der Erkensruhr, etwa 2 km von deren Einmündung in die Roer oberhalb Einruhr. Die Quelle war schon zur Römerzeit bekannt und benutzt; das beweisen die hier aufgefundenen Reste eines Votivaltars und römische Münzen. Das dem Selterser sehr ähnlich schmeckende Wasser des gut gefaßten Brunnens wurde früher in Krüge und Flaschen gefüllt und in den Kreisen Montjoie und Schleiden viel getrunken; jetzt benutzen es nur die Bauern der nächsten Umgebung noch zum Kuchenbacken, sonst fließt es leider unbenutzt ab.

Die am Südfuße des Hohen Venns in den Thälern der Warche und Warchenne bei dem freundlichen Kreisstädtchen Malmedy hervorsprudelnden starken Quellen — Pouhon des Iles, P. de Géromont, P. des cuves — sind eisenhaltige Säuerlinge, deren Temperatur

(10,3°) nur um wenig höher ist als die mittlere des Ortes, also auch derjenigen der gewöhnlichen Süßwasserquellen und Brunnen im wesentlichen gleichkommt. Die bedeutendste der drei Quellen ist die erstgenannte, welche in der Stunde gleichförmig $2^1/_2$ Kubikmeter Wasser liefert; seine chemische Analyse ergab in 10 000 Gramm:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Chlornatrium . . . . . | 0,44906 | Natriumbikarbonat . . | 0,95442 |
| Kaliumsulfat . . . . . . | 0,06644 | Magnesiumbikarbonat . | 2,45318 |
| Natriumsulfat . . . . . | 0,67404 | Kalciumbikarbonat . . | 12,26940 |
| Natriumnitrat . . . . . | 0,00024 | Bariumbikarbonat . . . | 0,00056 |
| Aluminiumphosphat . . | 0,00065 | Strontiumbikarbonat . | 0,00041 |
| Kieselsäure . . . . . . . | 0,11100 | Ferrobikarbonat . . . . | 0,66502 |
| Ammoniumbikarbonat . | 0,00181 | Manganbikarbonat . . | 0,14427 |
| | | im ganzen | 17,79050 |

und 20,54792 freie Kohlensäure. Besonders hervorzuheben ist der außerordentlich große Reichtum an doppeltkohlensauren Salzen, dann aber an Kalk und Eisen, worin die Inselquelle von Malmedy den besten Quellen von Spa gleichwertig zur Seite steht und manche andere Eisenquelle übertrifft. Man hat daher früher schon das Wasser wohl zu Trinkkuren verwandt, denkt aber jetzt daran, die Quellen auch zu Badezwecken nutzbar zu machen, Malmedy also in einen Badeort umzuwandeln.

Schon lange Zeit war der Sauerbrunnen in Heppingen am Fuß der Landskron, im unteren Ahrthale, bekannt. 1852 wurde auf Grund von Erscheinungen, welche wenig oberhalb dieser Quelle die Existenz eines weiteren Säuerlings vermuten ließen, an jener Stelle gebohrt und noch innerhalb der Basalte der Apollinarisbrunnen erschlossen, der durch die Mächtigkeit der Quelle, die Menge der freien Kohlensäure und den Gehalt an leichtlöslichen Salzen rasch als einer der besten bekannt wurde, und dessen Wasser jetzt mit Recht einen Weltruf genießt; der Versand, der zum größten Teil in besonderen Schiffen nach England geht, übersteigt schon längere Zeit 10 Millionen Krüge und Flaschen jährlich und ist noch in stetem Steigen begriffen. Die Analyse ergiebt für die beiden nahe bei einander gelegenen Quellen in je 10 000 Teilen:

| | Apollinarisbrunnen | Heppingen |
|---|---|---|
| Natriumkarbonat . . . . | 12,57 | 5,55 |
| Chlornatrium . . . . . . | 4,66 | 2,41 |
| Natriumsulfat . . . . . | 3,00 | 1,42 |
| Natriumphosphat . . . | Spur | — |
| Magnesiumkarbonat . . | 4,42 | 3,00 |
| Kalciumkarbonat . . . . | 0,59 | 2,95 |
| Eisenoxydul . . . . . . . | 0,20 | 0,026 |
| Kieselsäure . . . . . . . | 0,08 | — |
| im ganzen | 25,52 | 15,36 |
| Temperatur | 21,2° | 3° |

Die beiden Quellen sind offenbar gleichartig, die zweite nur wesentlich schwächer. Bei der ersteren scheint nach späteren Untersuchungen der Gehalt an Natriumkarbonat nicht ganz konstant zu sein; bei ihr ist aber andauernd die Menge der Kohlensäure (35,82) außerordentlich bedeutend.

In dem Gebiete des Laacher Sees ist die Zahl der Mineralquellen eine sehr große; noch bedeutender aber die Zahl der Mofetten, namentlich im Gleeser Thale, einem Seitenthale zwischen dem Brohlbache und dem Laacher See. Die aus der Erde hier überall hervordringende Kohlensäure wird teilweise direkt durch Druck flüssig gemacht, teilweise auch als Grundlage einer bedeutenden chemischen Industrie zur Darstellung doppeltkohlensaurer Salze verwendet. In einer Nebenspalte des unteren Brohlthales sprudelt ein seit der Römerzeit bereits bekannter Quell aus dem Felsen, der sog. Heilbrunnen. Bei einer in den letzten Jahren ausgeführten Neufassung des in der ganzen Gegend „Helpert" (Helfer) genannten und vielfach benutzten Sprudels fand man die aus dem Tuffstein der Umgebung ausgeführte römische Quellfassung, sehr zahlreiche römische Münzen aus dem 2. und 3. Jahrh. n. Chr., sowie Votivsteine, auf denen glücklich Genesene Apollo und den Nymphen des Quells ihren Dank aussprechen. Im ganzen Mittelalter wahrte sich das Wasser den Ruf besonderer Heilkraft; aber zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts, zur Zeit des allgemeinen wirtschaftlich-politischen

Niederganges, verfiel der Brunnen ebenso wie das nahegelegene Bad Tönnisstein, bis beide unter der preußischen Regierung wieder in lebhafte Aufnahme kamen. In Bezug auf seine Heilkraft läßt sich das Wasser mit Karlsbad und dem Marienbader Kreuzbrunnen vergleichen; der Säuerling ist nächst Bilin und Vichy am reichsten an aufgelösten Salzen. Nach der chemischen Analyse enthält er in 10 000 Teilen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Natriumbikarbonat . . . . | 24,703 | Kaliumsulfat . . . . . . | 0,721 |
| Lithiumbikarbonat . . . . | 0,048 | Chlornatrium . . . . . | 14,024 |
| Ammoniumbikarbonat . . | 0,066 | Jodnatrium . . . . . . | 0,00035 |
| Kalciumbikarbonat . . . . | 4,042 | Bromnatrium . . . . . | 0,0064 |
| Bariumbikarbonat . . . . | Spur | Natriumnitrat . . . . . | 0,007 |
| Strontiumbikarbonat. . . | 0,001 | Aluminiumphosphat . . | 0,0017 |
| Eisenbikarbonat . . . . . . | 0,401 | Natriumphosphat . . . | 0,0003 |
| Manganbikarbonat . . . . | 0,002 | Kieselsäure . . . . . . . | 0,246 |
| Natriumsulfat . . . . . . | 1,532 | im ganzen | 45,802 |

feste Bestandteile und 27,993 freie Kohlensäure.

In der Pellenz wird das Wasser des Genovevabrunnens bei Niedermendig viel versandt; es ist stärker alkalisch und gleicht in seiner Zusammensetzung dem des später zu erwähnenden Birresborner Brunnens.

Besonders zahlreich sind die Säuerlinge in dem centralen Teile der vulkanischen Vordereifel, im Gebiete der Dolomitkalke. Die Mofetten und Sauerquellen im oberen Thale der Nims, namentlich bei Schönecken, werden noch gar nicht benutzt; Wasser und Kohlensäure entquellen unbeachtet und unbenutzt dem Boden. Um so ausgedehnter ist die Wasserindustrie im Kyllthale. Bei Gerolstein ist der Thalgrund zwischen den Dolomitbergen völlig erfüllt mit den vorzüglichsten Sauerquellen, die sich teilweise schon eines sehr großen Rufes erfreuen, da ihr Wasser ein vielfach beliebtes, erfrischendes Getränk bildet; die überschüssige Kohlensäure wird teilweise durch Druck flüssig gemacht und so auch noch verwertet. Die bekanntesten, in Benutzung befindlichen Quellen dieses Gebietes sind: Sprudel, Hansa-, Charlottenquelle, Flora-, Schloß- und Birresborner

Brunnen; sie sind meist erst in den letzten Jahren erbohrt worden und gehören zu den alkalischen Säuerlingen; von den chemischen Analysen hat der Verfasser nur die des Florabrunnens und des Birresborner Brunnens erhalten können,[1] der am Fuße des Vulkans Kalemberg hervorquillt.

| | Birresborn | Florabrunnen |
|---|---|---|
| Natriumbikarbonat . . . | 28,517 | 9,724 |
| Lithiumbikarbonat . . . . | 0,033 | 0,036 |
| Kalciumbikarbonat. . . . | 2,730 | 7,932 |
| Bariumbikarbonat / Strontiumbikarbonat } . | 0,002 | Spur |
| Magnesiumbikarbonat . . | 10,929 | 6,036 |
| Eisenbikarbonat . . . . . | 0,351 | Spur |
| Manganbikarbonat . . . | 0,007 | Spur |
| Natriumsulfat . . . . . . | 1,359 | 0,112 |
| Kaliumsulfat . . . . . . . | 0,521 | 0,411 |
| Chlornatrium . . . . . . | 3,576 | 1,631 |
| Bromnatrium . . . . . . | 0,004 | Spur |
| Natriumnitrat . . . . . . | 0,002 | — |
| Kieselsäure . . . . . . . . | 0,245 | — |
| | 48,276 | 25,882. |

Spuren von Jodnatrium, Natriumphosphat und borsaurem Natron, sowie 23,339 freie Kohlensäure finden sich in ersterem, eine sehr geringe Spur von Natriumphosphat und 63,728 freie Kohlensäure in letzterem.

Bei Dreis, namentlich in dem Kessel des Dreiser Weihers, und in der Umgebung von Daun finden sich ebenfalls zahlreiche Sauerwasserquellen, die zum Teil auch gefaßt sind, aber außer bei den nächsten Umwohnern nirgends Verwendung finden; nur die Quelle in Steinborn, an dem Wege von Daun nach Gerolstein, soll jetzt ausgenutzt werden. Der inmitten des Kreisstädtchens Daun hervorbrechende Quell ist ein starker Eisensäuerling.

Von den am Südabhange der Eifel vorkommenden alkalischen Mineralwässern kommen die der „Viktoriaquelle" und des „Wallen-

8*

born", welche bei der Station Hetzerath an der Moselbahn liegen, in den Handel und erfreuen sich einer steigenden Anerkennung.

Neben diesen das Gebiet der Eifel auszeichnenden Mineralquellen, unter denen aber, außer einer kleinen Quelle im Gebiete der Nims, keine eigentliche Salzquelle auftritt, ist die Zahl der Badeorte nicht sehr groß. Abgesehen von dem Weltbade Aachen-Burtscheid, dessen treffliche Wasser am Nordwestabhange des Hohen Venns in so reichem Maße hervorsprudeln und alljährlich viele Tausende von Kranken hierherziehen, und abgesehen von dem Modebadeort Spa, der auf der belgischen Westseite des Venns liegt, befindet sich in der Eifel und dem Gebiete der Mosel nur ein großes Weltbad, Neuenahr, und zwei kleinere, aber wegen ihrer Einfachheit, wegen der Schönheit der Natur und wegen der nachhaltigen Wirkung ihrer Wasserkuren sehr geschätzte Bäder, Bertrich und Tönnisstein.

Neuenahr, eines der jüngsten Bäder, das sich dank seiner trefflichen Lage und seiner außerordentlich heilkräftigen Quellen in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 40 Jahren seit der Erbohrung des Sprudels zu einem Weltbade entwickelt hat, liegt malerisch am Fuße des mit den Ruinen der gleichnamigen Burg gekrönten Basaltberges Neuenahr, in einer etwas über 2 km breiten Ebene des unteren Ahrthales (86 m Seehöhe), 12 km vom Rheine entfernt und durch die Nebenbahn Remagen-Adenau mit der rheinischen Bahnlinie verbunden. Die an Naturschönheiten überreiche nähere und fernere Umgebung, die prächtigen Anlagen im Thale, sowie die trefflichen Einrichtungen des Ortes machen den Aufenthalt für Kranke und Gesunde in hohem Grade angenehm. Das Klima ist sehr mild; die mittlere Jahrestemperatur beträgt 10,6° (Maximum 1868 mit 11,5°, Minimum 1869 mit 10,4°), es fehlen die kühlen Morgen- und Abendwinde und plötzlicher Umschlag der Witterung fast gänzlich, ebenso die Nebel, so daß der Aufenthalt im Freien selbst abends spät und in den frühen Morgenstunden möglich ist. Der Ort ist durch die Verschmelzung der Dörfer Wadenheim, Beul und Hemmessen, die einander gegenüber auf beiden Seiten der Ahr lagen, entstanden; das erstere ist, wie sein ursprünglicher Name „Wuotanheim" zeigt,

sehr alt; verschiedene keltische Funde und Andeutungen in den Chroniken des frühen Mittelalters deuten darauf hin, daß man schon in vorrömischer Zeit eine warme Quelle, die zu Badezwecken benutzt wurde, hier kannte. Die jährlichen Überflutungen des Geländes durch das Hochwasser der Ahr haben aber wohl das Gebiet versandet, und die schweren Kriegszeiten hatten die Erinnerung an die frühere Quelle verschwinden lassen, so daß sie bis in die Mitte dieses Jahrhunderts gänzlich unbekannt war; dazu kam, daß die Ahrstraße auf dem linken Ufer des Flüßchens angelegt wurde und dadurch der Verkehr auf der rechten Seite völlig aufhörte. Die armen, mit den größten Entbehrungen kämpfenden Bewohner hätten an Versuche zur Wiederentdeckung der Quellen nicht denken können; aber die Auffindung des nahe gelegenen Apollinarisbrunnens und das Hervordringen warmen Mineralwassers beim Abteufen eines Brunnens in Beul i. J. 1856 veranlaßten mehrere Männer, nach Einholung eines Gutachtens seitens geologischer Autoritäten Bohrungen anzustellen, welche bald ein überraschendes Ergebnis brachten. In gewaltiger Säule sprang das Wasser über 10 m hoch empor, anfänglich untermischt mit Sand und Steinen, die aus den durchbrochenen Schichten losgerissen waren, namentlich Devonschiefer. Die Quelle wurde dann gefaßt und bringt jetzt unter gewaltigem Wallen in 12 Stunden 5000 Kubikmeter Wasser von 40° zu Tage, das zur Speisung von 2500 Bädern vollauf genügt neben der für die Trinkkur nötigen Menge. Die chemische Analyse hat in 10 000 Teilen ergeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Natriumbikarbonat . . . | 8,9076 | Natriumarsenat . . . . . | 0,0027 |
| Lithiumbikarbonat . . . | 0,0407 | Natriumbiborat . . . . | 0,0640 |
| Ammoniumbikarbonat . | 0,0356 | Calciumbikarbonat . . . | 2,9666 |
| Natriumsulfat . . . . . . | 0,4440 | Magnesiumbikarbonat . . | 4,8765 |
| Kaliumsulfat . . . . . . . | 0,5038 | Eisenbikarbonat . . . . . | 0,1747 |
| Chlornatrium . . . . . . | 1,0226 | Manganbikarbonat . . . | 0,0085 |
| Bromnatrium . . . . . . | 0,0019 | Zinkbikarbonat . . . . . | 0,0062 |
| Jodnatrium . . . . . . . | Spur | Kieselsäure . . . . . . . . | 0,1950 |
| Natriumphosphat . . . . | 0,0081 | Freie Kohlensäure . . . | 13,5961 |
| | | im ganzen | 32,8546. |

Außerdem enthält das Wasser noch unmeßbare Spuren von Barium- und Strontiumkarbonat, Natriumnitrat und Aluminiumverbindungen. Neben dem Sprudel sind auch die Augusta- und die Viktoriaquelle in Benutzung, deren Wasser eine ähnliche chemische Zusammensetzung, aber nur eine Temperatur von 24° bezw. 27° besitzt.

Die angegebene Analyse zeigt, daß der Gehalt an Alkalien und alkalischen Erden nicht sehr bedeutend ist, daß daher das Wasser bei seiner hohen Wärme und seinem Gehalt an Kohlensäure vor den meisten ähnlichen Quellen und Thermen den Vorzug leichter Verdaulichkeit besitzt. Mit außerordentlichem Erfolge sind deshalb die Kuren bei akuten und chronischen Katarrhen, bei Verschleimungen der verschiedenen Organe, bei Emphysemen, bei Gallensteinen, bei der Brightschen Nierenkrankheit, bei Gicht und Rheumatismus, ganz besonders aber bei der Zuckerkrankheit angewendet worden.

Tönnisstein (Antoniusstein) liegt in der schluchtenartigen Ausmündung des wasserarmen Wassenacher Baches in die Brohl, in prächtiger Umgebung nicht weit vom „Heilbrunnen"; seine Quelle zeigt im Gegensatze zu dem Neuenahrer Sprudel einen ungemein großen Gehalt an Alkalien; die Analyse zeigt nämlich auf je 10000 Teile:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Natriumkarbonat | 18,19 | Natriumsulfat | 1,47 |
| Lithiumkarbonat | 0,04 | Kaliumsulfat | 0,99 |
| Ammoniumkarbonat | 0,05 | Chlornatrium | 14,14 |
| Calciumkarbonat | 3,82 | Kieselsäure | 0,27 |
| Magnesiumkarbonat | 10,74 | Freie Kohlensäure | 38,92 |
| Eisenkarbonat | 0,21 | im ganzen | 88,84. |

Es steht daher die Tönnissteiner Quelle denjenigen von Vichy und Bilin nur wenig nach und wird bei Herzleiden, Bleichsucht, Gallensteinen, Magenkrampf und Hämorrhoidalleiden vielfach mit gutem Erfolge gebraucht. Auf den Besitzungen der Verwaltung gewinnt und verwendet man zu nachhaltig wirkenden Bädern „Eisen-Mineralmoor", das ganz besonders reich an Quellsäure und Eisenbikarbonat ist, ähnlich wie Franzensbad.

In der Schlucht des Üßthales, da, wo der Bach die letzten Lavaströme, die einst von dem Facherberg und der Falkenley herab in

das Thal flossen, durchbrochen hat, liegt in herrlicher Mulde, umgeben von steilen, waldbedeckten Bergen das Bad **Bertrich**. Zahlreiche römische Altertümer, Skulpturen, Badeanlagen, Münzen u. s. f., beweisen, daß die Quelle bereits von den Römern gekannt und zu Heilzwecken benutzt wurde. Im Mittelalter gehörte sie den Rittern von Arras, deren Burg etwa 6 km unterhalb auf einem Bergkegel nahe bei dem lieblichen Alf an der Mosel liegt, und kam in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. durch Erbschaft an den Ritter Heinrich von Pyrmont. Von diesem kaufte das verfallene Bad 1391 der Trierer Kurfürst Werner von Falkenstein, dessen Nachfolger Johann von Baden die ganze Einrichtung völlig erneuerte und auch ein sogenanntes Gemeinbad, ein großes Brunnenbecken, anlegte. 1657 verkaufte der Kurfürst Karl Kaspar von der Leyen infolge finanzieller Bedrängnisse das Bad mit allen seinen Rechten an die Gemeinden Bertrich und Kennfus für 320 trier. Gulden, aber 100 Jahre später (1762) kam es durch Rückkauf an den Erzbischof Johann Philipp von Walderdorf, und der letzte Kurfürst Clemens Wenzeslaus sorgte durch Erbauung des noch jetzt bestehenden Kurhauses, durch Anlage von Wegen und Waldpfaden, sowie durch Unterstützung beim Bau von Privathäusern für die Entwicklung und Hebung des Bades. Zur Zeit der französischen Herrschaft sank der Ort und das Bad; aber von der preußischen Regierung wurden neue Bäder eingerichtet, die Wasserleitung verbessert, der Kurgarten angelegt und die schöne evangelische Kirche erbaut, sodaß heute nichts mehr mangelt.

Das Bad besitzt zwei Quellen, die Berg- und die Gartenquelle, deren Wasser fast vollständig gleich ist; man hat sie durch eine unterirdische Röhrenleitung verbunden, so daß ihr vereinigtes Wasser zum Baden und Trinken benutzt wird. Die chemische Analyse hat nach Fresenius für 10000 Teile ergeben:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Natriumsulfat (Glaubersalz) . . . . . . . . . . | 8,860 | Ammoniumkarbonat . . . | 0,005 |
| | | Calciumkarbonat . . . . | 1,163 |
| Kaliumsulfat . . . . . . . | 0,318 | Strontiumkarbonat . . . . | 0,021 |
| Natriumkarbonat . . . . . | 5,148 | Magnesiumkarbonat . . . | 0,999 |
| Lithiumkarbonat . . . . . | 0,012 | Eisenkarbonat . . . . . . | 0,019 |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Mangankarbonat | 0,002 | Natriumarsenat | 0,002 |
| Chlornatrium | 2,178 | Natriumnitrat | 0,035 |
| Bromnatrium | 0,006 | Natriumbiborat | 0,014 |
| Jodnatrium | Spur | Organische Substanzen | Spur |
| Natriumphosphat | 0,001 | Kieselsäure | 0,491 |

Summe der aufgelösten Bestandteile 19,274.

Die freie und halbgebundene Kohlensäure beträgt 224,59 cc im Liter Wasser. Die Temperatur ist leichten Schwankungen unterworfen; sie betrug im Jahre 1840 32,9°, 1878 33,7°, 1890 32,9°. Die Bäder sind so eingerichtet, daß durch ständigen Zufluß die Wasserwärme auf gleicher Höhe erhalten wird. — Nach der chemischen und physikalischen Beschaffenheit seiner Quelle wird Bertrich mit Recht das „milde Karlsbad" genannt und gegen dieselben Leiden, wie dieses, also namentlich gegen Leberleiden, Gallensteine, Nervosität, Gicht und Rheumatismus mit Erfolg angewendet. — Der Besuch des Bades hat in den letzten Jahren stark zugenommen; er ist jetzt beinahe dreimal so groß, als vor 20 Jahren und wies 1895 3045, 1896 3196 Kurgäste auf.

# VI.

## Die Rohprodukte der Eifel.

Wenn auch das große Gebiet des Hochlandes der Eifel im Vergleich mit den übrigen Gliedern des niederrheinischen Schiefergebirges in Bezug auf Rohprodukte nicht reich genannt werden kann, so birgt es doch in einzelnen Bezirken Schätze von außerordentlich hohem Werte.

Steinkohlen finden sich nur im Nordwesten bei Aachen; in letzter Zeit mehrmals auftretende Mitteilungen, daß man in der Eifel Kohlenlager gefunden habe, beruhten alle auf Täuschung. Die auf dem linken Ufer der Lieser in der Nähe von Manderscheid vorkommende Braunkohle ist nur geologisch bemerkenswert, weil sie beweist, daß das Plateau der Eifel einst jedenfalls auf größere Strecken von tertiären Gebilden bedeckt war; abbauwürdig aber ist sie wegen der geringen Ausdehnung ihres Vorkommens nicht. In der Pellenz im unteren Nettethal tritt sie in stärkeren Schichten auf; ihr mehrmals versuchter Abbau ist aber bisher immer wieder infolge von mancherlei Umständen, worunter Grundwasser und ungenügendes Betriebskapital der Unternehmer eine Hauptrolle spielten, eingestellt worden. Dagegen blühen die Braunkohlenwerke an dem nordöstlichen Ausläufer der Eifel, der sogenannten Ville oder dem Vorgebirge, bei Bonn und Brühl.

Torf kommt in bedeutenden Lagern und in großer Ausdehnung auf dem Hohen Venn nördlich der Warche und westlich der Roer und in kleinen Bezirken im Gebiete der Schneifel vor. Oberst Giese

hat sich ein Verdienst dadurch erworben, daß in den letzten 10 Jahren bei der Station Sourbrodt, südwestlich von Montjoie, auf seine Veranlassung ein großes Torfwerk errichtet wurde, dessen Produkt in der Landwirtschaft als Streu bereits vielfach Verwendung findet.

Im Sommer 1896 ging durch die öffentlichen Blätter die Notiz, daß man in der Nordwesteifel Gold gefunden habe. Einzelne hofften sanguinisch auf bedeutende, noch ungehobene Reichtümer, deren Gewinnung dem armen Berglande zu höherer Entwicklung gereichen würde, andere schüttelten den Kopf und hielten das Ganze für eine Täuschung; beide aber hatten Unrecht. Gold wird wohl gefunden, aber in so geringen Mengen, daß man von einem Reichtum des Landes sicher nicht sprechen kann. Im Thale der Amel oberhalb und auch unterhalb Montenau finden sich am Ufer des Baches in ziemlich regelmäßigen Abständen Erdhaufen, deren Entstehung nicht klar war. Von der Meinung ausgehend, daß sie aus keltischer Zeit als Seifenreste von der Gewinnung edler Metalle aus dem Sande des Bachbettes herrühren könnten, untersuchte man diese Erdhaufen; zutreffenden Falles mußten sich nämlich bei der mangelhaften Methode der Metallgewinnung in früherer Zeit in den Aufschüttungen noch Blättchen des Metalles finden, und in der That fand man kleine Goldblättchen, zwar nicht in großen Mengen, aber doch so zahlreich, daß ihre Gewinnung durch Auswaschen noch hinreichend lohnend erscheint. Die Eifel wird daher bald auch unter den Gold produzierenden Ländern genannt werden.

Bergbau auf Silber ist im linksrheinischen Schiefergebirge nie betrieben worden; wohl sind die Zinkblenden und die Bleierze silberhaltig, aber meist nicht bedeutend. Kupfererze scheint man auf den dem Rheine zugewandten Teilen des Gebirges früher gewonnen zu haben; das geht z. B. aus der Anlage der Kupferhütte Tubalkain am Rheine bei Remagen hervor. Die Ausbeute ist aber jedenfalls stets nur gering gewesen, und gegenwärtig ruht auch die Gewinnung von Kupfer gänzlich.

Im Innern der Eifel war schon zur Zeit der Römer der Bergbau auf Blei recht bedeutend, das erkennt man an den ausgedehnten

Schlackenlagern in dem Gebiete von Blankenheim bis Marmagen im centralen Teile des Hochlandes, sowie an den Resten von Schmelzöfen, an den gefundenen römischen Bergwerksgeräten u. s. f.; diese Schlacken waren noch so reich an Metall, daß man die auf ihnen lagernde Ackerkrume in den letzten Jahrzehnten abhob und die Schlacke ausgrub, um dann wieder den Humus auf der Fläche auszubreiten. Bis in die neueste Zeit wurde der Bergbau auf Blei betrieben in Bleialf am Nordwestfuße der Schneifel im Thale der Alf, die sich in die Prüm ergießt, in Rehscheid auf dem Nordabhange des Losheimer Waldes, auf dem Höhenzuge an der Ostseite der oberen Urft und des Bleybaches bis zu den Niederungen hin und endlich im Thal der Nette, nördlich von Mayen. Das Blei kommt meist in Form von kleinen, knötchenförmigen Absonderungen in Nestern vor und zwar häufig in ausgedehnter Weise, wie im Bleiberg bei Mechernich, zu Tage liegend und wurde auch vielfach durch Raub- (Tage-) bau gewonnen. Die Bergwerke in Bleialf und Commern liegen jetzt alle still, da das aus Spanien und andern Ländern kommende Blei so billig ist, daß seine Gewinnung aus den deutschen Erzen sich nicht mehr als vorteilhaft erweist. Nur das Mechernicher Hüttenwerk mit seinen musterhaften Einrichtungen läßt, wenn auch schwach, noch in den Gruben arbeiten und verhüttet die deutschen vermischt mit fremden Erzen; in Rehscheid aber sowie in Breinig, südlich von Stolberg, findet noch immer voller Betrieb statt.

Eisensteine finden sich über die ganze Eifel verbreitet, Spateisensteine nur an wenigen Orten, z. B. bei Cobern und Wehr in unbedeutenden Gängen. Braun- und Roteisenstein trifft man zum Teil in mächtigen Lagern an den Rändern der mitteldevonischen Kalkmulden, so namentlich im Gebiete der Olef, der Urft und der oberen Kyll, wo sie bis in die neueste Zeit noch gewonnen werden. Roteisenstein tritt auch namentlich im Gebiete der Ahr bei Lommersdorf, Rohr und Dollendorf ausgedehnt auf, war aber stets wegen seines geringeren Gehaltes an Eisen weniger gesucht, als der kalk- und manganreiche Brauneisenstein, auf den noch im Jahre 1847 allein im Kreise Schleiden, bei Dahlbenden, Eiserfey, Call, Sötenich, Schmidtheim,

Dahlem, Zingsheim, Dreimühlen, Urfey, Sistig, Marmagen u. s. f. 160 Gruben mit 350 000 Centner Förderung den Bergbau betrieben. Brauneisenstein kommt außerdem in den verschiedensten Lagerungsformen, in Mulden, Gängen, Nieren, ausgedehnteren Lagern, auf beiden Seiten der unteren Mosel im Mitteldevon vor; nördlich der Mosel reicht sein Auftreten bis zu einer von Südwest nach Nordost, von Lutzerath bis Mayen sich hinziehenden Linie. In diesem Gebiete sind wohl sehr zahlreiche Mutungen eingelegt, aber an keiner Stelle werden Erze gefördert; auch alle früher betriebenen Gruben liegen jetzt tot.

Reste römischer Bergwerke, Schächte und Strecken, beweisen, daß die Römer Eisenerze abbauten, wobei wohl der Tagebau überwogen haben mag. Ob die Kelten schon Eisen herstellten, ist unsicher. Das römische Verfahren der Gewinnung von Eisen wie Plinius und Strabo es schildern, wird wohl auch in der Eifel Anwendung gefunden haben. Die Erze wurden in den dem Staate gehörigen und verpachteten Gruben ausschließlich durch Sklaven und Kriegsgefangene mittels Schlägel, Hammer, schwerer Brechstange und durch Sprengen gebrochen; letzteres geschah durch starkes Erhitzen mit Feuer, auf welches dann plötzliches Abkühlen durch Begießen mit kaltem Wasser folgte. In ledernen Schläuchen wurden die Erze zu Tage geschafft, dann zerkleinert und in sogenannten Luppen- oder Rennherden aus ihnen das Eisen in sehr unvollkommener Weise mittels Holzkohlenfeuers gewonnen. Dies Verfahren ist in verbesserter Weise noch heute auf Corsika, in Süditalien und in Catalonien teilweise im Gebrauch; es lieferte, da das Schmelzen und Entkohlen in demselben Feuer erfolgte, den Römern das nötige Schmiedeeisen. Als Gebläseluft wandten diese vielfach den natürlichen Wind an, indem sie die kreisrunden oder elliptischen Öfen auf den Berghöhen anlegten, oder sie benutzten den ihnen bereits bekannten Blasebalg.

Mit der Einwanderung der Deutschen und der Vernichtung der römischen Herrschaft ging zunächst auch die Kunst, Eisen herzustellen, in der Eifel verloren oder wurde wenigstens zunächst nicht geübt. Erst unter Karl dem Großen schenkte man dem Bergbau und der Her-

stellung von Eisen wieder Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Beides waren Regale, und der Kaiser bestimmte, daß die Verwalter jährlich über den Betrieb Rechenschaft ablegen sollten. Um diese Zeit traten an die Stelle der alten Rennherde mit niederer Umfassungsmauer die wahrscheinlich über die Dill- und Lahngegend von Steiermark her eingeführten Wolfsöfen von ca. 180 cm Höhe. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts baute man zunächst im Elsaß Öfen von 4,70 m Höhe, die sogenannten „Hochöfen“. In ihnen erhielt man Gußeisen, aus dem man dann im Frischfeuer oder Frischofen das Schmiedeeisen durch Entkohlung erlangte. Dieser gewaltige Fortschritt in der Technik breitete sich außerordentlich rasch aus, und im Schleidener Thal waren bereits gegen das Ende des 13. Jahrhunderts zahlreiche Hochöfen im Betrieb. Das mit Holzkohlen erblasene Eifeler Gußeisen erfreute sich bald ebenso wie das Schmiedeeisen eines sehr guten Rufes, so daß die Eisenindustrie hier mächtig aufblühte und derjenigen von Steiermark und Schweden in ganz Deutschland durch die Güte ihrer Produkte erfolgreich Konkurrenz machte. Die Schriftsteller Sebastian Münster in Basel und Georg Agricola in Chemnitz rühmen im 16. Jahrh. die Menge und Güte des Eifeler Eisens, und die Ausdehnung der Industrie deuten noch heute die Namen mancher damals entstandener Ortschaften an, wie Eiserfey, Eisenschmitt, Schmidtheim u. a.

Das Eisengewerbe war schon früh kein Regal mehr und wurde von den Dynasten, den Grafen von Reifferscheid, Manderscheid u. v. a., sehr unterstützt, namentlich durch die Pflege der Wälder, welche die notwendigen Kohlen lieferten, und mancherlei Einrichtungen, mußte dagegen auch verhältnismäßig hohe Abgaben zahlen. Es werden ursprünglich stets mehrere Besitzer, Reitmeister (Reydtmeister), nebeneinander genannt, welche je nach der Größe ihres Besitzanteiles sich in die Arbeit teilten und sie abwechselnd leiteten. Das Werk bestand aus einem Hochofen, in welchem das Roheisen erblasen und im Schleidener Thale durch eine besondere Einrichtung auch teilweise bereits entkohlt wurde, aus dem Frischfeuer oder der Frühschmiede, wo die Entkohlung vollendet, also aus dem Roheisen Schmiedeeisen

hergestellt wurde, dann dem Hammerwerk und der Hammerschmiede mit dem Herdfeuer und endlich aus dem Schlackenpochwerk (Schorrenmühle), in welchem die Schlacke zerkleinert wurde, um sie zu beseitigen oder zu anderweitigen Zwecken zu verwerten. Die nötige Triebkraft lieferte überall das Wasser, welches in Menge die Bäche brachten; von den fünf Wasserrädern, die sich meist fanden, war dasjenige, welches das Gebläse des Hochofens trieb, so überbaut, daß es auch während scharfen Frostes im Winter in Gang blieb, während das ganze übrige Werk still lag. Von den Besitzern kaufte derjenige, welcher durch glückliche äußere Verhältnisse reicher wurde, gern die Anteile der übrigen Reitmeister auf, und so kamen die Eisenwerke nach und nach in den Besitz einzelner Familien, welche sie auch beibehielten bis in die neueste Zeit. Die sämtlichen Reitmeister des Schleidener Bezirkes bildeten untereinander eine Art „Zunft", in welche ein neues Mitglied erst nach bestandener Prüfung durch einen feierlichen Akt aufgenommen wurde. Noch in unserem Jahrhundert wurde an diesem Gebrauche festgehalten. Der aus einer Wahl hervorgegangene Ober-Reitmeister vertrat den Verband, kaufte für diesen das notwendige Holz zur Herstellung der Kohlen und sorgte für deren Verteilung. Die bedeutendste Familie, deren Fleiß und Thatkraft das Land durch die Entwicklung der Eisenindustrie sehr viel zu verdanken hat, ist die Familie Schöller, deren Nachkommen noch heute in der rheinischen Industrie einen der ersten Plätze einnehmen. Im Jahre 1550 kam ihr Ahnherr, Georg (Joeris) Scholer, in das Dorf Wiesgen bei Schleiden und erstand ein Sechzehntel des herzoglich Jülichschen Reitwerks in Gemünd am Zusammenflusse von Urft und Olef; seine Nachkommen breiteten sich rasch im ganzen Schleidener Thal aus und verstanden es, während der schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges und im Zeitalter Ludwigs XIV. die Eisenwerke in vollem Betriebe zu erhalten, durch Pachtung und Kauf weiterer Anteile an den Reitwerken zu gewinnen und sich selbst immer größeres Ansehen zu verschaffen. Durch die Einführung der Eisenbahnen, welche naturgemäß bei ihrer ersten Anlage die Gebirge, also auch die Eifel, umgingen und dem Verkehr meist völlig neue Wege bahnten, und durch die Er-

schließung von reicheren Eisenerzlagern in andern Gegenden, sowie durch die allgemeine Verwendung der Steinkohlen bezw. des Koks statt der immer teurer werdenden Holzkohlen wurde die Rentabilität der Eifeler Eisenwerke bezw. deren Konkurrenzfähigkeit vernichtet. Sie gingen allmählich ein; der letzte der Familie Schöller gehörige Hochofen wurde 1852 zu Hellenthal im oberen Olefthale ausgeblasen, und das letzte dieser Familie gehörige, mit Holzkohlenfeuer betriebene Hammerwerk zu Kirschseiffen 1881 still gelegt.

Nächst der Familie Schöller sind hier als die bekanntesten und einflußreichsten im Schleidener Gebiete zu erwähnen die Familien Virmond in Hellenthal und Blumenthal, deren Stammvater, der praktische Arzt Dr. Joh. Heinr. Virmond, von Waldböckelheim bei Kreuznach nach Blumenthal zog und durch seine Verheiratung mit der Tochter des Dr. Joh. Pet. Wolgart einen Anteil am Reitwerk daselbst 1760 erbte, dann Peuchen in Jünkerath an der Kyll und in Blumenthal, Pönsgen in Hellenthal, Blumenthal und Schleiden, Schubäus in Dahlbenden. Alle diese Familien, von welchen mehrere infolge der religiösen Bedrückungen aus Frankreich bezw. Holland einwanderten, sind dadurch ausgezeichnet, daß sie es verstanden haben, von Geschlecht zu Geschlecht durch Energie und einsichtsvolles Handeln sich lange Jahrzehnte, selbst Jahrhunderte hindurch auf der Höhe zu erhalten.

Die oben erwähnten ungünstigen Umstände haben in dem Betriebe des Bergbaues und der Eisenindustrie einen gewaltigen Umschwung herbeigeführt. Während vom 15. Jahrh. ab bis über die erste Hälfte dieses Jahrhunderts hinaus wohl über 500 Eisenerzgruben im Gebiete der Eifel in Betrieb waren und überall an den wasserreichen Bächen Olef, Urft, Vey, Ahr, Kyll, Salm u. a. Hochöfen und Hammerwerke standen, sind jetzt die Gruben verlassen und meist verschüttet, die Reitwerke kalt gestellt, zerfallen oder eingerissen. Außer im Gebiete von Aachen, Stolberg und Eschweiler, wo die Verhältnisse für die Industrie andauernd gute geblieben sind, befinden sich nur noch die Werke „Quint" an der Mosel unterhalb Trier und „Jünkerather Hütte" an der oberen Kyll

in Betrieb. So ist mitten in Friedenszeiten eine einst blühende, hochbedeutende Industrie, welche Tausenden von Menschen ein sicheres, auskömmliches Brot gewährte, gänzlich zu Grunde gegangen, und nur in kleineren Bezirken hat sich an ihrer Stelle eine andere wieder entwickeln können. Die zur Erhaltung der alten Gewerbe in erster Linie notwendigen guten Landstraßen und besonders die Eisenbahnen sind zu spät erbaut worden, als daß sie den Untergang jener Industrie hätten verhindern können.

Die wichtigsten nicht vulkanischen Bodenschätze sind Thon, Kalk, Schiefer und Sandstein. Thon tritt in ausgedehnten Nestern hauptsächlich in den tertiären Schichten bei den letzten Ausläufern des Gebirges gegen das Koblenz-Neuwieder Becken von Rübenach bis Weißenthurm, auf den Höhen zwischen der unteren Kyll und Salm, in den Bezirken von Speicher und Binsfeld und auf dem Hohen Venn auf. Der sogenannte blaue Thon bei Mühlheim, Kärlich, Rettich (Koblenz) entspricht den gewaltigen Thonlagern auf der rechten Rheinseite bei Vallendar, Höhr, Grenzhausen; aber während auf der Grundlage dieser Bodenschätze in der letzteren Gegend, dem sogenannten Kannenbäckerland, sich eine außerordentlich blühende Industrie entwickelt hat, die dank der Fürsorge der Regierung in der Keramik wahrhaft Großes leistet, hat sich auf der linken Rheinseite eine solche nicht ausgebildet; der Thon wird hier meist mittels Tagebau gewonnen und in das niederrheinische Industriegebiet gebracht, wo er besonders bei der Herstellung von Gußstahl in Essen und Bochum Anwendung findet. Der Thon, den man am Herchenberg im Brohlthal und in den übrigen kleineren, zum Rheine sich öffnenden Thälern gräbt, wird zur Herstellung von feuerfesten Steinen und Mosaikplatten verwendet, z. B. in Sinzig. Die Thone bei Winningen werden zu Pfeifen verarbeitet, die von Dreckenach im Maifeld und Gondorf a. d. Mosel werden nach Holland ausgeführt.

Der im Bezirke von Trier vorhandene Thon war bereits den Römern bekannt und wurde von ihnen benutzt, wie die zahlreichen bei Speicher gefundenen römischen Töpferöfen beweisen. In diesem Orte wird er auch jetzt noch teilweise zu keramischen Zwecken benutzt,

aber die größte Menge, im ganzen jährlich etwa 600 000 Centner, werden mit der Bahn fortgeschafft und zwar meist nach Mettlach, wo die bedeutendste keramische Anstalt Europas, die von Villeroy und Boch, ihn verarbeitet. Der im oberen Alfthale vorkommende Thon wurde in früheren Jahren wohl zu Drainageröhren verwandt, doch hat diese Fabrikation aufgehört. Der Thon auf dem Hohen Venn bildet die Grundlage der Kunsttöpferei in Raeren, einer Station der Vennbahn Aachen-St. Vith; im 16. und 17. Jahrh. hatte diese eine außerordentliche Blüte erreicht, und ihre Produkte waren und sind noch heute durch ganz Europa berühmt und gesucht; einzelne Stücke aus jener Zeit sind Prachtstücke der keramischen Museen und werden mit unglaublichen Summen bezahlt. Die schweren Zeiten um die Wende des letzten Jahrhunderts haben leider diese blühende, hochbedeutende Industrie sehr geschädigt und fast gänzlich vernichtet. Den rastlosen, opferwilligen Bemühungen des Vikars Schmitz und des Steinbruchbesitzers Schiffer in Raeren gelang es zwar, die alte Kunst wieder zu erwecken, wovon prächtige Stücke, die auf dem Bahnhofe ausgestellt sind, Zeugnis geben, aber die alte Blüte will nicht mehr kommen; vielleicht wird die Thonindustrie von Raeren infolge ungenügender Reklame zu wenig beachtet.

Sehr bedeutend ist das Vorkommen des Kalksteines, wie in der geologischen Übersicht ausführlich dargelegt wurde; er ist meist sehr reich an Kalk — im Kreise Schleiden soll solcher mit 97—98 % vorkommen — und bildet einen noch vielfach ungehobenen Reichtum des Landes; für die Ausfuhr aus dem Gebiete wird bis jetzt nur sehr wenig gebrochen; die Förderung beschränkt sich fast ausschließlich auf den Bedarf des Landes selbst. In der von Hillesheim an der Kyll nach Nordosten zur Ahr sich erstreckenden Kalkmulde soll sich auch Marmor in mehreren Lagern vorfinden, doch ist über deren Ausdehnung und Mächtigkeit noch nichts Genaues bekannt; gewonnen wird noch kein Marmor, man erhofft aber von der Fortführung der Ahrthalbahn von Dümpelfeld nach Hillesheim und nach Nettersheim eine Erschließung dieser Bodenschätze.

Der überall auftretende Schiefer und die Grauwacke werden als

Baustein in zahlreichen Brüchen gewonnen; ersterer tritt bei Recht, südlich von Malmedy an der belgischen Grenze, bei Mayen, Kaisersesch, Müllenbach, Laubach und auf den Moselbergen bei Carden und Clotten in spaltbaren Platten mit feinkörnigem Gefüge auf und wird als Dachschiefer, aber auch zu Tischen, Schultafeln u. s. f. bergmännisch gewonnen; er erfreut sich der besten Anerkennung, und durch die Eröffnung der Bahnlinie Mayen-Gerolstein, welche den Hauptbezirk der Schiefergewinnung im Innern der Eifel durchschneidet, ist diese Industrie sehr gehoben worden.

Der Sandstein der Triasformation tritt in mächtigen Lagern auf der linken Seite der Mosel bei Trier, auf beiden Seiten der unteren Kyll und östlich der unteren Sauer auf. Seit der Eröffnung der Eifelbahn 1871 hat sich in diesem ganzen Gebiete eine hochwichtige, ausgedehnte Industrie entwickelt, welche viele Hunderte fleißiger Hände beschäftigt. Von den Römern wurde der Sandstein schon zu den Bauten in Trier verwandt, jetzt wird er zu Bau-, Hau- und Schleifsteinen gewonnen und in weite Fernen, besonders aber in den niederrheinischen Industriebezirk versandt. Der weiße Sandstein wird dabei, weil er fester und den Witterungseinflüssen gegenüber widerstandsfähiger ist, dem roten vorgezogen. Die Hauptbrüche bestehen an der Eifelbahn entlang bei Densborn, Kyllburg, Philippsheim, Auw, Daufenbach und Kordel, sowie in Udelfangen nördlich von Trier, dessen Sandsteine in besonders hoher Schätzung stehen.

Die vulkanischen Produkte bilden namentlich in der Osteifel die Grundlage sehr bedeutender Industriezweige. Der unter dem Alluvialboden des Koblenz-Neuwieder Beckens bis zu 3 m Mächtigkeit lagernde Bimssand wird nach Entfernung der Humusschicht im Tagebau gegraben, mit Kalk im Verhältnis von 6 : 1 gemengt und in Form von doppelten Ziegelsteinen an der Luft getrocknet; er bildet alsdann einen leichten, genügend festen Baustoff namentlich für Zwischenwände, aber auch selbst für feuerfeste Gewölbe und hat den großen Vorzug geringen Gewichts; deshalb erfreut er sich bereits einer Verwendung in sehr weiten Kreisen. Die bedeutendsten Fabriken liegen links des Rheines

bei Urmitz, Weißenthurm gegenüber Neuwied und im unteren Nettethal, rechtsrheinisch auf der Strecke zwischen Bendorf und Neuwied. Die Versuche, im Innern der Eifel den in ungeheuren Massen vorkommenden vulkanischen Sand bezw. die Asche in gleicher Weise durch Mischung mit Kalk zur Herstellung von Steinen zu verwenden, sind erfolglos geblieben, da das erzeugte Fabrikat viel zu schwer war, als daß es einen Versand hätte ertragen können.

Die Phonolithtuffe südwestlich des Laacher Sees bei Bell, Weibern, Ettringen bilden mächtige Lager; sie lassen sich vortrefflich bearbeiten und sind dabei sehr wetterbeständig; daher werden sie in etwa 120 Gruben gebrochen, um als Blendsteine, Ornamente u. s. f. eine weite Verbreitung zu finden. Bei der außerordentlichen Mächtigkeit der Lager wäre eine stärkere Ausdehnung des Betriebes noch sehr wohl möglich, wenn eine bessere Verbindung vorhanden wäre; die Wege zu den Gruben sind aber infolge des Frachtfuhrverkehrs in einem geradezu entsetzlichen Zustande. Eine Nebenbahn durch das Brohlthal von der Station Brohl bis Kempenich wird demnächst gebaut werden; sie wird das Gebiet der Leucittuffe dem Verkehr erschließen.

Die mächtigen Trachyttuffe im unteren Brohlthal nordöstlich des Laacher Sees und im unteren Nettethal von Miesenheim abwärts bis Andernach wurden schon seit langer Zeit wegen ihrer leichten Bearbeitung und ihrer Wetterbeständigkeit im Tagebau gewonnen und wie die ebengenannten Phonolithtuffe verwertet. Seitdem man erkannt hat, daß der gemahlene Trachyttuff als ein vorzüglicher Cement benutzt werden kann, wird dieser in einer Reihe von Pochwerken und Mühlen in den Orten Brohl, Plaidt und Kruft gemahlen und in großen Mengen nach Holland zur Verwendung bei den Wasserbauten vertrieben.

Die interessanteste und wohl auch bedeutendste Industrie zur Gewinnung vulkanischer Produkte ist der Abbau von Basalt und Lava. Die Basaltsäulen werden überall, wo ihre Fortschaffung nicht zu kostspielig ist, gebrochen, um als ganze Blöcke bei Befestigungsmauern an Flüssen, Straßen u. s. f. oder in groben Stücken als Pflastersteine in Städten oder als Kleinhau für den Oberbau der Landstraßen aus-

9*

gedehnteste Verwendung zu finden. Zunächst sind es die Basaltberge auf beiden Seiten des Rheines, so gegenüber von Unkel, an der Erpeler Ley, bei Kasbach, Dattenberg u. v. a. O., wo der auf den Höhen der Berge gebrochene Stein mittels kleiner, schmalspuriger Bergbahnen zum Ufer des Stromes hinabbefördert wird, um direkt in die Schiffe verladen zu werden. In gleicher Weise werden im unteren und auch im mittleren Ahrthale, im Thale des Vingstbaches u. s. f. die Basalte in die Thäler geschafft, um dann weiterbefördert zu werden. Leider hat diese Industrie einen schweren Nachteil, da sie bei weiterer Ausdehnung der natürlichen Schönheit des Landes wesentlich zu schaden vermag. So verleiht z. B. der schöne Basaltkegel der Landskron dem landschaftlichen Bilde des unteren Ahrthales einen besonderen Reiz; er bildet die Krönung und den Mittelpunkt der nördlichen, das Thal begrenzenden Höhen, und ohne ihn würde diese Berglinie eintönig werden. Es befinden sich aber dicht unter der Kuppe bedeutende Basaltbrüche, die schon erheblich die Form des Kegels verändert haben und bei fortgesetzter Ausbeutung ihn ganz zu vernichten drohen. Der Basaltlavastrom, der vom Mosenberge bei Manderscheid sich durch den Horngraben in das Thal der Kleinen Kyll ergoß und in der jetzigen Form ein deutliches Bild seiner inneren Struktur giebt, würde bei stärkerem Abbau eine schwere, nicht mehr ausfüllbare Lücke in den Reizen der dortigen Landschaft verursachen, die heute eben wegen der Schönheit jener Formen jährlich das Ziel zahlreicher Wanderer ist. In richtigem Verständnis für dieses Verhältnis haben daher die Gemeinden, denen das Gebiet gehört, die weitere Zerstörung des Stromes verboten.

Aus der eigentlichen Lava stellte man bereits im Mittelalter Mühlsteine her, wie dies die damals betriebenen, jetzt verlassenen Mühlsteinbrüche bei Birresborn im Kyllthal, zu Roth bei Gerolstein und an manchen anderen Orten, sowie die von dem herrschenden Adel diesem Gewerbe auferlegten Steuern beweisen. Alte römische Mühlen und bearbeitete Steine in römischen Gebäuden zeigen, daß die Römer bereits die Lava südlich des Laacher Sees zur Herstellung von Mühlsteinen für ihre kleinen Handmühlen und auch von Werksteinen be-

nutzten. Gegenwärtig werden allein in dem Gebiete von Niedermendig-Kottenheim-Mayen etwa 170—180 Gruben mit rund 13—1400 Arbeitern betrieben zur Gewinnung der Lava. Die Förderungseinrichtungen haben sich einen gewissen primitiven Charakter bewahrt. In einem senkrechten Schachte werden die Bedeckungsschichten, Humusboden, Bimsstein und Lette in verschiedener Stärke, die schlackige Muckenlava und die dünnstengelige, für die Industrie nicht brauchbare Siegellava durchbrochen, damit man zu der in mächtigen Pfeilern abgesonderten Hauptschicht des 12—15 m starken Kernes gelangt. Bei der Gewinnung von Blöcken läßt man hier einzelne starke Säulen, Schienen oder Stämme, stehen, welche die ganze Strecke zu tragen bestimmt sind, damit ein Zusammenbruch der weiten unterirdischen Hallen verhindert wird. Die gewaltigen ausgebrochenen Blöcke werden durch ein von Pferden in Bewegung gesetztes Göpelwerk nach oben befördert, um hier zu Mühl-, Deck-, Blendsteinen, Trottoirplatten u. s. f. verarbeitet zu werden, die eine außerordentliche Verbreitung durch ganz Europa finden. Am Firmerich bei Daun hatte man vor der Eröffnung der Bahn bereits begonnen, die zu Tag liegenden großen Blöcke zu Fenster- und Thüreinfassungen, zu Treppenstufen, Wassertrögen u. s. w. zu verarbeiten, welche in der näheren Umgebung ihren Absatz fanden. Die Eröffnung der Bahn wird hoffentlich bald auch hier die weitere Entwicklung dieser Industrie in dem an sich armen Strich der Eifel veranlassen.

## VII.

# Das Klima.

Im Gebiete der Eifel ist zur Zeit die Zahl der meteorologischen Beobachtungspunkte noch eine geringe, so daß ein in den Einzelheiten genaues Bild der klimatischen Verhältnisse sich nicht feststellen läßt. Und doch wäre ein solches nötig, um manche Fragen über Ackerbau, Forstkultur, Obstbau u. s. f. einer sicheren Lösung entgegenzuführen; hat doch das Klima neben der Bodenbeschaffenheit auf die wirtschaftliche Entwicklung des Landes den gewaltigsten Einfluß. Staatliche Stationen bestehen am Rande des Gebirgslandes in Aachen (Nordwestecke) und Trier (Südwesten), im Innern desselben in Bitburg, im Schneifelforsthaus (nördlich von Prüm) und in Hollerath (im Quellgebiet der Olef); der Beobachtungspunkt Neuwied liegt zwar nicht in dem hier betrachteten Gebiete, giebt aber Aufschluß über die Verhältnisse im Koblenz-Neuwieder Becken, also über den Südostfuß der Eifel; Köln ist zwar schon ganz in der niederrheinischen Ebene, und seine mittlere Temperatur ist jedenfalls wie diejenige aller großen Städte etwas höher als die des umgebenden Landes, aber die Beobachtungen lassen doch Schlüsse auf die am Nordfuße der Eifel herrschenden Verhältnisse zu. Der Verfasser hat s. Z. auch in Bernkastel, Kyllburg und Gerolstein Beobachtungen anstellen lassen, doch sind sie nicht lange genug fortgesetzt worden und waren teilweise auch lückenhaft, so daß ihre Resultate hier keine Verwendung finden können. Die außerordentlich genauen Bestim-

mungen, welche Dr. Arnoldi in den 60er Jahren in Winningen an der unteren Mosel angestellt hat, scheinen leider nicht veröffentlicht zu sein, wenigstens konnte der Verfasser sie nicht erhalten. Wegen des Weinbaues ist es besonders zu bedauern, daß nicht an der Mosel eine Reihe von Beobachtungspunkten vorhanden ist, namentlich in Bernkastel, dessen mittlere Jahreswärme wohl infolge seiner außerordentlich geschützten Lage bei einer Seehöhe von 109 m 10,5° beträgt, dann in Trarbach, Alf, Cochem und Koblenz; ferner wären sie in der Hohen- und Osteifel, etwa in Kelberg und Mayen, und endlich in der Westeifel, namentlich in Eupen, Montjoie, Sourbrodt, Malmedy sehr erwünscht. Alle auf die meteorologischen Verhältnisse bezüglichen Zahlen, soweit der Verfasser sie in Erfahrung bringen konnte, und soweit sie auf eine gewisse Sicherheit Anspruch machen können, sind in den folgenden Tabellen zusammengestellt.

In der umstehenden sind nur von drei Jahren die aus den Beobachtungen des Thermometers an den Stationen herrührenden Zahlen gegeben, die zwar noch nicht den Anspruch machen können, absolute Werte der mittleren T e m p e r a t u r e n festzustellen, aber doch einen Vergleich der relativen Werte gegen einander wohl zulassen. Sie zeigen deutlich, daß der Nordwesten der Eifel noch völlig unter dem Einflusse der Seewinde steht, während Neuwied, das Neuwieder Becken und die Südostabfälle des Gebirges schon ein mehr kontinentales Klima besitzen; die Differenz zwischen der mittleren Wärme des Sommers und des Winters beträgt in Aachen 14,9°, in Neuwied aber 16,4°. Reduziert man die vorstehenden Werte alle auf gleiche geographische Breite, so würde sich ergeben, daß im Mittel die Temperatur in der Eifel bei einer Höhenzunahme von je 171 m um 1° sinkt; die sonst nach Peschel im allgemeinen angenommene Zahl ist 160 m.

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach Beobachtungen einer längeren Reihe von Jahren für Köln 10,07°, Bonn 9,88°, Neuenahr 10,4°, Koblenz 10,29°, Trier 9,60°, Aachen 9,26°, während die Sommertemperatur derselben Orte in gleicher Reihenfolge 17,99°; 17,93°; 18,4°; 18,46°; 17,71°, 16,98° aufweist. Nach den vom Verfasser in den Jahren 1883 bis 1887 veranlaßten Beobachtungen betrug

## Vergleichende Zusammenstellung der mittleren

| Monat | Köln Seehöhe 60 m | | | | Neuwied Seehöhe 67,5 m | | | | Trier Seehöhe 150,5 m | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel |
| Januar . . . . . | 4,8 | —1,6 | 1,4 | **1,5** | 3,8 | —3,0 | 0,6 | **0,5** | 4,1 | —2,9 | 0,3 | **0,5** |
| Februar . . . . . | 0,7 | 2,5 | 3,2 | **2,1** | —0,1 | 0,7 | 2,4 | **1,0** | 0,3 | 1,2 | 2,6 | **1,4** |
| März . . . . . . | 6,6 | 4,9 | 3,0 | **4,8** | 5,8 | 4,3 | 2,4 | **4,2** | 5,9 | 4,5 | 2,7 | **4,4** |
| April . . . . . . | 8,4 | 7,4 | 9,0 | **8,3** | 7,9 | 7,0 | 8,6 | **7,8** | 8,4 | 7,2 | 9,3 | **8,3** |
| Mai . . . . . . | 14,8 | 13,7 | 14,5 | **14,3** | 14,6 | 13,6 | 13,8 | **14,0** | 15,2 | 13,3 | 14,8 | **14,4** |
| Juni . . . . . . | 15,4 | 16,2 | 16,1 | **15,9** | 15,1 | 15,9 | 16,4 | **15,8** | 16,2 | 16,4 | 16,9 | **16,5** |
| Juli . . . . . . | 16,6 | 17,0 | 17,2 | **16,9** | 16,2 | 16,9 | 17,3 | **16,8** | 16,6 | 17,1 | 18,1 | **17,3** |
| August . . . . . | 17,3 | 16,3 | 18,9 | **17,5** | 17,2 | 16,0 | 19,0 | **17,4** | 17,5 | 16,1 | 19,3 | **17,6** |
| September . . . . | 15,0 | 15,7 | 15,0 | **15,2** | 14,3 | 14,6 | 14,5 | **14,5** | 14,6 | 14,7 | 14,5 | **14,6** |
| Oktober . . . . . | 9,3 | 11,9 | 8,9 | **10,0** | 8,4 | 11,0 | 8,5 | **9,3** | 8,4 | 11,1 | 8,0 | **9,2** |
| November . . . . | 5,4 | 4,8 | 6,7 | **5,6** | 5,0 | 3,8 | 5,5 | **4,8** | 4,8 | 4,1 | 5,9 | **4,9** |
| Dezember . . . . | —3,4 | 4,3 | 0,5 | **0,5** | —4,4 | 3,1 | —1,0 | **— 0,8** | —3,7 | 3,4 | —1,0 | **— 0,4** |
| Jahresmittel . . . | 9,2 | 9,4 | 9,5 | **9,4** | 8,6 | 8,7 | 9,0 | **8,8** | 9,0 | 8,8 | 9,3 | **9,0** |

* Diese 3 Zahlen stammen nicht von direkter

die mittlere Jahreswärme in Kyllburg (Seehöhe 271 m) 8,8°, Gerolstein (362 m) 8,2°, Bernkastel 10,5°. Für Wittlich (166 m) werden folgende mittlere Temperaturen angegeben: Januar —0,8°, Februar 2,5°, März 4,4°, April 9,7°, Mai 14,2°, Juni 17,3°, Juli 19,2°, August 18,5°, September 15,0°, Oktober 10,0°, November 5,5°, Dezember 2,5°, für das Jahr 10,2°, Zahlen, die offenbar selbst unter Berücksichtigung der sehr geschützten Lage zu hoch sind.

Nach den obigen Ausführungen können wir das ganze Gebiet in folgende Zonen einteilen: 1. Zone mit einer mittleren Jahres-temperatur von 10° und höher; es gehören hierhin das Moselthal von dem Eintritt des Stromes in das Gebirge unterhalb Trier bis zu seiner Einmündung in den Rhein, sowie das untere Ahrthal; die Temperatur übersteigt im Sommer öfters 30°, es wurden in besonders heißen Jahren schon 34° beobachtet; die mittlere Winterwärme sinkt nirgends unter den Gefrierpunkt, schädliche Spätfröste sind

## …en Temperaturen während der Jahre 1890/92.

| Bitburg Seehöhe 330 m | | | | Schneifelforsthaus Seehöhe 657 m | | | | Hollerath Seehöhe 617 m | | | | Aachen Seehöhe 177 m | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel |
| 3,0* | −3,8 | −1,3 | **−0,7** | 1,4 | −5,2 | −2,6 | **−2,1** | 2,0 | −4,6 | −2,2 | **−1,6** | 5,2 | −1,6 | 1,4 | **1,7** |
| −4,2* | 0,5 | 1,0 | **−0,9** | −3,1 | −0,1 | −0,8 | **−1,3** | −2,7 | 1,0 | −0,2 | **−0,6** | 0,6 | 2,3 | 2,8 | **1,9** |
| 4,6* | 2,7 | 0,9 | **2,7** | 1,9 | 0,9 | −0,7 | **0,7** | 2,7 | 1,5 | −0,3 | **1,3** | 5,9 | 4,5 | 2,5 | **4,3** |
| 6,9 | 5,4 | 7,9 | **6,7** | 4,5 | 3,2 | 6,0 | **4,6** | 5,4 | 3,8 | 6,5 | **5,2** | 7,6 | 6,6 | 8,4 | **7,5** |
| 13,2 | 11,4 | 12,7 | **12,4** | 11,0 | 9,3 | 10,9 | **10,4** | 11,8 | 10,2 | 11,4 | **11,1** | 14,1 | 13,0 | 14,1 | **13,7** |
| 13,7 | 14,6 | 14,8 | **14,4** | 11,3 | 12,6 | 12,9 | **12,3** | 12,7 | 13,4 | 14,3 | **13,5** | 14,9 | 15,9 | 15,7 | **15,5** |
| 14,3 | 14,9 | 16,2 | **15,1** | 12,3 | 13,2 | 14,1 | **13,2** | 13,6 | 14,3 | 16,5 | **14,8** | 16,0 | 16,4 | 16,9 | **16,4** |
| 15,2 | 13,8 | 17,5 | **15,5** | 13,5 | 12,4 | 16,1 | **14,0** | 14,5 | 13,3 | 16,5 | **14,8** | 16,6 | 15,8 | 18,7 | **17,0** |
| 12,8 | 13,2 | 12,9 | **13,0** | 11,9 | 12,2 | 12,1 | **12,1** | 12,8 | 13,2 | 12,4 | **12,8** | 15,0 | 15,7 | 14,9 | **15,2** |
| 6,7 | 9,5 | 6,6 | **7,6** | 6,1 | 8,4 | 5,4 | **6,6** | 6,8 | 8,6 | 5,6 | **7,0** | 9,1 | 11,6 | 8,8 | **9,8** |
| 3,1 | 2,7 | 4,9 | **3,6** | 1,0 | 1,0 | 4,4 | **2,1** | 1,4 | 1,4 | 4,5 | **2,4** | 5,0 | 4,9 | 7,4 | **5,8** |
| −5,0 | 2,2 | −2,3 | **−1,7** | −6,5 | 0,5 | −3,7 | **−3,2** | −6,5 | 0,9 | −3,4 | **−3,0** | −4,2 | 4,3 | 0,1 | **0,1** |
| 7,0 | 7,3 | 7,6 | **7,3** | 5,4 | 5,7 | 6,2 | **5,8** | 6,2 | 6,4 | 6,8 | **6,5** | 8,8 | 9,1 | 9,3 | **9,1** |

…Beobachtung, sondern sind interpoliert.

äußerst selten, die Monate Mai bis September sind frostfrei. 2. Zone mit 9—10° mittlerer Jahreswärme; es sind dies die Trierer Ebene, die unteren Thäler der Zuflüsse von Mosel und Rhein, das Ahrthal bis oberhalb Altenahr und das Thal der Roer, sowie die Abfälle des Gebirges zu diesen Thalfurchen und wahrscheinlich auch die fruchtbaren Hochflächen der Pellenz und des Maifeldes, wenigstens zu ihrem größeren Teile; die mittlere Sommerwärme übersteigt 16°, die höchste beobachtete Temperatur in Trier, das in dieser Zone liegt, betrug 32°, im gewöhnlichen übersteigt sie 30° nicht. Das Minimum, welches bis jetzt einmal beobachtet wurde, war —20,1°, sonst sinkt das Thermometer in der ganzen Zone nicht unter —17°. In diesen beiden ersten und wärmsten Zonen liegt das Gebiet des Weinbaues und des besseren Obstbaues; es werden namentlich auch Pfirsiche und Aprikosen gezogen; die Kirschblüte beginnt meist um den 10.—12. April, die Walderdbeere reift Ende

Mai bis anfangs Juni. Die 3. Zone mit einer mittleren Jahrestemperatur von 7—9° umfaßt die mittleren Thäler der Nebenflüßchen, sowie die das Hochland umsäumenden Flächen von 200—500 m Seehöhe. In besonders heißen Sommern steigt das Wärmemaximum wohl nahe an 30° (am 17. Juli 1890 wurde in Bitburg 29,9° beobachtet), erreicht aber, wie es scheint, diesen Wert nie. Die Wintertemperatur sinkt sehr selten unter —17°; der Winter ist aber wesentlich länger, Spätfröste treten häufig noch im Mai ein; am 1. Juni 1890 sank die Temperatur unter den Gefrierpunkt, und selbst im August sind schon nach heftigen Gewittern an besonders blosgestellten Orten Bohnen, Gurken und Kartoffeln erfroren; durchschnittlich aber ist die Zeit vom 15. Mai bis Ende September frostfrei. Es werden alle Arten von Körnerfrüchten, Weizen, Roggen, Sommerkorn und vor allem Hafer, gezogen und daneben auch mit Erfolg Äpfel und Birnen. Die 4. Zone mit einer mittleren Temperatur unter 7° umfaßt das ganze Hohe Venn, die Schneifel, den Losheimer Wald und die Plateaus der vulkanischen und der Hohen Eifel. Unbedingt frostfrei ist hier kein Monat des Jahres. Auf der Schneifel erfroren am 19. Juni 1892 noch vielfach die jungen Eichentriebe, und am 1. Juli desselben Jahres, das im übrigen zu den warmen Jahren zählte, sank das Thermometer auf 2,9°, am 14. August auf 3,6°. Der Sommer ist kurz, jedoch verhältnismäßig warm; es gedeihen nur Hafer und Kartoffeln, deren Ernte aber nicht selten durch frühen Frost oder den Eintritt andauernden Regenwetters stark beeinträchtigt, bisweilen auch gänzlich vernichtet wird.

In Bezug auf die Niederschlagsmengen mag hier ebenfalls tabellarisch eine Reihe von Beobachtungen zur Vergleichung wiedergegeben werden:

## Vergleichende Zusammenstellung der Niederschlags-höhen von Daun und Gerolstein in mm.

(Schnee ist geschmolzen gerechnet.)

| Monat | Daun Seehöhe 400 m | | | | | Gerolstein Seehöhe 362 m | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1893 | 1894 | 1895 | 1896 | Mittel | 1891 | 1892 | 1893 | 1894 | 1895 | Mittel |
| Januar . . . . | 47,6 | 81,7 | 69,6 | 29,7 | 57,1 | 53,4 | 36,0 | 45,6 | 63,1 | 67,7 | 53,2 |
| Februar . . . . | 137,5 | 50,8 | 18,3 | 4,8 | 52,9 | 3,7 | 59,3 | 148,7 | 55,8 | 23,5 | 58,2 |
| März . . . . . | 19,9 | 37,6 | 92,5 | 92,4 | 60,6 | 83,6 | 47,7 | 15,4 | 37,1 | 85,7 | 53,9 |
| April . . . . . | 0,4 | 43,4 | 23,0 | 55,9 | 30,7 | 30,3 | 18,4 | 1,1 | 47,0 | 40,0 | 27,4 |
| Mai . . . . . . | 30,1 | 36,5[1]) | 49,0[2]) | 7,8 | 30,9 | 66,7 | 18,5 | 33,1 | 49,5 | 37,9 | 41,1 |
| Juni . . . . . | 32,2 | 64,6 | 59,6 | 41,4 | 49,4 | 155,1 | 65,1 | 34,0 | 79,4 | 65,1 | 79,7 |
| Juli . . . . . . | 48,4 | 74,8 | 69,6 | 124,9 | 79,4 | 53,1 | 43,2 | 72,1 | 66,1 | 83,1 | 63,5 |
| August . . . . | 34,6 | 68,5 | 57,6 | 83,4 | 61,0 | 85,0 | 31,5 | 33,7 | 70,4 | 37,1 | 51,5 |
| September . . | 54,2 | 85,3 | 6,0 | 106,3 | 62,9 | 31,1 | 65,7 | 48,5 | 82,5 | 5,4 | 46,6 |
| Oktober . . . . | 112,5 | 142,3 | 115,4 | 115,5 | 121,4 | 38,8 | 71,0 | 121,5 | 105,9 | 97,4 | 86,9 |
| November . . . | 53,9 | 37,4 | 85,2 | 34,4 | 52,7 | 46,7 | 30,1 | 64,5 | 37,3 | 71,2 | 50,0 |
| Dezember . . . | 67,7 | 51,2 | 121,3 | 75,2 | 78,8 | 90,5 | 53,6 | 57,6 | 52,8 | 111,0 | 73,1 |
| Ganzes Jahr . | 639,0 | 774,1 | 767,1 | 771,7 | 738,0 | 738,0 | 540,1 | 675,8 | 746,9 | 725,1 | 685,2 |

[1]) Darunter 1,2 Schnee.

[2]) Darunter 4,3 Schnee.

Wenn die vor- und nachstehenden Zahlen auch kein abschließendes Resultat geben, so zeigen sie doch schon, daß der Nordwesten völlig unter dem Einflusse der feuchtwarmen Seewinde steht, wie dies auch aus dem Vergleiche der mittleren Temperaturen hervorging, während für das Moselthal noch andere Faktoren bestimmend mitwirken; so war das Jahr 1892 im Norden des Hochrückens der Eifel naß, für den Süden, namentlich Trier und das Moselthal, sehr trocken. Noch schärfer tritt jener Einfluß hervor, wenn man die aus einer längeren Periode abgeleitete, mittlere Regenhöhe mit in Betracht zieht. Diese beträgt für Lüttich am Fuße des Gebirges 770 mm, für das in den Vorbergen liegende Aachen 787, für Hallay im Thale der Weser westlich von Eupen an der Thalsperre der Gileppe 1238, an der Baraque Michel auf dem Hohen Venn (675 m) auf belgischer Seite dicht an der Grenze 1318 (in Francorchamps im westlichen Hohen

## Höhe der Niederschläge in

| Monat | Aachen Seehöhe 177 m | | | | Hollerath Seehöhe 617 m | | | | Schneifelforsthaus Seehöhe 657 m | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel |
| Januar . . . . . | 128 | 74 | 83 | 95 | 123 | 108 | 66 | 99 | 96 | 75 | 68 | 80 |
| Februar . . . . . | 3 | 9 | 76 | 29 | 9 | 7 | 87 | 34 | 3 | 9 | 79 | 30 |
| März . . . . . . . | 48 | 123 | 63 | 78 | 35 | 121 | 36 | 64 | 36 | 129 | 44 | 70 |
| April . . . . . . | 84 | 75 | 44 | 68 | 46 | 63 | 28 | 46 | 61 | 80 | 24 | 55 |
| Mai . . . . . . . | 63 | 42 | 32 | 46 | 53 | 60 | 46 | 53 | 60 | 95 | 22 | 59 |
| Juni . . . . . . . | 56 | 108 | 87 | 84 | 75 | 163 | 42 | 93 | 70 | 128 | 78 | 92 |
| Juli . . . . . . . | 140 | 96 | 47 | 94 | 121 | 92 | 59 | 91 | 104 | 72 | 56 | 77 |
| August . . . . . | 94 | 81 | 84 | 86 | 92 | 87 | 55 | 78 | 44 | 93 | 47 | 61 |
| September . . . . | 8 | 23 | 87 | 39 | 14 | 38 | 80 | 44 | 4 | 49 | 75 | 43 |
| Oktober . . . . . | 124 | 30 | 81 | 78 | 107 | 48 | 77 | 77 | 90 | 54 | 96 | 80 |
| November . . . . | 146 | 23 | 33 | 67 | 120 | 39 | 40 | 66 | 99 | 54 | 47 | 67 |
| Dezember . . . . | 1 | 117 | 84 | 67 | 14 | 136 | 53 | 68 | 4 | 136 | 87 | 76 |
| Jahr . . . . | 895 | 801 | 801 | 832 | 809 | 962 | 669 | 813 | 671 | 974 | 723 | 789 |

Venn stieg sie 1882 auf 2133!), in Stablo im Amelthal am Südfuße des Venns nahe bei Malmedy (311 m) 936, in Hollerath 974, in Trier (nach den eignen Beobachtungen des Verfassers) 719, in Laach am Laacher See (311 m) 607, in Koblenz 528, in Bonn 596, in Köln 591 mm. In Bezug auf die Größe der Niederschläge kann man daher unterscheiden 1. eine Zone mit über 1 m Regenhöhe, welche nur das Gebiet des Hohen Venns umfaßt; 2. eine Zone mit 800 bis 1000 mm, zu welcher die Eifel westlich der Roer und Urft und das Gebiet der Warche, der Amel und der oberen Ur gehören; 3. die Zone mit 600—800 mm Regenhöhe, welche fast das ganze übrige Plateau umfaßt einschließlich der Pellenz und des Maifeldes; endlich 4. die trockene Zone mit einer durchschnittlich nicht über 600 mm steigenden Regenhöhe; es liegen in ihr das Thal der mittleren und unteren Mosel mit deren einschließenden Höhen, das Koblenz-Neuwieder Becken und das Rheinthal bis zum Eintritt des Stromes in die niederrheinische Ebene, das untere Ahrthal und die Höhen an den genannten Flüssen.

den Jahren 1890/92 in mm.

| Bitburg Seehöhe 330 m | | | | Trier Seehöhe 150,5 m | | | | Neuwied Seehöhe 67,5 m | | | | Köln Seehöhe 60 m | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel | 1890 | 1891 | 1892 | Mittel |
| 95 | 46 | 43 | 61 | 111 | 29 | 37 | 59 | 61 | 21 | 39 | 40 | 70 | 50 | 42 | 54 |
| 5 | 7 | 65 | 26 | 3 | 3 | 41 | 16 | 1 | 7 | 49 | 19 | 3 | 4 | 32 | 13 |
| 60 | 66 | 61 | 62 | 52 | 57 | 25 | 45 | 25 | 33 | 37 | 32 | 23 | 58 | 46 | 42 |
| 73 | 37 | 19 | 43 | 102 | 40 | 17 | 53 | 35 | 37 | 18 | 30 | 59 | 49 | 24 | 44 |
| 66 | 70 | 14 | 50 | 54 | 58 | 11 | 41 | 64 | 40 | 17 | 40 | 78 | 26 | 41 | 48 |
| 61 | 134 | 61 | 85 | 51 | 96 | 63 | 70 | 34 | 151 | 46 | 77 | 45 | 108 | 58 | 70 |
| 151 | 97 | 42 | 97 | 81 | 110 | 42 | 78 | 80 | 79 | 37 | 65 | 96 | 96 | 63 | 85 |
| 76 | 83 | 54 | 71 | 83 | 57 | 52 | 64 | 85 | 55 | 39 | 60 | 98 | 69 | 58 | 75 |
| 18 | 37 | 57 | 37 | 10 | 36 | 60 | 35 | 6 | 29 | 74 | 36 | 12 | 17 | 91 | 40 |
| 54 | 39 | 79 | 57 | 61 | 42 | 79 | 61 | 59 | 30 | 39 | 43 | 81 | 56 | 63 | 67 |
| 85 | 54 | 36 | 58 | 78 | 54 | 24 | 52 | 70 | 28 | 34 | 44 | 121 | 17 | 39 | 59 |
| 4 | 85 | 45 | 45 | 6 | 82 | 41 | 43 | 6 | 48 | 40 | 31 | 3 | 72 | 57 | 44 |
| 748 | 755 | 576 | 693 | 692 | 664 | 492 | 616 | 526 | 558 | 469 | 518 | 689 | 622 | 614 | 642 |

Die Intensität der Niederschläge ist an keinem Orte eine sehr bedeutende; während vieler aufeinander folgender Jahre steigt die binnen 24 Stunden gefallene Regenmenge nicht auf 40 mm, sie bleibt meist im Maximum sogar unter 30 mm. Sogenannte Wolkenbrüche werden sehr selten beobachtet; merkwürdig ist es, daß solche wiederholt an denselben Punkten auftreten, so bei Welschbillig, nördlich von Trier, und bei Niederzissen im Brohlthal, westlich von Burgbrohl. Die höchste gemessene Regenhöhe betrug 70 mm in einer Stunde in den fünfziger Jahren in Trier, dürfte aber durch die Regenmenge übertroffen sein, welche Pfingstmontag 1857 bei Niederzissen niederging, und deren Abfluß im unteren Brohlthal wie eine Mauer von 4—5 m Höhe herabströmte und auf ihrem Wege alle Gebäude sowie den Eisenbahndamm beim Dorfe Brohl zerstörte, schwere Mühlsteine weithin mit sich schleppend.

Über die Striche, in denen häufiger Hagelschlag eintritt, liegen noch keine genaueren Beobachtungen vor; die Zahl der Gewitter schwankt zwischen 14 und 35; der Kamm des Gebirges bildet eine

Scheide, über welche selten die Gewitter hinwegziehen; in den Thälern treten sie dagegen häufiger auf. Nebelbildungen sind auf den Hochflächen des Venns und der Schneifel so häufig, daß man auf dem Beobachtungsturme bei der Baraque Michel auf der belgisch-preußischen Grenze nur selten einen völlig freien Ausblick genießt; eine Wanderung über die Hochmoore ist daher stets mit großen Gefahren verknüpft. Seltener bedecken dichte Nebel die Plateaus und die Bergkegel der Hohen Eifel und der vulkanischen Eifel; da aber infolge des starken Gehaltes des Basalts an Magneteisen die Magnetnadel ihren Dienst stellenweise gänzlich versagt, so verirrt sich der des Landes unkundige Wanderer auch in diesen Bezirken manchmal bei plötzlich eintretendem Nebel. An Herbsttagen, bisweilen auch im Frühjahre erfüllt ein solcher vorübergehend die scharf eingeschnittenen Thäler der Mosel, des Rheines und ihrer Zuflüsse, während die Bergspitzen im klaren Sonnenschein liegen. Es ist ein zauberisch schönes Bild, das sich den Augen des Wanderers auf den Höhen darbietet; wie ein weites, endloses Meer dehnt sich die im Sonnenschein glänzende Fläche aus, wie Wogen bewegen sich die Nebel, als Inseln ragen die Bergspitzen empor, und über dem Ganzen ruht der wolkenlose, tiefblaue Himmel. Da zerreißt plötzlich ein Windstoß an einer Stelle den dichten Nebelschleier und zeigt das herrliche Thal mit den freundlichen Dörfern, den grünen, lachenden Fluren, den Wäldern von Obstbäumen und dem ruhig dahingleitenden Strome; aber rasch schließt sich die Lücke und nichts als das Nebelmeer liegt wieder zu den Füßen des Wanderers.

Bisweilen tritt im Frühjahre bei Nord- oder Nordostwind der für die Apfelblüte außerordentlich verderbliche Höhenrauch (Haar-, Moorrauch) ein, der von dem Moorbrennen in Holland und Friesland und an der norddeutschen Küste herrührt. Wenn er auch nicht so dicht sich zeigt, wie in der niederrheinischen Ebene, so übt er doch auf das Wetter und auf die Pflanzenwelt einen starken Einfluß aus; die Luft wird mit dem Eintritt des Höhenrauches immer außerordentlich trocken, die Intensität der Sonnenstrahlen wird wesentlich geschwächt und dadurch die Temperatur über Tag so herab-

gedrückt, daß leicht Nachtfröste die Folge sind; leider wird außerdem durch die Dürre der Luft und vielleicht auch durch den Niederschlag von leichten Rauchteilchen die Narbe der Blüten ausgetrocknet und eine Befruchtung durch den Blütenstaub unmöglich gemacht. Meistens zeigt sich der Moorrauch zur Zeit der Apfelblüte, und dann ist für das Jahr die Apfelernte völlig vernichtet.

Die Frage, ob das Klima der Eifel und der Mosel sich in historischer Zeit verändert hat, dürfte wohl zu verneinen sein. Zwar wurde in früheren Jahrhunderten inmitten des Gebirgslandes, z. B. an den Burgfelsen von Manderscheid, bei Prüm u. a. O., nachweislich Wein gezogen, während jetzt dort kein Wein mehr gedeiht, und auch der Weinbau im Roerthale hatte eine weit größere Ausdehnung als heutzutage; ob der Rückgang aber eine Folge der Verschlechterung des Klimas durch die Entwaldung des Hochlandes ist, das zu entscheiden, fehlt jeder begründende Anhalt. Hatte man nicht vielleicht weichere, rascher reifende Traubensorten, als unsere jetzt angepflanzten, die einer größeren Wärme bedürfen? Hat man, und das ist nicht unwahrscheinlich, die Trauben vielleicht geerntet und gekeltert, ehe sie die von uns geforderte volle Reife erlangt hatten? Der Geschmack der Menschen war jedenfalls ein anderer, der Sinn für das Edle, das Feine war noch nicht so ausgebildet; Kraft und Stärke waren, wie im übrigen Leben, so auch im Geschmack entschieden maßgebender als heute.

---

# VIII.

## Die Pflanzenwelt.

Bei der großen Verschiedenheit des Bodens und der bedeutenden Differenz der Höhenlagen muß die Flora in den einzelnen Teilen des Gebietes einen durchaus verschiedenartigen Charakter aufweisen. Während sie in den Thälern der Mosel und der kleineren Flüsse, sowie in den fruchtbaren Bezirken des Maifeldes, der Pellenz und am Nordfuße des Hochlandes einen ungemeinen Reichtum aufweist, ist sie auf den Höhen des Venns und den Flächen der Hohen Eifel eintönig und arm. Das Gebiet der Dolomite bei Schönecken und Gerolstein, die Kalkmulden von Hillesheim und Schleiden, die Gegend zwischen Sauer und Kyll zeigen in ihren Pflanzen völlig den Charakter der Kalkflora, der im übrigen Lande gänzlich verschwindet. Dabei scheint sich vielfach aus unersichtlichen Ursachen in den letzten Jahrzehnten in manchen Strichen das Bild völlig geändert zu haben. Dr. Wirtgen, der verdienstvolle Erforscher der Flora der Rheinprovinz, giebt Standorte für einzelne Pflanzen an, wo wenigstens der Verfasser in der Umgebung der mitgeteilten Fundorte sie nicht mehr hat finden können, während andere Pflanzen offenbar sich stärker verbreitet haben. Die niedere Pflanzenwelt des Gebietes hat bis jetzt noch keinen Erforscher gefunden.

An eßbaren Schwämmen ist das ganze Gebiet ungemein reich; namentlich treten in allen Teilen der echte Champignon (Agaricus campestris), der Reizker (fälschlich vielfach auch Eierschwamm genannt,

Ag. deliciosus), der Steinpilz (Boletus edulis) und die Morchel (Morchella esculenta und M. conica), der meist rote, bisweilen auch weiße Korallenschwamm oder Hahnenkamm (Clavaria coralloides) auf. Leider sind bis jetzt bei den Bewohnern die Schwämme und ihr Wert, sowie auch ihre Zubereitung, noch fast gänzlich unbekannt, so daß dieser von der Natur freiwillig dargebotene Reichtum meist unbeachtet bleibt.

Die Pflanzen, die in den fließenden Gewässern, in den Teichen und an den Rändern der Maare vorkommen, wo sie je nach dem rascheren oder langsameren Abfall des Ufers einen schmäleren oder breiteren Rand bilden, sind die überall in Deutschland auftretenden Gewächse, namentlich die verschiedenen Binsenarten und das Schilfgras, die oft ein undurchdringliches Gewirr von 1,5 bis 2 m Höhe darstellen, einen sicheren Aufenthaltsort des Wasserhuhns und der Enten, das Laichgebiet der Fische und die ergiebigsten Jagdgründe für die Raubfische. Diese einem dichten Walde gleichenden Büsche geben dem Bilde der Maare ein freundliches, belebtes Aussehen, besonders im Zwielichte, wenn am Abend oder Morgen ein frischer Wind die grauen Rispen der Halme hin- und herwiegt und ein leichtes Rauschen erzeugt. Im Herbste wird das Schilf abgemäht und getrocknet und giebt alsdann Streu für das Vieh oder Stoff zum Eindecken von Ställen, Scheuern und kleinen Hütten, in manchen Orten auch für Bettfüllungen. Neben diesen hohen Gewächsen breiten sich die großen Blätter der Wasserrose mit ihren herrlichen Blüten aus; die weiße Nymphaea alba ist die häufigere, die gelbe Nuphar luteum tritt seltener auf; der prächtige, karminrote Butomus umbellatus, die Alisma-Arten, das Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia), die Wasserschwertlilie (Iris pseudacorus), der Kalmus (Acorus calamus), der Rohrkolben (Typha latifolia), die Wallwurz (Symphytum officinale) u. s. f. erheben ihre Blätter und Blütenstiele dazwischen und geben dem Ganzen ein buntes, anmutiges Aussehen; die Oberfläche des Wassers ist oft auf große Strecken mit den dunklen Blättern des Laichkrautes (Potamogeton fluitans) bedeckt, zwischen denen sich die Blütentrauben und die helleren, fleischigen Blätter des Biber- oder

Fieberklees (Menyanthes trifoliata) erheben. Manche Teiche und einzelne Strecken aller fließenden Gewässer sind von den langen Strängen fadenförmiger Algen und den Stengeln des Wasserhahnenfußes (Froschkraut, Ranunculus aquatilis und R. fluitans) dicht erfüllt, an denen zahlreiche kleine Weichtiere auftreten, eine treffliche Nahrung für die Fische. An den Ufern der Mosel ist das gefährliche Bittersüß (Solanum dulcamara) häufig, dagegen in dem Innern des Berglandes selten. Die verschiedenen Weidenarten kommen wohl vor, sind jedoch im ganzen nicht so häufig wie in anderen deutschen Gebieten; die Bindeweide wird aber jetzt vielfach mit bestem Erfolge in sumpfigen Wiesen angebaut.

Bemerkenswert ist, daß in den Kalkgebieten wohl die meisten Arten der Familie der Orchideen gefunden werden, so namentlich der hangende Mensch (Aceras anthropophora), die prächtigen Ophris-Arten (Spinne, Fliege, Biene), ferner das Waldvöglein (Cephalanthera pallens), der stinkende Bock (Himantoglossum hircinum) u. v. a., während der prächtige Frauenschuh (Cypripedium calceolus) und das wohlriechende purpurrote Knabenkraut (Orchis fusca) immer seltener werden. Die Familie der Enziane ist sehr schwach vertreten; die Wiesen entbehren daher vielfach des farbenprächtigen Schmuckes, der sie in anderen Gebirgsgegenden auszeichnet. Auch die Alchemilla, die verschiedenen Kleearten, die Kreuzblume (Polygala amara) u. a. treten nirgends in solchen Mengen auf, wie in anderen Gebirgsländern; es ist fraglich, ob hierdurch nicht vielleicht der Nährwert der Grasflächen beeinflußt wird; zur Zeit werden Versuche bezw. Beobachtungen über diese Frage angestellt.

Im Frühlinge bieten Feld und Wald eine reiche Flora von manchen, sonst seltenen Blumen; so schmückt die Felsgehänge an der unteren Mosel die Schwertlilie (Iris germanica); auf einzelnen Waldwiesen, so bei Moselkern im Eltzthale, blüht in dichten Mengen die prächtig blaue Meerzwiebel (Scilla bifolia), allerwärts in den Thälern das Schneeglöckchen, auf öden, sonst dürren Kalkfelsen die große, violette Kuhschelle (Anemone pulsatilla), zerstreut in den Weinbergen die wilde Tulpe (Tulipa silv.); überall auf Felsen und auf Feldern

trifft man verschiedene Arten der Vogelmilch (Ornithogalum), des Lauchs (Allium) und des Goldsterns (Gagea). Die zahlreichen Schlehenhecken schmücken sich mit Weiß; ganz früh blüht im Walde beim ersten Schwellen der Knospen schon der Kellerhals (Daphne mezereum) und die Nießwurz (Helleborus viridis), später und seltener die Lilie (Lilium martagon); im Roerthale bedecken sich die Wiesen mit Narzissen (Narcissus Pseudo-Narcissus) u. s. f. Aufgefallen ist dem Verfasser das verhältnismäßig seltene Auftreten des Wintergrüns, von dem er noch nicht die Arten Pirola minor, umbellata und uniflora hat auffinden können. Der prächtige Siebenstern (Trientalis europaea) kommt nur in einzelnen Gebieten (z. B. bei Ormont) vor, dagegen ranken sich Geisblatt (Lonicera caprifolium) und Waldrebe (Clematis) allerwärts an den Hecken und Bäumen des Waldes empor, und die Akelei (Aquilegia) trifft man auf den Wiesen und in den Gräben der Landstraßen im Thale und auf den Höhen.

Eine Reihe von Pflanzen, die in den Apotheken oder sonst zu Heilzwecken gebraucht werden, tritt häufig im Gebirge auf, so der rote Fingerhut (Digitalis purpurea), der Wohlverleih (Arnica montana), das Wollkraut (Verbascum), das Bilsenkraut (Hyoscyamus niger) und manche andere mehr; sie werden entweder gar nicht oder nur ausnahmsweise gesammelt und verwertet; nur die Wurzel von Baldrian (Valeriana officinalis), die Blätter der Schafgarbe (Achillea millefolium) und Blüten und Kraut der Kamille (Matricaria chamomilla) werden gesammelt; zu eigenem Gebrauch benutzt man ziemlich allgemein die Brennessel (Urtica dioica) als Frühjahrsgemüse statt des Spinates, merkwürdigerweise die Blätter der Wegbreite aber nicht, sodann die Brunnenkresse (Nasturtium), statt deren man auch die jungen Blätter der Bachbunge (Veronica beccabunga) als Salat genießt.

Als besondere Merkwürdigkeiten der Flora sind in dem Gebiete hervorzuheben: das Pfriemengras (Stipa pennata), das in langen, hellglänzenden Streifen früher die Felsenhänge in mehreren kleinen Seitenthälern der Mosel zierte, während die Akklimatisierung der für die Papierfabrikation wichtigen Stipa tenacissima gänzlich mißglückt ist;

10*

der Buchs (Buxus sempervirens), der an den Bergen der Mosel von Bernkastel abwärts auftritt, bei dem Bade Bertrich in großen Mengen vorkommt und einen ganzen Bergabhang mit seinen dunkeln, immergrünen Blättern bedeckt; der Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius), den man wohl verwildert früher an einzelnen Stellen in Büschen des Moselthales fand; die Weichselkirsche (Prunus Mahaleb), deren Äste zu Pfeifenrohren benutzt werden; die Vogelkirsche (Pr. avium) welche überall in den Wäldern wild vorkommt, aber auch an Landstraßen angepflanzt wird, und aus deren Früchten man ein treffliches Kirschwasser gewinnt; die französische Rose (Rosa bourbonica) an den Berghängen der Mosel oberhalb Triers, wahrscheinlich die Stammart von Gartenrosen. Die wohlriechende Zimmetrose (Rosa cinnamomea) findet sich zerstreut an einzelnen Stellen im ganzen südlichen Gebiete. Der charakteristische Baum des Venns ist die Hainbuche (Carpinus betulus), die in dichten, oft 20 m hohen Hecken die zerstreut liegenden Gehöfte des Venngebietes als Schutzwand gegen die tosenden Stürme des Herbstes und die gewaltigen Schneemassen des langen Winters umgiebt.

Die unfruchtbaren, scheinbar ganz unwirtlichen Gegenden der Hohen Eifel, der Schneifel und des Hohen Venns bieten für den ersten Anblick ein trauriges, ödes Bild, aber für den Naturfreund haben sie doch große Reize und sind für das wirtschaftliche Leben der armen Bevölkerung von sehr wesentlicher Bedeutung. Der Kalkboden im Quellgebiet der Ahr ist meist kahl; nur wenige dürftige Grasbüschel, hier und da eine schmutziggelbe Karlsdistel — Eberwurz — (Carlina vulgaris; die C. acaulis fehlt) oder ein Habichtskraut (Hieracium) schmücken den grauen Berghang. Die Hochfläche bedeckt Buchenwald. Wo aber der Boden aus Sand und Moor besteht, dehnen sich weite Nadelholzkulturen und dazwischen die endlosen Heidebezirke aus. Soweit das Auge reicht, erblickt es im Herbste nur die blaßroten Blüten der gemeinen Heide (Erica tetralix), hier und da eine gelbe Komposite (meist Hieracium) oder eine weiße Umbellifere, dazwischen wohl auch eine verkrüppelte Kiefer (Pinus silvestris), Fichte (P. vulgaris), Lärche (Larix decidua), Wachholdersträucher

(Juniperus communis) oder eine Birke (Betula alba) und im Sumpf eine Erle (Alnus) oder eine Weide (Salix). Ein ewiger Sonntagsfriede scheint hier zu herrschen; nur bunte Falter (namentlich Vanessa-Arten) flattern von Blütenähre zu Blütenähre, Kerfe aller Art beleben den Boden, und fleißige Bienen tragen emsig den Honig zusammen. Nur selten trifft man eine Schafherde, welche in dem weiten Gebiete ihre dürftige Nahrung sucht, oder wohl auch einen Fuchs, der auf der Jagd nach kleinen Vögeln die Heide durchstreift, während in der Höhe die Lerche ihr Lied schmettert; am fernen Horizonte ragen die Kegel der alten Vulkane empor, Zeugen der gewaltigen Naturkräfte, die einst hier thätig waren und das Antlitz der Erde geändert haben. Es ist dies das Gebiet der Bienenzucht, die schon jetzt der ärmlichen Bevölkerung eine nicht unbeträchtliche Rente abwirft; verkauft doch die aus 24 Feuerstellen bestehende Gemeinde Losheim in einzelnen Jahren für 600 Mark reinen Schleuderhonig; und dieser Erwerbszweig ist noch einer sehr bedeutenden Erweiterung fähig.

In den weiten Gebieten der Heide, welche vielfach im Sommer von den hochgelben Blüten des Ginsters (Genista) und des Besenstrauches (Spartium scoparium) völlig bedeckt sind, liegen auch die durch ihren Reichtum an Beeren ausgezeichneten Bezirke. Die eigentliche Heidelbeere (Vaccinium myrtillus) ist durch sämtliche Wälder des ganzen Landes in großen Mengen verbreitet; neben ihr tritt im Hohen Venn die Rauschbeere oder Sumpfheidelbeere (V. uliginosum) auf, deren größere Beeren jedoch als ungesund oder wenigstens als minderwertig gelten, seltener die Moosbeere (V. oxycoccos), sehr selten eine Bastardart von Heidel- oder Preiselbeere mit immergrünen Blättern, dagegen in ausgedehnten Strichen die Preiselbeere (V. vitis idaea). Von den zahlreichen Rubus-Arten kommen über 20 Species mit einer Menge von Unterarten vor, von denen einzelne fast ausschließlich in der Eifel bekannt sind, so die filzige Brombeere (Rubus tomentosus) im Moselthale, der R. arduennensis und R. Kaltenbachii in den Wäldern und Hecken zwischen Eupen und Aachen, R. fuscus am Kamillenberg, dem südöstlichsten Vulkane, R. pallidus in der Nähe von Koblenz, R. rosaceus im ganzen Gebiet des Hohen Venns

Die Früchte aller dieser Pflanzen werden ebenso wie die Erdbeeren (nur Fragaria vesca; die Fragaria collina scheint merkwürdigerweise im Gebiete nicht vorzukommen) jetzt allerwärts gesammelt und zum Teil direkt als Nahrungsmittel verwertet, sowie zur Herstellung von Heidelbeer- und Brombeerwein und zur Bereitung von Fruchtsäften benutzt, zum großen Teil aber auch nach den Städten der Umgebung verkauft. Mit Recht erfreut sich namentlich der Brombeerwein einer immer mehr steigenden Anerkennung; denn richtig zubereitet ist er ein äußerst angenehmes, die Nerven beruhigendes Getränk. Eine Genossenschaft in Kalterherberg hat sich die Verwertung des unermeßlichen Beerenreichtums des Hohen Venns mit gutem Erfolge zur Aufgabe gestellt, und eine Ausbreitung ihrer vorteilhaften Wirksamkeit auf alle Teile der Eifel würde nur von größtem Nutzen sein. Welche wirtschaftliche Bedeutung das Sammeln der Beeren hat, zeigt das eine Beispiel, daß in einer kleinen Gemeinde von kaum 100 Feuerstellen in der Nähe von Manderscheid in einem Jahre an Kinder und erwerbsunfähige alte Frauen für das Sammeln von Heidel- und Brombeeren über 600 Mark gezahlt wurden. Die Beeren des Wachholderstrauches werden nur in geringem Maße gesammelt.

---

# IX.

# Die Tierwelt.

Über die Tierwelt in der Eifel liegen bisher außerordentlich wenige Beobachtungen vor. Von Raubtieren tritt nur der Fuchs auf und zwar überall, streckenweise sogar in übergroßer Zahl; Wölfe werden nur noch vereinzelt und nur in besonders harten Wintern angetroffen, wo sie aus den Ardennen herüberkommen; die wilde Katze scheint dagegen noch in den großen Waldbezirken, wie im Kondelwald, heimisch zu sein; wenigstens werden von Zeit zu Zeit noch einzelne Exemplare geschossen. Über das Auftreten des Dachses teilt mir ein Forstmann aus der Eifel mit, daß dieser überall nur noch vereinzelt gefunden wird; an der Mosel ist er dagegen noch ziemlich häufig.

Von Zweihufern ist das Reh allgemein verbreitet und findet sich in einzelnen Bezirken noch sehr zahlreich; in der Oberförsterei Heimbach im Kreise Schleiden, zu welcher der herrliche weite Kermeterforst gehört, wurden z. B. jährlich längere Zeit hindurch 70 bis 80 Rehböcke geschossen; in den zur Oberförsterei Höfen im Kreise Montjoie gehörigen Waldungen kann man bei Spaziergängen, auch wenn man auf der Landstraße bleibt, regelmäßig Rehe einzeln und zeitweise in kleinen Rudeln beobachten. Der Edelhirsch war infolge der Klagen von Bauern, deren Felder in der Nähe der Forsten lagen, fast gänzlich ausgerottet; man schonte ihn daher stärker, und heute kommt er wieder zahlreicher in der mittleren und nordwestlichen

Eifel vor, so namentlich im Salmwald südlich von Gerolstein im Quellgebiete des Salmbaches und in den ausgedehnten Wäldern auf der Nordseite des Hohen Venns, die mit dem wildreichen Hertogenwald jenseits der belgischen Grenze in Verbindung stehen. Im Losheimer Walde tritt er seit 1895 nicht mehr als Standwild auf; man trifft ihn nur als Überläufer.

Der ärgste Feind des fleißigen Landmannes, das Wildschwein, durchstreift, bisweilen in starken Rudeln, das ganze Gebiet des Berglandes nördlich der Mosel, so daß wohl kein Teil desselben als frei von diesem Borstenträger bezeichnet werden kann. Mit einer von der Kgl. Regierung besonders gehaltenen Meute werden alljährlich im Winter, sobald eine genügende Schneedecke liegt, große Treibjagden abgehalten; aber wenn auch in einem Jahre die Zahl der Wildschweine stark vermindert ist, so nimmt sie in schneearmen Jahren wieder so rasch und erheblich zu, daß an eine Ausrottung, namentlich in dichten jungen Nadelholzbeständen, nicht zu denken ist. Es giebt Förster, die bereits über 100 Stück Schwarzwild in ihrem Bezirk zur Strecke gebracht haben.

Von Nagetieren sind Eichhörnchen und Hasen überall zu finden, letztere jedoch nicht in so großer Menge, wie in manchen anderen Teilen des deutschen Vaterlandes, so daß der Bedarf in den Städten bei weitem nicht durch den Jagdertrag der Umgebung gedeckt wird. Vor mehreren Jahren ist von dem Freiherrn von Böselager der Versuch gemacht worden, das Känguruh in den Wäldern der Nordosteifel zu akklimatisieren, aber, wie es scheint, ohne Erfolg. Eines der ausgesetzten Tiere wurde einige Jahre später bei Kelberg erlegt; von den übrigen hat man nie eine Spur gefunden. Unter den angegebenen Verhältnissen ist die Jagd ein reiner Sport, dem nur reiche Leute obliegen können. Selbst in den von der Eisenbahn weit abgelegenen Bezirken werden von den großen Jagdgesellschaften der niederrheinischen Industriellen und der Belgier erstaunlich hohe Pachtpreise bezahlt, zum Glück für die waldbesitzenden Gemeinden. Bedauerlicher Weise ist es bis jetzt nicht gelungen, den gefährlichen Schädling „Fischotter" auszurotten; er kommt noch in allen

fließenden Gewässern vor trotz der von den Fischerei-Vereinen ausgesetzten Prämien. Im Frühjahre 1897 fing noch ein Fabrikant dicht oberhalb Montjoie auf ein und demselben Steine in der Roer innerhalb weniger Wochen drei schwere, ausgewachsene Ottern.

Die Vogelwelt ist außerordentlich stark vertreten, besonders die Singvögel, wie die verschiedenen Arten von Meisen und Finken, weniger die Grasmücken. Die Nachtigall kommt sehr zahlreich an der Mosel und dem Rheine, jedoch nur vereinzelt im Innern des Gebirges vor; hiergegen belebt sehr früh, oft schon in sonnigen Tagen des Februar, die Schwarzamsel (Turdus merula) die Wälder und Gärten. Für den Naturfreund ist es ein herrlicher Genuß, an einem schönen Märzabend im Walde dem vielstimmigen Chor der gefiederten Sänger zu lauschen; während das Abendrot fern allmählich verglimmt, verstummt ein Vöglein nach dem andern bis bei dem letzten Schimmer des Abendrotes nur noch die hellen Klänge der Schwarzamsel durch den sonst stillen Wald tönen, um das Naturkonzert mit einem vollen Akkorde zu schließen. In der Frühe erwacht sie zuerst, begrüßt den kommenden Tag mit ihrem fröhlichen Liede und weckt alle Sangesbrüder durch ihren lauten Ruf. Die Weindrossel (Turdus iliacus) tritt nur in einzelnen Gegenden auf; der Vogel wird von den Weinbauern wegen seiner Vorliebe für Weinbeeren verfolgt, aber sein Fleisch gilt als Leckerbissen. Auch die Wachholderdrossel (doppelter Krammetsvogel, Turdus pilaris) kommt vor, aber nie in größeren Mengen, während die Singdrossel (Zippe, Krammetsvogel, Turdus musicus) im Herbste in großen Scharen in der hohen Eifel und im Nordwesten des Gebirgslandes die Wälder belebt; in Losheim schätzt man den jährlichen Fang, der mit Dohnen betrieben wird, auf 6000, im Kermeter auf etwa 20000 Stück. Der Dohnenstrich ist daher in manchen Bezirken ein sehr ergiebiger Nebenerwerb für die sonst schwer um ihr Dasein kämpfenden Bewohner. Im Gebirge sind mit Rücksicht auf den Krammetsvogelfang fast alle Landstraßen auf den Seiten mit Vogelbeerbäumen (Ebereschen, Sorbus aucuparia) bepflanzt, welche durch Versteigerung ihrer Früchte eine nicht unbedeutende Rente abwerfen.

Die der jungen Fischbrut so gefährliche Wasseramsel (Cinctus) und der nicht minder gefährliche, prächtige Eisvogel (Alcedo ispida) werden an fast allen Bächen des Berglandes, der letztere auch an den Ufern der Mosel vereinzelt angetroffen. Der Staar (Sprehe, Sturnida vulgaris) tritt wohl im Eifelgebiete auf, aber nicht in jenen zahlreichen Scharen, wie in anderen Teilen Deutschlands. Der Kreuzschnabel (Loxia curvirostra) zeigt sich nur in einzelnen Jahren in großer Menge, sonst nur hier und da; sein merkwürdig gestalteter Schnabel hat die Veranlassung zu manchen Sagen gegeben, die noch heute im Volksmunde leben. Die verschiedenen Vertreter der Familie der Krähe, Elster, Häher, Dohle, Kolkrabe, Saatkrähe u. a. kommen überall vor; die letztgenannte wird wegen ihres Nutzens durch Vertilgung der Engerlinge und neben Dohle und Krähe als Feindin der oft schweren Schaden bringenden Feldmäuse von den Bauern gern gesehen, fügt aber der Jagd auch manchen Schaden zu. Der Verfasser beobachtete selbst, wie drei Dohlen gemeinsam ein junges Häschen zu töten suchten; abwechselnd stießen sie aus der Luft darauf nieder, mit ihren scharfen Schnäbeln einhauend, während der junge Lampe unter dem grünen, dichten Kartoffelkraut sich zu decken und dabei allmählich einem mit hohem Klee bestandenen Acker sich zu nähern suchte, ohne in eine offene Furche zu kommen, wo er sofort verloren gewesen wäre; er erreichte auch glücklich den dichten Klee, wo er völligen Schutz gegen seine Feinde fand, die unter Gekrächz sich dann in die Lüfte erhoben und wegflogen. Die Häher nehmen zeitweise stark überhand, wobei sie durch Zerstörung der Nester und der jungen Brut den kleinen Vögeln sehr gefährlich werden. Von den Schwalben scheint die Hausschwalbe (Hirundo urbica) zurückzutreten, während die Rauch- oder Turmschwalbe (H. rustica) sich in immer größerer Zahl zeigt.

Der Mäuse-Bussard (Buteo vulgaris) ist zahlreich vertreten, wird aber leider aus Unverstand trotz seines großen Nutzens vielfach verfolgt. Verschiedene Arten von Falken, Habichten und Weihen trifft man in allen Teilen des Gebietes an, aber nirgends in größerer Zahl, so Astur palumbarius, A. nisus, Milvus regalis, Falco pere-

grinus u. a. m. Fischadler und Steinadler sind nur in einzelnen Exemplaren geschossen worden; sie scheinen keine ständigen Bewohner des Landes zu sein. Eulenarten treten überall auf; der Klageruf des Steinkäuzchens (Strix noctua) gilt auch in der Eifel als todverkündend, und hie und da sieht man noch an Scheunenthüren eine Schleier- oder Ohreule angeheftet, um ihre Unglück verkündenden Genossinnen vor der Heimsuchung des Hofes zu warnen. Der Uhu (Strix bubo), der selbst stärkeren Vierfüßlern und Vögeln, wie Hühnern und jungen Hasen gefährlich werden kann, meist aber von Mäusen, Ratten u. s. f. lebt, nistet noch in den unzugänglichen Felsen aller steil eingeschnittenen Thäler, namentlich an der Ahr.

Von den Tauben kommt die Holztaube in manchen Bezirken sehr zahlreich vor, so im Maifelde, wo man im Herbste bisweilen Völker von 70—80 Stück sehen kann. Feldhuhn und Wachtel sind weniger häufig als in manchen anderen Gebirgsgegenden Deutschlands; nur im Maifelde, in der Pellenz und in den Thälern treten sie zahlreicher auf; hieran mag einerseits das verhältnismäßig zahlreiche Vorkommen des Fuchses, anderseits aber auch die Ungunst der Witterung während der langen schneereichen Winter die Schuld tragen. Fütterung während der Frostzeit ist fast nur in den großen Jagdbezirken und dort nur für Hirsch und Reh bekannt; das Säen von körnertragenden Pflanzen, wie der Sonnenblume u. a. an Rainen und auf Ödungen, um den Vögeln in der schlimmen Zeit Nahrung zu gewähren, ist leider noch ganz ungebräuchlich. Das Haselhuhn ist nicht gerade selten. Das Birkhuhn und der Auerhahn waren in früheren Zeiten im ganzen Gebirge heimisch; letzterer ist gänzlich verschwunden, ersteres ist aber im Nordwesten in einzelnen Bezirken, so z. B. im Wolfsbusch bei Ligneuville südlich von Malmedy noch häufig zu finden; es gewährt einen schönen Anblick, wenn man auf einer Waldwiese das Huhn mit seinem jungen Volke durch die Grashalme durchschlüpfen, oder im Herbste plötzlich eine Kette der prächtigen Vögel dicht vor sich auffliegen sieht. Der Fasan ist in einzelnen geeigneten Bezirken nach Ausrottung der Füchse ausgesetzt worden und gedeiht sehr gut.

Der Fischreiher (Ardea cinerea) nistete noch vor nicht vielen Jahren an der Mosel und in den unzugänglichen Bachthälern an verschiedenen Stellen; jetzt kommt er nur noch auf seinen Wanderungen in dieses Gebiet und belebt das Bild von fischreichen Teichen; an der unteren Saar finden sich aber noch mehrere Brutplätze. Der Storch, der in ganz Mitteldeutschland als Frühlingsbote jährlich von alt und jung begrüßt wird, scheint überhaupt nicht an der Mosel und im eigentlichen Berglande aufzutreten; wenigstens hat der Verfasser auf all seinen Wanderungen noch kein Storchnest angetroffen. An Nahrung würde es ihm nicht fehlen; ein Grund, weshalb er dies Gebiet meidet, ist gar nicht ersichtlich. Die Bekassine (Scolopax) ist sehr selten; einzelne Schnepfen überwintern wohl zeitweise in günstig gelegenen Bezirken, wie im Maifelde. Außerordentlich belebt werden die Maare durch Wasserhühner und die Enten, welche zahlreich im Schilfe des Ufers nisten und bald in Ketten über die Wasserfläche schwimmen, bald auch über derselben in weitem Bogen kreisen, während die Wasserhühner sich bei drohender Gefahr rasch durch die dichten Gewächse der Ufer hindurchwinden oder untertauchen, um erst in weiter Entfernung wieder auf der Oberfläche des Wassers zu erscheinen. Auch Möven und Seeschwalben treten als vorübergehende Gäste an der Mosel und an den Maaren auf, namentlich nach Weststürmen.

Im ganzen ist die Nordwesteifel, in erster Linie der Grenzbezirk gegen Belgien, ärmer an allen Arten von Vögeln, besonders auch an Singvögeln; leider — das ist wohl die ausschließliche Ursache dieser bedauerlichen Erscheinung — besteht ein Vergnügen der Landleute im nahen belgischen Gebiete darin, an Sonn- und Feiertagen überall die Vögel in großen Netzen zu fangen; ohne Unterschied werden die ins Garn gegangenen, seien es Buchfinken, Distelfinken, Grasmücken, Blaumeisen, Lerchen, Amseln oder Sperlinge, getötet und in den nahen Städten zu billigem Preise (25—40 Centimes das Dutzend) zu Markte gebracht.

Von **Schlangen** ist die Kreuzotter (Pelias berus) in der Umgebung von Metz noch sehr häufig; moselabwärts scheint dieses giftige Reptil jetzt gänzlich ausgerottet zu sein. Das letzte Exemplar fing

der Verfasser im Frühjahre 1876 zwischen den Sandsteinen auf den Höhen bei Trier links der Mosel (Markusberg). Auf kahlen Felsen im Hunsrück und in den Wäldern bei Aachen soll sie noch häufig vorkommen; trotz mehrfacher Bemühungen ist es aber dem Verfasser noch nicht gelungen, ein Exemplar aus den genannten Gegenden zu erhalten. Die Äskulapschlange (Coronella Aesculapii), welche nicht selten in der Umgebung von Mettlach an der Saar angetroffen wird und wohl von den Römern dorthin gebracht wurde, findet sich auch an der Mosel und in der Eifel; dagegen scheint in diesem ganzen Gebiete die Wassernatter (Tropidonotus natrix) zu fehlen, und die Ringelnatter (Coluber natrix) selten zu sein, während die glatte Natter (C. laevis) überall angetroffen wird. In der Gegend von Wittlich wird in der Volkssage von Schlangen mit goldener Krone erzählt, welche in der wilden Schlucht der Lieser hausen und verborgene Schätze bewachen. Irgend einen Anhalt, woran sich dieses auch sonst in Deutschland erzählte Märchen anlehnen könnte, hat der Verfasser nicht feststellen können.

Ausonius, der römische Dichter und Präfekt von Gallien im 4. Jahrh., preist in seinem Gedichte „Mosella" den Reichtum der Mosel an vorzüglichen Fischen und nennt namentlich Hecht, Barsch, Barbe, Schleie, Forelle, Salm, Maifisch, Aal, Stör und verschiedene Arten von Weißfischen. Der Reichtum an Fischen hat jedenfalls bedeutend abgenommen, vielfach wohl infolge der Korrektionsbauten, welche zwar die Schiffbarkeit des Stromes gehoben, aber durch Vernichtung der Laichplätze den Fischfang wesentlich geschädigt haben. Der Stör steigt nur noch äußerst selten den Rhein hinauf, die Mosel nie mehr. Auch Schleie und Äsche sind fast gänzlich verschwunden; statt ihrer erfreut sich der nicht selten auftretende Karpfen ebenso wie der Hecht besonderer Beliebtheit. Die Barbe drohte vor einigen Jahren auszusterben; zahlreich gingen die Fische in Saar und Mosel an einer Krankheit zu Grunde, und die wegschwimmenden Leichen breiteten diese immer weiter aus; die früher sehr stark verbreitete Fischart verminderte sich so, daß sie in einzelnen Strecken des Stromes zu einer Seltenheit wurde. In den letzten Jahren aber

mehrt sich wieder die Zahl der Barben, und von der Krankheit hört man nichts mehr. Der geschätzte Zander (Lucioperca Sandra) ist durch regelmäßiges Aussetzen von Brut in der Obermosel ein häufiger Fisch, in die untere Mosel hat er sich aber noch nicht verbreitet. Der Maifisch (Alosa vulgaris) steigt Ende April und Anfang Mai aus dem Meere kommend den Rhein und dann die Mosel hinauf, um zu laichen. Er wird nachts in großen Netzen, durch die man einen Teil des Flusses absperrt, gefangen und giebt ein bei vielen Bewohnern des Moselthales beliebtes und billiges Gericht, während er von manchen wegen seines ungemeinen Grätenreichtums nicht besonders beachtet wird. Der Salm (Salmo), ebenfalls ein Wanderfisch, kommt in den Monaten Oktober bis Dezember in die Mosel und steigt aus dieser zum Laichen in die kleineren Nebenflüsse Alf, Dhron, Salm, Kyll und Sauer, soweit ihm dies nicht durch gewerbliche Anlagen unmöglich gemacht ist. Stauwehre müssen, um den Fischen überhaupt ein Steigen in den fließenden Gewässern zu ermöglichen, jetzt alle mit sogenannten Fischpässen versehen sein; an diesen werden die Salme vielfach gefangen. Sie kommen noch in größerer Menge vor, namentlich in der Salm und Ur, wo sie bis in die neueste Zeit hinein nachts bei Fackellicht mit einer großen zweizinkigen Gabel gestochen wurden. Hierbei gingen viele Fische an den erhaltenen Verwundungen zu Grunde, aber die Menge der erbeuteten Salme war oft so groß, daß auf dem Markte in Diekirch an der Sauer im Großherzogtum Luxemburg das Kilogramm mit 1 Frank bezahlt wurde. Exemplare von 12—15 kg gehören nicht zu den Seltenheiten. Jetzt ist die Fischerei in den Grenzflüssen durch einen Vertrag zwischen Preußen und Luxemburg geregelt und dadurch der schädlichen Raubfischerei ein Ende gemacht; jährliches Einsetzen von mehreren Millionen Stück junger Brut sichert auch den Fortbestand der für das Nationalvermögen so wichtigen Salmfischerei, doch wird das stetige und starke Aufwühlen des Wassers durch die zahlreichen Dampfschiffe sicher den Zug der Fische nicht fördern. Eine Merkwürdigkeit ist dabei wohl hervorzuheben. Während der Rheinsalm berühmt ist wegen seines rötlichen Fleisches, verliert derselbe Fisch, sobald er in der

Mosel weitersteigt, sofort diese besonders geschätzte Farbe; die Erscheinung kann nur in der Verschiedenheit der im Wasser beider Ströme aufgelösten Bestandteile ihre Ursache haben.

Der Aal steigt auch wie der Salm aus dem Meere durch die größeren Ströme in die kleineren Nebenflüsse; während letzterer aber nur während der Laichzeit hier erscheint und nach derselben auf gleichem Wege in seine ursprüngliche Heimat zurückkehrt, findet man den Aal in den Gebirgswässern während des ganzen Jahres, so daß die Bewohner der Eifel ihn vielfach gar nicht für einen Wanderfisch, sondern für einen Standfisch zu halten geneigt sind. In allen Bächen der Eifel lebt die Forelle (Trutta fario), die in den kalten Gewässern der Quellgebiete eine dunklere Färbung annimmt, klein bleibt und dann gewöhnlich Steinforelle genannt wird. In dem tieferen Unterlaufe, wo während des Sommers das Wasser eine höhere Temperatur annimmt, bleibt ihre Hautfarbe bleicher, und sie wird dann als Bachforelle bezeichnet; es werden Exemplare bis zu 1 kg Schwere gefangen. Neben ihr trifft man in einzelnen Bächen die sogenannte Lachsforelle, eine Abart mit rötlichem Fleische. Sie ist wohl nur durch Aussetzen von junger Brut in das Gebiet gelangt, ebenso wie die nur in tieferem Wasser einzelner Flüßchen vorkommende Äsche (Thymathus vulgaris) in der Kyll und die (kalifornische) Regenbogen-Forelle in Prüm, Sauer, Kyll und Amel. Letztere wächst außerordentlich rasch und wird verhältnismäßig groß, ihr Fleisch ist aber weniger fein als das der übrigen Forellenarten; dabei ist sie kein Standfisch, sondern in steter Wanderung begriffen. Im Gebiete der Nims und Kyll tritt auch der köstliche Saibling (Salmo salvetinus) seit einigen Jahren infolge Einsetzens von Brut auf; bei Gerolstein wurde im Jahre 1891 ein Exemplar von mehr als 1 kg Gewicht gefangen; dieser Fisch scheint sich in den Bächen der Eifel völlig zu akklimatisieren. Vor etwa 20 Jahren wurde auch versucht, aus der Donau den wertvollen Huchen (Salmo Hucho) einzubürgern, indem man ihn in die Kyll einsetzte; der Fisch schien aber wieder verschwunden zu sein, wenigstens fing man keinen und beobachtete auch keine junge Brut. Da ging im Jahre 1893 bei Kyllburg ein

Wolkenbruch nieder; das von einem sonst unscheinbaren, jetzt aber gewaltig angeschwollenen Bächlein dem Flüßchen zugeschwemmte Geröll füllte die tiefsten Löcher aus und zwang dadurch die hier stehenden Fische, ihr sicheres Asyl zu verlassen; außer mehreren schweren Hechten wurden bei dieser Gelegenheit auch zwei prächtige Huchen von 9 und 10 kg gefangen, ein Beweis dafür, daß dieser Fisch wohl im Gebiete der Mosel und ihrer Zuflüsse fortkommen kann, und daß es nur andauernder Bemühungen bedarf, um ihn hier heimisch zu machen.

Außer von den Forellenarten sind die Flüsse und Bäche, namentlich dort, wo sie durch ihre größere Tiefe die nötige Vorbedingung für das Fortkommen der Fische gewähren, von Hechten, Barben, Rotaugen und verschiedenen Weißfischarten belebt. Der Angelsport findet daher nach dem Gesagten ein außerordentlich günstiges Feld und wird namentlich im Gebiete der Amel und Sauer bereits vielfach betrieben. Leider ist der Fischraub noch sehr verbreitet und richtet die besten Fischbestände in manchen Bezirken zu Grunde. Die verderbliche Adjacentenfischerei ist endlich 1896 aufgehoben worden; über den Betrieb der Fischerei — trotz des Verbotes findet man noch bisweilen das Stechen mit Gabeln! — wird an einer anderen Stelle des Buches die Rede sein.

In den meisten Maaren sind Hecht und Barsch heimisch und erlangen bei der Schwierigkeit des Fanges teilweise eine sehr ansehnliche Größe; so sind Hechte von mehr als 10 kg Schwere im Schalkenmehrener-, Meerfelder-, Holz- und Pulvermaar, sowie im Laacher See durchaus keine Seltenheit; das schwerste Exemplar, welches der Verfasser zu Gesicht bekam, wog 15,5 kg und stammte aus dem Schalkenmehrener Maar; der schwerste Barsch aus dem Weinfelder Maar wog 2,4 kg. Daneben treten überall in großen Mengen das Rotauge (Scardinius erythrophtalmus) und Weißfischarten auf. Im Meerfelder Maar, das früher durch seinen Reichtum an Karpfen berühmt war, ist dieser Fisch gänzlich verschwunden, dagegen werden in demselben neben Hechten auch Aale von einer Größe gefangen, wie man sie sonst kaum wieder antrifft. Die Schleie

gedeiht vortrefflich im Wanzenboden auf dem Mosenberge, im Schalkenmehrener Maar und auch sonst. Im Gemündener Maar ist in den letzten Jahren der treffliche Forellen- oder Schwarzbarsch mit bestem Erfolge angesiedelt worden, im Weinfelder Maar Aal und Felchen.

Krebse finden sich ebenfalls in den meisten der vulkanischen Seen. In den Bächen war der Bestand infolge der Ausbreitung der Krebspest stark zurückgegangen und das vielgesuchte Krustentier an manchen Stellen gänzlich ausgestorben; doch hat man begonnen, durch Aussetzen von Brut, die Krebszucht wieder zu heben.

Die Beobachtungen über die niedere Tierwelt liegen noch nicht in so genügender Zahl vor, daß man ein Urteil fällen könnte; doch dürfte auch hier bei längerem Studium sich manches interessante Resultat ergeben. So tritt z. B. der Hirschkäfer hier häufiger auf, als in anderen Gebieten Deutschlands; auch manche sonst seltene Schmetterlingsarten finden sich in größeren Mengen.

---

# Geschichtliches.

11*

# Vorbemerkung.

Das ganze Gebiet der Eifel bewohnten vor der römischen Herrschaft Kelten, die mit Germanen gemischt waren; weit über 400 Jahre gehörte es zu dem römischen Weltreiche, um dann an das Frankenreich zu kommen, bei dessen Teilung es 843 Lothar, dem ältesten Sohne Ludwigs des Frommen, zufiel. Nach dem Aussterben dieses Zweiges der Karolinger wurde das Land ein Teil des deutschen Reiches, dessen Schicksale es teilte bis zur französischen Besitznahme. Hauptsächlich gehörte es zu den Erzbistümern Trier und Köln, zu den Grafschaften Pfalz, Luxemburg, Eltz und zu dem Herzogtum Jülich. Die Abteien Prüm und Malmedy=Stablo waren reichsunmittelbar, ebenso, wenigstens eine Zeit lang, die Stadt Kaisersesch; der kleine Ort Cröv an der Mosel bildete ein eigenes „Reich", und zur Zeit des Interregnums vereinigten sich die an der großen Handelsstraße Frankfurt=Antwerpen im Moselthale liegenden Orte Senhals, Senheim, Ediger, Eller u. s. f. zu einem kleinen, selbständigen Staatswesen, freilich nur von ganz kurzer Dauer.*) Mit dem Wiener Frieden

*) Die Geschichte der Eifel während des Mittelalters und bis zur französischen Zeit im Zusammenhange darzustellen, kann heute noch als unausführbar bezeichnet werden einesteils wegen der Zersplitterung der Herrschaften, dann aber auch wegen der fehlenden Vorarbeiten. Unsere Schilderung soll sich deshalb für den genannten Zeitraum auf Einzeldarstellungen beschränken, die indes in ihrer Gesamtheit wohl geeignet sind, ein Bild der wichtigsten Vorgänge und Zustände zu liefern.

kam das ganze Gebiet an das Königreich Preußen und damit in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung. Im Anfange des Mittelalters ein Centrum der Kultur erlitt das Land später infolge von unglücklichen politischen Verhältnissen, Krieg und Pest einen starken Niedergang. Danach erhob es sich, dank den Bemühungen einzelner tüchtiger Familien, wirtschaftlich wieder zu neuer, bedeutender Blüte. Zwar trat in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts durch den Umstand, daß die Eifel dem neuzeitlichen Verkehr zu lange und zu sehr entzogen blieb, wiederum ein Rückschlag ein, der indessen mit Beseitigung jenes Übelstandes allmählich einem fast überall bemerkbaren Aufblühen zu weichen beginnt.

---

## I.

# Das Land in vorrömischer Zeit.

Als Julius Cäsar nach Gallien kam und das ganze Land zwischen den Pyrenäen und dem Rheine, zwischen dem Mittelmeer und dem Kanal der römischen Macht unterwarf, da war das Gebiet nördlich der Mosel zwischen Maas und Rhein von den Belgern bewohnt, Kelten mit germanischer Beimischung. Früher nahm man ziemlich allgemein an, daß diese Kelten die ersten Bewohner des Landes gewesen seien, und daß sie bei ihrer Einwanderung, die wahrscheinlich in derselben Periode erfolgte, wie ihre Züge nach Griechenland und Italien, einen noch jungfräulichen Boden vorgefunden hätten; denn man hielt die einzelnen vorgeschichtlichen Funde für unsicher, die Erzählung des Tacitus in seinen Annalen über ein aus der Erde kommendes Feuer im Lande der (sonst unbekannten) Juhonen für unrichtig oder bezog sie doch nur auf einen großen Waldbrand. Die Funde der letzten beiden Jahrzehnte haben aber mit Sicherheit das Vorhandensein von Menschen in diesem Lande für eine viel weiter zurückliegende Zeit nachgewiesen.

In den Bimssteinschichten des Coblenz-Neuwieder Beckens, des unteren Nettethales und bei Andernach hat man bei der Gewinnung des Bimssandes mehrere Nachweise dafür gefunden, daß hier schon Menschen wohnten zur Zeit der vulkanischen Ausbrüche, welche das Land mit dem Bimssande bedeckten. Unter der untersten, also von dem ersten Ausbruche herrührenden Schicht fand man an einer Stelle

am Martinsberg bei Andernach eine große Menge von Tierknochen, die offenbar von Menschenhand zur Gewinnung des Markes geöffnet waren; dabei lagen zahlreiche Steinwaffen, namentlich aus Feuerstein, und abgeschlagene Steinstückchen, auch aus Renntiergeweihen hergestellte Harpunen, Lanzen, Nadeln u. s. f.; die Krone eines Geweihes war sogar zu einem Vogelkopf umgestaltet. Die Knochen rührten hauptsächlich vom Rind, Pferd, Polarfuchs und Schneehuhn her; es fehlte gänzlich das Mammut. Reste von Thongeschirren wurden auch nicht bemerkt und ebenso wenig eine Spur von Metall. Der ganze Fund gehört somit der Steinzeit der Madeleinschen Periode an, aus der man zahlreiche andere Reste in der Schweiz, in den Thälern der Rhone, der Garonne und ihrer Nebenflüsse, der Loire, der Seine und in Belgien gefunden hat.

Ferner wurden bei Urmitz am linken Rheinufer oberhalb Neuwied bei der auf einer sanften Anhöhe stehenden Kapelle in der obersten grauen vulkanischen Sandschicht ein ausgedehntes Lager von Küchenabfällen, Knochen von Haustieren, Werkzeuge und Waffen aus Bronze, Flechtwerk mit Lehmbewurf u. s. f. entdeckt, ein Beweis, daß im Bronzezeitalter ebenfalls Menschen das Land bewohnten, und daß in dieser Epoche die letzten Ausbrüche der Vulkane in der Gegend des Laacher Sees erfolgten. Montelius und auch Cartailhac setzen dieses Bronzezeitalter in das 2. Jahrtausend v. Chr., was mit den früher (S. 95) aus geologischen Gründen entwickelten Zeitbestimmungen für diese Ausbrüche übereinstimmt.

Prof. Bracht fand in der Mitte der Eifel zuerst die Spuren von Höhlenbewohnern aus der Steinzeit. Der Krater „Papenkaule" nördlich von Gerolstein, dem ein gewaltiger, im Halbkreis die Monterley umfließender und bis hinab zur Kyll reichender Lavastrom entquoll, durchbricht die Dolomite, in welchen durch Erosion zahlreiche Spalten und Höhlen gebildet sind. Unter diesen ist die nahe der Schlackengrenze am Nordabhange befindliche Höhle am bedeutendsten; mit ihren Verästelungen bildet sie einen Raum von mehreren Kammern, in welchen nur an der Rückseite von oben her etwas Tagewasser eindringen kann, unter dessen Einwirkung ein kleiner Haufen von

Thon sich angesammelt hat. Da der schmale Eingang zu der Höhle nicht leicht zu finden ist, so war sie wie geschaffen zum Aufenthaltsorte für die Urbewohner. Hier fand Prof. Maler im Anfange der 80er Jahre Reste von Thongefäßen der verschiedensten Perioden, besonders solche von grauem, unglasiertem Thon und auch von schwärzlichem, nur schwach gebranntem. Diese Funde veranlaßten eine genaue Durchforschung der ganzen Höhle, und da entdeckte man unter einer sehr dünnen Thonschicht eine Brandschicht und unter dieser eine starke Kulturschicht mit Knochen von Tieren aus der vorgeschichtlichen Zeit, die offenbar eines Menschen Hand zerschlagen hatte, um an das Mark zu gelangen; am merkwürdigsten war der gespaltene Schädel eines Dickhäuters, in dessen Spalt noch der Splitter eines Quarzitstückes steckte. Das Tier war also durch einen Schlag oder Wurf mit einem Kiesel auf den Kopf getötet worden. Neben den Knochen fanden sich weitere Scherben von Thontöpfen, ein durch zwei Steine gebildeter Herd, ein Steinblock, an dem offenbar die Knochen zerschlagen worden waren, dann aber auch Steingeräte in größerer Zahl. Diese bestanden nur zum allergeringsten Teile aus Feuerstein, wie er in anderen Höhlen so außerordentlich zahlreich auftritt, dagegen fast ausschließlich aus Quarzen, die offenbar dem Bette eines Flusses (der Kyll) entnommen waren. Vom Menschen befand sich nur ein Rückenwirbel unter den zahlreichen Knochenresten, so daß bezüglich dessen Zugehörigkeit zu einer bestimmten Rasse kein Schluß gezogen werden kann. Die Bestimmung der Tierknochen ergab, daß solche stammten von Ursus spelacus, Equus caballus, Bos primigenius, Elephas primigenius, Rhinoceros tichorhinus, Sus scrofa, von 4 Hirscharten, mehreren Vögeln (nam. Lagopus mutus, L. albus) und einem Fische. Es war somit die Höhle zur Diluvialzeit bereits von Menschen bewohnt, die auf der niedrigsten Kulturstufe standen. — Zahlreiche andere Gegenstände, die im nahe gelegenen „Buchenloch" gefunden wurden, beweisen, daß auch zur Römerzeit und noch später vorübergehend Menschen hier ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

Die an verschiedenen Orten der Eifel und des Moselthales aufgefundenen Steinwaffen, wie Beile, Lanzenspitzen, Wurfsteine, Messer,

bei denen der Feuerstein vorwiegt und auch der Nephrit vorkommt, bezeugen, daß auch in der späteren Steinzeit Menschen das Land durchzogen.

Aus dem Bronze- und dem Eisenzeitalter dürften die meisten Hügelgräber herrühren, die bei dem Volke noch den Namen der Heiden- oder auch Hünengräber haben. Sie kommen überall zerstreut vor, am zahlreichsten in einzelnen Teilen der vulkanischen Eifel. Genauer sind von Prof. Hettner in Trier diejenigen auf der Steineberger Ley untersucht worden. Östlich des ansehnlichen Dorfes Mehren erhebt sich nördlich vom Pulvermaar auf dem 480 m hohen Plateau ein weithin sichtbarer Rücken (560 m) aus Basaltlava, an dessen Nordostabhang das ärmliche Dörfchen Steineberg liegt, dessen bezeichnender Name auch auf die Erhebung übergegangen ist. Auf ihrer Hochfläche dehnt sich in 600 m Länge und 200 m Breite ein Gräberfeld aus. Einzelne der Hügel sind offenbar schon in früheren Zeiten geöffnet worden; aber die geringe Ausbeute, namentlich das Fehlen von Gold- und Silberschmuck mag die weitere Zerstörung von Gräbern verhindert haben. Die neuen Untersuchungen haben nun, obschon keine Skelette erhalten waren, doch ergeben, daß die meisten Leichen bestattet, nur wenige verbrannt worden sind, und daß die Gräber wohl ausschließlich der sogenannten Hallstadt-Periode angehören; das zeigen die Schmuckgegenstände aus Bronze und die teilweise noch ohne die Drehscheibe hergestellten Thongefäße. Dieses ausgedehnte Gräberfeld befindet sich bei drei von Nord nach Süd dicht aufeinander folgenden Steinringen, welche den höchsten Teil der Hochfläche einnehmen, und deren südlichster bei einer Ausdehnung von 158 zu 135 m der größte ist. Die Wälle sind zwar teilweise zerstört, lassen aber noch die ursprüngliche Gestalt vollständig erkennen. Ob und inwieweit die Ringwälle mit dem Gräberfeld in Verbindung stehen, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen; doch deutet der Umstand, daß auch bei andern Ringwällen Grabfelder als Begleiter erscheinen, vielleicht darauf hin, daß letztere die Bestattungsorte für die Krieger waren, welche bei der Verteidigung jener Rückzugsplätze fielen. Denn die ohne Zweifel fast ausschließlich von der damals noch sehr ergiebigen

Jagd zerstreut im Lande lebenden Bewohner waren einer eindringenden Feindesschar rettungslos preisgegeben, wenn sie nicht sichere Rückzugs- und Sammelplätze hatten, in die sie bei nahender Gefahr sich, ihre wenigen Haustiere und ihre geringen Schätze an Waffen, Schmuck und Hausgerät retten konnten. Diese wurden auf hervorragenden, leicht zu befestigenden Höhen angelegt, indem bei der Unerfahrenheit in der Baukunst mehr oder minder kreisförmig rings um die Hochfläche aus lose aufeinander geschichteten Steinen ein Wall errichtet wurde, innerhalb dessen die Bewohner Schutz fanden. Die Reste solcher Stein- oder Ringwälle sind im linksrheinischen Gebiete verhältnismäßig zahlreich. Der am besten erhaltene, welcher die Bauweise noch vollständig zeigt, liegt unfern des Dorfes Otzenhausen im Hochwald. Auf der linken Seite der Mosel finden sich außer den drei bereits erwähnten auf der Steineberger Ley noch solche auf dem Barl, dem hohen Berge, der von der Mosel in weiter Krümmung bei Zell umflossen wird, auf der Dietzenley, dem vulkanischen Berge im Gerolsteiner Walde südlich des Städtchens, und auf der Monterley nördlich davon, am Aremberg, wo die Befestigung, wie es scheint, aus einem doppelten Walle bestand, in Berndorf bei Hillesheim und auf dem Ferschweiler Plateau an der Sauer. Die beiden letzteren sind natürliche Festungen, welche durch die steilen Abfälle der Kalkfelsen ringsum geschützt sind, und bei denen nur die wenigen Zugänge künstlich zu sichern waren. Auf der Monterley scheinen diese Werke wesentlich aus Erdwällen bestanden zu haben, während die Trümmer römischer Bauten, namentlich eines orientalisch-römischen Tempels, darauf hinzuweisen scheinen, daß die Befestigungen von den Römern herrühren. Das Ferschweiler Plateau aber in seiner gewaltigen Ausdehnung dürfte von den Kelten befestigt worden sein.

Die Kelten, mit denen die Römer hier unter Julius Cäsar in Berührung kamen, besaßen bereits eine höhere Kultur, die wir hauptsächlich aber nur durch die Nachrichten der siegreichen Römer, also in römischem Lichte, und durch die noch vorhandenen Altertümer kennen, welch letztere auch meist erst der römischen Zeit entstammen. Cäsar schildert die Kelten als tapfer und freiheitliebend, dabei aber

als leicht erregbar und untreu; in letzter Beziehung ist das Urteil des Feindes wohl etwas scharf und dient ihm nur dazu, sein eignes, jedem Rechte Hohn sprechendes Verfahren zu entschuldigen. Die Kelten betrieben Ackerbau, wenn auch die Eifel noch zum weitaus größten Teile von Wald bedeckt war. Sie waren seßhaft, und aus ihrer noch jetzt vorhandenen Vorliebe für diese Art der Niederlassungen muß geschlossen werden, daß sie weniger in zusammenhängenden Dörfern als auf zerstreut liegenden Gehöften wohnten. Viehzucht betrieben sie in ausgedehnter Weise, namentlich muß die Pferdezucht in Blüte gestanden haben, da die Anzahl der Reiter und die hochentwickelte Reitkunst mehrfach hervorgehoben werden. Gold gewannen sie bei Malmedy, Blei bei Keldenich an der Urft und vielleicht auch schon Eisen, wie aus verschiedenen Spuren hervorzugehen scheint. Schwerter, Lanzenspitzen, Streitäxte verstanden sie aus Erz oder Eisen herzustellen; auch Leder und die Herstellung von Stoffen für ihre Kleidung, von welcher wir die Hose (braca) und den Kriegsmantel (sagum) kennen, waren ihnen nicht unbekannt. Daß auch die Kunst ihnen nicht fremd war, zeigen die Schmuckgegenstände keltischen Ursprungs, welche in Gräbern und anderwärts gefunden worden sind. Die große Zahl von keltischen Namen für die verschiedenen Formen von Wagen, wie benna, caracutium, carpentum, carrum, cisium, essedum u. a. m. zeigt, daß die Kunst des Wagenbaues sehr entwickelt war. Münzen verstanden sie ebenfalls bereits herzustellen, wie die Funde bei Keldenich u. a. beweisen. Auch Wege müssen schon bestanden haben, denn sonst wäre die Benutzung der Wagen und das Zusammenziehen großer Truppenmassen, wie sie nach Cäsars Bericht aufgeboten wurden, nicht möglich gewesen; aber zur Zeit haben wir noch keinen Anhalt dafür, wie diese Wege beschaffen waren, und wo sie das Land durchzogen. Nicht unwahrscheinlich dürfte es sein, daß die Römer die bereits vorhandenen Straßen an den Stellen, die ihren Zwecken entsprachen, weiter benutzten und ihren Bedürfnissen entsprechend ausbauten.

Die Religion der Kelten scheint ein höherer, geläuterter Animismus gewesen zu sein; sie verehrten Elfen und Feen; als ihre oberste

Gottheit wird von den Römern Merkur bezeichnet, der den Namen Esus führte; neben ihm wird sehr häufig die Göttin Rosmerta auf Denkmälern dargestellt. Der Wettergott war Taranis, dem Sonnengott Apollo entsprach die Göttin der Heilquellen, Sirona; die Schutzgöttin der Pferde war Epona. In hohem Ansehen standen bei ihnen die Priester, welche die Träger der ganzen geistigen Kultur waren, und namentlich die Druiden, denen die Verrichtung der religiösen Handlungen besonders oblag.

Die Kelten zerfielen beim Eindringen der Römer in eine große Zahl von Stämmen, unter denen derjenige der Treverer einer der bedeutendsten war. Diese bewohnten das ganze Gebiet der Mosel und die größere südliche Hälfte der Eifel, während die Eburonen hauptsächlich an der Maas südlich des heutigen Lüttich, im Gebiete der Ourthe, Salm, Amel, Warche und Roer bis zum Rheine ihre Wohnsitze hatten und zwischen beiden noch andere, kleinere Stämme wohnten, z. B. die Menapier im Gebiete des Venns. Die Staatsform war wie bei allen Kelten eine aristokratische Republik. Ambiorix und Katuvolkus waren zur Zeit Cäsars die anerkannten Führer der Eburonen. Diese überfielen im Herbst 54 v. Chr. das römische Winterlager, welches Cäsar unter Quintus Titurius Sabinus und Lucius Auruncülegus Cotta in ihrem Gebiete errichtet hatte, brachten die römischen Feldherren dazu, das Lager zu verlassen, und vernichteten das ganze aus 1½ Legionen bestehende Heer auf dem Marsche. Der Ort, wo das Lager stand, und die Stelle, wo diese schwerste Niederlage Cäsars stattfand, sind noch nicht fest bestimmt. Napoleon III. suchte sie westlich von Lüttich. Aus einer Reihe von Gründen, namentlich weil Cäsar das Winterlager sicher nicht an der Grenze des Eburonengebietes, sondern mitten in deren zwischen Maas und Rhein liegendem Lande aufgeschlagen hat, ist wohl anzunehmen, daß beide Orte auf dem rechten Ufer der Maas zu suchen sind, vielleicht im Thale der Weser. Ob in der Gegend des heutigen Thommen im Kreise Malmedy, wo außer vielen keltischen Gräbern auch sehr zahlreiche Römergräber gefunden werden, die Stelle zu suchen ist, läßt sich nach den vorhandenen Quellen

einstweilen nicht entscheiden. Nach jenem schweren Verluste nahm Cäsar furchtbare Rache an den Eburonen; im Jahre 53 v. Chr. verwüstete er ihr Land und ließ sich von den Nachbarstämmen die flüchtigen Eburonen ausliefern. In den letzten Jahren von Cäsars Aufenthalt in Gallien wird das Volk nicht mehr erwähnt; die Nachbarvölker, Aduatuker, Nervier, Menapier, Segner, Condruser, werden wohl das verödete Land in Besitz genommen haben.

Von der Sprache der Kelten haben wir in den mit griechischen Buchstaben ausgeführten Inschriften von Denkmälern und auch in den Ortsnamen zahlreiche Reste; unter dem Einflusse des Lateinischen hat das Keltische sich zu dem Wallonischen umgebildet, das eine sehr ansehnliche Litteratur besitzt und noch heute außer in Südbelgien und dem nördlichen Luxemburg auch in einem großen Teile des Kreises Malmedy, der sogenannten deutschen Wallonie, gesprochen wird.

---

## II.

# Die römische Zeit.

Nachdem Cäsar ganz Gallien, wie er sich euphemistisch ausdrückt, „beruhigt", d. h. mit Waffengewalt unterworfen hatte, galt es, das Land zu sichern, zu einem Teile des römischen Reiches zu machen. Zu diesem Zwecke mußten zunächst Einrichtungen getroffen werden, um jeden etwaigen neuen Versuch einer Empörung möglichst im Keime zu ersticken, bei den Unterworfenen das Gefühl der römischen Übermacht zu erwecken und dann allmählich die alten Bewohner, soweit sie in den langen Freiheitskriegen ihr Leben gerettet hatten, mit der Fremdherrschaft auszusöhnen.

Zur Sicherung des Besitzes gehörte in erster Linie die militärische Besetzung des Landes, die Errichtung befestigter Lager und deren leichte gegenseitige Verbindung durch Anlage von Landstraßen. Die Hauptstützpunkte für die römische Macht waren Trier (Augusta Treverorum), Andernach (Antunnacum), Bonn (Bonna) und Köln (Colonia Agrippina). Daß die Hauptlager sich am Rheine befanden, hatte den Zweck, das Eindringen deutscher Scharen in das Land zu verhindern, deren Erscheinen auf dem linken Rheinufer sofort neue Unruhen in den Gebieten der dort wohnenden Stämme zu erregen geeignet war. Wann diese einzelnen Stationen eingerichtet wurden, ob an den Orten bereits ältere Niederlassungen der Bewohner vorhanden waren, oder ob erst an die befestigten Lager sich später Wohnstätten anschlossen, ist nicht für jeden Ort festzustellen.

Von Trier wird vielfach angenommen, daß es ein vorrömischer Ort, der Hauptplatz der alten Bewohner, gewesen sei, und für diese Annahme spricht es jedenfalls, daß die Stadt so rasch zu einer bedeutenden Ausdehnung gelangte; es nahm zu seiner Blütezeit zweifellos mehr als den doppelten Flächenraum von heute ein, und die Ruinen des Amphitheaters und der Thermen beweisen, daß die Zahl der Bewohner sehr groß gewesen sein muß, so daß sie nicht nur aus Römern bestanden haben kann. Anderseits aber erwähnt Cäsar in seiner Geschichte der gallischen Kriege die Stadt nicht, deren Verteidigung durch die Treverer und Erstürmung durch ihn selbst doch sicher so wichtig gewesen wäre, daß er sie in seinen Kommentarien erzählt hätte. In Köln wurde erst i. J. 50 n. Chr. neben dem befestigten Lager eine römische Kolonie angelegt, wahrscheinlich in Verbindung mit einer Ansiedlung der Ubier.

Trier lag außerordentlich günstig; es wurde der Mittelpunkt, von dem aus die Verwaltung des Landes und namentlich die Sicherung der Rheingrenze stattfand. Von hier gingen daher die Hauptheerstraßen zum Rhein: die südliche folgte dem Laufe der Mosel auf dem rechten Ufer bis Neumagen (Noviomagus) und führte dann über die Höhe des Hunsrücks (Stumpfer Turm) nach Bingen—Mainz. Die mittlere bildete die Fortsetzung derjenigen, welche auf dem linken Moselufer von Metz kam und bei Wasserbillig die Sauer überschritt, und fällt im wesentlichen mit der heutigen Provinzialstraße Wasserbillig—Trier—Ehrang—Quint—Föhren—Hetzerath zusammen. Nach Überschreitung der Salm wandte sie sich nordöstlich nach dem heutigen Wengerohr, durchschnitt das Alfthal bei Bausendorf und erstieg dann die Hochfläche des Kondelwaldes; zwischen Hontheim und Kennfuß durchquerte sie das scharf eingeschnittene Üßthal, führte über Driesch auf der Hochfläche in demselben Zuge wie die heutige Provinzialstraße und dann durch das Martenthal nördlich an Kaisersesch vorüber, wo die römische Heerstraße im Walde noch auf größere Strecken gut erhalten ist; darauf setzte sie durch das Eltzthal und führte über Kehrig—Polch nördlich an Minkelfeld vorüber und über Ochtendung—Saffig nach Weißenturm, wo sie sich mit der Rheinstraße Koblenz—Andernach—

Remagen—Bonn vereinigte. Die dritte große Heerstraße durchschnitt, indem sie möglichst auf dem Scheitel der Hochfläche blieb, in fast rein nördlicher Richtung die Eifel vollständig und verband Trier mit Köln; gesichert war sie in ihrem ganzen Zuge durch eine Reihe von stark befestigten Kastellen, die von einer ständigen Besatzung bewacht wurden. In ihrem ersten Teile von Augusta Treverorum (Trier) über Beda (Bitburg) bis in die Gegend des heutigen Balesfeld weicht ihr Zug nur wenig von dem der jetzigen Provinzialstraße ab; dann blieb sie etwas weiter östlich auf dem Kamm der Hochfläche, wo im Kyllwald noch Strecken der Straße gut erhalten sind, und führte über Ausava (Dos oder Büdesheim?) nach Icorigium (Jünkerath), wo man die Fundamente der Kyllbrücke sowie die Befestigungstürme des Lagers noch erkennen kann. Hier verzweigte sich die Straße, wie es scheint; der östliche Arm wandte sich über Blankenheim—Tondorf—Eicherscheid—Meckenheim nach Bonn; der westliche verfolgte nach dem itinerarium Antonini die nördliche Richtung auf Marcomagus (Marmagen) und führte von da entweder über Belgica (Billig, nahe bei Euskirchen) nach Köln oder ging in nördlichem Zuge weiter und vereinigte sich in Tolbiacum (Zülpich) mit der Straße Köln—Rheims. In dem genannten Itinerar ist die Entfernung der einzelnen Orte angegeben, und zwar betrug sie von Augusta Treverorum bis Beda 12, von da bis Ausava ebenfalls 12, bis Icorigium 7, bis Marcomagus 8, bis Belgica 10, bis Colonia Agrippina 16 (Marcomagus—Tolbiacum 10, Tolbiacum—Col. Agripp. 16) Leugen; die Leuga oder gallische Meile hatte eine Länge von 2,2 km. Für die Bestimmung der Erbauungszeit dieser Straßen ist einer von den Meilensteinen, wie sie in regelmäßigen Abständen an den Straßen aufgestellt waren, aber nur in geringer Zahl erhalten sind, von höchster Bedeutung. Dieser wurde in der Nähe von Marmagen i. J. 1590 aufgefunden und trug in Erz gegossen eine im Familien-Archiv der Grafen von Blankenheim wiedergegebene Inschrift, deren Inhalt von Bärsch gedeutet wird: „Dieser Meilenstein ist von Markus Vipsanius Agrippa, dem Sohne des Lucius, unter seinem zweiten Konsulate errichtet worden, 39 000 Schritt von Köln“. Da nun Agrippa i. J. 28 v. Chr. zum zweitenmale das Amt eines Konsuls

bekleidete, so würde, wenn die Deutung der Inschrift richtig ist, aus ihr folgen, daß diese Heerstraße unter dem Kaiser Augustus angelegt oder wenigstens fertig ausgebaut worden ist.

Eine weitere wichtige Heerstraße war diejenige, welche Köln mit Rheims (Durocortorum oder Remi) verband, der Hauptstadt der Remer und später des belgischen Gallien, einem Hauptwaffenplatz der Römer. Sie führte auch den Namen Via Caprata und bildet noch heute auf eine große Strecke zwischen Köln und Zülpich die Grundlage der jetzigen Landstraße; bei Kesternich scheint sie das Hohe Venn erreicht zu haben, auf welchem man 5 km westlich von Montjoie gut erhaltene Reste von ihr findet.

Diese Hauptstraßen waren durch ein ausgedehntes Netz von Seitenstraßen miteinander verbunden; außerdem wurden allmählich zahlreiche Nebenwege zwischen den einzelnen bedeutenderen Niederlassungen angelegt. So führte eine wichtige Straße von Koblenz über Minkelfeld nach Polch in die Hauptlinie Weißenthurm—Trier, eine andere ging zur selben Linie von Andernach nach Kaisersesch, eine dritte verfolgte ziemlich denselben Weg, wie die jetzige Provinzialstraße von Koblenz über Mayen—Kelberg nach Hillesheim—Jünkerath. Als Hauptkreuzungspunkte römischer Straßen erscheinen im Süden der Eifel Bitburg und Wittlich, in der Mitte des Hochlandes Jünkerath und Blankenheim, im Westen Büllingen, im Osten Mayen. Außer an den bereits genannten finden sich an den verschiedensten Stellen die Reste römischer Standlager, z. B. auf dem Plateau links der Mosel über der Burg Bischofsstein diejenigen, in welchen das Lager des Nicetius vermutet wird. Besonders zahlreich scheinen diese Zwingburgen in dem Lande der alten Eburonen gewesen zu sein; dort findet man ihre Spuren auf den Höhen an der Warche bei Weywertz, Wirtzfeld, Mürringen, dann bei Montenau, bei Lammersdorf u. s. f.

Der Bau der Straßen wurde bei den Römern nicht einheitlich durchgeführt, sondern richtete sich nach der Natur des Bodens, auf dem sie hergestellt wurden, so daß derselbe Weg an verschiedenen Stellen oft gänzlich verschiedene Bauart zeigt. Überall aber, außer

etwa in Einschnitten, erhob sich gewöhnlich in einer Breite von 6,5 m der Straßendamm ansehnlich über die offen gehaltene Umgebung, so daß bei einem etwaigen plötzlichen Überfalle die Soldaten sich stets dem Feinde gegenüber in günstiger Stellung befanden. Im Sumpfland war der Weg oft nur aus Holz hergestellt, wobei der Holzrost zuweilen mit Steinen und Erde bedeckt war; ein solcher Weg wurde pons (Brücke) genannt. Auf festem, ebenem Boden, wo keine größeren Anschüttungen nötig waren, stellte man den Damm einfach aus Erde her (via terrena), namentlich bei weniger benutzten Nebenwegen. Die meisten römischen Straßen sind aber durch Steinwerk befestigt (via munita), und zwar findet sich bei einem vollständigen Ausbau zunächst auf dem eingeebneten Boden eine Schicht größerer Steine, welche meist durch Mörtel verbunden sind und so eine feste Grundlage bilden. Nach einer dünnen Erd- oder Lehmschicht folgt dann eine weitere aus faustgroßen Steinen, die bisweilen auch noch durch Mörtel gefestigt sind, und auf dieser liegt wieder eine dünne Lehm- und schließlich eine Kiesschicht (Kleinschlag). Häufig fehlt jedoch die mittlere Schicht, so daß der Kleinschlag von der sogenannten Stückung nur durch eine dünne Lage Lehm getrennt ist, oder der Weg ist gar nicht gestückt, d. h. es fehlen die großen Steine, welche ihm sonst die Grundlage geben. Eine Pflasterung der Straße ist bis jetzt nur sehr selten gefunden worden, in der Eifel nur bei Gerolstein.

Die zur Sicherung der Rheingrenze, der Straßen und der inneren Ruhe des Landes notwendigen Legionen, die über das ganze Gebiet verteilt waren, blieben nicht stets dieselben, sondern änderten bisweilen ihr Standlager, indem sie mit denen anderer Provinzen tauschten. Aus den von Legionssoldaten errichteten Weihesteinen, die zahlreich erhalten sind, aus den sogenannten Legionsziegeln und sonstigen Nachweisen ergiebt sich, daß die Legionen I, V, VI, XI, XXI, XXII, XXX und einige andere zu Zeiten in der Eifel einschließlich der Rheingrenze ihr Standquartier hatten. In Friedenszeiten dürfte aber die Besatzung wohl nie den Bestand von 4 Legionen überschritten haben; namentlich hat Trier niemals eine starke Garnison gehabt, wie man früher allgemein annahm.

12*

Eine besondere Sorgfalt legten die Römer auf die Sicherung der Militärstationen und der Kolonien. Nicht bloß die sturmfreie Lage, die Befestigung durch Wall und Graben, sondern auch die Versorgung mit gutem Trinkwasser war für die Niederlassungen dringend nötig, und in dieser Beziehung haben die Römer, wie überall, wohin sie ihre Macht ausdehnten, so auch in der Eifel, Vortreffliches geleistet. In der richtigen Erkenntnis, daß eine Niederlassung dauernd nur gedeihen könne, wenn der Zufluß guten Wassers in stets genügender Menge gesichert sei, führten sie ihren bedeutenderen Kolonien mittels großer Kunstbauten zum Teil aus weiter Entfernung gutes Quellwasser zu. Im oberen Thale der Riveris, eines Nebenbaches der Ruwer, wurden die aus dem Schiefergebirge hervorbrechenden Quellen gesammelt, in einem Kanal thalabwärts geführt, und dann mittels eines Aquäduktes über die Ruwer und an den Höhen des rechten Ufers entlang bis nach Trier in das Amphitheater und wahrscheinlich auch in den Kaiserpalast und die ausgedehnten Bäder geleitet. An manchen Stellen, namentlich auch an den Hängen des Grünebergs, kann man noch heute wohlerhaltene Strecken dieser Wasserleitung sehen.

Von viel größerer Bedeutung, schon wegen ihrer Länge und Größe, war die Wasserleitung, welche Köln und die bis dorthin an der Heerstraße liegenden Militärstationen mit Wasser aus der Eifel versorgte. An den Quellen der Urft im Walde westlich von Schmidtheim soll nach früheren Annahmen der Kanal seinen Anfang gehabt haben und zunächst auf der linken Seite des genannten Baches dem Thale gefolgt sein; doch hat man auf dieser Strecke nirgends Reste des Kanals gefunden, der im Munde des Volkes „Teufelsader" genannt wird. Nördlich von Nettersheim, 1 km unterhalb der Rosenthaler Mühle, waren nach den Untersuchungen von Eicks die Quellen des sogenannten „grönen Pütz" gefaßt und in einen Kanal von geringen Abmessungen (0,5 zu 0,8 m) geleitet; am Fuße des Rosenbusches lag also der Anfang des Kanals, der wenig unterhalb die starken Quellwasser der „7 Sprünge" aufnahm, um nun in größeren Abmessungen dem Urftthal zu folgen. Bis kurz vor dem Dorfe Urft

blieb er auf der linken Seite des Thales, ging dann wahrscheinlich vermittelst einer Brücke auf das rechte Ufer des Baches und blieb auf demselben bis in die Nähe von Call. Hier wurde er, indem man in geschickter Weise jede Bodenfalte benutzte, an Kallmuth vorbei über die Höhe in das Veythal geführt; diesem folgend gelangte er in das Erftthal und zu dem befestigten Lager Belgica, wo er ein scharfes Knie nach Osten machte, um das Kastell bei Rheinbach zu berühren; in abermals nördlicher Richtung erreichte er dann das Thal der Swist und ging den sanften Westabfällen der Ville entlang, überschritt diese oberhalb Brühl bei Walberberg und gelangte über Hermülheim-Effern nach Köln. Im ganzen wird der Kanal eine Länge von etwa 115 km gehabt haben. Da die oben angegebenen Quellen bei Nettersheim durchaus nicht genügten, um ihn auch nur annähernd zu füllen, so sind jedenfalls noch weitere Zuleitungen vorhanden gewesen. In seinem unteren Teile, wo noch ganze Strecken völlig erhalten sind, war er beinahe 1 m weit und 1,40 bis 1,50 m hoch, so daß ein Mensch in gebückter Stellung hindurchgehen konnte. Der Boden des Kanals bestand, soweit nicht undurchlässiger Felsen vorhanden war, aus fest verkitteten Steinen; die Seitenmauern waren etwa 1/3 m stark und trugen die gewölbte Decke. Der ganze Bau lag meist unter der Erdoberfläche, so daß er vor mutwilliger Zerstörung ziemlich geschützt war. Mit der Römerherrschaft ging auch das großartige Werk zu Grunde; lange Strecken sind so vollständig verschwunden, daß man überhaupt keine Spur mehr findet, andere sind wohlerhalten und erregen die staunende Bewunderung über ein in allen Teilen so genau geplantes und trefflich ausgeführtes Werk. Da das Wasser aus den Kalkbergen der Eifel entnommen wurde, so war es stark kalkhaltig und setzte daher mächtige Sinterschichten im Innern des Kanals ab, die man an verschiedenen Stellen ausgebrochen und technisch verwertet hat. — Daß dieser Kanal zu einer Zeit, wo das Verständnis für derartige Anlagen fehlte, zum Gegenstand von Sagen wurde, ist nur zu selbstverständlich. Von Schmidtheim ausgehend, soll er sich nach Norden und nach Süden, nach Köln und Trier gewandt haben. Von Trier aus, wo der Kanal über den Kokelsberg

(Apolloberg) geführt worden, habe man das Wasser nach Köln geleitet, ja das Annolied erzählt, daß die Trierer den Kölnern auf diesem Wege den Wein übermittelten.

Die schwierige, nur von langsamem Erfolge begleitete Arbeit der Romanisierung der unterjochten Kelten mußte zunächst eine sprachliche Ausgleichung herbeiführen zwischen dem herrschenden und dem beherrschten Volke, die sich zweier völlig ungleicher Sprachen bedienten. Im Amtsverkehr kam sicherlich das Lateinische, so wie es im ganzen römischen Weltreiche gesprochen wurde, ausschließlich zur Anwendung, so daß alle diejenigen, welche in Verkehr mit den Behörden traten, Latein erlernen mußten; im bürgerlichen Leben bildete sich aber bald zwischen Kelten und Römern eine Mischsprache aus, welche Elemente aus beiden Sprachen aufnahm. In der Nähe der Lager und auch in Verbindung mit Kolonien ließen sich neben den Römern Eingeborene nieder, namentlich diejenigen, welche zu der römischen Partei gehörten; denn, wie schon Cäsar berichtet, gab es in jedem gallischen Staatswesen zwei sich feindlich gegenüberstehende Parteien, von denen eine sich auf Seiten der Römer stellte, um durch sie im Stamme zur Herrschaft zu gelangen. Nach der Unterjochung suchten natürlich die Eroberer durch Verleihung von Ämtern und Ehrenstellen die ihnen ergebene Partei dauernd an sich zu fesseln; ihre Anhänger und deren Genossen und Gefolge werden sich in erster Linie in den römischen Niederlassungen angesiedelt und hier eine Verkehrssprache entwickelt haben, die beiden Völkern verständlich war. Keltische Gegenstände und Einrichtungen behielten dabei ihre keltischen Namen, die nur eine lateinische Form bekamen, so die Bezeichnungen für Maße (wie leuga = lieue franz.), Kleidungsstücke (sagum, gallischer Mantel, der von den Römern übernommene Soldatenmantel; bracae, Hosen; caracalla, ein leichter Kapuzenmantel), Wagen, deren die Belger eine große Zahl hatten (benna, Korbwagen, carpentum, Leiterwagen, carrus, Packwagen u. s. f.), für Gottheiten (Taranis, Rosmerta, Sirona, Epona), für Personen und für Ortschaften, soweit sie von den Kelten gegründet wurden. Die Kelten führten, wie schon aus Cäsar hervorgeht, nur je einen Eigennamen, z. B. Indutiomarus, Vercinge-

torix u. s. f.; wie aber aus zahlreichen Inschriften zu schließen ist, gehörte noch der mit dem Anhängsel „-iknos“ versehene Name des Vaters hinzu, durch den die Abstammung bezeichnet wurde; so bedeutete Kassitalos Versiknos Kassitalos, der Sohn des Versos. Offiziell wurde bald von den Römern geschrieben Kassitalus Versi filius; indem dann weiter der Sohn einen lateinischen Namen erhielt, wie in einer Inschrift Terentinus et Peregrinus Illanvissae fili (Terentinus und Peregrinus die Söhne des Illanvissa), ging der keltische Name allmählich ganz verloren, und an seine Stelle trat der rein römische, wobei zunächst noch der Name der gens fehlte. Aber auch dieser wurde bei den Neubürgern eingeführt, wie eine Steininschrift im Museum von Metz beweist. Dort werden genannt Q. (Quintus) Giamius Bellus et Communis Giami fili; die Söhne des Galliers Giamos haben sich also die lateinische Form des vom Namen ihres Vaters abgeleiteten Geschlechtsnamens Giamius und denselben römischen Vornamen Quintus beigelegt. Der eine führt den römischen Zunamen Bellus, der andere den Communis. Dies eine Beispiel zeigt deutlich, wie von Generation zu Generation in der Sprache das Lateinische mehr und mehr um sich griff und damit auch der römische Geist.

Freilich ist dies nur dort der Fall gewesen, wo die ursprünglichen Bewohner unter dem steten Einflusse der Herrscher standen, also in den von den Römern gegründeten oder doch teilweise von römischer Bevölkerung bewohnten Orten, die alle an den Heerstraßen oder doch in deren Nähe waren. In den weiten Waldgebieten, welche mehr seitab lagen und selten auf längere Zeit von Römern besucht wurden, hielt das Volk zäh an der Muttersprache fest, so daß der heilige Hieronymus in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts noch berichtet, er habe auf seinen Reisen in Gallien eine Sprache gehört, welche derjenigen der keltischen Galater in Kleinasien gleich gewesen sei.

Die zahlreichen gallischen Gottheiten, die teilweise schon früher genannt worden sind, wurden zwar von den Römern mit den ihrigen verglichen und mit deren Namen bezeichnet, aber das religiöse Gefühl

der Unterworfenen wurde geschont; man zwang ihnen keine fremden religiösen Anschauungen und Gebräuche auf, sondern ließ sie die alten Gewohnheiten und ihren Glauben beibehalten.

Nur in den staatlichen Einrichtungen kannten die Römer keine Nachsicht, sondern hielten streng auf deren unbedingte Durchführung. Die Verwaltung der Städte und Gemeinden war genau nach römischem Muster geregelt; an der Spitze standen zwei jährlich in der Versammlung der eigentlichen Insassen oder Bürger gewählte Bürgermeister (duoviri), welche neben den Verwaltungsgeschäften den Vorsitz im Senat und den Wahlversammlungen führten und die ganze Gerichtsbarkeit auszuüben hatten. In der am Markte befindlichen Basilika konnte jeder sofort bei dem anwesenden Richter sein Recht suchen. In jedem fünften Jahre wurde ein Census abgehalten, auf Grund dessen von einem ebenfalls jährlich erwählten Quaestor die Steuern erhoben wurden. Zu einer Stadtgemeinde, die sich bei größerer Ausdehnung in Stadtviertel schied, gehörten auch meist die umliegenden Dörfer. Bei den Bewohnern unterschied man die vollberechtigten Bürger und die Zugezogenen (advenae), welche kein Wahlrecht hatten.

Die Aussöhnung zwischen den unterworfenen Kelten und den herrschenden Römern erfolgte langsam, aber stetig. Die ersteren lernten die Wohlthaten eines geordneten Staatswesens kennen, das ihnen zwar ungewohnte Lasten auferlegte, anderseits aber auch Sicherheit des Besitzes und Ruhe zum Betriebe des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe gewährte, so daß der Wohlstand sich rasch mehrte und damit wohl auch die Freude an der friedlichen Arbeit, am behaglichen Lebensgenuß. Als im Jahre 70 n. Chr. der Aufstand der Bataver unter Claudius Civilis, an welchem auch die von unruhigen, unzufriedenen Elementen aufgeregten Treverer unter Valentinus sich beteiligten, durch die römischen Siege, darunter den über die Treverer bei Rigodulum, dem heutigen Riol, so niedergeschlagen war, daß eine neue Revolution völlig ausgeschlossen erschien, da breiteten sich die Niederlassungen von eingewanderten Römern und von völlig romanisierten Kelten, die

das volle Bürgerrecht erhielten, auch seitab der Heerstraßen mitten im Lande aus. Villen und Dörfer entstanden zahlreich im ganzen Gebiete an der Mosel und im Hochlande der Eifel selbst bis in Gegenden, die heute durchaus unwirtlich sind. Denn fast überall findet man die Grundmauern römischer Bauten der verschiedensten Art, die Trümmer von Tempeln, Weihesteine, Reste von Lagerplätzen, Münzen u. s. w.

Die im 5. Jahrh. einwandernden Deutschen haben bei der Abneigung der Germanen gegen die Romanen und deren Kultur viel vernichtet, und dasselbe that auch der religiöse Übereifer, der die Erinnerung an das Heidentum und seine Gebräuche gänzlich aus dem Sinne der neu bekehrten Christen zu verwischen suchte. In einer langen Reihe von Jahrhunderten legte man auf die Erhaltung der Altertümer überhaupt keinen Wert; ein unbewohntes Gebäude wurde vielmehr gern als Steinbruch angesehen, aus dem man am leichtesten und billigsten Stoff zu Neubauten gewinnen konnte. Diesem beklagenswerten Mangel an historischem Sinn sind zahllose hochbedeutende Denkmäler der Baukunst zum Opfer gefallen; noch in unserem Jahrhundert ist die in der Kulturgeschichte bedeutungsvolle Burg Uren, die noch im Anfange des Jahrhunderts vollständig erhalten war, so gründlich zerstört worden, daß man ihre Grundmauern jetzt kaum noch auffinden kann; auch die Burgen Schönberg, Neuerburg, Schönecken, Hartelstein, Pyrmont, Monreal, Büttgenbach u. v. a. sind so absichtlich vernichtet worden. Der erste, der auf die Erhaltung der Altertümer bedacht war, weil er deren Bedeutung für die Geschichte seines Landes richtig erkannte, war der Graf Hermann von Manderscheid-Blankenheim, der am Ende des 16. Jahrh. die römischen Funde sammelte und zu einem Museum auf dem Stammschlosse Blankenheim vereinigte. Seine Nachkommen zeigten weniger Interesse, und zur französischen Zeit ist die Sammlung wieder verkommen. Erst in unseren Tagen ist man darauf bedacht, alle Funde soweit als möglich in den Museen zu Trier und Bonn sorgfältig zu bewahren und die, welche sich nicht dorthin befördern lassen, vor weiterem Verfall zu schützen oder wenigstens eine erschöpfende Beschreibung von ihnen

aufzunehmen. Hierdurch sind wir jetzt in den Stand gesetzt, einen Teil des zur Zeit der römischen Herrschaft vorhandenen Kulturlebens zu erkennen. Namentlich sind es die Neumagener Funde, die Reste der gewaltigen, festungartigen Burg des Kaisers Konstantin, welche in ihren Skulpturen ein vielseitiges Bild von dem täglichen Leben jener Zeit vor unseren Augen entrollen.

Der Ackerbau und vorzüglich der Weinbau standen in hoher Blüte. Der gewonnene Wein wurde hochgeschätzt, bildete einen wichtigen Handelsartikel und wurde zu Schiff und auf keltischen Karren in Fässern versandt, welche die noch heute gebräuchliche Form hatten, und deren Herstellung aus Holz den Galliern schon bekannt war. Von Haustieren scheinen Pferde und Schafe mit Vorliebe gezüchtet worden zu sein. Der Fischfang war bei dem von Ausonius in seiner „Mosella" gerühmten Fischreichtum der Gewässer und bei der besonderen Vorliebe der Römer für Fische jedenfalls von Bedeutung. Der in seinem vollständigen Bau und mit den ihn umgebenden Hermen aufgefundene Fischweiher in Welschbillig bei Trier, nicht weit von der alten römischen Heerstraße, beweist neben vielem anderen, daß die Römer die Fischzucht auch hier zu Lande betrieben.

Die Jagd war eine Lieblingsbeschäftigung der Bewohner; dies zeigen die ziemlich zahlreichen, weitab von Ortschaften in einsamer Lage erbauten Jagdvillen und die Darstellungen von Jagdscenen auf Mosaikfußböden und gemalten Wänden. Mit dieser Neigung zur Jagd hängt vielleicht die rätselhafte lange Mauer zusammen, deren Verlauf man nach den vorhandenen Resten vollständig festgestellt hat. Sie wandte sich vom Dorfe Aach im Biwerthale, etwa 5 km von Trier, in westlicher Richtung auf die Hochfläche, begleitete dann in ihrem nördlichen Verlaufe die Heerstraße stets in einem Abstande von 15—18 m durch den Növeler und Olker Wald an Helenenberg, Meilbrück, Bitburg vorüber und wandte sich etwa 2 km vor der bekannten Jagdvilla „Odrang" östlich; bei Erdorf durchsetzte sie das Kyllthal, drehte sich auf der Höhe wieder nach Norden über Wilsecker bis in die Gegend von Kyllburgweiler, dann eine Strecke weit nach Osten und bog vor Oberkail nach Süden ab; hier verlief sie

zwischen Gransdorf und Gelsdorf, durch Dahlem und Herforst, an Zemmer, Roth und Schleidweiler vorüber, durchquerte bei der Deimlinger Mühle zum zweiten Male das Kyllthal und erreichte über Hofweiler, Butzweiler, Lorich wiederum Aach. Über einem gemauerten Fundamente waren auf der ganzen Strecke bis zu 4 m Höhe und in einer Stärke von 2 m und darüber Bruchsteine ohne Mörtelverbindung fest ineinandergefügt. So wurde ein Terrain von 25—30 qkm umschlossen, das man früher als einen befestigten Rückzugsplatz für die Treverer anzusehen geneigt war. Jetzt neigt man mehr zu der Annahme, daß es ein großer Tiergarten aus römischer Zeit war.

Von Gewerben blühten vor allem die Töpferei, die Herstellung von Glas, die Gewinnung von Metallen und die Tuchindustrie. Die reichen Thonlager tertiärer Formation auf der Hochfläche zwischen den Thälern der Kyll und des Salmbaches, von Speicher bis über Binsfeld hinaus, waren den Römern bereits bekannt und wurden von ihnen ausgebeutet. Im Walde bei Speicher finden sich noch heute die Reste zahlreicher römischer Töpferöfen; auch an der südlichen römischen Stadtmauer von Trier wurden solche aufgedeckt, die völlig erhalten, ja teilweise noch beschickt waren, so daß man halbfertige und völlig gebrannte Töpfe und Urnen den Öfen entnehmen konnte, — ein Beweis dafür, daß die Erstürmung der Stadt durch die Franken die Bewohner völlig überrascht hat. Bei Ehrang sind neben vielem anderen auch römische Glasöfen gefunden worden. Eisen wurde auf der Nordseite der Eifel im Gebiete der Urft und Olef aus den dort häufig vorkommenden Eisenerzen gewonnen, Blei, wie zahlreiche Funde beweisen, bei Keldenich in der Nähe von Kall, in derselben Gegend, wo bereits die Kelten dies Metall gewonnen hatten. Die Herstellung von Tuch und Leinwand blühte schon in keltischer Zeit; sie bekam unter der Herrschaft der Römer einen neuen Anstoß zu weiterer Entwicklung. Daß neben den ehrlichen Gewerben aber auch das unehrliche schon zur römischen Zeit sein Unwesen trieb, zeigt eine in Trier aufgefundene Falschmünzer-Werkstätte mit vielen Formen und einer Menge falscher Geldstücke.

Schon lange vor dem Erscheinen Cäsars in Gallien zogen phönizische und griechische Kaufleute durch das Land; von den letzteren hatten die Kelten die griechische Schrift gelernt. Der alte Handelsweg von Marseille zur Nordsee führte durch das Moselthal auf dessen linker Seite, der von Nizza zur Rheinmündung dem linken Rheinufer entlang; doch werden dies keine Straßen im Sinne der Römer gewesen sein, und sie wurden auch, wie es scheint, von ihnen nicht weiter ausgebaut. Erhaltene Skulpturen weisen darauf hin, daß von den Kelten besonders die Flüsse als Handelsstraßen benutzt und dabei die Schiffe zu Berg von Pferden gezogen wurden, wie dies noch heute an der Mosel der Fall ist. Unter der römischen Herrschaft blühte bei den gesicherten öffentlichen Zuständen, der trefflichen Rechtspflege, der größeren Erzeugung von Handelswaren und bei den durch die höhere Kultur gesteigerten Bedürfnissen aller Bewohner naturgemäß der Handel stark empor; das zeigen mancherlei Darstellungen auf den noch erhaltenen Denkmälern; so finden sich öfters Scenen bei Geldwechslern wiedergegeben, woraus man schließen muß, daß das Bankgeschäft ein besonders wichtiges war.

Bemerkenswert ist die Entwicklung der Kunst; der Einfluß der unterworfenen Kelto-Germanen auf das herrschende Volk war so bedeutend, daß die Kunst sich völlig selbständig entwickelte, weshalb man von einer römisch-keltischen Kunst sprechen muß. In der Baukunst verlangte schon das rauhere Klima mit regnerischem Herbst und kaltem Winter eine erhebliche Änderung des römischen Wohnhauses; festschließende Fenster, Heizungsanlagen für alle Wohnräume, steile Dächer waren durchaus notwendig und bedingten eine von dem italischen Hause abweichende Anlage, mit der dann selbstverständlich eine andere Anordnung und Einteilung des Innern Hand in Hand ging. Ob und wie weit in dem rauhen, häufigen Stürmen ausgesetzten nordwestlichen Teile des Hochlandes einzeln liegende Höfe nach keltischer Sitte durch Baumhecken geschützt wurden, läßt sich nicht mehr sagen. Was von Brücken und Hochbauten auf unsere Tage gekommen ist, trägt ausschließlich römischen Charakter; die leichteren Bauten aus den früheren Perioden haben dem zerstörenden Einflusse der Zeit nicht

zu widerstehen vermocht und sind verschwunden. Am meisten zeigen sich naturgemäß die Änderungen, welche durch die Verbindung der beiden so völlig verschieden gearteten Völker in der Ausbildung der Kleinkunst hervorgebracht wurden. So entwickelten sich z. B. in der Töpferei und Bildhauerei bei den Graburnen und den Henkelkrügen (Amphoren) neue, von den alten abweichende Formen; die Verzierungen nahmen neben den aus griechischen Vorbildern hervorgegangenen neue Motive auf, die bei den Thongefäßen italischen Ursprungs nicht vorkommen. Die Ausschmückung der Häuser im Äußeren und Innern, sowie die Grabdenkmäler nehmen in Form und Ausführung einen wesentlich andern Charakter an, und zwar letztere schon deshalb, weil hier in der Darstellung religiöser Gegenstände die durch den keltischen Einfluß veränderte Anschauung zum Ausdruck gelangen mußte. Dies zeigen die reichen Sammlungen des Trierer Museums, deren Ordnung durch die kundige und glückliche Hand des Direktors Prof. Dr. Hettner und des Dr. Lehner ein klares Bild der Kulturentwicklung des Landes geben.

Die meisten römischen Gräber liegen, wie allerwärts, auf ausgedehnten Grabfeldern oder seitlich der Straßen vor den Orten; die älteren (bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts) sind Aschengräber, die hauptsächlich Urnen, kleine Lämpchen und die Lieblingsgegenstände und Waffen des Verstorbenen enthalten. Bei dem keltischen Aschengrabe war die Totenasche meist in thönerne, viereckige Gefäße gebracht, welche in eine Grube gesenkt und durch Steinkasten geschützt wurden; oben waren sie durch eine Steinplatte zugedeckt, auf welche der eigentliche Grabstein eingepaßt war. Letzterer zeigte stets oben die Form eines Giebels oder eines Daches, sodaß die Grabstätte den Eindruck eines kleinen Wohnhauses machte; das Grab war also die „Wohnung" des Verstorbenen. Neben manchen sinnbildlichen Darstellungen auf den Grabsteinen, wie Kreis, Rad, Halbmond, finden sich auch die Bilder der Verstorbenen und Blumen. Diese letzteren Bildwerke sind rein keltischen Ursprungs. Gegen Ende des 3. Jahrh. trat allgemein an die Stelle des Verbrennens die Bestattung der Leichen in Steinsärgen, in denen auch die üblichen Mitgaben Platz fanden. Die

Denkmäler auf den Gräbern nahmen oft große Maße an, und außer der Inschrift, welche neben dem Namen des Verstorbenen und des Erbauers stets die Weihung D. M. (Dis Manibus, den göttlichen Schattengeistern) enthielt, wurden auf ihnen Sinnbilder und Scenen aus dem Leben des Abgeschiedenen wiedergegeben.

Daß die Römer bei ihrer großen Vorliebe für das Baden auch die aus der Erde hervorsprudelnden warmen Quellen benutzten, ist selbstverständlich. Die alte römische Fassung der Heilquelle im Brohlthal beweist deren Gebrauch. In dem lieblichen, kleinen Badeorte Bertrich hat man außer solchen Beweisen römischer Niederlassungen, wie sie auch an sehr vielen anderen Orten der Eifel gefunden werden, z. B. Grabstätten, Münzen, Geräte, besonders noch die Reste römischer Badeanlagen und einen Weihealtar entdeckt; laut der Inschrift war letzterer von L. Tacitus den Heilgöttinnen Devercana und Meduna geweiht. Da diese Namen zweifellos keltisch sind, so darf man wohl mit Recht folgern, daß bereits in vorrömischer Zeit die keltischen Treverer, in deren Gebiet das heutige Bertrich liegt, die Quelle zu Heilzwecken benutzten. Bei Umbauten in der neuern Zeit stellte man im besonderen folgendes fest: An der Gartenquelle reicht ein in den Felsen eingehauener Schacht von 1,50 zu 2,20 m Weite bis zu einer Tiefe von 14,55 m unter die heutige Bodenfläche des Gartens; von diesem Schachte führt seitlich in der Richtung des jetzigen Kurhauses ein 7,67 m langer, ebenfalls aus dem Felsen ausgehauener Stollen. Dicht dabei fand man in einer Tiefe von 4,5 m ein noch wohlerhaltenes Bad. Bei der Neufassung der Bergquelle stieß man 5,34 m unter dem Boden der Trinkhalle auf einen ebenen römischen Estrich, durch welchen eine 10 cm weite, kreisrunde Öffnung senkrecht in die Tiefe von 9,40 m führte. Auf diese Anlagen wurde die heutige Fassung der Quelle aufgesetzt. An der Stelle, wo jetzt das neue Badehaus steht, fand man zwei Gemeinbäder mit Ankleideraum und ein größeres Bade-(Schwimm-?)Bassin. Reste von Heizeinrichtungen, ein Stück Wasserleitungsrohr aus Blei, Hohlziegel u. s. f. lagen ebenfalls dort. Wahrscheinlich ist, daß diese Badeanlagen auf einer jetzt nicht mehr benutzten Quelle beruhten, deren Wasser eine niedrigere

Temperatur (14—16°) hatte und in den Bassins erwärmt wurde. Die Reste eines Tempels in der Nähe der katholischen Kirche und weitere Anlagen auf dem Hügel in dem sogenannten Römerkessel zeigen, daß die römische Niederlassung im heutigen Bade Bertrich schon einen größeren Umfang gehabt haben muß, was auf die hohe Bedeutung hinweist, welche das Bad besaß.

---

# III.

# Das Mittelalter und die Neuzeit bis zur französischen Herrschaft in Einzeldarstellungen.

## A. Die Klöster.

### Allgemeines.

Bei den gewaltigen Umwälzungen, welche sich bald nach Christi Geburt im politischen und im geistigen Leben des damals bekannten Erdkreises zu vollziehen begannen, mußten Einrichtungen entstehen, welche die neuen Lebensformen und den neuen Glauben in ihrer Eigenart und in ihrer Reinheit auszubreiten und zu erhalten bestimmt waren. Die Kultur, welche auf einer hochedeln, aber streng naturalistischen Erfassung des Lebens beruhte und fast ausschließlich auf griechischem Geiste fußend im römischen Reiche eine außerordentlich hohe Stufe erreicht hatte, konnte sich nicht weiter fortbilden; sie mußte zurückgehen oder zerfallen, wenn nicht neue Elemente hinzutraten, die frisches Leben den erstarrten oder entarteten Formen einzuflößen vermochten. In der politischen Welt war es das Überfluten der von aristokratischer Gesinnung durchtränkten Germanen in das römische Reich, wo unter dem demokratischen Cäsarismus infolge der gewaltigen Macht und des unermeßlichen Reichtums Verweichlichung und Entsittlichung Platz gegriffen hatten, im Geistesleben war es das Christentum, was eine Umgestaltung der alten Welt herbeiführte. Die ganze geistige Thätigkeit des Römers war auf das praktische Leben gerichtet;

der einzelne Mensch war gleichsam nur eine Nummer im allgemeinen Staatsgefüge. Er gehörte in erster Linie mit allen seinen Kräften dem Staate, dagegen hatte er das Recht, sich das individuelle Leben so einzurichten, wie er nach seinen Anschauungen es wollte. Das Christentum lenkte plötzlich den menschlichen Geist in neue Bahnen; an die Stelle des Staates trat in erster Linie die allgemeine Menschheit, an die Stelle der Rücksicht auf das praktische Leben der Blick auf das Leben des Geistes nach dem physischen Tode. Das körperliche Leben auf der Erde war nicht mehr der einzige und höchste Zweck des menschlichen Daseins; dies erschien vielmehr nur als die Vorbereitung auf das ewige Leben im Jenseits.

Solch gewaltige Umwälzungen in den Grundanschauungen konnten sich bei der Masse des Volkes nicht plötzlich vollziehen, sondern nur allmählich; aber alle erfaßten sofort das Evangelium der Liebe, das die Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen vor Gott lehrte. Es war in der menschlichen Natur begründet, daß einzelne Leute ganz besonders von der neuen Lehre erfaßt wurden, namentlich wenn sie die Auswüchse des alten Lebens sahen, und daß sie bestrebt waren, für sich selbst ein nach den neuen Anschauungen streng sittenreines Leben zu führen und die ihren Geist erfüllenden Ideen weiter zu verbreiten. Nicht dem Einzelstaat, sondern Gott und der ganzen Menschheit wollten sie dienen. Aus diesen Anschauungen erwuchs das Eremiten- und das Klosterwesen. Ersteres war ein aus Mißverständnis der christlichen Lehre entstandener Auswuchs, der wieder absterben mußte; letzteres aber hat sich bis in unsere Tage erhalten, da die Grundbedingungen seines Daseins, wenn auch nicht in gleicher Stärke wie vordem, noch heute vorhanden sind. Unter allen geistlichen Orden ragt nach seiner Bedeutung und Wirksamkeit bei weitem am meisten hervor der Benediktiner-Orden. Sein Stifter, der hl. Benedikt von Nursia (geb. 480), hat es verstanden, durch die i. J. 529 im Kloster von Monte Casino gegebenen Regeln das Mönchsleben so zu ordnen, daß es nicht bloß den Anforderungen der Kirche, sondern auch denen des praktischen Lebens entsprach. Das weltabgeschiedene, asketische Leben der Klostergenossen, die Verbreitung der christlichen Lehre, die Ausübung

der christlichen Nächstenliebe waren nicht die einzigen Zwecke der Ordensniederlassungen, sondern sie sollten auch die Wissenschaften pflegen und das Volk in der praktischen Kultur, im wirtschaftlichen Leben unterrichten, kurz, die Klöster sollten die Mittelpunkte für den geistigen Fortschritt und die materielle Hebung sein. Daher hat der Benediktiner-Orden allerwärts, so lange er an den Regeln seines Stifters streng festhielt, großen Segen verbreitet und die heutige Kultur ermöglicht.

Als das linke Rheinufer zur Zeit der Frankenherrschaft christianisiert war, breitete sich auch bald der Benediktiner-Orden hier aus und hatte auf die innere Entwicklung des Landes einen so großen Einfluß, daß ein volles Verständnis der Geschichte der Eifel ohne eine Kenntnis der Wirksamkeit ihrer Klöster unmöglich ist.

Die freiwillige Armut und ein keusches, gottesfürchtiges Leben waren die unbedingten Anforderungen, welche an jeden Mönch gestellt wurden. Der einzelne konnte persönlich nichts besitzen; alle Habe, die er beim Eintritt in das Kloster mitbrachte, ging an die Gemeinschaft über. Die Bestimmung der Kleidung war den Äbten überlassen, um sie den Bedürfnissen des Landes anpassen zu können. Die sehr einfachen Mahlzeiten wurden gemeinsam eingenommen, und alle Arbeiten nach den Bestimmungen des Oberen verrichtet. Einen Teil der Mönche beschäftigte die Kultur des Landes, während andere die Wissenschaften pflegten. Wälder wurden gerodet, Felder beackert, Gärten angelegt, einheimische und fremde Früchte und Gemüse angepflanzt und den angesessenen Bauern und den Hörigen gezeigt, wie sie das Land bebauen mußten. Im Kloster wurden die Novizen des Ordens und adlige Schüler in den ersten Elementen, wie auch in den höheren Zweigen der Wissenschaften (Grammatik, Philosophie, Sprachen) unterrichtet, daneben Abschriften von Büchern, besonders von der Bibel, von Gebet- und Erbauungsbüchern, aber auch von Klassikern angefertigt. Die Pflege des Kunstsinnes beweisen nicht minder die erhaltenen Handschriften mit ihren herrlichen Miniaturbildern und Initialen, wie die stattlichen Bauwerke des Ordens aus jener Zeit.

Bei der Gründung waren die Niederlassungen meist arm, aber der dankbare, fromme Sinn der Umwohner, der Schüler u. s. f. veranlaßte bald reiche Stiftungen; mit dem Ansehen wuchs auch der Reichtum, und dieser führte, wie es nur zu natürlich ist, oft zur Entartung. Die Thatkraft wich dann der Erschlaffung; die Ordensregeln wurden nicht mehr in voller Strenge gehandhabt; eine gewisse Üppigkeit im äußeren Leben trat an die Stelle der früheren Einfachheit. Um diesen Mißständen entgegenzutreten, deren weiteres Umsichgreifen den Orden in seiner Wirksamkeit zu vernichten drohte, und die ursprüngliche Einfachheit wieder herzustellen, führten die Äbte von Clugny, Berno (910) und Odo (927) in ihrer Abtei eine Reform durch, in welcher sie mit großer Strenge die ursprüngliche Regel des hl. Benedikt wiederherstellten und zugleich feste Normen über die Verwaltung, über die Disziplin, über die innere Einrichtung des täglichen Lebens u. s. f. gaben.

Dieser Reform schlossen sich ziemlich rasch die meisten Benediktiner-Klöster, auch die in der Eifel, an, — so Laach, wo man auch an der ursprünglichen Bestimmung festhielt, daß in der unmittelbaren Nähe keine Ansiedelungen geduldet werden sollten, damit die Mönche nicht von ihren auf das innere Geistesleben gerichteten Bestrebungen abgelenkt, oder die Ruhe der Einsamkeit durch das Treiben der Welt gestört würde. Nur wahrhaft fromme Männer wurden ins Kloster aufgenommen und mußten durch eine längere Probezeit ihre Würdigkeit nachweisen; da sie den ehrwürdigen Namen „Vater" (Pater) erhielten, so sollten sie sich dieses Namens durch ihr Thun und Handeln würdig zeigen. War aber jemand als Mönch in das Kloster einmal aufgenommen, so durfte er ohne besondere Erlaubnis des Vorgesetzten die Mauern nicht mehr verlassen; zu dem Wechsel des Klosters bedurfte es auch der Einwilligung der übrigen Klosterbrüder; an dem Austritt aus dem Kloster und der Rückkehr ins Leben konnte aber niemand gehindert werden. Der Besuch der Klosterräume durch Fremde und Laien war nur auf besondere Erlaubnis hin gestattet, und einzelne Räume standen ganz unter Klausur, d. h. sie durften nie von Laien betreten werden. Der Abt konnte die Güter nur zum

13*

Nutzen der Klostergemeinde verwenden, aber nicht einem Dritten übertragen. Die Form der immer auf Lebenszeit erfolgenden Abtswahl war genau festgesetzt; sie wurde innerhalb 45 Tagen nach Erledigung der Stelle vollzogen, und dem geistlichen Vorgesetzten, dem Bischofe, mußte davon Kenntnis gegeben werden. Wurde der Gewählte nicht würdig erachtet, so mußte zu einer zweiten Wahl geschritten werden, und wenn auch diese die Bestätigung nicht erhielt, zu einer dritten; die Ablehnung des Erwählten war dann unzulässig. Nach der Bestätigung erfolgte die feierliche Weihe (Benedictio); bei den Laacher Äbten hatte der Erzbischof von Köln die Bestätigung, derjenige von Trier die Weihe vorzunehmen. Die Einweihung der Kirchen und Altäre, sowie die Ordination der zugelassenen Mönche geschah auf Bitte des Abtes durch den Diözesanbischof. Der Abt verhängte auf Antrag des Priors, der ihn in allen Amtshandlungen vertrat, etwaige Strafen, die auf Entziehung von Speisen oder Wein, im Sitzen auf der Erde während des Essens, in Rutenstreichen, Einsperren und in der sogenannten kleinen Exkommunikation bestanden. Er ernannte auch den „Kellner", welchem die Verwaltung aller Güter oblag. Der Küster hatte alle äußeren kirchlichen Angelegenheiten, das Läuten u. s. f.. zu besorgen, der Hospitalarius mußte die Fremden empfangen, ihnen Zelle und Bett anweisen, der Spindarius ihnen Speise und Trank bringen. Laach war durch seine Gastfreundschaft besonders berühmt.

Die Ordensbrüder stammten in Laach, wo ihre Zahl nach dem vom Erzbischof Balduin genehmigten Statut 30, später 34 nicht überschreiten sollte, wesentlich aus dem Bürgerstande, anfänglich auch aus dem Kleinadel der Umgegend, während in Prüm und in Stablo-Malmedy der Adel überwog. Der einzelne Mönch hatte sein Zimmer (Zelle), das er selbst in Ordnung halten, und in das er sich nach der gemeinsam abgehaltenen Komplet zurückziehen mußte; das Dormitorium wurde vom Prior hierauf verschlossen und morgens vor der Mettezeit wieder geöffnet, worauf sich alle in der Kirche vereinten, zur Absingung der Mette. In choro, dormitorio, refectorio et ambitu war Stillschweigen geboten; die höchst einfachen Mahlzeiten, bei denen in Laach nur am Sonntag, Dienstag und Donnerstag

Fleisch, stets aber Brod und Wein (1 Quart) verabreicht wurden, nahm man gemeinsam ein. In der Advent- und Fastenzeit wurden Fische, Eier und Käse gegeben. Zur Herrichtung der Gemüse verwandte man Speck, Butter und auch Öl. An Sonntagen fehlte selbstgezogenes Obst, an hohen Feiertagen auch Kuchen sehr selten. Der Abt aß abgesondert von den übrigen Mönchen für sich, zog aber bisweilen ältere Brüder an seinen Tisch, an dem sonst nur fremde Gäste Platz erhielten. Täglich wurden zwei Mahlzeiten, vormittags und gegen Abend, während der Fastenzeit nur eine genommen. Bei Krankheiten war die Verpflegung gut und sehr sorgfältig; ein besonderer Raum war für die Aufnahme der Kranken bestimmt. Die Verwaltung des Hospitals für arme Kranke und Sieche hatte der vom Abt ernannte Spedeler zu besorgen, der jährlich genaue Rechnung ablegen mußte. Die Kleidung bestand hauptsächlich aus einer schwarzen Kutte; die in Italien und auch anderwärts gebräuchlichen Sandalen waren in Deutschland schon früh Schuhen und Strümpfen gewichen.

Der Konvent, d. h. die Vereinigung aller Väter, wählte aus seiner Mitte 4—5 Mitglieder, welche als Repräsentanten mit dem Abte über vorkommende Fragen zu beschließen hatten, und deren Beschlüssen Folge zu leisten war. Eine Visitation des Klosters konnte ohne Genehmigung des Bischofs nicht erfolgen. Wohl kam es vor, daß Abt und Konvent nicht übereinstimmten, da ersterer meist strenge auf die Innehaltung der Klosterordnung hielt, bei letzterem aber zuweilen Neigung zu einer laxeren Disziplin sich zeigte, was manchmal zu Streitigkeiten führte. War aber aus der Wahlurne ein der leichteren Auffassung der Klosterregeln geneigter Abt hervorgegangen, so litt oft die Disziplin, und dadurch war im 13. und 14. Jahrh. thatsächlich eine große Zahl von Benediktiner-Klöstern in starken Verfall geraten. Infolge des großen Reichtums waren aufs neue Wohlleben und Üppigkeit an die Stelle der alten Einfachheit getreten, während die Pflege der Wissenschaften vielfach gänzlich vernachlässigt wurde. Allgemein sah man die Notwendigkeit einer abermaligen Reform ein, und aus diesem Bestreben entstanden mehrere besondere Zweige des

Benediktiner=Ordens, wie die Cluniazenser und die Cisterzienser. Aber auf der andern Seite wollte man die alte, bewährte Form beibehalten und suchte nur durch besondere Einrichtungen die Herstellung und Erhaltung der ursprünglichen Regeln zu sichern. Papst Innocenz III. ordnete 1228 Visitationen und regelmäßig nach je 3 Jahren wiederkehrende Kapitel an zur Beratung von Verbesserungsvorschlägen. Das Konzil von Vienne verbot 1311 allen Putz und Schmuck, sowie das Tragen von Waffen, und Papst Benedikt XII. teilte in der Benedictina die Klöster in Provinzen, für deren jede ein besonderer Visitator ernannt wurde, und gab eine Reihe von Bestimmungen zur Hebung der Orden. Auf Einladung des Konzils von Konstanz versammelten sich daselbst 1417 die Äbte der Erzdiözese Mainz und auf Befehl des Papstes Martin V. diejenigen der Diözesen Trier, Köln, Münster, Utrecht, Metz, Toul und Verdun, 59 an der Zahl, in Trier, um die nötigen Reformen festzustellen. Das Konzil zu Basel genehmigte 1439 die 39 Artikel derselben, und bereits 1440 führte sie Abt Johann von Hagen in der sogenannten Bursfelder Kongregation (den Klöstern in Bursfeld [Hildesheim], Berghausen, Duisburg, St. Peter zu Erfurt) ein, nachdem bereits sein Vorgänger Johann von Minden die Reform mit Glück begonnen hatte. Von hier aus verbreitete sie sich rasch unter dem Namen der Bursfelder Reform über sämtliche Benediktiner=Niederlassungen und blieb bis in die neueste Zeit maßgebend.

Die Zahl der im Gebiete der Eifel und an der Mosel nach und nach entstandenen Klöster — auch andere, später gestiftete Orden wurden mit der Zeit eingeführt — war eine unverhältnismäßig große, so daß die Ordensniederlassungen, obschon die meisten Segen im Lande verbreiteten, schließlich hier und da doch als eine Last empfunden wurden.

## 1. Prüm.

Nach der Besitzergreifung des linken Rheinufers durch die Franken und der Gründung des Frankenreiches erbauten frühzeitig die Edlen in den ihnen überwiesenen Besitzungen feste Burgen, von

denen aus sie das Land verwalteten und die unterworfenen früheren Besitzer im Zaume hielten. So erhoben sich in den einzelnen Gauen der Eifel mehrfach Grafensitze, um welche Ansiedelungen von Hörigen und auch von Freien entstanden; diese bildeten bald die Mittelpunkte der neuen christlich-germanischen Kultur. Da in erster Linie die Geistlichkeit und namentlich die Mönche deren Träger waren, so suchte man, der ganzen Richtung der Zeit entprechend, deren Macht und Ansehen zu fördern, um durch sie das Volk zu heben und nützliche Unterthanen heranzubilden. Daher wurden allerwärts Klöster gegründet, denen jeder, der überhaupt etwas zu vergeben hatte, Geschenke an Land und Gut zuwandte, in der Hoffnung, hierdurch dem eigenen Seelenheile zu nützen.

So bestand um das Ende des 7. Jahrh. an der Kyll die feste Burg Mürlenbach, die der Familie der Karolinger gehörte; dort wohnte mit ihrem Sohne Charibert (Heribert) die gleichnamige Großmutter der Bertrada (Bertha), der Gattin Pippins des Kleinen. Im Jahre 720 ließ sie auf der Grenze des Bit- und Ardennengaues am Prümbache da, wo sich in seinem Oberlaufe die Berge des rechten Ufers den Höhen des linken nähern, so daß eine Einengung des Wiesenthales entsteht, eine kleine Kirche zu Ehren der Gottesmutter Maria und der Apostelfürsten Petrus und Paulus nebst einigen Mönchszellen inmitten des sonst noch mit Wald bestandenen Landes erbauen. Die Mönche waren wahrscheinlich schon Benediktiner; wenigstens wohnten später hier nur Mönche dieses Ordens, und Nachricht über eine Änderung in der Besiedelung ist nicht überliefert.

Bertrada, die Enkelin der Gründerin und Gemahlin des ersten Königs aus dem Hause der Karolinger, bestimmte ihren Gatten, ein größeres Kloster zu bauen (763), dem er weite Gebiete zuwandte, die teilweise noch von Wäldern bedeckt waren und erst der Kultur gewonnen werden sollten, teilweise aber auch schon blühende Ansiedelungen trugen; sie lagen im Moselgau (Marnigum—Mehring, Sciacum—Schweich), im Eifelgau (an der Erft), im Bit- und Carosgau (Birgisburias, Birresborn an der Kyll; Wathitlendorf—Wetteldorf bei Schönecken; Romairovilla—Rommersheim) am Nieder-

rhein und im Speiergau. Der dem Königshause verwandte Assuerus war der erste Abt des Klosters, und durch ihn kam St. Goar am Rhein in den Besitz von Prüm, in welchem es verblieb, bis es als Hauptstadt der niederen Grafschaft Katzenellenbogen 1497 an den Landgrafen von Hessen kam, dem es im 16. Jahrh. endgültig verkauft wurde. Gleich bei der Begründung des Klosters hatte Pippin bereits mit der Erbauung einer großen Kirche begonnen, die aber erst durch Karl den Großen am Ende des 8. Jahrh. vollendet wurde, da infolge der Kriege der Bau nur langsam fortschritt. Als Papst Leo III. 799 nach Paderborn zu Karl d. Gr. kam, begleitete er diesen auf seiner Rückkehr nach Aachen und nach Prüm, wo er eine Kirchenversammlung abhielt und in Gegenwart von 360 Bischöfen und anderen geistlichen Würdenträgern die neue Kirche feierlich einweihte. Aus dieser Thatsache geht hervor, in welch hohem Ansehen das Kloster bereits bei dem Könige stand, und daß der Ort auch schon eine gewisse Bedeutung und Größe erlangt hatte.

Dem Reichsgesetze vom J. 802 entsprechend wurde nun bald von den Mönchen eine Elementar- und eine höhere Schule zur Ausbildung von Geistlichen eröffnet; die letztere blühte während des ganzen Mittelalters ganz außerordentlich und war weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus als eine Pflanzstätte der geistigen Kultur berühmt. Schüler aus allen Teilen Deutschlands und der benachbarten Länder eilten hierhin, und eine große Anzahl bedeutender Männer ist aus dieser Schule hervorgegangen. Aber auch die Pflege des Ackerbaues, des Weinbaues und der übrigen Zweige der materiellen Kultur ließen sich die Mönche angelegen sein, indem sie nicht blos ihre eigenen Güter zu Musteranstalten machten, sondern auch das Volk zur regelrechten Einrichtung des Landbaues anleiteten. So erscheint denn Prüm, wie in jenen Zeiten die Klöster allgemein, als Hauptträger der gesamten Kultur.

Der zweite Abt von Prüm war Tancrad, der sich der persönlichen Freundschaft Karls d. Gr. und seines Sohnes Ludwigs des Frommen zu erfreuen hatte und von beiden häufig zu Rate gezogen, dafür aber auch mit weiteren Gütern bedacht wurde. Um die fern-

ab liegenden Besitzungen im Sinne des Stammklosters zu verwalten, legte er auswärts an der Maas, am Rhein und im Speiergau mehrere Tochterklöster an. Sein Nachfolger Marcward (829—854) aus dem Hause der Grafen von Bouillon, gründete als ein solches Tochterkloster im Petersthale an der Erft 830 oder 836 ein Kollegiatstift, das bald eine fast ebenso hohe Bedeutung erlangte, wie Prüm selbst, und den Namen Monasterium Eifliae — Münstereifel — erhielt. Er genoß bei der Familie der Karolinger dasselbe hohe Ansehen, wie seine beiden Vorgänger. Während des Kampfes zwischen Ludwig dem Frommen und seinen drei älteren Söhnen (833) hielt sich der vierte, damals 11jährige, von der zweiten Gemahlin Judith geborene Sohn Karl der Kahle, der schon den Titel eines Königs von Alemannien führte, im Kloster zu Prüm auf. Durch den Vertrag zu Verdun kam dieses zu dem Kaiserreiche Lothars I., der eine besondere Vorliebe für dasselbe hegte und es mit weiteren reichen Geschenken bedachte. Als er, der Herrscherbürde müde, sich von der Welt zurückziehen wollte, wählte er Prüm, um hier im Frieden der Kosterzelle seine letzten Tage in Ruhe zu beschließen. Aus seiner Krone ließ er ein Kruzifix anfertigen, welches bis zur französischen Zeit noch im Kloster vorhanden gewesen, dann aber verschwunden sein soll. Er trat 855 unter Egil, dem vierten Abte, in das Kloster ein, starb aber schon am 28. September desselben Jahres und wurde in der Abteikirche beerdigt. Die Kenntnis der Grabstätte war verloren gegangen, bis man 1861 bei Nachforschungen die sterblichen Reste des Kaisers wieder auffand; nun ruhen sie vor dem Hochaltar in einem prachtvollen, von Kaiser Wilhelm I. geschenkten Sarkophage.

Auch Lothar, der zweite Sohn des Kaisers, der ihm in der Herrschaft Lothringens 855 folgte, vermehrte wie sein Vater die Besitztümer von Prüm und verlieh der Abtei 861 sogar das Münzrecht. Nach dem Tode Lothars 869 fiel Prüm durch den Vertrag zu Mersen am 8. August 870 an Ludwig den Deutschen und damit an das deutsche Reich. Damals bereits galt das Kloster für eines der reichsten in ganz Deutschland. Dieser Ruf mag mit die Veranlassung gewesen sein, daß die Normannen, welche damals mit ihren

Schiffen auf Schelde, Maas und Rhein, ohne irgendwo ernstlichen Widerstand zu finden, raubend und plündernd in Deutschland einfielen, auch nach Prüm kamen. Am Dreikönigentag 882 erschienen sie dort, raubten alles, was die Mönche nicht in der Eile hatten in Sicherheit bringen können, und zerstörten die Abtei durch Feuer. Drei Tage lang dauerte die Plünderung, ohne daß von irgend einer Seite Hilfe gekommen wäre. Als die Räuber mit ihrer reichen Beute weggezogen waren, lagen die stolzen Gebäude nur noch als rauchende Trümmerhaufen da. Doch der Abt Ansbald suchte sofort mit großen Anstrengungen und unterstützt durch die reichen Geschenke, die von hoch und niedrig dem Kloster aufs neue zugewandt wurden, die zerstörten Gebäude wieder in ihrem alten Glanze aufzurichten. Um diese Zeit wurde Hugo, ein Enkel des Kaisers Lothar, von Karl dem Dicken, dem Sohne Ludwigs des Deutschen, der ihn als Miterben beseitigen wollte, geblendet und in das Kloster zu Prüm gesteckt, wo er bald darauf starb.

Zehn Jahre nach der ersten Plünderung, als kaum die alten Wunden zu vernarben begannen, erschienen die Seeräuber wieder in Prüm. Die meisten Mönche und die anderen Bewohner des Landes wurden ermordet; nur der Abt Farabert hatte sich mit wenigen Ordensbrüdern durch eilige Flucht gerettet. Auch diesmal wurde die Abtei vermöge des Reichtums ihrer auswärtigen Besitzungen rasch wieder hergestellt. Aber infolge der Verhältnisse scheint erklärlicherweise die Klosterzucht etwas gelockert gewesen zu sein; denn der 893 auf Farabert folgende Abt Regino, der die Ordensregeln wieder in strenger Form durchführen wollte, fand bei den Brüdern so heftigen Widerstand, daß er 899 aus seiner Stellung verdrängt wurde; er zog sich in das Kloster St. Maximin bei Trier zurück, wo er 915 starb. Sein Chronikon, welches die Geschichte der Franken und Alemannen bis zum Jahre 906 umfaßt, ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Karolinger.

Auch in der Folgezeit scheint die Disciplin nicht streng gewesen zu sein, während die äußere Macht und der Reichtum noch immer mehr wuchsen. Um das Jahr 1000 wollte Abt Udo, Graf von Namur, die ganze Ordnung reformieren und suchte, da er auf Wider-

stand stieß, Hilfe bei dem deutschen Könige Heinrich II., wo er sie auch fand. Namentlich eiferte er, wie es scheint, gegen den äußeren Glanz und die Prunksucht. Er und auch sein Nachfolger Immo, Graf von Sponheim, wollten die reichen Mittel mehr zu Werken der christlichen Barmherigkeit verwendet sehen.

Allmählich nahm der Umfang der Abtei weiter zu; das Klostergebäude mußte durch Rupert von der Are erweitert werden, um die Mönche alle aufnehmen zu können. Unter Gerardus, Graf von Vianden, dem 29. Abte, erreichte die reichsfreie Abtei wohl ihre höchste Blüte. Der Abt selbst, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und tiefer, überzeugungstreuer Frömmigkeit, stiftete das adlige Benediktinerinnenkloster zu Nieder-Prüm, etwa $^1/_2$ Stunde unterhalb der Abtei im Prümthale, schenkte diesem einen erheblichen Teil seines Privatvermögens und ließ 1190 die irdischen Reste der Heiligen Gordianus und Epimachus in der dort von ihm erbauten Marienkirche beisetzen, um dadurch das Ansehen der neuen Schöpfung bei den Gläubigen zu erhöhen. An Gütern nannte die Abtei damals 119 ihr eigen; sie lagen zum größten Teile in den Gebieten der Erzbistümer Trier und Köln, den Grafschaften Jülich und Luxemburg, aber auch weiter entfernt an der Maas, im Bistum Speier, in Geldern und Zütphen, selbst in der Picardie. Die letzteren stammten aus dem Vermächtnisse eines reichen Ritters Nithard vom Ende des neunten Jahrhunderts her, welches die Sage in dichterischer Weise zu einem auch bildlich in der Abteikirche dargestellten Wunder ausgeschmückt hat. Der Nachfolger Gerards, der Abt Cäsarius von Mylendonk, der sich 1216 in das Cisterzienserkloster zu Heisterbach im Siebengebirge zurückzog, hat in einem besonderen Werke die verschiedenen Besitzungen der Abtei Prüm beschrieben.

Die Äbte selbst, welche stets durch Wahl der Konventualen aus dem angesehensten Adel des Landes entnommen wurden, umgaben sich mit einem glänzenden Hofstaate, hatten Sitz und Stimme in dem deutschen Reichstage und standen unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Kaisers. Von Abgaben waren sie befreit und auch vom Heerbanne, stellten aber oft ein stattliches Fähnlein und zogen, dem Geiste

der Zeit folgend, trotz ihres geistlichen Amtes mit in das Feld. Selbst Herzöge und Grafen verschmähten es nicht, Besitzungen von der Abtei Prüm zu Lehen zu nehmen. So belehnte bereits Gerard von Vianden den Grafen von Katzenellenbogen mit St. Goar, das, wie bereits erwähnt, 1497 mit der Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen kam; gleichzeitig wurden auch der Herzog Heinrich von Limburg und Graf Heinrich von Sayn Vasallen der Abtei; die Grafen von Schleiden, Schönecken, Kerpen, Blankenheim, Neuerburg u. s. f. trugen Prümer Lehen.

Die rohen Sitten in der Zeit des Faustrechts konnten nicht ohne Einfluß auf die Abtei bleiben, deren Reichtum die kriegslustigen Nachbarn reizte. So waren im 13. Jahrh. die Grafen von Vianden Schirmvögte von Prüm und besaßen die äußerst feste Burg Schönecken, von der die Äbte behaupteten, sie sei widerrechtlich von den Grafen auf Prümer Eigentum erbaut worden, und über deren Besitz damals heftig gestritten wurde. Als nun auch noch über die Erbfolge zwischen verschiedenen Gliedern der gräflichen Familie Streit entstand, verwüsteten Luxemburger Truppen das Land, bis 1264 zunächst die Erbfolge und dann 1279 auch das Verhältnis zwischen Prüm und Schönecken dahin geregelt wurde, daß der damalige Besitzer, Graf Heinrich, die Burg und den Ort Schönecken als erbliches Lehen des Abtes von Prüm empfangen und behalten sollte. Durch die steten Kämpfe wurde das innere Leben des Klosters stark beeinflußt; denn der Sinn der Mönche wurde gänzlich durch die äußeren Verhältnisse in Anspruch genommen. Kulturarbeit und wissenschaftliches Streben traten in den Hintergrund, die Disciplin lockerte sich gewaltig, und das frühere hohe Ansehen schwand allmählich dahin. Dazu kam das Streben der größeren Staatsgebilde, die kleineren aufzusaugen. Namentlich suchte Erzbischof Balduin der Große, der Sohn Graf Heinrichs IV. von Luxemburg und Bruder Kaiser Heinrichs VII., einerseits seine beiden Erzbistümer Trier und Mainz auszudehnen, dann aber auch die innerhalb ihres Machtbezirks gelegenen, noch reichsunmittelbaren Grafschaften wie Eltz und Ehrenburg, namentlich aber die Abtei Prüm einzuverleiben, wobei ihn freilich auch der Gedanke leitete, das Reich zu stärken, da er mit richtigem Blicke

erkannte, daß an dem allgemeinen Niedergange des Landes, an den traurigen Zuständen in allen Teilen des Reiches die Kleinstaaterei die Hauptschuld trug. Als er 1332 Kaiser Ludwig dem Baier 3000 Mark Silber lieh, erhielt er dafür das Recht, den Abt von Prüm mit den Regalien zu belehnen, wodurch er in die Lage kam, in die innere Verwaltung der Abtei einzugreifen. Seine nächste Handlung war, die Klosterzucht einer strengen Reform zu unterwerfen. Der damalige Abt war Graf Heinrich von Schönecken, der Sohn des oben bereits genannten Heinrich, der 1279 mit der Burg seitens des Prümer Abtes belehnt worden war, und ein jüngerer Bruder des durch seine Gewaltthaten berüchtigten Grafen Hartrard von Schönecken. Unter ihm entstand die sogenannte Spring-Prozession, welche am Tage nach Christi Himmelfahrt, wie die noch jetzt jährlich in Echternach zu Pfingsten gefeierte, in hüpfendem Gange, drei Schritte vorwärts und einen zurück, zur Kirche zog. Über Veranlassung und Zweck dieses merkwürdigen Gebrauches ist uns nichts Sicheres bekannt; er wurde zur Zeit der französischen Herrschaft aufgehoben.

Unter dem folgenden Abte, dem Grafen Diether von Katzenellenbogen, sanken Macht und Ansehen der gefürsteten Abtei weiter infolge der fortgesetzten Kämpfe gegen die eigenen Vasallen. Dies nahm Kurfürst Balduin erneut zum Anlaß, die Einverleibung der noch unabhängigen Abtei in das Erzbistum Trier weiter zu betreiben. Sein Großneffe Karl IV. hatte ihm seine Erhebung zum deutschen Kaiser zu verdanken und versprach 1348 seinem Großoheim die gewünschte Einverleibung; aber die Mönche fügten sich dieser Anordnung nicht, sondern der Konvent wählte nach dem Tode Diethers den Johannes von Merl zum Abte und nach dessen baldigem Hinscheiden 1354 Theodorich, Graf von Kerpen, ohne daß Balduin oder Karl es hätten hindern können. Diese Äbte erhielten ihre Bestätigung durch den Papst, der auf der Seite des Klosters stand. Unter Theodorich wurde das Gebiet von Prüm aufs neue der Schauplatz wildester Kämpfe und schwerer Verwüstungen. Vasallen des Klosters durchzogen raubend und plündernd das Land und drangen in die Stadt ein; Abt und Mönche mußten fliehen; ein Teil wandte

sich nach dem Tochterkloster Münstereifel. Bei der Rückkehr fand der Abt das Kloster stark verwüstet, und statt der früheren 100 Ordensbrüder waren nur noch 16 vorhanden. Die vordem so reichen Einkünfte blieben vielfach aus, da die Lehnsleute bei der allgemeinen Verwüstung gar nicht in der Lage waren, die festgesetzten Abgaben zu liefern. Die Mönche hatten die Pflicht, mit dem Abte gemeinsam alle Unkosten für die Erhaltung der Klostergebäude, der Kirche und ihrer inneren Ausstattung, für die Beschaffung der Paramente u. s. f. zu tragen; aber dazu waren auch sie zur Zeit nicht in der Lage. Daher sah sich Theodorich genötigt, eine weitgreifende Reform vorzunehmen, indem er den Mönchen, von denen stets 25 den Gottesdienst in der Kirche Tag und Nacht aufrecht erhalten mußten, die Einkünfte der Abtei aus Ahrweiler, Arnheim, Bachem (an der Ahr), Birresborn, Kesseling (nördlich von Adenau), Schwirzheim (östlich von Prüm), aus dem Weinberge „Ferkel" bei Mehring a. d. Mosel, von den Mühlen bei Rommersheim und Olzheim überwies; der Rest verblieb dem Abte.

Die Abtei erschien so geschwächt, daß der alte Plan ihrer Einverleibung in das Erzbistum Trier für leicht durchführbar gehalten wurde. Daher übertrug Karl IV. 1376 in Bacharach das Benediktiner-Kloster in Prüm mit allen seinen Rechten, Besitzungen und Einkünften auf den damaligen Kurfürsten Kuno, und diese Schenkung wurde noch im selben Jahre von seinem zum Nachfolger bestimmten Sohne Wenzel bestätigt. Der päpstliche Stuhl schien jetzt dieser Maßregel freundlicher gegenüberzustehen; Bonifaz IX., den die Deutschen als rechtmäßigen Papst anerkannten, während sie seine beiden Gegenpäpste, Klemens VI. und Benedikt XIII. als Schismatiker betrachteten, gab 1397 seine Bestätigung zu dieser Einverleibung. Aber trotzdem wurde nach Theodorichs Tode Friedrich von Schleiden von dem Konvente zum Abte gewählt und erhielt auch gegen die früheren Bestimmungen von Wenzel 1398 die Belehnung mit den Regalien; auch Papst Bonifaz widerrief 1399 die frühere Bulle und bestätigte die Wahl Friedrichs. Infolgedessen blieb die Reichsunmittelbarkeit der Abtei Prüm zunächst bestehen.

1471 wurde bestimmt, daß nach dem Tode des damaligen Abtes Johann von Esch für die Lebenszeit des Kurfürsten Ludwig von Baden die Abtei an Trier fallen solle. Dieser gelangte schon 1472 in den Besitz von Prüm, leistete aber bereits 1477 wieder Verzicht; weshalb dies geschah, ist unbekannt.

In der Reformationszeit suchte Graf Wilhelm von Manderscheid, der gleichzeitig Abt von Stablo-Malmedy und Prüm (1513—1546) war, eine strenge klösterliche Zucht dadurch wieder herzustellen, daß er die Disciplin einführte, welche durch Johann von Hagen, Abt in Bursfeld bei Hildesheim, 1440 auf Grund der im vorhergehenden Jahre vom Baseler Konzil genehmigten 39 Artikel zur Reform des Benediktiner-Ordens festgesetzt war. Er selbst zeigte sich als ein außerordentlich thätiger, strenggläubiger Mann, der in jener bewegten Zeit fest zum alten Glauben stand und in den drei Abteien strengste Zucht hielt. Unter seinem Neffen und Nachfolger, Christoph von Manderscheid, bewog wieder der damalige Trierer Erzbischof Jakob von Eltz den Papst Gregor XIII. und den Kaiser Maximilian II. zu der Bestimmung, daß nach Christophs Tod die Abtei Prüm an Trier fallen solle. Dies vollzog sich 1576, und damit verlor die Abtei die Selbständigkeit, welche sie über 800 Jahre unter 45 Äbten bewahrt hatte. Seit dieser Zeit führte der Erzbischof von Trier das Wappen (weißes Lamm mit purpurrotem Fähnchen) und den Titel des Abtes von Prüm und hatte auch im Fürstenkollegium auf dem Reichstage für dieses eine besondere Stimme. An die Spitze der Mönche trat nun ein Prior. Das Kloster und seine Güter waren bei der Übernahme durch das Erzbistum schwer verschuldet; Jakob von Eltz verkaufte daher St. Goar an Hessen, in dessen Besitz es schon seit 1497 war, und sein zweiter Nachfolger Lothar von Metternich trat gegen entsprechende Geldentschädigung eine Reihe von Besitzungen an Casimir von Nassau, Graf von Geldern, ab.

Der Konvent konnte den Verlust der Selbständigkeit nicht verschmerzen, sondern versuchte noch zweimal, sie wieder zu erlangen. Als nach dem Tode des Kurfürsten Karl 1715 nicht sofort ein neuer Erzbischof gewählt wurde, sondern ein Interregnum eintrat, ver-

weigerte der Prior Kosmas Knauff im Einverständnis mit dem Konvent dem Domkapitel in Trier den Gehorsam, da nur der Erzbischof persönlich das Recht der Administration habe; doch der Prior wurde gefangen genommen und nach Ehrenbreitstein abgeführt und so der Versuch, die Selbständigkeit wieder zurückzuerhalten, unterdrückt. Aber es gärte unter den Mönchen fort, und als 1768 nach dem Tode Johann Philipps von Trier ein neues Interregnum eintrat, lehnte der Konvent wiederum jeden Gehorsam dem Domkapitel gegenüber auf das Entschiedenste ab. Dieses bot eine Abteilung Truppen auf, um die widerspenstigen Mönche zu zwingen, aber der Sturm auf das in Verteidigungszustand gesetzte Abteigebäude wurde von den Mönchen abgeschlagen. Erst einem größeren Truppenaufgebot mit 4 Kanonen und 2 Haubitzen gelang es, den Widerstand zu brechen und die Mönche zur Unterwerfung unter die Herrschaft des Domkapitels zu bringen.

Zur Zeit der französischen Herrschaft wurde 1803 das Kloster von der Regierung aufgehoben, die noch immer zahlreichen Besitzungen eingezogen und verkauft, die kostbare Bibliothek und das Archiv leider verschleudert. Das unter den Kurfürsten Franz Georg von Schönborn und Johann Philipp von Walderdorf in der Mitte des 18. Jahrh. neu erbaute Abteigebäude wurde der Gemeinde Prüm geschenkt unter der Bedingung, daß sie darin eine École secondaire errichte. Diese wurde 1856 in ein Progymnasium und 1893 in ein vollständiges Gymnasium umgewandelt, welches mit einem bischöflichen Konvikt verbunden ist; seine Klassenräume und ein Teil der Lehrerwohnungen befinden sich ebenso wie das Amtsgericht und andere öffentliche Anstalten im alten Kloster. Das Refektorium der Abtei befand sich in dem gotischen Gebäude, welches gegenüber dem jetzigen Gasthofe zum Stern, der alten Dechanei, liegt.

Die Abteikirche, die schon von weitem das Auge des Wanderers auf sich zieht, ist im 18. Jahrh. im Barockstil umgebaut worden. Ihr Inneres ist sehr sehenswert, namentlich enthält es sehr schöne Chorstühle, deren reiche Schnitzereien im Renaissancestil Scenen aus dem Leben des hl. Benedikt darstellen; zwischen je zwei solcher

Darstellungen befindet sich der Porträtkopf eines aus dem Benediktiner-Orden hervorgegangenen Papstes. Eine Reihe beachtenswerter alter Gemälde aus der früheren Abtei ist im Pfarrhause untergebracht.

Die Stadt Prüm, die sich durch allmähliche Ansiedelung im Bannkreise der Abtei gebildet hat, liegt sehr schön an dem Abhange des von einer Kapelle gekrönten Kalvarienberges in einer Verengung des Prümbachthales. Auf der linken Bachseite sind die sanft ansteigenden Höhen mit herrlichem Buchenwalde bedeckt, der dicht bis an die letzten Häuser der Stadt heranreicht.

Prüm ist seit seiner Einverleibung in die preußische Monarchie (1815) entschieden in erfreulicher Entwicklung begriffen. Es ist Sitz der Kreisbehörden und eines Amtsgerichtes und jetzt auch durch die Eisenbahn über Gerolstein mit Köln, der Osteifel, bzw. Andernach am Rhein und Trier, über St. Vith mit der Westeifel, Aachen und Luxemburg verbunden. Vor Eröffnung der Bahn bildete es für den Postverkehr einen sehr wichtigen Knotenpunkt, da sich hier mehrere der belebtesten Landstraßen vereinigen, besonders die, welche von Köln und Aachen nach Trier führen. Die Lederindustrie, die seit alter Zeit hier heimisch ist, hat sich dank der rührigen Thätigkeit der Bewohner ihren alten Ruhm, vorzügliche Erzeugnisse herzustellen, trotz aller Schwierigkeiten bis in die Gegenwart stets bewahrt.

## 2. Münstereifel.

Der Abtei Prüm wurden schon bei ihrer Gründung von Bertrada und bald nachher von anderen zahlreiche Geschenke zugewandt an Gütern, Zehnten und Lehen. So erhielt sie auch zum Eigentum (oder zum Lehen?) das obere Thal der Erft, Petersthal genannt, von dem es nicht festgestellt ist, ob es bereits früher angebaut oder noch von jungfräulichem Urwalde bedeckt war. Der dritte Abt, Marcward (829—853), gründete hier aus Mitteln der Abtei eine Zweigniederlassung, offenbar zur Ausdehnung der Kultur und zur Urbarmachung dieses weiten Gebietes. Das Kloster erhielt den Namen

Monasterium Eifliae, woraus sich der jetzige Name Münstereifel allmählich gebildet hat. Es wurde mit mehreren Mönchen besetzt, die man von Prüm hierher geschickt hatte, und blühte rasch auf, seitdem der genannte Abt Marcward von seiner im Auftrage des Kaisers Lothar unternommenen Romreise (844) für das junge Kloster als Geschenk des Papstes Sergius II. die Reliquien der beiden Märtyrer Chrysanthus und Daria mitgebracht hatte, welche dort feierlichst beigesetzt wurden und jetzt noch in der Krypta der Stiftskirche ruhen. Das Grab der genannten Heiligen wurde rasch das Ziel zahlreicher frommer Waller von nah und fern, durch welche dem Kloster manche Stiftung zufloß. Bereits 898 erhielt es von dem Könige Zwentibold von Lothringen das Münz- und Zollrecht.

Infolge des steten Verkehrs entstand bald bei dem Kloster und seiner Kirche eine Ansiedelung, so daß sich ein Ort bildete, der die Einrichtung einer geregelten Verwaltung nötig machte. Unklar ist es, wer eine solche veranlaßte, ob die Abtei Prüm, unter deren Herrschaft Münstereifel stand, und welche die Pröpste und Dechanten ernannte, der Klosterkonvent selbst, oder die Grafen von Are (von Hochstaden), welche schon früh als Schirmvögte (advocatus loci) des weiten Gebietes nördlich der Ahr bis zur Roer erscheinen. Im Jahre 1086 wird in einem Schenkungsakte ein gewisser „Arnold" als praefectus urbis aufgeführt, woraus wohl hervorgeht, daß die Ansiedelung bereits einen erheblichen Umfang angenommen hatte. Dabei waren inzwischen auch die Mönche selbst in dem Gefühle der Bedeutung des Klosters und des Ortes bestrebt gewesen, sich von ihrem Mutterkloster frei zu machen. Infolge der Verhandlungen wurde Münstereifel um 1100 säkularisiert und in ein Kollegiatstift umgewandelt, wobei sich aber die Abtei Prüm eine Art Lehnsoberherrlichkeit über die von ihr früher geschenkten Güter vorbehielt. Die Stiftsherren wohnten nicht mehr in einem gemeinsamen Kloster, sondern ein jeder hatte seine getrennte Wohnung und seinen besonderen Haushalt. Das verlangte zwar sehr viel größere Ausgaben, jedoch konnten diese durch die bedeutenden Schenkungen und Stiftungen des Adels gedeckt werden. Theodorich, Graf von Are, erscheint in

Akten von 1110 als advocatus, 1112 als summus advocatus, während ein subadvocatus, also ein Untervogt, die eigentliche Arbeit zu besorgen hatte, so daß der Obervogt wohl nur ein Ehrenamt führte. 1119 wurde nach dem Tode Theodorichs von dem Prümer Abte der Graf Gerhard III. von Jülich mit dem Amte eines Vogtes von Münstereifel belehnt. Daß die Stadt damals eine größere Bedeutung gehabt hat, dafür spricht die Thatsache, daß Heinrich IV. hier 1102 einen Fürstentag abhielt, um über die Stellung der Vögte zu beraten, welche sich in den Wirren jener Zeit mancherlei Übergriffe erlaubt hatten. Um die Mitte des 12. Jahrh. tritt ein Graf Lothar von Hochstaden als Schirmvogt auf, so daß also dieses Amt zunächst nicht als erbliches Lehen erscheint.

Im Jahre 1230 erfolgte die Belehnung des Grafen Wilhelm VI. von Jülich mit der Vogtei, aber nicht mehr durch den Abt von Prüm, sondern durch den Pfalzgrafen Otto; es mußte also das Verhältnis zwischen Münstereifel und Prüm schon weiter gelockert und zu einem leeren Scheinverhältnis herabgesunken sein. 1246 erscheint wieder der letzte Graf von Hochstaden, Friedrich, als Träger des Lehens und zwar als eines erblichen; er verschenkte nämlich in jenem Jahre, da er kinderlos war, seine Stammherrschaft mit den Schlössern Hochstaden, Are (Altenahr) und Harth nebst allen daran haftenden Gerechtsamen an seinen Halbbruder Konrad, Erzbischof von Köln, und damit indirekt an das Erzstift selbst. Gleichzeitig verpfändete er an Köln die Prümer Lehen zu Münstereifel, Rheinbach, Ahrweiler u. s. f. Prüm sah jedoch bei dem Tode Friedrichs 1247 diese Lehen als erledigt an und suchte sich nun wieder in den Besitz aller seiner früheren Rechte über das Kloster, die Stadt Münstereifel und die übrigen Gebiete zu setzen. Allein Erzbischof Konrad von Köln verstand es durch seine Klugheit und Thatkraft, den damaligen Administrator von Prüm, den Erzbischof Arnold von Trier, und den Abt Gottfried zu einem Vertrage (Juni 1247) zu bewegen, durch welchen Köln die Hochstadenschen Lehnsgüter, also im besonderen die Erbvogtei und alle oberherrlichen Rechte über Münstereifel behielt. Die Übertragung jener Güter an Kurköln wurde jedoch von Walram, Herrn

14*

von Bergheim und nach dem Tode seines Bruders Wilhelm VII. auch Graf von Jülich, nicht anerkannt, indem er als Gatte der Mathilde, der Schwester des Grafen Friedrich, Anspruch auf sämtliche Familiengüter und Lehen erhob. Der hierdurch entstandene Streit wurde 1265 durch einen Vertrag mit Erzbischof Engelbert II., dem Nachfolger Konrads, beendet. Köln behielt durch diesen Vergleich die Hochstadenschen Besitzungen, Walram aber erhielt alle Lehen, und zwar je nach ihrer ursprünglichen Herkunft vom Erzbischofe, vom Abte oder vom Pfalzgrafen. Prüm gestand im besonderen zu, daß seine Hoheitsrechte über Münstereifel mit der Zeit unnütz, ja sogar lästig geworden seien und verzichtete auf die Scheinherrschaft; doch wurde ihm 1298 in einem Vertrage unter erneuter Anerkennung der früheren Abtretung der Oberhoheitsrechte das Patronat über die Pfarreien in Ahrweiler, Kesseling, Tondorf, Sarresdorf und Linnich zugesichert.

Seit 1247 ist daher Münstereifel dauernd mit Jülich vereinigt, welches 1337 Markgrafschaft und 1357 Herzogtum wurde, und teilt dessen Schicksale bis zur Auflösung des deutschen Reiches. Im Kollegiatstift verschwindet das Amt des Propstes, und nur ein Decanus capitularis erscheint in den nächsten Jahrhunderten noch als Vertreter desselben.

Mit dem Ausbruche des 30jährigen Krieges drohten dem Städtchen und dem Stift schwere Drangsale. Um diesen zu entgehen, namentlich um die sog. Immunität vor den umherziehenden Banden zu schützen, umgab der Konvent mit ausdrücklicher Zustimmung der städtischen Behörden den ganzen Ort mit Pallisaden. Diese gewährten aber keinen nachhaltigen Schutz; denn abwechselnd besetzten die Truppen der Liga, der Schweden und der Franzosen die Stadt, welche durch die Kontributionen, Einquartierung u. s. f. viel zu leiden hatte. Dazu kam, daß schon 1609 beim Tode Johann Wilhelms, des letzten Herzogs von Jülich-Kleve, der bekannte Erfolgestreit zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg ausbrach. Anfänglich hatten diese sich gegen die Ansprüche von dritter Seite zu einer gemeinsamen Verwaltung geeinigt, befehdeten sich aber dann heftig untereinander, bis 1629

zwischen ihnen ein Vertrag zustande kam, demzufolge der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg das Herzogtum Kleve und die Grafschaft Mark erhielt, dagegen die Herzogtümer Jülich und Berg an den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, Herzog von Neuburg, fielen. Damit kam denn auch Münstereifel in den Besitz von Pfalz-Neuburg, in dem es bis zur französischen Zeit verblieb.

Obschon 1618 ein Kapuzinerkloster gegründet worden war, dessen Insassen die Pfarrgeistlichkeit der Stadt und der Umgebung in der Seelsorge unterstützen sollten, fand in der Zeit der gemeinsamen Verwaltung die Reformation Eingang. Die 29 Stellen des Stiftes — denn die 30te war dem Erzbischof von Trier als Administrator der Abtei Prüm vorbehalten — wurden bei Vakanzen in den Monaten Januar, Mai und September von dem Kurfürsten von Brandenburg, in den Monaten März, Juli und November von dem Kurfürsten von der Pfalz, in den übrigen Monaten aber durch Wahl von dem Stifte selbst besetzt; dies Verhältnis bestand auch im 18. Jahrh. noch. Die Stiftsherren fürchteten unter diesen Umständen für den Bestand des Kollegiatstiftes und suchten mit allen Mitteln die weitere Ausbreitung der Reformation zu verhindern. In diesem Bestreben stand der Magistrat auf ihrer Seite, der sich an den Erzbischof von Köln, Ferdinand von Bayern, zu dessen Diözese Münstereifel gehörte, um Überweisung einer Jesuitenniederlassung wandte. Im Jahre 1625 erschien infolgedessen ein Mitglied des Jesuitenordens mit einem Laienbruder und wurde von dem Dechanten von Beck freundlichst aufgenommen. Seine Thätigkeit in Predigt und Unterricht fand bei den Katholiken solchen Beifall, daß zahlreiche Bürger an den Kurfürsten von der Pfalz die Bitte richteten, ein Jesuitenkollegium errichten zu dürfen, für welches die Weberzunft ihr sehr bedeutendes Grundeigentum hergab und die Stadt ein neues Haus mit Garten und auch bares Geld schenkte. Zahlreiche andere Vermächtnisse wurden von allen Ständen dem Kollegium zugewandt, und 1659 war der Bau des Klosters wie der Kirche und der Schule auf einem städtischerseits geschenkten Platze aus den von der Stadt und dem Pfalzgrafen gewährten Mitteln fertiggestellt. Die höhere Schule, das jetzige

Gymnasium, auf welchem die Humaniora und Grammatik, Philosophie und Theologie gelehrt wurden, erfreute sich bald eines guten Rufes in Westdeutschland; 1634 zählte sie bereits 134, 1653 sogar 204 Schüler.

Den Bemühungen der Jesuiten gelang es nicht bloß, die weitere Ausbreitung der neuen Lehre, sondern auch die Bildung einer protestantischen Gemeinde in Münstereifel zu verhindern; aber dem Kollegiatstift der Benediktiner wandte sich das Wohlwollen der Bewohner weniger zu, als früher, und die Schenkungen flossen dorthin weniger reichlich, so daß es in den schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges die sich stets erneuernden Kontributionen bisweilen nur unter schweren Opfern zu leisten vermochte. Um die vom Kölner Erzbischof ausgeschriebenen allgemeinen Steuern aufzubringen, mußte es 1631 für ein Darlehen von 1500 Thalern an einen Otto von Gimmenich die Zehnten, Gefälle nebst Jurisdiktion über die Orte Kirchsahr und Vischel verpfänden und auch in den folgenden Jahren neue Schulden machen, so daß nach der Beendigung des 30jährigen Krieges die wirtschaftliche Lage des Kollegiatstiftes als eine mißliche erscheint, obschon nun wieder manche Zuwendungen erfolgten. Es mußten daher noch mehrmals neue Darlehen aufgenommen werden; 1710 verleibte der Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz zur Hebung der Schwierigkeiten dem Stifte das Pastorat von Kirchheim ein. Als das Stift später (1768) in seiner Notlage die ihm als Zehnten und Pacht gelieferten Feldfrüchte zur Erzielung besserer Preise nicht mehr im kleinen an die Bürger der Stadt, sondern in größeren Massen nach außen verkaufen wollte, da suchte das Volk von Münstereifel sich dem zu widersetzen (1768), bewarf die Immunität mit Steinen und griff die Fuhrleute an. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV. wurde auch das Kollegium in Münstereifel aufgehoben; Kaiser Joseph II. bestimmte, daß es säkularisiert und aus seinen Einkünften die Schule fortgeführt werden solle. Die Jesuiten wurden Weltpriester und leiteten die Anstalt weiter; die für deren Erhaltung nicht erforderlichen Einkünfte wurden an die landesherrliche Hauptkasse in Düsseldorf ab=

geführt. Einige der Güter wurden in Domänen umgewandelt und gingen als solche bei der Besitznahme des linken Rheinufers durch die Franzosen in die Hand der französischen, 1815 in die der preußischen Regierung über, welche aber die Weingüter an der Ahr, die Waldungen und auch sonstige Domanialgüter (bis 1834) versteigerte. so daß nur ein kleiner Teil des alten Reichtums dem jetzigen Gymnasium verblieben ist.

Das Kollegiatstift erlitt bei der französischen Besitzergreifung das Schicksal aller übrigen ähnlichen Stiftungen; es wurde aufgehoben, die Güter wurden eingezogen und zu Schleuderpreisen versteigert.

## 3. Steinfeld.

Unter allen alten Abteien Deutschlands westlich des Rheines ist wohl keine so vollständig erhalten, wie diejenige von Steinfeld; sie liegt auf dem Kalkrücken, der sich vom Losheimer Walde nach Norden zwischen den Thälern der Urft und der Olef hinzieht und in dem prächtigen, von der Urft durchflossenen Wiesenthale zwischen Call und Gemünd endet. Ein sanft ansteigender, trefflicher Fahrweg führt von der Haltestelle Urft an der Eifelbahn in etwa $^1/_2$ Stunde zu den außerordentlich weitläufigen Gebäuden, welche im wesentlichen die Zeit der Kriege Ludwigs XIV. und der französischen Invasion glücklich überdauert haben. Die Dächer allein überdecken einen Flächenraum von $2^1/_4$ Hektar Ausdehnung, und die von den Ringmauern umschlossenen Gärten und Höfe sind $6^1/_2$ Hektar groß. Die alte Abteikirche zeigt trotz der zahlreichen inneren Umbauten in den verschiedensten Baustilen noch in ihrer ganzen Anlage den ursprünglichen spätromanischen, sogenannten Cisterzienserstil, in welchem sie 1142 errichtet wurde. Sie gewährt mit den massiven Abteigebäuden aus der Ferne einen außerordentlich gewaltigen Anblick. Der mächtige Mittelturm bildet eine Seltenheit in der Baukunst, indem er nicht auf den Pfeilern des Mittelbaues ruht, sondern sich kühn auf den Scheiteln der 4 großen Gurtbogen erhebt und von dort aus ins Achteck überkragt. Die Kirche ist eine Pfeilerbasilika mit

der bezeichnenden, gerade abgeschlossenen Kapellenreihe neben dem Hauptchor. 1388 durch englisch-luxemburgische Truppen teilweise zerstört, wurde sie im folgenden Jahre wieder hergestellt, wobei vornehmlich an der Westseite der Geschmacksrichtung der Zeit entsprechend spätgotische Motive Anwendung fanden. Im 17. Jahrh. wurden mehrfach einzelne Teile der Kirche zerstört; so auch durch Blitzschlag die Türme, von denen die beiden Seitentürme Hauben im Zopfstil erhielten, während der Hauptturm nicht wieder hergestellt, der Mittelturm aber mit einem spitzen Helme versehen wurde.

Hinter dem Hochaltare sieht man die Reste von 8 großen Heiligenbildern aus der Übergangszeit; im Chore und auch in der an der Nordseite im Renaissancestil angebauten Sakristei befindet sich altes Gestühle mit bemerkenswertem Holzschnitzwerk. Im Querschiffe sind die mehr als lebensgroßen, aus dem Ende des 15. Jahrh. stammenden Holzstatuen der hl. Maria, des hl. Potentinus und des sel. Hermann Joseph wegen der hervorragenden Schönheit ihrer Ausführung sehr beachtenswert. Der letztere war das berühmteste Mitglied der Abtei und starb 1241 zu Hoven bei Zülpich. Sein Grabmal befindet sich in der Mitte des Hauptschiffes; die Tumba ist von rotem Marmor aus einem Bruche zwischen Urft und Steinfeld, die Statue aus Alabaster hergestellt. Die Orgelbühne, ein Werk des Prämonstratenser-Chorherrn Windheuser aus dem Anfange des 18. Jahrh., und der trefflich erhaltene Kreuzgang sind gotisch. Manche andere Teile stammen aus der Rokoko- bzw. Zopfzeit.

Das Gebiet der Abtei gehörte zur Zeit Konrads I. und Heinrichs I. den Rittern von Hochstaden, Grafen von Are, welche weite Besitzungen in dem ganzen Gebiet der mittleren Eifel hatten. Das Land war mit Wald bedeckt, als Sibodo von Hochstaden, dem Waidwerk nachgehend, die Wildnis durchstreifte und hier ums Jahr 912 ein kleines Schloß mit Kapelle, dann aber daran anschließend ein Kloster erbaut haben soll, das er reichlich mit Gütern ausstattete. 920 erhielt der Gründer für seine Schöpfung von dem Stifte Carden an der Mosel mit Bewilligung des Trierer Erzbischofs Rudger die für die Kirche nötigen Reliquien, nämlich solche der Heiligen Poten-

tinus, Simplicius und Felicius, und der Kölner Erzbischof Hermann I. weihte wenige Jahre später das Kloster für Benediktinerinnen ein. Sibodo schenkte ihm noch Weingüter in Ellenz und Carden, sowie Ländereien in Nettersheim und Willerscheid bei Münstereifel.

Die Besitzungen nahmen, wie dies bei dem frommen Sinne jener Zeit leicht begreiflich ist, schnell zu; das Anwachsen des Reichtums aber führte von dem ursprünglichen und strengen Klosterleben ab; vielfach trat eine Lockerung der Sitten ein. So scheinen auch in Steinfeld, nachdem das Kloster über anderthalb Jahrhunderte durch Zucht und Frömmigkeit sich ausgezeichnet hatte, große Mißstände erwachsen zu sein; denn es wird in der Chronik erzählt: „degenerarunt mores in vita dissoluta“, und Graf Dietrich von Are bestimmte 1094 in Übereinstimmung mit dem Kölner Erzbischof Friedrich, daß die Nonnen nach Dünwald im Bergischen oder nach Olef versetzt und das Kloster in ein Benediktiner-Kloster umgewandelt werden solle. Als dieser Befehl sich nutzlos erwies und eine Änderung nicht eintrat, weil die Klosterinsassen die Autorität des Erzbischofs nicht anerkannten, erwarb dieser 1121 die Abtei von dem Grafen Dietrich und wandelte sie in ein Stift regulierter Chorherren des Augustiner-Ordens um. Zur Durchführung dieser Änderung berief er aus dem Kloster Springiersbach drei Chorherren aus alten, hochangesehenen Familien. Die Nonnen mußten weichen, und nach weiteren 2 Jahren wurde, um die strengste Innehaltung der Klosterordnung zu sichern, das Anwesen als Propstei dem damals in besonders hohem Ansehen stehenden Prämonstratenser-Orden übergeben; diese Überweisung wurde 1136 von Papst Innocenz II. genehmigt.

Der Ruf der Propstei verbreitete sich rasch durch ganz Deutschland, und bald wurden ihr reiche Geschenke von den verschiedensten Seiten zugewandt, so daß in einer von dem Erzbischof Philipp von Köln 1187 ausgestellten Bestätigungsurkunde der Besitzungen 22 Orte an der Ahr, an der Mosel und in den verschiedenen Bezirken der Eifel aufgeführt werden, in denen die 1184 zur Abtei erhobene Propstei Steinfeld Weinberge, Mühlen, Häuser, Grundstücke, Kirchen mit ihren Gütern, Zehnten u. s. f. als Eigentum besaß. Und noch immer mehrten

sich die Reichtümer; so schenkte der Graf von Are die Kirche in Zülpich, ein Gerhard Rifirs aus Blankenheim die baren Mittel zur Erwerbung eines Gutes in Sievernich, ein anderer Gönner Güter in Bessenich, Dietrich von Malberg solche in Zeltingen; mehrere andere Güter erwarb die Abtei aus eigenen Mitteln. 1197 wurde von Steinfeld aus das Kloster Niederehe, östlich von Hillesheim im Gebiete des Ahbaches, gegründet und mit Nonnen besetzt. Das Ansehen der Abtei wuchs gewaltig, ganz besonders aber in der ersten Hälfte des 13. Jahrh., als hier der im Rufe großer Heiligkeit stehende Hermann Joseph lebte und durch seine Predigt das Volk aus weiter Entfernung nach Steinfeld zog. Die Klöster in Niederehe, Reichenstein bei Montjoie im oberen Roerthal, Gartzen, Sayn, Meer bei Neuß, Dünwald, Marienstern, Hamborn, Mariengarden bei Leeuwarden in Holland, St. Bonifaz bei Dokkum, Strahow bei Prag, St. Vincenz bei Breslau u. a. m. wurden als Filialen der Abtei unterstellt, die außerdem über zahlreiche Pfarreien das Patronat und die Jurisdiktion ausübte.

Aber obschon immer neue Schenkungen der Abtei zugewandt wurden und sie 1276 vom Papst Johann XXI. das Recht erhalten hatte, ihre Mitglieder zu beerben, so war wohl infolge schlechter Verwaltung ihre wirtschaftliche Lage doch allmählich zurückgegangen. Lombardhäuser und Juden in Zülpich hatten an Steinfeld eine Forderung von mehr als 3000 Goldgulden; 1362 kommt es deshalb zur Pfändung des Hofgutes in Wehr, und 1374 muß die Abtei das Gut Franken bei Sinzig und den Zehnten daselbst an den Ritter Rollmann für 1500 schwere Gulden verkaufen. Da aber hierdurch die Schuldenlast noch nicht gedeckt war, so wurden 1387 an die Propstei zu St. Severin in Köln noch die Hofgüter zu Bachem, Bornheim, Currenhoven und Kelz, sowie an andere Käufer die Höfe zu Kirchesch, Driesch, Lüssem, Düttling u. a. m. meist zu Schleuderpreisen veräußert, obschon auch in diesen bedrängten Zeiten neue Schenkungen nicht ausblieben. Mehrere Äbte in der 2. Hälfte des 14. Jahrh. vermochten die Sorgenlast nicht zu ertragen; einige erlagen ihr, andere legten ihr Amt nieder. Dazu kamen die Leiden

des Krieges infolge des päpstlichen Schismas. Graf Walram von Luxemburg, ein Anhänger Papst Klemens VII., überfiel 1388 Steinfeld, angeblich weil der Konvent dem Gegenpapste Urban VI. gehuldigt hatte, erstürmte und plünderte das Kloster, wobei dieses teilweise durch Brand zerstört wurde, und schleppte den Abt Gottfried als Gefangenen weg. Für dessen Auslösung forderte Walram eine hohe Summe, welche die Abtei in den ohnedies so bedrängten Zeiten nicht zahlen konnte; der Abt wurde daher am 17. Dezember 1388 von dem rohen Kriegsvolke unter grausamen Martern ermordet.

Die äußeren Verhältnisse wieder günstiger zu gestalten und die innere Klosterzucht, welche in den vorangegangenen schwierigen Zeiten sich wohl gelockert haben mochte, zu heben, war das thatkräftige Streben von Gottfrieds Nachfolger Gerhard während seiner ganzen 24jährigen Regierung (1388—1412). In ersterer Beziehung waren seine Bemühungen nicht erfolglos; einen Teil der verschleuderten Güter brachte er wieder in den Besitz der Abtei und stellte die Kirche wie auch die Klostergebäude wieder her, so daß diese, wie es in einem Berichte heißt, wieder ein sehr gutes Aussehen zeigten. Seine Bemühungen um die Hebung des eigentlichen Klosterlebens waren dagegen nicht glücklich; das Übel war bereits zu tief eingefressen, als daß seine Beseitigung rasch und leicht hätte erfolgen können. Die Mönche widersetzten sich und scheuten, als der Abt mit nachdrücklicher Strenge die alte Zucht wieder herstellen wollte, selbst vor einem Verbrechen nicht zurück; Gerhard starb 1412 an Gift als ein Opfer seines edlen Pflichteifers.

Die Ereignisse der letzten Zeiten, die steten Kämpfe der kleinen Fürsten untereinander, das Bestreben der größeren Herrscher, die kleinen Staatswesen aufzusaugen, wobei die letztern nirgends genügenden Schutz fanden, bewogen den Abt Christian 1421 zu den 1393 durch Geschenk bereits erhaltenen 2 Häusern in Köln noch ein anderes daselbst bei St. Gereon zu kaufen, um dort in Zeiten der Bedrängnis eine sichere Zufluchtsstätte zu haben. Das Bestreben des Erzbischofs Dietrich, die Vorrechte der Klöster innerhalb seines Landes im allgemeinen und diejenigen der Abtei Steinfeld im be-

sonderen zu beschränken und sie so allmählich seiner Macht gänzlich zu unterwerfen, wurde zwar vom Papste auf die Beschwerden der verschiedenen Äbte und Konvente hin zurückgewiesen. Aber die Abtei litt doch schwer in dem Kampfe mit dem Erzbischof und dem Adel, da die zerstreut liegenden Güter öfters verwüstet wurden, so daß die Einkünfte aus ihnen stark schwanden oder ganz ausblieben. Dabei wütete die Pest in der Eifel sehr stark; ihr erlagen auch die Äbte Christian von Wilre 1465 und Johann von Münstereifel nebst acht Mönchen 1509. Dennoch erholte sich infolge der umsichtigen Leitung tüchtiger Äbte die Abtei sowohl in ihrem inneren Leben, als auch in ihren äußeren Verhältnissen. Die gesamten Gebäulichkeiten von Steinfeld wurden durch Johann von Düren mit einer Mauer umgeben; Johann von Münstereifel stellte das seit 1465 zerfallene Kloster Niederehe 1505 wieder her unter gleichzeitiger Umwandlung in ein Mönchskloster; der darauf folgende Abt Gottfried Kessel (1509—1517) reformierte verschiedene Klöster, und Johann von Ahrweiler (1517—1539) ließ Teile des Kreuzganges durch einen berühmten Künstler mit Glasgemälden schmücken. Der Ruf der Tüchtigkeit und Frömmigkeit war wieder so groß und verbreitet, daß Johann für sich und seine Nachfolger von Karl V. mit Mitra und Stab belehnt, zum Archidiakon von Steinfeld, Schleiden und Reifferscheid und zum Visitator der Klöster in der Ordensprovinz Westfalen, später auch in andern Provinzen ernannt wurde. 1567 überwogen in Niederehe infolge der Begünstigung durch Graf Dietrich von Manderscheid die Anhänger der Augsburger Konfession, und der genannte Schutzherr eröffnete den Mönchen, daß diejenigen, welche im Kloster bleiben wollten, dieses Bekenntnis annehmen müßten. Die Minorität und der Abt von Steinfeld protestierten energisch, wurden aber zu einem Vergleiche gezwungen, nach welchem das Schiff der Kirche den Protestanten für ihren Gottesdienst überlassen und vom Abte ein protestantischer Geistlicher unterhalten werden mußte. Nach dem Tode des Grafen Dietrich, mit welchem der Mannesstamm des berühmten Geschlechtes der Grafen von Manderscheid 1593 ausstarb, folgte der streng katholische Graf von der Mark in der

Herrschaft über das ausgedehnte Gebiet, und die Protestanten mußten Niederehe wieder verlassen.

Im Kriege Ferdinands von Bayern gegen den zum Protestantismus übergetretenen und des erzbischöflichen Stuhles von Köln entsetzten Gebhard Truchseß von Waldburg hatte die ganze Abtei viel zu leiden. 1592 wurde das Kloster von niederländischen Truppen, Verbündeten des Erzbischofs Gebhard, geplündert, 16 Mönche als Gefangene weggeschleppt und ermordet. Auch während des dreißigjährigen Krieges wurde Steinfeld, wie die ganze Eifel, außerordentlich heimgesucht, indem bald Schweden, bald Kaiserliche, bald Franzosen das Gebiet raubend und plündernd durchzogen. Der Abt Johann Luckenrath (1661—1680) verstand es jedoch, von der Abtei die Schrecken der Kriege Ludwigs XIV. möglichst fern zu halten, wenn auch wirtschaftliche Verluste nicht zu vermeiden waren. Seine Nachfolger Theodor Firmenich (1680—1693) und namentlich der durch seine große Gelehrsamkeit und seine Sittenstrenge berühmte Michael Kuell (1693—1732), einer der bedeutendsten Äbte von Steinfeld, wußten sogar trotz der ungünstigen äußeren Verhältnisse die wirtschaftliche Lage so zu heben, daß mehrere neue Kirchen erbaut, die Herrschaft Wildenburg 1715 für 41 000 Thaler angekauft und in Marmagen der Metternicher Hof vom Freiherrn Arnold von Metternich erworben werden konnte. Die Abteikirche wurde damals mit gemalten Glasfenstern und mit Statuen, sowie mit dem prächtigen Marmordenkmal des sel. Hermann Joseph ausgeschmückt. Auch die Wissenschaften wurden gepflegt; so lebte und wirkte um die Wende des 17. und 18. Jahrh. in der Abtei deren Chronist Augustin Lütgens. Daß unter solchen Umständen der Ruf von Steinfeld ein großer und wohlbegründeter war, und daß daher die Äbte Theodor und Michael das Amt eines Generalvikars in drei Klosterprovinzen verwalteten, ist leicht begreiflich.

Im 18. Jahrh. teilte Steinfeld die allgemeinen Geschicke Westdeutschlands. Etwas besonders Bemerkenswertes trat nicht ein, denn unter den 6 noch folgenden Äbten war keiner von hervorragender Bedeutung. Der letzte von ihnen, Gilbert Surges, der 1790 erwählt wurde, starb im hohen Alter von 88 Jahren am 26. März 1822.

Bei der Aufhebung des Klosters waren noch nahe an 100 Mönche vorhanden, die sich nach allen Richtungen zerstreuten. Die zahlreichen Güter, die für Nationaleigentum der französischen Republik erklärt wurden, lagen über die ganze Eifel zerstreut bis zur Mosel und zum Rhein. Von welcher Ausdehnung sie gewesen sein müssen, zeigen einzelne Angaben. Bei Ahrweiler hatte 1238 der Abt von Prüm Friedrich von der Leyen der Abtei Steinfeld unter dem Abte Macharius 3 Morgen Weinberg überlassen, wogegen ihm jährlich ein Paar hoher Jagdstiefel und ein Paar Socken zu liefern waren. Nach und nach wuchs das Eigentum so an, daß das Kloster ein eigenes Hofhaus hatte und Hofgeding mit Schultheis und Geschworenen abhielt. Der Weinberg von mehr als 20 Morgen lieferte 1791 eine Ernte von 680 Ohm roten und 5 Ohm weißen Weines, die Äcker 11 Malter Gerste und 9 Malter anderer Körnerfrüchte. Außerdem gehörten der Abtei noch Zehnten an Geld, Getreide und Wein in Ahrweiler, sowie Weinberge in Dernau, Walporzheim, Bodendorf, sowie auch am Drachenfels, an der Mosel in Cröv, Ellenz, Poltersdorf, Lieser, Beilstein, Zeltingen u. s. f. Alle diese Güter wurden nach Unterdrückung der Abtei zu äußerst geringen Preisen versteigert; für den Hof in Ahrweiler wurden 1825 Fr., für den ganzen übrigen Besitz daselbst 15 224 Fr., für das Gut in Zeltingen mit 8990 Weinstöcken wurden 4975 Fr. gelöst u. s. f. Ein Glück war es, daß die Abtei selbst mit ihren ausgedehnten Gebäuden nicht in Hände überging, welche sie als Steinbruch ansahen und verwüsteten, wie dies sonst vielfach der Fall war.

## 4. Stablo-Malmedy.

Am Südwestabhange des Hohen Venns bildet die Warche ein tiefes, schluchtenartiges Thal, das sich bei der Einmündung der Warchenne von links etwas erweitert, wobei die begleitenden Höhenzüge auf beiden Seiten an Erhebung abnehmen. Hier liegt in prächtigster Umgebung Malmedy, die Hauptstadt der deutschen Wallonie, während des Mittelalters und der neueren Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrh. berühmt durch seine Benediktinerabtei, die in ihrer Blütezeit eine der wichtigsten Kulturstätten Westdeutschlands, im besonderen der Ar-

dennen war, die hier mit dem Venn und der Eifel in Verbindung stehen. Die Warche wendet sich weiter nach Westen und vereinigt sich bei dem kleinen preußischen Dörfchen Warche mit der Amel (Amblève), die schon auf eine Strecke ihres Laufes die preußisch-belgische Grenze gebildet hat und nun kurz unterhalb der Einmündung der Warche in das belgische Gebiet übertritt. Wenig weiter liegt Stablo (wallonisch-französisch: Stavelot). Bei der Eroberung des Landes durch die Germanen hatten sich in diese einsamen, unzugänglichen Thäler die wahrscheinlich nicht sehr zahlreichen Reste der romanisierten keltischen Urbewohner zurückgezogen und wohnten inmitten der ausgedehnten Urwälder wohl zerstreut auf einzelnen Höfen, wie das noch heutigen Tages in der deutschen Wallonie gebräuchlich ist. Hier konnten sie ungestört ihren alten Glauben bewahren und nach ihren alten Sitten leben.

Der hl. Remaklus, der aus einem vornehmen aquitanischen Geschlechte stammte, wurde 644 von dem Könige Sigbert III. von Austrasien zum Abte des von ihm gegründeten Benediktiner-Klosters in Casaconquindinum (Cougnon bei Bouillon) ernannt, verblieb aber in dieser Stellung nur 3 Jahre, um sich dann in die einsameren Ardennen zurückzuziehen. Im Thale der Warchinna fand er noch Reste eines heidnischen Tempels sowie die Spuren des alten Gottesdienstes, segnete eine nahe Quelle ein und nannte den Ort Malmundarium (Malmedy; die Wallonen sprechen das e lang). Alsdann veranlaßte er den frommen König Sigbert, dem die vollständige Christianisierung seines Reiches sehr am Herzen lag, in jener Gegend wahrscheinlich zunächst das Kloster Malmedy und dann das von Stablo zu erbauen. Remaklus wurde Abt über beide, und auch in der Folge ließ man sie unter einem gemeinsamen Abte, um dadurch alle Streitigkeiten zwischen den benachbarten, aber in verschiedenen Bistümern (Lüttich und Köln) gelegenen Klöstern zu verhindern; indes hatte wenigstens in den älteren Zeiten jedes seinen getrennten Besitz mit abgesonderter Verwaltung. Remaklus selbst wurde kurz vor oder bald nach dem Jahre 650 zum Bischof von Mastricht gewählt und bestätigt; doch entsagte er schon 660 diesem Amte und kehrte nach

Stablo zurück, wo er bereits 662 starb und um 680 in einem aus Gold und Silber gefertigten Sarge beigesetzt wurde. Seine irdischen Reste hat man 1263 in einem prächtigen Schrein (Châsse) mit Figuren von vortrefflicher, getriebener Arbeit geborgen, der sich jetzt in der einfachen, sonst nicht bemerkenswerten Pfarrkirche befindet.

Die Äbte und die Prioren beider Klöster legten ihren Eid, die Mönche ihre Gelübde an dem Grabe des hl. Remaklus ab. Bei der Nennung der vereinigten Abteien wurde fast stets der Name von Stablo vorangesetzt, welches auch der Sitz des gemeinsamen Abtes und der Versammlungsort der Generalkapitel war. Dadurch gewann es einen gewissen Vorrang vor dem sonst gleichberechtigten Malmedy. Schon bei der Gründung erhielt die Abtei eine Reihe von Schenkungen, wenn auch nicht in so reichem Maße wie Prüm, das von den Karolingern besonders begünstigt wurde; sie bekam jedoch sofort die Freiheit von allen Abgaben und Steuern. Unter den ältesten Besitzungen soll sich auch die königliche Burg, die spätere Propstei der hl. Genoveva, befunden haben. Die Nachrichten über die Entwicklung der beiden Klöster in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens sind äußerst gering und unsicher; nicht einmal die Reihe der Äbte ist sicher festgestellt. Unter ihnen scheinen Sichard und Wirund, welche zur Zeit Karls d. Gr. lebten, die bedeutendsten gewesen zu sein. Jener richtete im Sinne des gewaltigen Kaisers die Abteischulen ein, welche neben der Theologie, Philosophie und Grammatik auch Astronomie und Mathematik betrieben und während des ganzen Mittelalters hoch bedeutende und berühmte Kulturstätten waren. Aus ihnen ging eine erhebliche Zahl großer Gelehrter hervor, wie Druthmar, der noch mit Sichard befreundet war, Notker, Wibald, Theodorich u. v. a. Wirund, der von Kaiser Karl die vollständige Befreiung von allen Zöllen auf der Maas und dem Rhein, sowie die Bestätigung aller Besitzungen und Zehnten erlangte, begann den Bau der Abteikirche in Malmedy, welcher von seinem zweiten Nachfolger Odo oder Audo um 820 beendet wurde.

Durch die kulturellen Arbeiten, Rodung von Wäldern, Gründung von Ansiedelungen auf den Besitzungen, und auch durch Schen=

kungen war allmählich der Reichtum der Doppelabtei stark gewachsen; daneben aber war nach der Zeit Karls d. Gr. auf den allgemeinen Aufschwung ein starker Niedergang gefolgt, der sich in allen Verhältnissen zeigte und auch auf die Klöster nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Der reiche Besitz führte zum Aufgeben der Einfachheit, an deren Platz häufig Schwelgerei trat; der Sinn der Mönche wurde mehr und mehr auf weltliche Dinge gerichtet; die strenge Disziplin im Innern verschwand und damit auch vielfach das Streben nach Bildung. Roheit machte sich allerwärts breit, und die Klöster dienten nur zu häufig Zwecken, die mit denjenigen ihrer Gründer nichts gemein hatten. Bereits von Karl Martell wurden die Stellen der Äbte reicher Klöster bisweilen an Laien verliehen zur Belohnung für Dienste, die mit der Entwicklung der Klöster in gar keinem Zusammenhange standen. Diese weltlichen Äbte kümmerten sich in keiner Weise um das Klosterleben, wohnten fernab und suchten in erster Linie sich selbst zu bereichern, wobei sie wohl auch die Güter verschleuderten, mindestens aber schlecht verwalteten. Die Äbte von Stablo-Malmedy in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. waren meist noch geistlichen Standes, wohnten aber fast ausschließlich auswärts; der Genuß der reichen Einkünfte war ihnen das wichtigste. So war z. B. Luitbert ein solcher Abbas commendatarius, da er als Erzbischof von Mainz auch die Stelle als Abt von Stablo-Malmedy einnahm. Unter seine Amtsführung fällt die erste Verwüstung der beiden Klöster und ihrer Niederlassungen durch die Normannen (882). Zur Wiederaufrichtung der Kirchen und der übrigen Gebäude machte König Karl der Dicke größere Schenkungen; auch Arnulf von Kärnthen suchte die Wunden zu heilen, welche die Einfälle der Seeräuber geschlagen hatten.

Von dieser Zeit, dem Ende des 9. Jahrh., an beginnen die Herzöge von Lothringen sich selbst als Laienäbte einzusetzen. Die Geschichte der beiden Klöster zeigt daher ein trübes Bild: im inneren Leben immer weiter schreitende Zerrüttung, im äußeren aber stete Verwirrung. Eine wesentliche Besserung trat erst ein bei der Vereinigung Lothringens mit dem deutschen Reiche (925) unter Heinrich I.; denn

die Abtei Stablo=Malmedy wurde bald Gegenstand besonderer Fürsorge der Herrscher aus dem sächsischen Hause, von denen Otto I. es sich angelegen sein ließ, daß die Wahl des Abtes sich vollständig frei durch die Mönche vollziehen konnte. Unter dem Abte Werinfried (954—986) scheint die Abtei auf der Seite Kaiser Ottos I. ausgehalten zu haben, während Herzog Konrad von Lothringen sich mit dessen Feinden, Ottos Sohn Ludolf von Schwaben, Erzbischof Friedrich von Mainz u. a., verband. In jenen Wirren wurden die beiden Abteien zerstört; Abt und Mönche fanden Unterkunft bei dem Bischofe Everaclus von Lüttich, kehrten aber bald unter kaiserlichem Schutze in die Klöster zurück und bauten, unterstützt von Otto, die Abteikirche in Malmedy wieder auf. Werinfried gründete auch eine besondere Pfarrkirche, ein deutlicher Beweis, daß der Ort bereits eine größere Ausdehnung gewonnen hatte. Die Klosterschule in Stablo begann, sich zu neuer Blüte zu entfalten, und alles schien eine glückliche Zukunft zu verheißen. Da trat eine schwere Hungersnot ein, welche die Zeitgenossen einem großen Kometen zuschrieben, und im Innern begann ein Streit zwischen den beiden Klöstern über den Vorrang. Die Mönche von Malmedy fühlten sich durch die Thatsache zurückgesetzt, daß Stablo als Sitz des Abtes, als Wahlort u. s. f. einen gewissen Vorrang genoß, während ihre Abtei doch die ältere, die Mutteranstalt von Stablo sei; letzteres aber berief sich darauf, daß die Gebeine des hl. Remaklus in seiner Kirche ruhten, und daß es den Vorrang schon seit Gründung der Klöster gehabt habe. Malmedy wollte deshalb die bisherigen Bande zerreißen und sich unter einem eigenen, selbstgewählten Abte völlig unabhängig machen; aber Kaiser Otto II. bestimmte auf den Rat der Provinzial=Synode von Ingelheim und auf die Klage des Abtes Ravenger von Stablo, daß in der Folge die Abtswahlen von den vereinigten Konventen vorzunehmen seien, und zwar solle immer der würdigste Mönch gewählt werden.

Auf Empfehlung Kaiser Heinrichs II. wurde 1020 einer der einflußreichsten und bedeutendsten Männer jener Zeit zum Abte gewählt, Poppo I. Dieser hatte sich nach einem kurzen, wilden Ritter=

leben den strengsten Klosterregeln der Cluniazenser unterworfen und an verschiedenen Orten sich durch reiches Wissen und ebenso kluges wie thatkräftiges Handeln ausgezeichnet, weshalb er verhältnismäßig jung schon Abt in Beaulieu bei Menehould geworden war. Nach dem Antritte des neuen Amtes war seine erste Sorge, energisch die stark in Verfall geratene Klosterzucht wieder herzustellen. Hierbei fand Poppo zwar heftigen Widerstand bei den Mönchen, welche die von ihm aus seinem früheren Kloster mitgebrachten Begleiter bedrohten, aber er hielt an seinem Vorhaben fest und gab nicht nach, ja er übernahm sogar 1022 die Abtei Maximin in Trier noch zu den bisherigen. Seine Reformen führte er vollständig durch und erlangte damit einen weit über Deutschlands Grenzen hinaus reichenden Ruhm, so daß er auch für zahlreiche andere Klöster als Reformator zu Rate gezogen wurde und zwar mit bestem Erfolg. Daß bei dem großen Ansehen, welches er in kirchlichen Dingen genoß, auch in anderen Fällen sein Rat begehrt wurde, kann nicht auffallen; so war er der Vermittler zwischen Kaiser Konrad II. und König Heinrich I. von Frankreich, als durch den Tod Rudolfs IV. von Burgund dieses Reich zur Erledigung kam, und bewies in den Verhandlungen, die er zu führen hatte, große diplomatische Geschicklichkeit. Um auch den äußeren Glanz von Stablo wieder herzustellen, errichtete er mehrere Gebäude, namentlich auch eine neue Kirche, unter deren Hauptaltar die wieder aufgefundenen Gebeine des hl. Remaklus beigesetzt wurden; 1040 wurde sie im Beisein Kaiser Heinrichs III., mehrerer Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten u. s. f. feierlich eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit erneuerte auf Poppos Wunsch der Kaiser die Bestimmung, daß die Mönche von Malmedy ihren Profeß auch in Stablo ablegen mußten. Das gab leider die Veranlassung zu neuen, erbitterten Streitigkeiten zwischen den beiden Schwester-Abteien.

Denn als nach dem Tode Poppos (25. Januar 1048), welcher in der Abteikirche von Stablo beigesetzt wurde, der bei seinen Mitbrüdern in hohem Ansehen stehende Mönch Theodorich von Stablo zum Abte gewählt und bald auch in sein Amt eingesetzt wurde, kam der schon seit Jahrhunderten glimmende Funke der Zwietracht in-

15*

folge der eben erwähnten Bestimmung wieder zum offenen Ausbruch. Malmedy gehörte zu dem Erzbistum Köln, Stablo aber zum Bistum Lüttich. Wenn nun — so folgerten die Mönche von Malmedy — die beiden Abteien Stablo und Malmedy völlig gleichberechtigt wären, müßte der Metropolitan der Kirchenprovinz, d. h. der Erzbischof von Köln, die Weihe des Abtes vornehmen. Dadurch also, daß thatsächlich der Bischof von Lüttich diese Weihe vornehme, sei ein völlig ungerechtfertigter Vorzug Stablos geschaffen. Die Mönche von Malmedy wandten sich nach Köln, wo damals der thatkräftige Anno II. den erzbischöflichen Stuhl inne hatte. Er lieh gern ihren Klagen sein Ohr, suchte zunächst aber irgend einen Rechtstitel, um sich in die Verhältnisse der Doppelabtei einmischen zu können. Unter dem Scheine der Freundschaft schenkte er der Kirche in Malmedy die Gebeine des hl. Ailulf (Agilolfus), der in der Mitte des 8. Jahrh. dort Abt und gleichzeitig Erzbischof von Köln gewesen war und bei Amel erschlagen wurde. Theodorich stimmte freudig diesem Geschenke zu, und die Reliquien wurden feierlich in Malmedy beigesetzt. Nun aber setzte Anno bei dem Erzbischofe Adalbert von Bremen, dem Vormunde des jungen Kaisers Heinrich IV., mit Leichtigkeit durch, daß ihm die Abtei Malmedy mit all ihren Besitzungen und Rechten übertragen wurde.

Während ein Theil der Mönche von Malmedy dieser kaiserlichen Bestimmung freudig zustimmte, weil dadurch der Zusammenhang mit Stablo und die vermeintliche Unterordnung unter dieses aufgehoben wurde, fügten sich Theodorich und die Mönche von Stablo diesem Edikte nicht, sondern riefen ihren Schirmvogt, den Herzog Friedrich von Lothringen zu Hilfe, befestigten Malmedy und waren bereit, den äußersten Widerstand zu leisten. Da aber starb Friedrich am 8. August 1065, und Theodorich wurde vor den Kaiser nach Tribur geladen; er gab jedoch, trotz ungnädiger Behandlung, seinen Widerspruch nicht auf. Inzwischen aber bemächtigte sich Anno thatsächlich Malmedys, setzte als neuen Abt Tegeno ein, der bis dahin Abt in Brauweiler war, und wies alle Angriffe von seiten Stablos zurück. Die Versuche Theodorichs, auf friedlichem Wege durch den

Kaiser oder durch den Papst Alexander II. zu seinem Rechte zu kommen, wurden durch die diplomatischen Künste Annos vereitelt, bis im Jahre 1071 zu Ostern die Mönche den jugendlichen Kaiser durch einen feierlichen Aufzug mit dem Schrein des hl. Remaklus bewogen, den Schenkungsakt aufzuheben und die beiden Abteien wieder zu vereinigen.

Unter den folgenden Äbten nahm der Besitz schnell zu; bald aber wurde er auch durch Verschwendungssucht und schlechte Verwaltung verringert, so daß zeitweise Unfriede zwischen den Mönchen und ihren Äbten eintrat. Von 1130—1158 stand an der Spitze des geistlichen Gemeinwesens Wibald, einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit sowohl als Gelehrter, wie auch als Staatsmann und als sittlicher Charakter. Vier Kaisern, Heinrich V., Lothar dem Sachsen, Konrad III. und Friedrich Barbarossa, diente der Abt als Minister, und die Päpste Innocenz II. und Eugen III., welche ihn in schwierigen Fragen zu Rate zogen, schätzten ihn außerordentlich hoch wegen der Klarheit seiner Auffassung, seiner Klugheit und seiner trefflichen Ratschläge. Bei der sofort nach seiner Einsetzung begonnenen Reform des inneren Klosterlebens suchte er vor allem durch das eigene Beispiel auf die Klosterbrüder zu wirken. Er gewann die der Abtei in den Wirren verloren gegangenen Besitzungen zurück und erwarb auch neue Güter, so besonders die Herrschaft Logne mit ihrem stark befestigten Schlosse, das später den Äbten öfters zur Residenz diente; ihr Wappenzeichen, ein Medusenhaupt, vereinigte er mit dem Wappen von Stablo-Malmedy. Durch kaiserliches Diplom erlangte er 1132 von Lothar aufs neue die wertvollen früheren Besitzungen in Andernach, den sogenannten Königshof. Die Namen der Güter, deren Zahl auf 63 stieg, waren auf einer silbervergoldeten Tafel verzeichnet, die in der Kirche hinter dem Hochaltare aufbewahrt wurde. Um diese Zeit wurde Wibald auch vom Kaiser zum Geheimen Rate ernannt und Stablo-Malmedy zur reichsunmittelbaren, fürstlichen Abtei erhoben. Er begleitete von nun an seinen Herrn auf allen Zügen; so 1136 nach Italien, wo er dazu ausersehen wurde, den Oberbefehl über die Truppen zu übernehmen, welche in Neapel gegen König

Roger, den Beschützer des Gegenpapstes Anaklet, kämpften. Kaum in Neapel angekommen, wurde er zu dem berühmten Benediktiner-Kloster Monte Cassino berufen, wo der schismatische Abt Reinald dem Kaiser Widerstand geleistet hatte, aber festgenommen und abgesetzt worden war. Trotz seines Sträubens wurde Wibald einstimmig zum Abte von Monte Cassino erwählt und von Papst Innocenz II. bestätigt. In der Überzeugung, daß er seinem Feinde Roger, der nach dem Abzuge Lothars sofort herannahte, dauernden Widerstand nicht leisten könne, legte Wibald nach 44 Tagen die Würde wieder nieder und kehrte nach Deutschland zurück, wo er dem Nachfolger Lothars, Konrad III. aus dem Hause der Hohenstaufen, rückhaltlos huldigte. Er erhielt dafür die Bestätigung im Besitze der Herrschaft Logne, sowie die Rückgabe der vom Grafen Gottfried von Namur ihm entrissenen Ortschaft Tornines. Während des Kreuzzuges wurde ihm Konrads III. Sohn Heinrich zur Erziehung anvertraut und in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Heinrich von Mainz die Regentschaft in Deutschland übertragen, nachdem er schon 1146 auch zum Abte von Korvey gewählt und als solcher bestätigt worden war. Friedrich I. war Wibald besonders gewogen. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die Bestätigung aller Rechte und Besitzungen der Abteien; ihn selbst ernannte er zum Erzkanzler des Reiches und vertraute ihm die wichtigsten und schwierigsten Geschäfte an. So schickte er ihn 1154 und 1157 als Gesandten nach Konstantinopel, damit er eine Heirat des Kaisers mit einer griechischen Prinzessin und eine Aussöhnung des Orientes mit dem Abendlande vermittele. Die Sendung blieb aber erfolglos, und Wibald starb auf der Rückkehr von der zweiten Reise am 19. Juli 1158 in einem kleinen Orte Mazedoniens, wahrscheinlich infolge einer Vergiftung.

Sein Bruder und Nachfolger Erlebald, der ihm während der letzten Lebensjahre treu zur Seite gestanden hatte, erhielt von Papst Viktor IV. die bischöflichen Insignien für sich und seine Nachfolger, was durch Paschalis III. 1167 und Calixt III. 1172 bestätigt wurde. Er war für Hebung des christlichen Sinnes thätig, erneuerte die Verbrüderung mit der Abtei Cornelimünster bei Aachen und gründete

in Malmedy ein Hospital für Aussätzige, das bis zur Franzosenzeit bestand, und dessen Maria-Magdalenakapelle noch jetzt das Ziel frommer Wallfahrer bildet.

In den folgenden 250 Jahren wechselten bessere Zeiten für die fürstliche Abtei mit außerordentlich trüben und unheilvollen. Einzelne Äbte zeichneten sich durch Frömmigkeit und tüchtige Verwaltung aus, andere dagegen folgten dem Geiste der Zeit, lebten mehr als weltliche Ritter, denn als Geistliche, brachten die Besitzungen der Abtei in Schulden und gaben zum teil solches Ärgernis durch ihre Führung, daß die Mönche mehrmals Klagen gegen ihre Vorgesetzten beim Papst oder beim Kaiser erhoben. Infolgedessen mischten sich diese — sicher nicht zum dauernden Vorteil des kleinen Staates — in die inneren Angelegenheiten ein; so wurde Abt Nikolaus 1248 durch den päpstlichen Abgesandten Hugo, welcher Wilhelm von Holland, den Gegenkönig des gebannten Kaisers Friedrich II. krönen sollte, abgesetzt, und Heinrich I. von Geldern, der sich darauf zum Abt hatte ernennen lassen, mußte 1274 durch die Kirchenversammlung in Lyon aller seiner geistlichen Würden entkleidet werden. Dazu kamen schwere äußere Unglücksfälle; im Jahre 1244 wurde fast gleichzeitig Stablo durch den Blitz und Malmedy infolge einer Unvorsichtigkeit eingeäschert, und zwar nicht bloß die Klostergebäude, sondern auch größere Teile der beiden Orte. 1319 war bereits das Vermögen von Malmedy so weit heruntergekommen, daß der Fortbestand der Abtei gefährdet erschien. Der Erzbischof von Köln, Graf Heinrich von Virneburg, schenkte ihr deshalb die Kirche von Ameln mit ihrem reichen Zehnten und sonstigen Einkommen. Als 1336 Stablo nochmals durch Brand zerstört wurde, sah sich der damalige Abt Winrich gezwungen, die Zahl der Klosterbrüder dort auf 25 zu beschränken; 1421 wurde sogar die Herrschaft über Malmedy und der Zehnte aus Clotten an der Mosel verpfändet, und infolge weiterer schlechter Verwaltung, sowie mehrmaliger Brandschatzung durch Raubritter mußte nach einer Untersuchung durch den Abt von St. Hubert im selben Jahre die Zahl der Mönche in Stablo auf 5 beschränkt werden. Zu Ende des 15. Jahrh. litt das Fürstentum namentlich stark unter den

Verwüstungen und Plünderungen durch den Grafen Wilhelm von der Mark, das Urbild eines gewaltthätigen Raubritters. Die Mönche suchten ihr kleines Reich, das für sich allein nicht im stande war, der beutegierigen äußeren Feinde sich zu erwehren, dadurch zu schützen, daß sie an die Spitze des Staatswesens einen hervorragenden Mann aus einer einflußreichen, vornehmen Familie stellten. Sie wählten daher zum Abte den Grafen Wilhelm von Manderscheid (1499—1546), der 1513 auch Abt von Prüm wurde. Er und sein Nachfolger Christoph, Graf von Manderscheid, der bereits im Alter von 19 Jahren zum Fürstabte der drei Abteien erhoben wurde, suchten nachhaltig und thatkräftig die äußere Lage zu sichern, im Innern aber Ordnung und gesetzliche Zustände zu schaffen; allein ihre Kräfte entsprachen nicht ihrem Willen, und auch äußere Unfälle brachen über das Land herein. So kamen mehrmals spanische und niederländische Truppen während des Freiheitskrieges der Niederlande in das Gebiet der Abteien, wo sie nach der Sitte der Zeit plünderten und brandschatzten. Nach dem Tode Christophs (1576) wurde Prüm von Trier in Besitz genommen, und der erwählte Abt von Stablo-Malmedy, Gerhard II., Fürstbischof von Lüttich, mußte, da auch für dieses Fürstentum die Furcht vor dem Verluste der Selbständigkeit bestand, in seinem Eide besonders geloben, dessen Unabhängigkeit zu bewahren. Leider waren seine Bemühungen, dem Lande den Frieden zu erhalten, erfolglos; die Franzosen erstürmten Malmedy und schleiften die erst kürzlich zu seiner Verteidigung erbauten Mauern. Dann lagen in beiden Städten 2 Jahre lang spanische Truppen unter dem Grafen von Mansfeld; kaum waren diese abgerückt, als der Herzog von Parma mit seiner Armee einzog. Solchen Kriegsaufregungen war Gerhard nicht gewachsen; er starb, bereits 4 Jahre nach seiner Wahl, und nun folgten von 1580—1669 Äbte aus dem Hause Bayern, deren Wahl wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Strenggläubigkeit als Katholiken erfolgt sein mag. Der erste von ihnen, Herzog Ernst, war schon seit 15 Jahren Bischof von Freising und seit 9 Jahren Bischof von Hildesheim, als er 1580 zum Fürstabte erwählt wurde. Im folgenden Jahre wurde er auch Bischof von Limburg, und als der

Erzbischof von Köln, Gebhard Truchseß von Waldburg, zum Protestantismus übertrat, wurde ihm auch dessen Nachfolge übertragen; ja, als auch in Münster der Bischofsstuhl frei wurde, wählte man auch dort Ernst zum Bischof. Er hatte also fünf Bischofsstühle und die fürstliche Abtei inne! Obgleich er Ordnung und Frieden suchte, so war dies in jenen Zeiten steter Kriege doch vergeblich. Unter dem Vorwande, daß die Bewohner von Malmedy aus den dort bestehenden Pulverfabriken den Spaniern Geschützpulver geliefert hätten, fiel der niederländische Oberst Martin Schenk von Nideggen mitten im Frieden auf Befehl des Prinzen von Oranien in das Land, nahm ohne eigentlichen Kampf Malmedy ein, raubte alle Kostbarkeiten, darunter den kostbaren Reliquienschrein des hl. Quirinus, ein unersetzliches Werk mittelalterlicher Goldschmiedekunst, und verbrannte dann das Kloster, die Kirche und einen großen Teil der Stadt.

Unter Ernsts Neffen Ferdinand, den dieser während seiner letzten Lebensjahre schon zum Koadjutor angenommen hatte, und der von 1612—1650 Fürstabt, Erzbischof von Köln, Bischof von Lüttich, Hildesheim, Münster und von 1618 ab auch Bischof von Paderborn war, brach der unselige 30jährige Krieg aus. In diesem stand er als eifriges Mitglied auf der Seite der katholischen Liga, und die Abtei Stablo-Malmedy hatte außerordentlich schwere Drangsale durch Plünderung, Raub und Brand bald von seiten der Holländer und Franzosen, bald aber auch von seiten der Spanier und der Kaiserlichen zu erdulden, nachdem kurz vorher das Land fast völlig von den durchmarschierenden Truppen des Generals Merode ausgesogen war. Hervorzuheben ist, daß Ferdinand, der die Fürstabtei besuchte, trotz der Kriegswirren die Rechtspflege durch Herausgabe eines neuen Gesetzbuches verbesserte, welches bis zur Franzosenzeit in Gültigkeit geblieben ist. Auch nach dem Abschluß des westfälischen Friedens kamen für das Land noch keine ruhigen Zeiten, sondern in den Kriegen Ludwigs XIV. war es vielfach der Schauplatz, auf dem die blutigsten Kämpfe sich abspielten. So hauste 1650 monatelang die französische Mordbrennerbande unter Turenne in Malmedy und Umgebung; 1651 folgte General Grandpré, der Francorchamps einäscherte, und auch 1653

und 1654 drangen wieder neue feindliche Scharen in das Land. Obgleich die bayerischen Fürsten in sehr anerkennenswertem Bestreben das Land durch Entwicklung der Gewerbthätigkeit zu heben und das innere Klosterleben von allen Auswüchsen zu befreien suchten, so haben sie doch auch unsägliches Elend über das Gebiet der Abtei, über die Rheinlande und über ganz Deutschland gebracht, indem sie der unseligen bayerischen Politik jener Zeit folgten und mit dem Erbfeinde Deutschlands, Ludwig XIV., Bündnisse gegen den deutschen Kaiser eingingen, um das Haus Habsburg nicht zu mächtig werden zu lassen. Vielleicht hofften sie durch diese Verträge ihr Land vor den Kriegsverwüstungen zu schützen; jedenfalls aber war eine solche Hoffnung trügerisch; denn sobald die französischen Horden über die Landesgrenze kamen, machten sie keinen Unterschied zwischen Freundes- und Feindesland. Zerstörte, eingeäscherte Städte, Kirchen, Klöster und Burgen, verwüstete Ländereien bezeichneten den Weg, auf dem die Truppen des allerchristlichsten Königs durch das Land gezogen waren.

Die 4 folgenden Fürstäbte, Franz I. Egon von Fürstenberg-Heiligenberg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, Franz II. Anton von Lothringen und Johann IV. Ernst von Löwenstein, welche zusammen von 1669—1731 regierten, waren nur Kommandatärädte, welche sich um das Fürstentum sehr wenig kümmerten und nicht einmal dort wohnten, sondern es durch Kommissare verwalten ließen. Der Kaiser Leopold schaffte insoweit hierin Ordnung, als er 1674 bestimmte, daß die Erbeingesessenen in Abwesenheit des Abtes dem Prior und dem Kapitel der „kaiserlichen" Abtei Stablo zu gehorchen hätten. Auf eine Reklamation von Malmedy hin wurde noch weiter bestimmt, daß Malmedy und Stablo nur eine Abtei bildeten, und daß die beiden Prioren völlig gleichberechtigt seien. Im folgenden Jahre wurde Fürstabt Franz Egon vom Kaiser abgesetzt, da er sich um sein Land nicht kümmerte und sich mit Ludwig XIV. gegen Deutschland verbündete. Franz ging nach Paris, fand dort freundliche Aufnahme und wurde nach der Besetzung von Straßburg durch die Franzosen 1681 in sein ebenfalls 1675 verloren gegangenes

Bistum wieder eingesetzt. Die Abtei Stablo-Malmedy hatte nunmehr, soweit sie in deutschem Machtbereich lag, keinen Fürsten, im französischen Teile aber regierte Franz Egon weiter bis zu seinem Tode. Unter seinem Nachfolger, dem ebenfalls Ludwig XIV. ergebenen Wilhelm Egon, der sich mit Hilfe französischer Truppen des Erzbistums Köln bemächtigen wollte, wurden am 4. Oktober 1689 Stablo und Malmedy aufs neue durch die Banden französischer Mordbrenner eingeäschert. Von 1020 Häusern entgingen nur 100 in beiden Städten dem allgemeinen Schicksal; in Stablo wurden nur das Hospital, die Abtei und das Kapuzinerkloster verschont, in Malmedy blieb nur die Vorstadt Outre-le-Pont jenseits der Warche stehen; Kirche und Abtei wurden vernichtet.

Die Folge dieser stetigen Verwüstungen war eine ungemein große Verarmung; die Wohlhabenden, die aus dem allgemeinen Zusammenbruche noch einige Mittel retten konnten, verließen das Land; die Zurückbleibenden aber konnten aus eigner Kraft die zerstörten Häuser nicht nochmals aufbauen, sondern mußten fremde Hilfe nachsuchen. In den reichen Handelsstädten der Umgebung, Lüttich, Verviers u. a., wurde eine für die damalige Zeit große Summe als Anleihe aufgenommen, denn der Brandschaden war auf $1\frac{1}{2}$ Million Reichsthaler geschätzt! Dem Lande wurden die Steuern auf 3 Jahre nachgelassen und auf die gleiche Zeit Befreiung vom Militärdienst bewilligt. So erhoben sich Stablo und Malmedy bald wieder vielfach verschönt aus der Asche.

Eine Bestimmung des Abtes Wilhelm, daß während seiner Abwesenheit der Prior von Stablo die Regierung führen und die Polizei verwalten sollte, ließ noch einmal den alten Streit über die Gleichberechtigung der beiden Klöster entbrennen. Die Mönche von Malmedy traten dieser Bestimmung offen entgegen, verweigerten dem Prior von Stablo den Gehorsam und führten beim Kaiser Beschwerde. Dieser erklärte im Dezember 1698 nochmals die volle Gleichberechtigung beider Abteien, aber Prior und Mönche von Stablo blieben fest auf ihren Ansprüchen bestehen, so daß ein offener Streit entstand. Die Unterthanen verweigerten die ausgeschriebenen

Steuern, und als der Abt die Landesversammlung deshalb auflöste, protestierten Beamte und Unterthanen sowohl von Stablo als auch von Malmedy gegen diesen Gewaltakt. Es würde wohl zu einer kleinen Revolution gekommen sein, wenn Abt Wilhelm Egon nicht 1704 in Frankreich gestorben wäre.

Unter dem jugendlichen Abte Franz Anton von Lothringen, der mit 16 Jahren bereits auf den fürstlichen Stuhl kam und im Lande selbst residierte, schienen die alten Zeiten des Friedens zurückzukehren; aber die schwarzen Blattern traten verheerend auf, und der Fürstabt fiel ihnen bereits 1715 zum Opfer. Da die Mönche sich nicht über die Wahl eines Nachfolgers einigen konnten, so schritt man zur sogenannten Postulation eines Auswärtigen, und so kam der Bischof von Tournay, Johann Ernst von Löwenstein, der mütterlicherseits ein Neffe des Wilhelm Egon von Fürstenberg war, auf den fürstabtlichen Sessel. 1716 hielt er nach erlangter Investitur seinen feierlichen Einzug in Stablo und dann in Malmedy, regelte das Polizeiwesen und auch die Justizordnung, hielt sich aber dann stets auswärts auf und drückte das verarmte Land durch schwere Abgaben. Der hierüber ausgebrochene Streit wurde zwar durch das Reichskammergericht zu seinen Gunsten entschieden, so daß die Klöster und das Land außer den für die öffentlichen Bedürfnisse nötigen Summen noch an den Kommendatärabt eine jährliche Dotation von 8000 Gulden zahlen mußten; aber der innere Friede, der zu einer gedeihlichen Entwicklung des Landes durchaus notwendig gewesen wäre, war dahin. Die Mönche bestritten die Rechte des Abtes; dieser setzte die Prioren ab. Als nun Johann Ernst 1731 starb, einigten sich die Mönche von Stablo gegen die Stimmen von Malmedy auf den Mönch Nikolaus Massin, um nur der weiteren Regierung eines Kommendatärabtes aus fürstlichem Hause zu entgehen. Unter großem, allgemeinem Jubel der Bevölkerung hielt dieser seinen feierlichen Einzug in Stablo. Aber weder ihm noch seinen 5 Nachfolgern, welche alle aus den Klöstern selbst hervorgingen, konnte die Anbahnung einer günstigen Entwicklung gelingen. 1734 hatte eine französische Armee das Land besetzt und ihm schwere Abgaben auferlegt; nach Beendigung des Krieges mußten

100 000 Gulden für das Reich aufgebracht werden; der österreichische Erbfolgekrieg brachte neue Wirren; österreichische Truppen bezogen zweimal in dem Ländchen Winterquartiere, was wieder neue, schwere Umlagen erforderte, und im siebenjährigen Krieg mußte auch die Abtei ihr Kontingent zur Reichsarmee stellen. Dabei hatten die Äbte wohl den besten Willen, aber es fehlte ihnen jener Überblick über die weltbewegenden Kräfte, welchen man nie in der Abgeschiedenheit des Klosters, sondern nur im Weltgetriebe selbst erlangen kann. Die französische Revolution fand daher den letzten Abt Cölestin Thys, der vorher Prior von Malmedy gewesen war, völlig unvorbereitet.

In Lüttich loderte 1789 bald nach der Erstürmung der Bastille von Paris der Aufstand auf. Der Fürstbischof Cäsar Franz Graf von Hoensbroich floh, wurde aber erkannt, zurückgeführt und gezwungen, das Edikt von 1684, welches die alten Grundrechte aufhob, zurückzunehmen. Zwei Emissäre durchzogen das Gebiet, um überall die Freiheit zu predigen; „le mal français", wie man bezeichnender Weise die revolutionäre Aufregung nannte, griff allerwärts um sich und erfaßte schnell die leicht erregbare wallonische Bevölkerung, welche den Abt zwang, Deputierte aus den beiden Bezirken Stablo und Malmedy und aus der Grafschaft Logne zu einer „assemblée générale" zu berufen. Die Mitglieder dieser „National-Versammlung" erklärten sich sofort selbst für unverletzlich; der Abt protestierte, und auf seine Veranlassung erließ Kaiser Joseph eine sehr streng gehaltene Verfügung an die Bewohner des Fürstentums, daß es bei Todesstrafe verboten sei, die Verfassung des Landes anzutasten. Das Direktorium des Westfälischen Kreises, zu welchem die Abtei gehörte, wurde beauftragt, starke Hand zu leisten. Infolgedessen erschienen 450 Mann kurkölnische Truppen unter dem Befehle eines Oberstlieutenants Freiherrn von Wolzogen; die Bewohner von Malmedy lehnten es jedoch entschieden ab, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen, und verlangten deren Zurückziehung. In diesem Begehren wurden sie von den „Patrioten" des Landes unterstützt; der Abt gab nach; die Truppen wurden auf seine Bitten hin zurückgezogen, und damit hatte er die letzte Spur von Ansehen verloren. Die Mönche retteten die noch

vorhandenen unbedeutenden Reste der Kostbarkeiten und des Archivs in das Innere von Deutschland. Bei dem Feldzug in die Champagne kamen österreichische Truppen durch das Fürstentum; nach dem traurigen Rückzug des Herzogs von Braunschweig drangen dann französische Truppen ein. Nach deren Abzug kehrte 1793 der vorher geflüchtete Abt noch einmal in sein Ländchen zurück, um aber bald darauf nach neuen Unruhen in der Grafschaft Logne bei Annäherung der Franzosen unter Jourdan zuerst nach Schleiden und dann, als er auch dort sich nicht sicher fühlte, nach Hanau zu fliehen, wo er 1796 starb. Lüttich wurde zur Republik erklärt. Am 1. Oktober 1794 rief ein Bürger aus Spa auch in Malmedy auf öffentlichem Platze die Republik aus. Durch das Gesetz vom 1. Oktober 1795 (9 Vendemiaire de l'an IV.) wurde das Gebiet von Lüttich und dasjenige der gefürsteten Abteien mit Frankreich vereinigt, wobei eine völlige Zerreißung der letzteren stattfand. Stablo und die Grafschaft Logne wurden dem Gouvernement de l'Ourthe (Lüttich) zugeteilt; Malmedy wurde Hauptstadt eines eigenen Gouvernements, das 113000 Seelen umfaßte, während das Fürstentum bei seinem Untergange nur 28000 Seelen zählte. Im Jahre 1797 wurden die Abteien förmlich aufgehoben und die noch vorhandenen Mönche, in Stablo waren es mit dem Prior 25, in Malmedy 26, vertrieben; als letzter von ihnen starb Pater Benedikt 1848 in der Nähe von Huy an der Maas, 78 Jahre alt. Die Teilung und Begrenzung, wie sie bei der Einverleibung in Frankreich festgestellt wurde, ist auch im Wiener Frieden festgehalten worden; Stablo und Logne fielen an die Niederlande, Malmedy an Preußen. Nach Aufhebung der Klöster wurden ihre Güter als Nationaleigentum zu Schleuderpreisen von der französischen Regierung verkauft. So wurde die 1775—84 neu erbaute, am 5. September 1784 eingeweihte Kirche zum Preise von 304300 Franks in Papier (Assignaten) versteigert und diese Kaufsumme mit 303 Louisdor (6060 Fr.) bar bezahlt. Die Gemeinde kaufte die Kirche von dem Besitzer 1816 für 40000 Fr. zurück, und seitdem dient das prächtige Gebäude als Pfarrkirche.

## 5. Laach.

Am westlichen Ufer des von waldbedeckten, sanft ansteigenden Höhen umkränzten Laacher Sees, wo ebenes Gelände einen breiteren freien Raum läßt, liegen die Gebäude der alten Abtei Laach mit der herrlichen romanischen Kirche, einem der wenigen Baudenkmäler, welche alle Wechselfälle der Zeiten überdauert haben, ohne der Zerstörungswut fremder Söldnerscharen oder der unverständigen Gewinnsucht der Umwohner zum Opfer zu fallen. Auf einer der Höhen im Südosten stand in der späteren Karolinger-Zeit bereits eine Burg der fränkischen Pfalzgrafen, welche durch Erbschaft Besitzungen der Grafen von Hochstaden erlangten und häufig ihren Wohnsitz hier aufschlugen. Pfalzgraf Heinrich II. nannte sich daher auch Dominus de lacu, Herr von Laach. Er war vermählt mit Adelheid von Orlamünde, welche aus ihrer ersten Ehe mit Graf Adalbert von Ballenstädt einen Sohn Siegfried in die Ehe mitbrachte. Heinrich adoptierte diesen, da er keinen eigenen Sohn hatte. Der damaligen Zeitrichtung folgend, wollten Heinrich und Adelheid ein Kloster gründen und suchten die oben erwähnte Stelle am westlichen Ufer aus, wo die Anlage ausgedehnter Gebäude inmitten fruchtbarer Felder möglich schien. Im Jahre 1093 wurde hier der Bau des Klosters begonnen „zu Ehren der hl. Gottesgebärerin Maria und des hl. Nikolaus"; es wurde meist kurzweg als monasterium ad lacum bezeichnet, woraus der Name Kloster Laach entstanden ist. An Gütern schenkte der Gründer eine Reihe von Höfen, Mühlen, Weinbergen und Ackerländereien in Kruft, Rieden und Bell in der Nähe des Sees, in Bendorf und Heimbach rechts vom Rhein, in der Koblenz-Neuwieder Ebene, in Alken an der Mosel u. a. O. Er übernahm selbst das Amt eines Schirmvogtes (advocatus) über das Kloster und bestimmte testamentarisch, daß er und seine Gattin in demselben bestattet werden sollten. Letztere wurde jedoch im Jahre 1100 in Echternach beigesetzt, während seine Gebeine nach zweimaliger Ausgrabung durch den 11. Abt, Theodorich von Lehmen (1256—1285), in dem schönen, noch

jetzt vorhandenen Grabdenkmale in der Kirche zur Ruhe gebracht wurden.

Die vorhandene Stiftungsurkunde erweist sich bei genauer Prüfung als eine Fälschung späterer Zeit (12. oder 13. Jahrh.), schon deshalb, weil der Inhalt vielfach mit den thatsächlichen Verhältnissen des Gründungsjahres 1093 nicht übereinstimmt, dann aber auch, weil die Schrift von der damals gebräuchlichen abweicht. Besiedelt wurde die neue Niederlassung durch Benediktiner aus dem Kloster Haffligem, dem heutigen Alost oder Aalst in Ostflandern, das erst kurz vorher gegründet worden war. Dort sollte auch nach den Bestimmungen des Pfalzgrafen Siegfried, des Adoptivsohnes und Nachfolgers des 1095 verstorbenen Heinrich II., zunächst die Abtswahl stattfinden, so daß Laach in ein Abhängigkeits-Verhältnis zu Alost trat, ja in einer Bulle des Papstes Callixtus II. aus dem Jahre 1119 geradezu als eine Besitzung desselben genannt wird. Namentlich mußte Laach alle jene Mönche aus dem Kloster Haffligem aufnehmen, welche sich mehr in die Einsamkeit zurückziehen wollten; dagegen sollten die Mönche von Laach dem Abte von Aalst keinen Gehorsam schuldig sein, sofern dieser sie „hart und nicht wie ein guter Hirte" behandle. Da aber in den Chroniken von Haffligem des Klosters Laach keine Erwähnung geschieht, so ist ein klarer Einblick in das Verhältnis der beiden Klöster nicht möglich. Die 5 ersten Äbte waren (bis 1127) beiden gemeinsam.

Pfalzgraf Siegfried setzte den Bau des Klosters fort und vollendete ihn, bestätigte die Schenkungen seines Vaters, bei deren Aufzählung aber auffallender Weise die Güter in Heimbach und Bendorf keine Erwähnung finden, und fügte selbst noch eine Reihe weiterer Schenkungen hinzu, namentlich solche in Brabant, die von seiner Großmutter herrührten. In der Bestätigungsurkunde Kaiser Heinrichs V. (1112) werden die beiden genannten Orte, sowie Meilen, Oberhoben und Geneheiden in Brabant aufgeführt. Die herrliche Abteikirche wurde erst in der Mitte des 12. Jahrh. vollendet und 1156 von Erzbischof Hillin von Trier „zu Ehren der hl. Dreifaltigkeit" eingeweiht.

Wie bereits erwähnt, waren die Äbte von Alost bis zum Jahre 1127 gleichzeitig Äbte von Laach, wo nur ein Prior dem Kloster vorstand. Von da ab wurde dieses jedoch selbständig, indem die Mönche von Laach den Mönch Giselbert von Haffligem zu ihrem Abte wählten, der auch die Bestätigung des Papstes Innocenz II. erhielt. Pfalzgraf Wilhelm, der Nachfolger Siegfrieds, setzte testamentarisch fest, daß die Abtei Laach nach seinem Tode an die Kirche des hl. Petrus in Köln fallen sollte; aber Abt und Mönche wünschten in jenen unruhigen Zeiten den Schutz eines mächtigen Herrn in größerer Nähe und übertrugen daher das Amt des advocatus der Abtei an den Grafen Otto von Rheineck, der als zweiter Gatte Gertruds, der Witwe des verstorbenen Pfalzgrafen und früheren Schirmvogtes Siegfried, mit dem Hause des Stifters verwandt war. Dieser legte aber bald die Würde nieder, um nicht mit dem Erzstifte Köln in Streitigkeit zu geraten; der Erzbischof Arnold von Köln erkannte jedoch an, daß die Mönche auch fernerhin das Recht behalten sollten, ihren Schirmvogt durch freie Wahl zu ernennen, und daß dem Erwählten seitens des Erzstiftes Köln die Bestätigung stets zuerkannt werden solle. Dadurch wurde für die Abtei eine Zwitterstellung geschaffen: in allen geistlichen Angelegenheiten war sie dem Erzbistum Trier unterworfen, während die Investitur vom Kölner Erzbischof erteilt wurde.

Das Kloster erfreute sich rasch in ganz Westdeutschland eines sehr hohen Ansehens wegen der strengen Zucht, des Glaubenseifers und des wissenschaftlichen Strebens seiner Mitglieder, was der hl. Bernhard von Clairveaux ausdrücklich anerkannte. Die noch sehr beschränkten Mittel wurden wesentlich zur Hebung und Besserung des Besitzes und zu Einrichtungen verwandt, welche edlen Zwecken dienten, während die 40 Mönche sich mit kärglicher Kost begnügten, oft sogar darben mußten. So wurde bereits früh, unter Giselbert oder dem zweiten Abte Fulbert (1152—1177), ein Hospital für Kranke und Gebrechliche gegründet und eine Bibliothek angelegt, deren Vergrößerung durch Abschriften, welche die Mönche machten, eine Hauptsorge Fulberts war; berühmt war zu dieser Zeit als tüchtiger Abschreiber der

wissenschaftlich hochgebildete Bruder Heinrich, der auch selbst eine Reihe von Büchern verfaßte, die leider verloren gegangen sind.

Die bedeutendste Erwerbung in den ersten Zeiten war jedenfalls die von Ebernach an der Mosel oberhalb Cochem. Hier wurde das einem Prior unterstehende Kloster angelegt, welches für die mittlere Mosel von hoher Bedeutung war.

Die Gebäulichkeiten und die Gärten bzw. Felder des Klosters litten häufig unter dem Wasser des in regenreichen Jahren stark anschwellenden Sees, der keinen natürlichen Abfluß besaß. Abt Fulbert legte daher auf der Südseite, wo die umgrenzenden Hügel dies allein zuließen, einen unterirdischen Kanal an, durch den ein Teil des Wassers nach Niedermendig zu in die Nette abfloß, so daß der Spiegel des Sees niedriger gelegt und die Gefahr der Überschwemmung für das Kloster und auch für die Ländereien beseitigt wurde.

Unter dem fünften Abte Albertus (1199—1217) hatte die Abtei von seiten ihres Schirmvogtes Gerhard, Graf von Nürburg, der zu einer Seitenlinie der Grafen von Hochstaden-Are gehörte, schwere Bedrückungen zu erdulden. Auf die Klagen des Abtes schritten die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier gegen Gerhard ein und zwangen ihn 1209, für sich und seine Nachkommen auf alle Rechte an das Amt eines Vogtes von Laach zu verzichten, wogegen ihm eine Anzahl von Gütern an der Ahr, wahrscheinlich der ganze Besitz des Klosters im Ahrthale, in Lohrsdorf, Beul, Wadenheim, Hemmessem, Ahrweiler und Walporzheim, abgetreten und eine Entschädigung von 60 Mark bar gegeben wurde. Trotzdem erhoben noch bei seinen Lebzeiten zuerst sein älterer Sohn Johann, später sein zweiter Sohn Theodorich, Herr von Malberg, Anspruch auf das Amt eines Vogtes. Letzterer überfiel und beraubte die Besitzungen des Klosters, so daß Erzbischof Johann von Trier auf die Vorstellungen des Abtes Albertus hin ihn mit dem Kirchenbann belegte. Dadurch zum Frieden gezwungen, entsagte er allen Ansprüchen auf die Vogtei gegen eine Entschädigung von 130 Mark; gleichzeitig aber mußte sein Vater Gerhard die früher ihm gewährten Güter an der Ahr gegen 400 Mark zurückgeben und sein Lehen in Wadenheim und sein

Gut zu Büllingen im Kreise Malmedy als Pfand der Treue stellen. Erzbischof Johann von Trier bestimmte in Übereinstimmung mit dem Abte und dem Kölner Erzbischof Dietrich, daß fernerhin kein besonderer Schirmvogt mehr gewählt werde, sondern Laach fortan nur unter dem Schutze von Köln stehen solle.

Durch die Vollendung der Kirche, den Bau des Abflußkanals und die schweren Lasten, unter denen der Friede mit den letzten Vögten erlangt wurde, sowie durch Bauten im Innern des Klosters und der Kirche waren die Mittel der Abtei erschöpft. Zwar unterstützten die beiden Erzbischöfe und Herzog Heinrich von Limburg das Kloster durch Befreiung von Abgaben, und es wurden ihm auch noch mancherlei Schenkungen zugewandt, doch mußte die Thätigkeit der folgenden Äbte fast ausschließlich darauf gerichtet bleiben, die wirtschaftlichen Verhältnisse zu ordnen und zu heben. Abt Theodorich verkaufte, um Schulden zu decken, 1241 das Hofgut zu Minkelfeld und 103 Morgen Land des Hofes zu Heimbach und gab letzteren bald darauf der Abtei Rommersdorf in Erbpacht. Abt Walther verkaufte 1255 Heimbach, 1256 Winningen, und trotzdem blieb Laach in sehr bedrängten Verhältnissen. Da nahm sich der Erzbischof von Trier der Abtei an, zahlte für sie die Zinsen an die Gläubiger und kaufte ihr für seine Lebzeiten die Güter zu Weis, Leudesdorf und Maischeid zum Preise von 700 Mark ab.

Der elfte Abt, Theodorich von Lehmen (1256—1295), ein durch Umsicht, Thatkraft, Gelehrsamkeit und Sittenreinheit gleich ausgezeichneter Mann, vermochte, gestützt auf die Stellung seiner Familie, das gesunkene Ansehen und die wirtschaftliche Lage der Abtei wieder ganz auf die Höhe zu bringen. Zahlreiche Schenkungen an Gütern und Erlaß von Verpflichtungen seitens der Grafen Theodorich von Isenburg, Wilhelm von Elz, Johann von Sponheim, der Deutschordens-Kommende in Koblenz, des Vogtes Johann Butschart in Adenau, des Klosterbruders Rudolf u. a., sowie das von Papst Gregor X. gewährte Recht, die im Kloster Verstorbenen zu beerben, und die im Auftrage des Papstes Alexander IV. durch den Abt von St. Eucharius in Trier bewirkte Wiedergabe aller irgendwie im Laufe der Zeiten entfremdeten

16*

Güter setzten Theodorich bei seiner Sparsamkeit und strengen wirtschaftlichen Ordnung in den Stand, nicht bloß die alten Verpflichtungen zu lösen, sondern auch für die Ausschmückung der Gebäude im Innern und für die Erhaltung der Wertgegenstände Sorge zu tragen, ja sogar den Besitz durch Ankäufe zu erweitern. Die Gebeine des Gründers der Abtei, des Pfalzgrafen Heinrich II., setzte er in dem herrlichen Grabdenkmal bei; dessen Hifthorn und die zahlreichen Reliquien, die sich im Besitze des Klosters befanden, ließ er in Silber fassen, baute das Hospital für Kranke, Gebrechliche und Pilger in einer den Anforderungen der Zeit entsprechenden Weise um und überwies für dessen Unterhalt die Einkünfte aus dem für 105 Mark wieder eingelösten Hofe in Bell; auch stellte er den teilweise zerstörten Abflußkanal des Sees wieder her. Dabei wurden Wissenschaften und Bibliothek unter ihm in keiner Weise vernachlässigt. Trotz all dieser kostspieligen Arbeiten vermochte er noch dem Papste Martin IV. eine Summe von 200 Mark zu senden und den Erzbischöfen Heinrich und Bohemund von Trier 250 Mark Subsidiengelder zu zahlen. Bei seinem freiwilligen Rücktritt im Jahre 1295 übergab er seinem Nachfolger 350 Mark bar, ein reiches lebendes und totes Inventar, die Güter in bestem Zustande und die wirtschaftlichen Verhältnisse in trefflichster Ordnung. Nach seinem Rücktritte vermachte er noch dem Kloster 1297 die Barmittel (91 Mark) zum Ankauf eines Hofgutes in Kruft und 1302 eine Stiftung, aus der jährlich 12 Arme am Gründonnerstage nach feierlicher Fußwaschung Nahrung und Geld erhalten sollten.

Theodorichs Nachfolger Kuno (1295—1328) war an Thatkraft seinem Vorgänger völlig gleich; auch er vermehrte den Wohlstand seiner Abtei und vergrößerte ihren Besitz durch Ankauf von Weinbergen und von Höfen in Sinzig, Leudesdorf und Kruft. Dabei wurden dem Kloster zahlreiche Schenkungen zugewandt in der Nähe und in weiterer Entfernung. Als König Albrecht 1302 gegen die drei rheinischen Erzbischöfe und den Pfalzgrafen zu Felde zog, fürchteten die Mönche eine Plünderung durch dessen Heer und brachten alle ihre Schätze, Reliquien und Urkunden nach Köln in Sicherheit, doch scheint

dem Kloster kein Leid zugefügt worden zu sein. Der König selbst brachte dort eine Nacht auf seiner Rückkehr von Köln zu, während das Heer in Kruft lagerte, wo es durch einen großen Brand, in dem zahlreiche Menschen den Flammentod fanden, schweren Schaden erlitt. 1319 erteilte Erzbischof Heinrich von Köln der Abtei die Bürgerrechte und Freiheiten der Stadt Andernach; infolgedessen mußten die Äbte in dieser Stadt den Bürgereid schwören.

Der folgende Abt Johann I. (1328—1333) benutzte die Verbindung von Laach mit Andernach, indem er vom Erzbischofe Walram erbat und auch erlangte, daß ein großer Kram- und Viehmarkt, der alljährlich am Kirchweihtage, den 24. August, wo die Reliquien der Abtei ausgestellt wurden, stattfand, nach Andernach verlegt wurde, weil er stets die Veranlassung zu wüsten Gelagen und zu Raubanfällen im Walde gab. Wenn hierdurch auch den Mönchen, deren Sinn hauptsächlich auf ernste Arbeit und auf friedliche Ruhe gerichtet war, eine wesentliche Last abgenommen wurde, so schmälerte die Verlegung doch auch ihre Einkünfte und schloß daher ein Opfer ihrerseits ein. In Anerkennung dieses Umstandes verlieh daher ihrerseits die Stadt dem Kloster das Recht, an diesem Tage in dem ihm gehörigen Hofe zu Andernach frei von allen Abgaben und ungehindert ein Fuder Wein zu verzapfen.

Unter den nächsten Nachfolgern Johanns entwickelte sich die Abtei in friedlicher Weise weiter, doch scheint die innere Zucht nach und nach etwas laxer geworden zu sein; denn unter dem Abte Wigand II. erließ am Tage nach dem Feste des hl. Jakobus, am 26. Juli 1387, der Trierer Erzbischof Kuno von Ehrenbreitstein aus eine strenge Weisung an den Abt und die Mönche von Laach, daß künftig kein Mitglied des Klosters mehr bei Strafe der Exkommunikation außerhalb der Klausur wohnen dürfe. Trotzdem verfiel die klösterliche Disciplin weiter, namentlich unter dem Abte Rudolf von Lehmen (1442—1458), und infolgedessen sank das Ansehen der Abtei sehr stark. Johann III. (1458—1469) sah die Notwendigkeit einer Reform des inneren Klosterlebens ein und suchte sowohl wieder eine strengere Zucht einzuführen, als auch die Rechte der Abtei gegen

jeden äußeren Eingriff zu wahren. Als der von Erzbischof Theodorich von Köln zum Verwalter der Burg Andernach ernannte Johann von Runkel, gestützt auf die Schwäche der Abtei, sich als Vertreter des Schirmvogtes, seines Herrn, aufspielen wollte und daraufhin das jus hospitandi, das Recht der freien Aufnahme im Kloster, sowie außer den festgesetzten Holzlieferungen die weitere Zufuhr von Holz aus den Waldungen der Abtei in die Andernacher Burg verlangte, da widersetzte sich Johann diesem Ansinnen. Jener ließ nun, um die Ausführung seiner Befehle zu erzwingen, einen Hofmann des Klosters mit seinem Wagen und 6 Pferden durch den Schulzen von Andernach aufgreifen und in der Burg gefangen halten; da aber erzwang der Abt mit Hilfe des Trierer Erzbischofs die Freilassung des Gefangenen mit Wagen und Pferden unter Zuerkennung einer Entschädigung und wies alle Forderungen des Verwalters rundweg ab. Mit nachhaltiger Thatkraft suchte er den religiösen Geist bei den Mönchen wieder zu beleben und schloß sich deshalb der sogenannten Bursfelder Reformation an. Bei seiner rücksichtslosen Strenge und seinem begeisterten Eifer gelang es ihm auch, den Widerstand der Mönche niederzuhalten, welche durch die laxe Zucht unter den früheren Äbten sich der strengen Regel bereits entwöhnt hatten. Ein Funke des alten Geistes lebte aber unter der scheinbaren Ruhe fort und flammte sogleich nach dem Tode Johanns im Januar 1469 wieder neu auf.

Erzbischof Johann von Trier verlangte die Wahl eines der Bursfelder Reformation günstig gesinnten Abtes. Da verließen die meisten Mönche das Kloster und suchten Schutz im Erzstifte Köln, um eine Wahl in dem geforderten Sinne unmöglich zu machen; doch die acht zurückgebliebenen Mönche vollzogen die Wahl und ernannten einstimmig den Mönch Johann von Deidesheim aus dem Benediktiner-Kloster Sancta Maria ad martyres in Trier zum Abte. Hiergegen erhoben die ausgewanderten Mönche Einspruch und verlangten von dem Trierer Erzbischof die Ernennung des Grafen Ruprecht von Virneburg zum Abte von Laach, eines lahmen, kaum 20 Jahre zählenden jungen Mannes, welcher der Reformation feindlich gegen-

über stand und Propst der Abtei Prüm war. Der Erzbischof Ruprecht von Köln und die zahlreichen mächtigen Verwandten des Virneburgers verwandten sich für ihn, doch der Trierer Erzbischof bestätigte bereits am 14. März 1469 die Wahl Johanns. Als darüber Streitigkeiten mit Köln ausbrachen, veranlaßte er 1472 die beschleunigte Bestätigung der Wahl durch Papst Sixtus IV., wodurch die Angelegenheit zu Gunsten Johanns erledigt war. Besonders bemerkenswert erscheint bei diesem Streite die Begründung, welche der Adel seinem Gesuche um die Ernennung Ruprechts gab, daß nämlich der Adel doch eine Zuflucht in den Klöstern suchen müsse, d. h. daß ihm in erster Linie der Genuß der Pfründen zustehe.

Der neue Abt hatte gleich anfänglich mit großen wirtschaftlichen Sorgen zu kämpfen; denn durch die inneren Streitigkeiten waren auch die ökonomischen Verhältnisse in nachteiliger Weise beeinflußt worden, und die Bestätigung der Wahl hatte große Summen verschlungen. Nach Rom allein hatten 634 Dukaten bezahlt werden müssen. Mit Genehmigung des Erzbischofs verpfändete Johann zur Deckung der Schulden Klostergüter für 900 Gulden. Doch diese Sorgen dämpften den Eifer des Abtes für Hebung der Klosterzucht in keiner Weise. Die geflohenen Mönche durften straffrei zurückkehren, aber sie hatten ihren Sinn nicht geändert. Auf den von Johanns Vorgänger bereits ausgesprochenen Wunsch sandte 1471 der Abt Adam von St. Martin in Trier, ein eifriger Vertreter der Bursfelder Reform, acht Mönche nach Laach, um den dortigen Abt in seinen Bemühungen für die Einführung der strengeren Zucht zu unterstützen. Doch die Laacher Mönche widersetzten sich; Streit und Zank herrschte in den Klostermauern, und schließlich wurden jene acht dem Abte zum Trotz vertrieben. Sie kehrten nach Trier zurück und führten sowohl beim Erzbischof, als auch bei Papst Sixtus IV. Klage gegen die aufrührerischen Mönche. Den Befehlen ihrer beiden Oberen fügten sich diese aber auch nicht, sie lehnten vielmehr die Einführung jeder Neuerung ab. Im Auftrage des Trierer Erzbischofs erschien nun Georg von der Leyen, kurfürstlicher Amtmann der Städte Mayen, Cochem, Boppard und Wesel, mit einer bewaffneten Schar

Mayener Bürger am 20. August 1474 vor dem Kloster und erzwang sich, als die Pforten auf sein Begehr nicht geöffnet wurden, gewaltsam den Eingang. Die Mönche, welche sich auch jetzt noch widerspenstig zeigten, wurden meist aus dem Kloster ausgestoßen; mit einzelnen aber fand sich der Abt durch gütlichen Vergleich ab, und so wurde denn die Reform streng durchgeführt. Dadurch blühte die Abtei bald in ihrem alten Glanze auf, so daß ihr Ruhm als Pflanzstätte der Wissenschaften und streng gottesfürchtigen Lebens sich wieder allerwärts verbreitete und sie als Muster für die übrigen Benediktiner-Klöster gelten konnte.

Unter dem folgenden Abte Simon von der Leyen (1491—1512), der durch sein ganzes Verhalten in die Fußstapfen seines Vorgängers trat, erreichte die Abtei wohl ihre höchste Blüte und ihren höchsten Glanz, da er auch für die Ausschmückung der Kirche, z. B. durch die Aufstellung prächtiger Chorstühle, und des Klosters Sorge trug. Gleichzeitig begann aber auch unter ihm der Streit zwischen dem Erzbistum Köln und seiner Abtei. Letztere war, wie oben bereits erwähnt, in allen weltlichen Dingen unter den Schutz des Erzbischofs von Köln gestellt, während sie in allen geistlichen Angelegenheiten dem Trierer Stuhle unterworfen war; dieser Zustand sollte mit der Zeit zu Zwistigkeiten führen. Abt Simon von der Leyen mußte bei seiner Investitur am Peter- und Paulstage 1491 in Poppelsdorf einen Revers unterzeichnen, daß die vorher erfolgte Bestätigung von seiten Triers „nit zu Hinder oder Afbruch der Gerechtigkeit" Kölns geschehen sei. Damit erhob Köln den Anspruch, daß die Investitur der Konfirmation voraufgehen müsse.

Bei den beiden folgenden Äbten, Thomas von Wied (1512—1529) und Peter von Remagen (1529—1552), von denen der letztere ein überaus strenggläubiger Mann war, der bei seiner Bestätigung durch den Erzbischof Richard Inful und Mitra für sich und seine Nachfolger erhielt, und der auch die alle Gemüter der damaligen Zeit bewegenden Glaubensneuerungen von dem Kloster fernzuhalten verstand, scheint Köln jene Forderung nicht aufs neue gestellt zu haben. Um so schärfer wurde die Frage bei der Wahl von

Johann V. Augustin behandelt. Einstimmig von den Mönchen am 6. Februar 1552 zum Abte gewählt, leistete er bereits am 18. Februar den Eid in die Hände des Trierer Erzbischofs und erhielt am gleichen Tage seine Bestätigung. Als er aber von dem Kölner Erzbischof im April 1552 zu Kaiserswerth persönlich die Investitur verlangte, wurde diese abgelehnt, da sie der Bestätigung hätte vorausgehen müssen. Er reichte darauf eine Erklärung ein, daß durch die vorausgegangene geistliche Bestätigung die Rechte des Kölner Erzbischofs in keiner Weise geschmälert werden sollten; doch damit nicht zufrieden verlangte letzterer vielmehr ein iuramentum fidelitatis et subjectionis, wie dies die Äbte Wigand und Simon geleistet hätten. Johann lehnte diesen Eid ab und kehrte nach Laach zurück. Als nun der Erzbischof von Köln auf einer Reise nach Oberwesel in Andernach sich aufhielt, ging Johann in Begleitung von zwei würdigen alten Geistlichen nochmals zur Burg und erhielt nach längeren Verhandlungen die nachgesuchte Investitur, mußte jedoch noch das Versprechen leisten, den verlangten Eid zu schwören, sofern aus den Akten sich ergäbe, daß außer den beiden genannten noch ein dritter Abt dies gethan hätte. Die Kosten der Investitur, 4 Goldgulden an die Räte und 8 Goldgulden an die Kanzlei, zahlte er unter der ausdrücklichen Erklärung, daß er dies freiwillig thue, das Kloster aber zu keiner Zahlung verpflichtet sei.

Sein Nachfolger, Johann VI. von Cochem (1568—1597), der im Juli gewählt war, suchte zunächst im Oktober 1568 die Investitur bei dem Kölner Erzbischofe nach, wodurch er den Vortritt desselben anerkannte. Als dieser ihm aber antwortete, er habe jetzt keine Zeit dazu, glaubte Johann seiner Pflicht Köln gegenüber genügt zu haben, wandte sich an den Trierer Erzbischof Jakob und erhielt nach der vorgeschriebenen Eidesleistung unter dem 17. Dezember 1568 seine Bestätigung, die später nochmals, ohne daß ersichtlich ist, aus welchen Gründen, durch den Weihbischof Gregorius unter großen Feierlichkeiten erteilt wurde. Um die Investitur bemühte er sich nicht. Da beschied ihn der Erzbischof von Köln auf den Sonntag Lätare 1572 in seine Residenz, doch wurde ihm wegen Krankheit Aufschub gewährt.

Als er nun zu einem neuen Termine am 26. April im Schlosse zu Poppelsdorf, wo der Erzbischof sich aufhielt, erschien, wurde er nicht empfangen, sondern mit der Weisung zurückgeschickt, nach 6 Wochen nochmals wieder zu kommen. Diese Behandlung mochte in ihm den Wunsch erwecken, die Investitur als unnötig ganz in Wegfall kommen zu lassen. Da er sich aber nicht mächtig genug fühlte, gegen Köln aufzutreten, so reiste er doch in Begleitung des Priors von Laach und einiger anderer Geistlichen an dem ihm bestimmten Tage nach Brühl an den Hof des Erzbischofs. Hier mußte er drei Tage harren, ehe er empfangen wurde, und da er nicht mehr die Energie besaß, Widerstand zu leisten, so schwor er entsprechend der Forderung des Erzbischofs, der die volle Unterwerfung der Abtei Laach unter seine Macht erstrebte, knieend den Eid und erhielt dann die Investitur. Als er aber am folgenden Tage einen Revers unterschreiben sollte, worin er erklärte, daß er durch seinen Eid gelobt habe, sich so zu halten, wie es einem Lehnsmann gebühre, und als von ihm für die Beurkundung der Investitur der Betrag von 50 Goldgulden verlangt wurde, da sah er ein, daß er von Köln überlistet werden sollte, lehnte die Unterschrift und die Zahlung der geforderten Summe ab und kehrte nach Laach zurück, ohne das Schriftstück. Köln ließ aber nicht nach; was es durch List und Überraschung des sanften Abtes nicht hatte erreichen können, suchte es nun durch Gewalt zu erlangen.

Zunächst suchte der Erzbischof in Kruft, welches ausschließlich Laacher Gebiet war, Steuern zu erheben. Laach protestierte; Trier, an welches es sich wandte, schien die Sachlage nicht für ernst zu halten und schickte keine Hilfe, sondern begnügte sich damit, strengstens zu befehlen, daß keine Steuererhebung Kölns im Laacher Gebiet geduldet werde. Der Abt konnte nur protestieren. Da ging Köln zu Gewaltthätigkeiten über. Ende Februar 1580 erschien der kölnische Hauptmann Rhaban Wilhelm mit 75 Reitern und Hakenschützen vor Laach und verlangte Einlaß; als ihnen dieser nicht gewährt wurde, stürmten sie das Kloster; der Abt entkam in der Nacht und floh nach Mayen und dann nach Coblenz. Auf das Sturmläuten der Mönche erschienen zwar bewaffnete Leute aus den benachbarten Orten zur Hilfe, ver-

mochten aber nur festzustellen, daß das Kloster in der Gewalt der kurkölnischen Truppen war, und lagerten sich auf Befehl des kurtrierischen Amtmannes zu Mayen, Graf Anton von Elz, um die Gebäude herum. Da erklärte Rhaban, er sei abgesandt, die Grenzgebiete des Erzbistums zu schützen und von umherziehendem Raubgesindel zu befreien; da er im Kloster nächtigen sollte, ihm aber nicht freiwillig Quartier gewährt worden sei, so habe er sich mit Gewalt Einlaß verschaffen müssen. Zudem sei sein Herr laut der Investitur Erbvogt des Klosters, und Trier, das nur die geistliche Oberhoheit besitze, habe in weltlichen Dingen hier überhaupt nichts zu sagen. Dann zog er ab unter Mitnahme des Schlosses der großen Eingangspforte.

Trier wandte sich Aufklärung fordernd nach Köln, erhielt aber erst nach fast einem Jahre die Antwort, daß die Truppen nur den Auftrag gehabt hätten, die Grenzen zu schützen; von den Vorgängen in Laach sei in Köln nichts bekannt. Um derartige Vorkommnisse für die Zukunft zu verhindern, verlangte Erzbischof Johann von Trier hierauf, daß der Abt die Investitur von ihm nachsuchen solle. Das lehnte dieser aber rundweg ab, da er bereits von Köln die Investitur erhalten habe.

Nach mehrjähriger Ruhe wurde das Kloster 1587 aufs neue durch kurkölnische Truppen unter dem Befehle des Hauptmanns Martin Schenk besetzt und teilweise beraubt. Da nach den bisherigen Erfahrungen von seiten Triers keine Hilfe zu erwarten, auf die eigenen Unterthanen aus Kruft, welche vor den Truppen schändlich geflohen waren und das Kloster schutzlos preisgegeben hatten, kein Verlaß war, so sah sich der Abt auf Selbsthilfe angewiesen; in seinem Auftrage wurden daher die Eingesessenen von Kruft durch besonderen Eid in Pflicht genommen, daß sie in Fällen der Gefahr das Kloster mit den Waffen in der Hand schützen würden.

Johann von Kettig, der folgende Abt (1597—1613), der sofort nach seiner Wahl die Bestätigung von seiten Triers erhalten hatte und durch den Weihbischof Peter Binsfeld konsekriert worden war, suchte seine Investitur bei dem Erzbischofe von Köln überhaupt gar

nicht mehr nach. Dafür setzte dieser den kleinen Krieg gegen die Abtei unaufhörlich fort. Sein vorgebliches Recht auf Steuererhebung suchte er immer aufs neue geltend zu machen; einem Hofmanne zu Laach wurden von kurkölnischen Truppen die Pferde weggenommen, die er erst gegen Erlegung eines Lösegeldes von 25 Dukaten zurückerhielt; der Pommerhof und der Emmingerhof wurden überfallen und geplündert, und ähnliche Unthaten kamen Jahr für Jahr vor. Da wandte sich Abt Johann nochmals klagend an Trier um Hilfe. Die Lage sei auf einem solchen Punkte angelangt, daß ihm nichts übrig bleibe, als mit den Mönchen das Kloster zu verlassen und in die Ferne zu ziehen, falls ihnen nicht der Schutz gewährt würde, den sie von Trier erwarten zu dürfen glaubten, weil Laach ja doch trierisch sei. Da trat durch andere Umstände eine glückliche Wendung in den Verhältnissen für Laach ein. Unter dem damaligen Kaiser Rudolf II. herrschte in Deutschland grenzenlose Verwirrung, während zugleich im Osten die Türken mit gewaltiger Macht gegen das Abendland drängten. Zudem nahm der Streit um die religiösen Meinungen alle Aufmerksamkeit in Anspruch, so daß die kleineren Fragen mehr und mehr in den Hintergrund traten. Das war auch am Rheine der Fall; die Erzbischöfe von Trier und von Köln hatten wichtigere Sorgen. Ersterer überließ die Abtei ihrem Schicksal, und letzterer verfolgte offenbar größere Pläne; er verzichtete darauf, sich wegen des verhältnismäßig kleinen Klosters Laach in weitere Streitigkeiten einzulassen. Dadurch bekam die Abtei von dieser Seite die erwünschte Ruhe, die allerdings bald durch die Leiden des dreißigjährigen Krieges unterbrochen wurde, während dessen sie alle die zahlreichen Drangsale, Plünderungen u. s. f. erduldete, wie die übrigen Klöster des Rheinlandes. Bei der Freiheit, die sie jetzt genoß, wo kein Vogt mehr über ihr stand, behauptete Abt Johann, Laach sei reichsunmittelbar, und zwar nicht bloß de facto, sondern auch de jure, da bisher Köln nicht im eigenen, sondern in des Kaisers Namen stets die Investitur an den Abt erteilt habe. Im Jahre 1682 ging aber diese Selbständigkeit wieder verloren, indem Laach auch in weltlichen Dingen dem Erzbistum Trier unterworfen wurde.

Über die weitere Geschichte der Abtei ist nichts Besonderes zu berichten; unter den 14 noch folgenden Äbten zeichneten sich einzelne durch Gottesfurcht, Aufrechterhaltung einer strengen Zucht, Eifer für die Wissenschaften und tüchtige Verwaltung aus, wie Johann VIII., Christian Schäffgen, Johann Luckenbach, während andere nicht als Zierden ihrer hohen Stellung betrachtet werden können, wie Heinrich Lungh, der ohne Vorwissen der Mönche viele wertvolle Gegenstände des Klosters verbrachte, und als er wegen mancherlei Vorkommnisse vom Erzbischof Philipp zur Verantwortung gezogen wurde, nach Rom entfloh und der Abtswürde entsagte. Ein wie hohes Ansehen die Äbte genossen, beweist der Umstand, daß mehrere von den Päpsten zu Visitatoren der Benediktiner-Klöster im ganzen Gebiete des Rheines von Basel bis Utrecht ernannt wurden; das war zweifellos eine verantwortungsvolle, mit schweren Mühen verbundene Stellung, namentlich in den Stürmen der Reformation.

Am 31. Januar 1801 starb der 40. und letzte infulierte Abt Josef Meurer. Zwar wurde am 18. Juni 1802 noch eine Neuwahl gethätigt, wobei Thomas Kupp aus der Urne hervorging; inzwischen aber war durch das Konkordat vom April 1802 zwischen Papst Pius VII. und der französischen Regierung die Aufhebung sämtlicher Klöster bestimmt worden. Demgemäß erfolgte am 2. August 1802 auch die Aufhebung der Abtei Laach; die noch vorhandenen Mönche zerstreuten sich, alle aber bewahrten auch in ihrem weiteren Leben, meist als Pfarrer, ihren wahrhaft christlichen Sinn und bewiesen durch ihre musterhafte Lebensweise und ihre wissenschaftliche Bildung, daß sie würdige Vertreter des Benediktiner-Ordens waren. Vor allem bedeutend war der letzte Kellermeister der Abtei, Carl Albrecht vom Emmeringhof, der 1833 hochbetagt als Pastor an der Liebfrauenkirche zu Koblenz starb.

Thomas Kupp trat das Amt als Abt nicht mehr an. Die Güter des Klosters wurden eingezogen und versteigert; die Orgel der Kirche wurde von dem Pater Benzing aus Rüdesheim mit Bewilligung des Präfekten nach Waldalgesheim, wo er die Pfarrei übernahm, gebracht; das reiche Archiv befindet sich in Koblenz, die Bibliothek aber

ist nicht mehr vollständig erhalten, sondern ihr einstiger Bestand ist zum größten Teil zerstreut.

Die Gebäude mit dem großen Grundbesitz, namentlich auch die Waldungen — der See gehörte ebenfalls zu den Klostergütern — wurden Domänen und kamen als solche 1815 in den Besitz der preußischen Regierung. Diese verkaufte sie außer den Waldungen 1820 an die Familie von Delius, welche sie durch Kaufvertrag vom 9. Juli 1872 an den Grafen Rudolf von Schaesberg zu Schloß Krickenbeck abtrat. Dieser hatte das Gut für die Jesuiten erstanden, welche als gleichberechtigte Besitzer neben dem genannten Grafen eingetragen wurden. Nach der Aufhebung der Jesuitenkollegien in Preußen ging das Ganze wieder auf den Grafen über, nach dessen Tod zunächst seine Witwe, eine Gräfin von Waldburg-Zeil, später Graf Heinrich von Schaesberg zu Tannheim den Besitz übernahm. Von diesem kaufte am 2. November 1892 Fürst Karl zu Löwenstein-Wertheim-Rosenheim auf Schloß Haid in Böhmen das Gut Laach für den Benediktiner-Orden, und am 23. November desselben Jahres zogen die Söhne des hl. Benedikt in ihren alten Besitz wieder ein. Am 19. Dezember 1892 wurde auch die Kirche, dieses Juwel romanischer Baukunst, durch Allerhöchste Kabinettsordre der Abtei überwiesen, und zu Ostern 1893 fand in ihr wieder der erste feierliche Gottesdienst statt, nachdem sie über 90 Jahre ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet gewesen war.

---

## B. Territorien und Stände.

### Allgemeines.

Bei der Besitzergreifung des Landes durch die Germanen fielen Grund und Boden dem Könige zu, der für eine möglichst gleichförmige Verteilung des Besitzes unter die Freien zu sorgen hatte. Dabei nahmen diese wohl familienweise oder nach Waffenbrüderschaften gemeinsam größere Komplexe in der Nähe der Ansiedelung ihres Führers ein, welchem der König von seinen Allodien (Domänen) und von

dem übrigen noch nicht in Privatbesitz gekommenen Lande weite Strecken zugewiesen hatte. Hierdurch war sofort der Unterschied zwischen dem Großgrundbesitz und dem freien Bauernstande geschaffen, der sich dauernd erhalten und vielfach verschärft hat. Auf Grund des Bodenregals gehörte dabei dem Könige der siebente Teil des Ertrages; daher waren seine Einkünfte fast unerschöpflich, was ihm leicht Veranlassung gab, an solche, die er sich besonders verbinden wollte, namentlich an Klöster und Kirchen, sowie an verdienstvolle Heerführer weitere Schenkungen zu machen. Diese erhielten dadurch eine stets wachsende Macht und ein immer größeres Ansehen. Sie siedelten „Hörige" an, die, an die Scholle gebunden, das Land für den Grundherrn in Bearbeitung nahmen, und bauten auf ihrem Boden Dörfer, die dann zu ihrem Allodialbesitz gehörten. Die „Unfreien" besaßen nur das Nutzungsrecht (dominium utilè), aber kein freies Verfügungsrecht über Haus und Hof; sie konnten das Gut nicht verkaufen, teilen oder verpfänden und auch nicht verlassen, während der Gutsherr das Herrschaftsrecht (dominium rectum) ohne jede Einschränkung behielt. Außer den Abgaben an Naturalien hatten die Kolonen, welche meist eine Hufe, etwa die Hälfte eines freien Bauerngutes, bearbeiteten, auch noch bestimmte Dienste, Fronen, zu leisten. Bei der großen Ausdehnung der Güter, die sich oft auf mehrere Geviertmeilen erstreckten, war es nun natürlicherweise für den Gutsherrn nicht möglich, persönlich die Beaufsichtigung zu führen und die Naturalabgaben in Empfang zu nehmen. Es wurden daher für die einzelnen Bezirke sogenannte „Meier" angestellt, welche diese Arbeit für den Großgrundbesitzer übernahmen und besonders auch darauf achteten, daß kein Unberechtigter Ödland unter den Pflug nahm oder Wald rodete. Neben diesen Verwaltern, denen ausschließlich die Sorge für den Ackerbau oblag, wurden für die Waldkultur und die Jagd besondere Jäger, für die Bienenzucht „Zeidler", für die Viehzucht Schäfer und Roßhirten und im Falle des Bedürfnisses auch Gärtner und besondere Weinbauern angestellt.

Zu dem eigenen Grundbesitz, dem Allodialvermögen, traten schon früh die Lehen hinzu, die der König oder ein anderer Großer einem

Dritten gab, um sich hierfür bestimmte Dienste des Lehnsmannes zu sichern, so namentlich die Heeresfolge, bzw. die Hilfe im Kriege. Anfänglich bestanden die Lehen wohl ausschließlich in der Übertragung von Grund und Boden zur Nutznießung, und wenn dadurch auch der Freie in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu dem Besitzer trat, so blieb er doch frei, war auch zu keinen anderen Diensten verpflichtet, als der Lehnsvertrag festsetzte, und nicht an die Scholle gebunden, sondern er konnte das Verhältnis wieder lösen. Starb der Lehnsherr, so mußte dessen Erbe das frühere Lehen ausdrücklich aufs neue bestätigen, und starb der Lehnsträger, so mußte sein Erbe, bevor der Lehnsbrief für ihn ausgefertigt wurde, eine Abgabe, „Kurmud", zahlen, um dadurch zu beweisen, daß er nicht Besitzer des Gutes, sondern nur Lehnsmann war. Starb eine Familie aus, so fielen alle von ihr besessenen Lehen an den Lehnsherrn, bzw. seine Rechtsnachfolger heim; hielt der Lehnsmann die im Vertrage festgesetzten Bedingungen nicht, so konnte das Lehen für verfallen erklärt und eingezogen werden.

Statt der Güter wurden später sehr häufig auch Renten auf bestimmte Einkünfte an Geld oder Naturalien als Lehen übertragen, so namentlich an Getreide und Wein. Weil der letztere wegen seiner Verwendung im Gottesdienste von besonderer Wichtigkeit war, so strebten um seinetwillen die Klöster, Abteien und Kirchen vielfach nach Lehnsgütern an der Ahr oder an der Mosel. In allen Verzeichnissen der geistlichen Besitztümer finden wir daher Weinberge oder Weinlehen angeführt.

Die Markgenossenschaften waren von den Großgrundbesitzern ursprünglich völlig unabhängig und standen auch in keinem Verhältnis untereinander. Sie besaßen meist Allmenden und Kämmereigüter. Während letztere zu Gunsten der Gemeinschaft verwaltet wurden, hatten die einzelnen Mitglieder der Gemeinde oder auch nur bestimmte Glieder derselben das Nutzungsrecht von den Allmenden, die meist aus Weideland bestanden. Dieses Nutzungsrecht der einzelnen Genossenschafter wurde als deren Privatrecht betrachtet, so daß also die neu hinzuziehenden Gemeindemitglieder (Hintersassen, Halbbauern) überhaupt nicht oder erst nach einer längeren Reihe von Jahren an der

Allmende teilnehmen konnten. Das alte Mitglied konnte von diesem Gemeindebesitz auch Strecken für sich in Bebauung nehmen, dagegen konnte es sein Gut — Stock genannt — nicht teilen, veräußern oder verpfänden, da der eigentliche Besitzer die Gemeinde (Genossenschaft) war. Nur auf den ältesten überlebenden Sohn, aber nicht auf Enkel oder Brüder u. s. f., konnte er den Stock vererben, und in Ermangelung eines solchen fiel das Gut an die Markgenossenschaft zurück. Haben sich diese Verhältnisse auch, wie wir weiter sehen werden, im Laufe der Zeit gewaltig geändert, so hat sich doch bis in die Gegenwart das Recht des Vollbauern an die Allmende, namentlich an den Hauptbestandteil derselben, den Wald und die Weide, in Form von Streu- und Holzberechtigung erhalten, Rechte, welche erst von der preußischen Regierung abgelöst wurden. Trotzdem sieht noch heute der Landmann in dem Walde den natürlichen Gemeinbesitz, aus welchem er in Mißjahren Laub und Gras für Streu und Futter frei entnehmen kann; der Begriff der Allmende ist freilich längst verloren gegangen.

Bei den in den Markgenossenschaften herrschenden Zuständen konnte natürlicherweise eine Besserung der wirtschaftlichen Lage des einzelnen nur durch energische, einsichtsvolle Arbeit, durch glückliche Zufälle, namentlich aber durch das Fehlen von Unglück, wie Viehkrankheit u. dergl., eintreten. Eine völlige Verarmung war zwar durch den Rückhalt an der Genossenschaft ausgeschlossen; demgegenüber war aber doch der freie Bauer, der Stockbesitzer, durch die bereits erwähnten Eigentümlichkeiten seines Stockgutes, die Unveräußerlichkeit, Unteilbarkeit und Unverpfändbarkeit, zu seinem Schaden in der Verfügung beschränkt. Als nun unter der Regierung Karls d. Gr. infolge der beständigen Kriege fast Jahr um Jahr die freien Grundbesitzer auf eigene Kosten sich ausrüsten und in das Feld ziehen mußten, bald in das Sachsenland, bald nach Italien, bald nach Spanien, da konnte das heimische Gut nicht in vollem Ertrage erhalten werden. Die Folge war, daß der freie Bauer immer mehr verarmte, während der Großgrundbesitzer immer reicher und mächtiger wurde, und der Unfreie bzw. Hörige sich allzeit des Schutzes und der Fürsorge seines Herrn zu erfreuen hatte. Der freie Bauernstand befand

sich daher zum Teil in schlechteren Verhältnissen als der unfreie. Schon Karl d. Gr. erkannte mit scharfem Blicke das Mißliche dieses Zustandes, bei welchem durch das allmähliche Sinken des freien Bauernstandes und die stets mehr anwachsende Macht der Großgrundbesitzer nach und nach die Grundfesten des Reiches zerstört und dieses der Auflösung in einzelne kleinere Staaten entgegengeführt werden mußte. Er suchte deshalb durch die innere Organisation und durch Gesetze diesem Prozesse zu steuern. Allein vergeblich; er konnte ihn wohl etwas verzögern, aber nicht beseitigen, da die treibenden Ursachen bestehen blieben.

Durch Verknechtung im Kriege, durch den Erwerb fremder Sklaven und durch die natürliche Vermehrung wuchs die Zahl der Hörigen und Unfreien, während die der freien Besitzer nach dem eigentümlichen Erbrechte nicht wachsen konnte. Die jüngeren Söhne der Freien, die ein eigenes Gut in der heimischen Markgenossenschaft zu erlangen keine Aussicht hatten, nahmen von einem geistlichen oder weltlichen Herrn eine Hufe Landes zu Lehen und erkauften so durch Verzicht auf die politische ihre wirtschaftliche Selbständigkeit; ja sogar freie Besitzer, welche durch die Ungunst der Verhältnisse ihrem wirtschaftlichen Ruine entgegensahen, gaben aus eigenem Entschluß ihre Selbständigkeit auf, um dafür in ihrer wirtschaftlichen Existenz gesichert zu sein und jederzeit den nötigen äußeren Schutz zu genießen. Die Herren aber sahen ihrerseits diesen Zuwachs gern, da er ihnen nicht bloß eine rein äußerliche Vergrößerung ihrer Macht brachte, sondern auch diejenigen Elemente zuführte, aus denen sie mit Vorliebe ihre persönlichen Dienstmannen und Beamten wählten.

Weil das ganze Verhältnis der Unfreien und Hörigen ihre Stellung als Bevölkerungsklasse zu heben geeignet war und anderseits auch die früher Freien unter gleichen Bedingungen, wie jene in den Dienst des Großgrundbesitzes traten, verwischte sich allmählich der Unterschied zwischen den Freien und Unfreien, so daß schon zur Zeit der Könige aus dem sächsischen Hause, noch mehr aber unter den fränkischen Herrschern, kaum mehr zu bestimmen möglich war, ob ein Hufner oder Dienstmann ein Freier oder Unfreier sei. Die Abteien und Klöster

gingen dabei in höchst anerkennenswerter Weise den übrigen Großgrundbesitzern darin voran, daß sie die Leibeigenschaft allmählich milderten; diese scheint im 13. Jahrh. schon ziemlich verschwunden zu sein. Da die selbständigen Gutsbesitzer in den schweren Zeiten Heinrichs IV. und V. vielfach ihr freies Besitztum um des Schutzes willen in Erblehen verwandelt hatten, so tritt von da ab der Bauer fast nur noch als Lehnsmann des Adels und der kirchlichen Institute auf. Damit hatte er auch alle Rechte erlangt, die dem Lehnsträger zustanden; er konnte weitere Lehen, auch von verschiedenen Besitzern, empfangen und auch solche erteilen; vor allem aber war ihm — und das war für ihn wohl die Hauptsache — die wirtschaftliche Existenz gewährleistet, die Früchte seiner mühevollen Arbeit waren ihm gesichert.

Zugleich hatte sich nach und nach auch ein neues Recht und eine neue Rechtsverwaltung ausgebildet. Ursprünglich waren die Hörigen völlig der Disziplinargewalt der Herren unterworfen, während der freie Mann die königlichen Beamten als Vertreter des Königs in allen Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten über sich hatte. Da der „Meier" über die Hufner des Herrn die ständige Aufsicht und Verwaltung führte, so entwickelte es sich analog der alten germanischen Gerichtsverfassung von selbst, daß die unfreie und hörige Bewohnerschaft eines Bezirkes unter dem Vorsitze ihres Meiers eine besondere Gerichtsgemeinde bildete, welche alle ihre Höfe betreffenden Rechtsfragen beriet und auch entschied. In dem Meier hatten sie ihren Vertreter bei dem Grundherrn, und so bildete sich ein neues Rechtsverhältnis zwischen letzterem und den Bauern, welche, ob auch ursprünglich aus verschiedenen Bevölkerungsklassen hervorgegangen, nunmehr bald zu der einen Klasse der „Grundholde" zusammenschmolzen. Wahrscheinlich war dieser Verschmelzungsprozeß mit dem 13. Jahrh. vollständig erledigt.

Inzwischen aber hatte sich auch in dem Kreise der Großgrundbesitzer in mehrfacher Hinsicht eine große Änderung vollzogen. Zur Zeit der Merowinger hatten die kirchlichen Anstalten durchgängig volle Freiheit von staatlichen Abgaben, von der Heeresfolge und von der Rechtsprechung des Staates erlangt. Bald aber hatten auch die

17*

übrigen Großgrundherren die Freiheit von Abgaben für sich beansprucht und auch erhalten, so daß den königlichen Beamten das Betreten des Herrschaftsberinges zum Zwecke der Erhebung von Abgaben oder Forderungen untersagt war. Diesen Umstand benutzten die Herren bald dazu, jeden Akt der Verwaltung durch königliche Beamte von sich selbst und ihrer Bevölkerung fernzuhalten, und erhielten so eine Stellung direkt unter dem Träger der Krone. Die früher von jenen Beamten gethätigten Funktionen der Rechtspflege, der Besteuerung und der Zölle, sowie der Heeresverwaltung gingen auf die Beamten der Großgrundbesitzer über, welche auf diese Weise selbst allmählich für ihre Herrschaftsbezirke oberste Richter und Heerführer wurden, Steuern und Zölle nach eigenem Gutdünken festsetzten.

Wie die Merowinger und die Karolinger sich im Kriege und im Frieden mit einer großen Schar stets kampfbereiter Männer umgaben, welche zugleich Ehrengeleit und Schutzwache war, so begannen auch die Großen bald, ein Gefolge von Reisigen um sich zu sammeln; sie bildeten gleichsam Privatheere. Von allen Seiten strömten landlose Freie herbei, um Aufnahme in diese zu finden; sie „nahmen Dienste" und schworen gegen Schutz und Pflege in die Hände des Herrn den Eid, ihm allezeit und allerwegen treu dienen zu wollen, soweit ihr freier Stand ihnen dies gestatte. Die „Vasallen" oder „Vassen" begleiteten ihren Herrn zu Pferde und bildeten eine auserlesene, geübte Mannschaft, die leicht durch das Aufgebot der zu Fuß kämpfenden freien Hintersassen und hörigen Dienstleute verstärkt werden konnte. Diese Macht im Staate wurde schon deshalb geduldet, weil so das Aufgebot zum Kriege sich leichter ausführen ließ. Die Vasallenheere stießen nämlich zu dem allgemeinen Heere der Freien, welche von ihren Gaugrafen geführt wurden, und bildeten in diesem besondere, fest organisierte Teile. Bereits unter Karl d. Gr. waren sie so zahlreich, daß dieser in der Besorgnis, es möchte das altbewährte Frankenheer ganz in solche Körper von Vasallentruppen zerfallen, möglichst alle Freien zum Heeresdienst heranzuziehen suchte. Diese schwanden aber, wie wir oben bereits gesehen haben, mehr und

mehr, so daß schon unter Lothar die Vasallen im Heere überwogen.

So erlangten allmählich die Großgrundbesitzer den Heerbann, den vorher ausschließlich im Namen des Königs die Gaugrafen besaßen. Bei der engen Verknüpfung, die von alters her bei den Germanen zwischen Verwaltung, Heerführung und Gerichtsbarkeit bestand, war es nur eine natürliche Folge, daß nun auch die Rechtspflege in die Hände der Großgrundbesitzer überging. Über ihre Hufner oder Grundholde hatten sie ja schon den grundherrlichen Gerichtsbann; über ihre Vasallen, die sich ähnlich wie die Hufner zu einer Gerichtsgemeinde zusammenschlossen, um ihre vorbehaltenen Rechte zu wahren, begannen sie auch bald durch die Art der Dienstabhängigkeit eine gewisse Gerichtsbarkeit zu erlangen. Da nun der Besitz der großen Herren nicht abgerundet war, sondern aus einer Menge kleinerer, oft weit auseinander liegender Güter sich zusammensetzte, die in gar keinem Zusammenhang standen, so war einerseits die Organisation, anderseits auch die Aufsicht sehr erschwert und damit die Macht des Besitzers wesentlich geschwächt. Dazu kam, daß eine klare Übersicht über die bestehenden Verhältnisse selbst für die Herren fast zur Unmöglichkeit wurde, was sehr häufig zwischen den einzelnen Konflikte herbeiführte, die mit dem Schwerte in der Faust zur Entscheidung gebracht wurden.

Unter diesen Umständen mußten die wirtschaftlich Schwachen zu Grunde gehen, zumal das Bestreben der Großen selbstverständlich darauf gerichtet war, diese, soweit sie in ihrem Machtbereich lagen, aufzusaugen und dadurch ihre Macht zu vergrößern und abzurunden. Hierin kam ihnen ein weiterer Umstand zu Hilfe. Die Könige mußten die Großen um so mehr an sich zu fesseln suchen, je mächtiger und unabhängiger diese wurden. Das geschah durch das Beneficium der Precarien, indem der König ihnen aus dem überreichen Kirchengut oder auch aus seinem Allodialvermögen gegen eine geringe Pacht Land zur Nutzung auf eine feste Zeit verlieh, meist auf 3 Jahre. Ging der Zins regelmäßig ein, so wurde die Überweisung nach Ablauf der Frist meist erneuert bis zu dem Tode des Trägers der Precaria und ging häufig

in eine Erbpacht über. Schon früh in der Zeit der Karolinger wurde einerseits bald nicht mehr die Zustimmung der Geistlichkeit zu der Überweisung einer solchen Precaria aus Kirchengut nachgesucht, sondern der König verfügte völlig selbständig darüber, anderseits hörten die Großen bald auf, den Zins zu entrichten, behielten aber doch das Gut, so lange sie durch Wohlverhalten die Gunst der Könige sich zu wahren wußten. Durch diese Schenkungen wurden die Großen mit dem Staatsoberhaupte verknüpft und ihre Hilfe in Kriegen im wesentlichen gesichert. Die Belehnten nahmen die Güter der Precaria in Kultur, organisierten sie wie ihr übriges Allodialvermögen und fügten sie diesem ein; sie nahmen denn auch freie Hintersassen als Kolonisten auf dieselben oder als Reisige in ihr Gefolge, welches dadurch wesentlich größer wurde. Um ihrer Hilfe jederzeit sicher zu sein, ließ der König sie bei Überweisung eines Beneficiums den Eid der treuen Gefolgschaft schwören. Sie wurden damit Vasallen des Königs, und die Widerruflichkeit des Lehens, die Notwendigkeit seiner Bestätigung bei jedem Thronwechsel für den Träger und bei dem Tode des Trägers für den Erben sicherten die Treue der Vasallen. Diese waren selbstverständlich nicht mehr ständig am Hofe, sondern lebten auf ihren Gütern. Ebenso änderte sich auch ihrerseits das Verhältnis zu *ihren* Vasallen. Während diese ursprünglich ihr persönliches Gefolge bildeten und daher auf dem Schlosse ernährt wurden, sicherte man jetzt auch deren Unterhalt durch Belehnung mit Gütern, die ihnen genau in gleicher Weise und in gleichem Sinne übertragen wurden, wie dies seitens des Herrschers gegenüber den *königlichen* Vasallen geschah.

Mit dieser Ausbildung des Vasallentums verband sich nun auch bald eine völlige Umwälzung im Beamtentum. Der königliche Beamte erhielt für seine Leistungen die Erträgnisse aus königlichen Gütern, die er selbst verwaltete. Diese Einrichtung hatte zur Folge gehabt, daß schon früh die Ministerialen vielfach ihre Ämter erblich zu machen wußten. Daß dies aber zu sehr schweren Unzuträglichkeiten führen mußte, ist klar, und Karl d. Gr. beseitigte noch einmal mit Strenge die bereits eingerissene Erblichkeit; aber die treibende Ursache

blieb bestehen. Da wandten die späteren Karolinger das Prinzip der Vasallität auf die Beamten an. Diese erhielten das Gut nur als beneficium, welches jederzeit bei Treubruch zurückgezogen werden konnte und beim Tode des Inhabers oder bei demjenigen des Königs von selbst verfiel, bzw. neu zuerteilt werden mußte. Damit traten die Beamten in die große Klasse der königlichen Lehnsträger über, und nun war es nur noch ein Schritt, daß die Vasallen überhaupt mit den Befugnissen der höheren Ministerialen betraut wurden. Zu Ende des 9. Jahrh. bereits war fast die ganze Verwaltung des Reiches in den Händen der Vasallen, die hierdurch ihre früher schon so große Macht um einen neuen Faktor vermehrt sahen.

Der anfänglich streng festgehaltene Unterschied zwischen dem dominium utile und dem dominium rectum verschwand allmählich; die Vasallen sahen sich als rechtmäßige, unumschränkte Besitzer auch der Beneficien an. Alle Lehen, auch die Amtslehen wurden thatsächlich erblich, und die Könige aus dem sächsischen Hause erkannten dies schon in Bezug auf die Grafen ausdrücklich an. Der König befahl nicht mehr kraft seiner Regierungshoheit, sondern unter Hinweis auf die beschworene Vasallentreue. Das ganze Staatsgefüge in allen seinen Teilen beruhte also vollständig und einzig auf der Lehnsverfassung, dem Vasallentum, bei dessen weiterer Entwicklung die Centralgewalt immer mehr geschwächt und allmählich zu einem Schattenbilde herabgezogen werden mußte. An ihre Stelle trat eine Vielherrschaft mit lokalem Charakter. Den Kampf zwischen den Mächtigen untereinander konnte niemand mehr hindern, das Einzelinteresse wog in allen Verhältnissen vor, und rücksichtslos suchte jeder Große seine Macht zu erweitern durch Unterwerfung der kleineren Besitzer. Die meisten der etwa noch bestehenden freien Gemeinden hatten nicht die Kraft in sich, den Ausdehnungsbestrebungen der Grafen und Herzöge zu widerstehen. Freiwillig oder gezwungen gaben sie sich unter den Schutz der mächtigen Großen, denen sie in allen Rechts- und Verwaltungsfragen ohnedies schon unterworfen waren, weil sie mit der politischen Macht ja auch die Rechte der königlichen Beamten verbanden. Nur die großen Städte vermochten noch ihre Unabhängigkeit von den

Vasallen, ihre Reichsunmittelbarkeit, zu wahren. Ludwig der Bayer versuchte, die Zahl der reichsfreien Städte zu vermehren, um gegen die Übermacht der Vasallen ein Gegengewicht zu schaffen. Damals wurden Gerolstein und Esch in den Rang von Reichsstädten erhoben, und letzteres nannte sich seitdem Kaisersesch. Aber der Versuch mißlang; die meisten Orte waren eben nicht kräftig genug, um ihre volle Selbstständigkeit zu behaupten; sie kamen bald wieder unter die Botmäßigkeit der großen Grundherren. Zumal im Gebiete der Eifel war die Zahl und Bedeutung der Städte viel zu gering, als daß sie auf die Entwicklung des Landes einen nachhaltigen Einfluß hätten ausüben können.

Aus dem in seinen Grundzügen dargestellten Umbildungsprozesse gingen schließlich folgende größere Staatsgebilde hervor, welche in dem hier betrachteten Gebiete ausgedehnte Territorien besaßen: Das Erzbistum Trier, das Erzbistum Köln, Kurpfalz und die Herzogtümer Luxemburg und Jülich. Diese fünf Länder saugten allmählich auch die Abteien, Grafschaften und Herrschaften auf, so daß das ganze Land später die Geschicke dieser Staaten teilte. Die Besitzer von Luxemburg, Nachkommen des Grafen Siegfried vom Ardennengau, welche auch den Moselgau ursprünglich besaßen, nannten sich seit 1120 Grafen von Luxemburg und wurden 1354 von Karl IV. zu Herzögen ernannt. Ihr Land lag nördlich von Trier im Gebiete der Sauer, Ur, Prüm, Nims und Kyll und reichte bis zur Lieser; namentlich gehörten zu ihm Neuerburg, Bitburg, die Herrschaft Bettingen, Kronenburg und Mürlenbach. Kurpfalz besaß an der Mosel die Grafschaft Sponheim mit Mülheim, Veldenz, Trarbach, an der unteren Mosel Senheim und Winningen. Jülich war in der älteren Zeit ein Gau (pagus Juliacensis), dessen Grafen 1336 durch Ludwig von Bayern zu Reichsfürsten und Markgrafen erhoben wurden mit der Berechtigung, bei der Krönung gemeinsam mit dem Markgrafen von Brandenburg dem Kaiser das Reichsscepter voranzutragen. Karl IV. ernannte den Grafen Wilhelm V. 1357 zum Herzoge, und nach dem Aussterben des Mannesstammes kam das Land 1521 an die Herzöge von Cleve, nachdem Geldern und Berg schon vorher mit Jülich ver-

einigt worden waren. Als auch die Herzöge von Cleve 1609 ausstarben, entstand über die Hinterlassenschaft der jülichsche Erbfolgekrieg, welcher das Land schwer schädigte. Durch den Vertrag von Xanten (1614), bzw. den Vergleich von Düsseldorf fiel das Herzogtum Jülich an die Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg und nach deren Aussterben an die Linie Pfalz-Sulzbach, bei welcher es bis zum Frieden von Lüneville (1801) verblieb. Zu Jülich gehörte im wesentlichen das Gebiet der Roer zwischen Kurköln und Aachen, darunter namentlich Düren, Nideggen und Montjoie. Das Erzbistum Trier umfaßte den größten Teil der Moselgegend mit dem südlichen Teile der Eifel und dem nördlichen Teile des Hunsrücks, wurde aber mehrfach durchbrochen durch luxemburgische und pfälzische Besitzungen. Von bekannteren Orten gehörten zu Trier Cochem an der Mosel, Prüm und Mayen in der Eifel. Das Kurfürstentum Köln erstreckte sich über den nordöstlichen Teil des Hochlandes bis zum Rhein, und umfaßte namentlich das Ahrthal; Andernach, Ahrweiler, Bonn u. s. f. gehörten zu Kurköln.

---

## 1. Das Cröver Reich.

Wie an verschiedenen anderen Punkten des Landes, so besaßen die Könige aus dem Hause der Karolinger auch an der Stelle, wo das heutige Dorf Cröv am linken Ufer der Mosel zwischen Bernkastel und Trarbach steht, einen Königshof, ein Allodium mit einer jedenfalls nicht unbedeutenden Anzahl von Hörigen, vielleicht auch freien Eingesessenen; denn bereits 752 wird daselbst eine Kirche erwähnt, die von Pippin d. Kl. der Abtei Echternach geschenkt wurde. Diesen Besitz haben später oftmals die Trierer Erzbischöfe und die deutschen Könige anerkannt und bestätigt, und die Äbte von Echternach übten daher bis 1802 auch das sog. Kollationsrecht hier aus, d. h. sie betrauten Konventualen mit der Seelsorge der Pfarrei, welche außer Cröv selbst noch eine Reihe der umliegenden Ortschaften umfaßte. Da der Weinbau schon früh hier in hoher Blüte stand,

schenkte Lothar II. der Abtei Stablo auch ein Weingut in Cröv, und diese erbaute auf dem Grund und Boden des königlichen Allodiums eine besondere Kapelle. Auch die Abtei Springiersbach und das Kloster St. Cunibert in Köln erhielten später hier Weingüter, wobei ersteres 1136 durch den Pfalzgrafen Wilhelm von allen Steuern befreit wurde, weil es eine eigene Kapelle besaß, während letzteres an die Pfarrkirche den Zehnten entrichten mußte.

Zu dem Allodialbesitz in Cröv gehörten große Besitzungen, namentlich die Orte Reil, Erden, Kinheim an der Mosel, Kinderbeuren im Alfthale u. a. m. Nach dem Aussterben der Karolinger fiel dies alles an das Reich und wurde in dessen Namen anfangs von einem Pfalzgrafen, der in Aachen wohnte, später von dem Reichshof in Cochem aus verwaltet und der ganze Besitz als das „Cröver Reich“ bezeichnet. Ein Friedrich von Cröv und die Brüder Rudolf und Reiner von der Brücke besaßen in der Mitte des 13. Jahrh. das Patronatsrecht über die Kirche im gegenüber liegenden Dorfe Wolf, traten dasselbe aber 1255 an das adlige Cisterzienserkloster Machern unterhalb Bernkastel ab. 1274 verpfändete König Rudolf I. das Cröver Reich an den Grafen Johann von Sponheim und verlieh es ihm als Pfandlehen, während die Herren von Daun die kaiserlichen Erbvögte waren. Kurfürst Balduin der Große, dessen Bestreben dahin ging, den Kleinadel und die selbstständigen kleinen Staatengebilde in seinem Machtbereich zu unterdrücken, um seine Kurfürstentümer Mainz und Trier zu einem zusammenhängenden, kräftigen Staatswesen auszubilden, suchte in erster Linie die Mosel auf ihrem ganzen Laufe innerhalb Deutschlands seiner Macht zu unterwerfen. In der Sicherung der Verkehrswege, unter denen die Flüsse in der damaligen Zeit bei dem gänzlichen Mangel eines ausgebauten Straßennetzes jedenfalls die besten waren, sah er mit richtigem Blicke das Hauptmittel für die Entwicklung des Handels. Da aber jedes selbständige Staatsgebilde innerhalb seines Gebietes Durchfuhrzölle erhob und, sobald es in Feindschaft mit dem Nachbar lebte, diesem Flüsse und Straßen sperrte, so wünschte er die beiden Ufer der Mosel sich ganz zu unterwerfen.

Er erwarb daher von seinem Bruder, Kaiser Heinrich VII., das Recht, Cröv einzulösen, und Karl IV. bestätigte dieses ausdrücklich. Balduins Nachfolger Bohemund verfolgte zunächst die Pläne seines Vorgängers weiter und kaufte 1355 von Heinrich, Herrn von Daun, das Recht der Vogtei in Cröv, mit welcher ein Teil der Hoheitsrechte verbunden war, und übertrug im folgenden Jahre diese Vogtei als Lehen an die Herren von Daun. Vom Grafen von Sponheim löste er aber, wohl aus Mangel an Mitteln, das Pfand nicht ein. Dieser war für das Erzstift an der Mosel der bedeutendste Gegner, und für ihn wäre die volle Erwerbung Crövs durch Trier ein schwerer Schlag gewesen. Er wußte deshalb Kaiser Wenzel zu bestimmen, daß er 1399 unwiderruflich die Grafen von Sponheim mit dem Cröver Reich, die Herren von Daun mit der Vogtei daselbst von Reichs wegen belehnte. Dadurch war zwar Trier aus Cröv völlig hinausgedrängt, anderseits aber war in diesem eine Doppelherrschaft geschaffen, welche bei einer erheblicheren Ausdehnung des Duodezstaates zu den schwersten Verwicklungen hätte führen müssen, jedenfalls aber auf die Entwicklung des kleinen Landes einen sehr ungünstigen Einfluß ausgeübt hat. Dabei war die Pfarrei, d. h. die geistliche Macht, von der Abtei Echternach abhängig, mit der weder Daun noch Sponheim in irgend einer Verbindung stand.

Als das Haus der Grafen von Sponheim 1437 im Mannesstamm ausstarb, fielen seine Besitzungen durch Erbschaft an die Grafen von Pfalz-Zweibrücken und Baden-Baden. Cröv wurde Condominium, und so entstand hier nunmehr eine Dreiherrschaft, die zu manchen Zwistigkeiten führte und sich erst 1776 löste. Pfalzgraf Wolfgang versuchte 1561 die Reformation einzuführen trotz des Widerspruches des Markgrafen Philippert von Baden-Baden. Dieser teilte das Vorhaben Wolfgangs dem Erzbischof Johann von Trier mit, der die Oberaufsicht in geistlichen Angelegenheiten hatte. Johann sandte sofort den Weihbischof zur Visitation hin und setzte gleichzeitig Truppen in Wittlich in Bereitschaft, um nötigenfalls mit Gewalt der Einführung der Reformation zu begegnen. Trotzdem ließ der Pfalzgraf in der Weihnachtswoche 1561 die Thüren der Pfarrkirche mit

Gewalt erbrechen und von einem lutherischen Prediger Gottesdienst abhalten. Aber die der Reformation abgeneigten Bewohner blieben fern, und als 1567 nochmals versucht wurde, mit Gewalt die Gemeinde zu protestantisieren und die Kirche für evangelischen Gottesdienst zu benutzen, da rückten 25 kurtriersche Reiter ein, welche die Ausführung des Unternehmens verhinderten.

Um einen Begriff von den Einkünften einer Pfarrei und deren Verwendung zu geben, sei hier mitgeteilt, daß um die Mitte des 16. Jahrh. der der Pfarrei Cröv zukommende, sogenannte große Zehnte 15—18 Fuder Wein und 30 Malter Korn und Hafer, der kleine Zehnte 10—12 Gulden bares Geld betrug. Davon stand dem Pfarrer $^1/_3$, dem Abt zu Echternach aber $^2/_3$ des großen Zehnten zu.

---

## 2. Die Grafen von Are und Hochstaden.

Die Römer suchten ein erobertes Land nach feststehenden Normen ihrem großen Staatswesen anzugliedern, indem sie bei Einführung ihrer Kultur unter möglichster Schonung der Eigenart der Besiegten vorgingen und sich bemühten, diese zu heben und an den großen Vorteilen eines geordneten Staatswesens teilnehmen zu lassen. Bei den Eroberungen der Germanen war es damit völlig anders; diese drangen in einen geordneten Staat ein, in welchem Handel, Verkehr, Ackerbau und Künste sich in blühendem Zustande befanden, wo feste Gesetze walteten und die Regierung von den Römern nach bestimmten, durch Jahrhunderte hindurch erprobten Grundsätzen geführt worden war. Sie fanden daher etwas Fertiges vor, und wenn sie auch kein Verständnis für die einzelnen Einrichtungen hatten, so war doch ihre Arbeit in der Bildung germanischer Staaten eine wesentlich leichtere, denn sie hatten nichts Neues zu schaffen, sondern nur das Vorhandene nach ihren Anschauungen umzubilden, die gegebenen Formen mit ihrem Geiste neu zu beleben. Ein volles Verständnis für die römische Kultur und ihre Bedürfnisse mußte sich bei den Germanen erst allmählich entwickeln.

Die Hauptaufgaben der Eroberer waren daher: Einleben in die vorhandene Kultur und deren Umbildung in germanischem Geiste, und anderseits die Sicherung des Staates in seiner äußeren und inneren Einrichtung. Daß sich dies nicht ohne gewaltige Erschütterungen vollziehen konnte, daß schwere Zuckungen erfolgen mußten, ist selbstverständlich. Die Ausbreitung der Kultur, ihre weitere Entwicklung und Durchdringung mit den Anschauungen des Christentums wurde besonders durch die Mönche, namentlich die Benediktiner gefördert. Das Staatsleben erhielt seinen eigentümlichen Charakter durch die Bildung der Gaue, an deren Spitze Gaugrafen mit dem Rechte der Vertretung des Herrschers in allen Fragen der Verwaltung, des Heerwesens und der Gerichtsbarkeit traten, und durch das Lehnswesen.

Das Gefolge des erobernden Königs mußte für seine Dienste belohnt werden. Die weiten Besitzungen des Staates, sowie das Eigentum der Bewohner, welche vor dem Eroberer geflohen oder in Knechtschaft gebracht oder im Kriege gefallen waren, wurden als königliches Eigentum betrachtet und große Teile davon an die einzelnen Heerführer, aber auch an Geistliche und religiöse Genossenschaften als freies Eigentum geschenkt, auf dem sie sich mit ihren Hörigen Wohnsitze bauten. Die Führer errichteten wohl zunächst der Sicherheit wegen, weil das Land noch vielfach von einer feindseligen Bevölkerung bewohnt wurde, ihre Wohnsitze auf möglichst sturmfreien Höhen und umgaben sie mit Wall und Graben, während die Mönche sich vorzugsweise im Thale anbauten. Um diese Herrensitze standen dann am Fuße der Höhen die Häuser der Hörigen, so daß die meisten neu entstandenen Orte dicht bei den Burgen oder um diese herum lagen. Nur die alten, bereits bei der Unterwerfung des Landes vorhandenen Dörfer finden sich getrennt von den Burgen und Klöstern; bei den späteren Anlagen ist das nicht der Fall. Diese Einrichtung hatte den natürlichen Vorteil, daß die Untergebenen einerseits stets mit ihren Diensten dem Herrn zu Gebote standen, anderseits aber auch dessen Schutz in allen Gefahren genossen. Nur Freie siedelten sich abseits solcher Niederlassungen auf eigenem Grund und Boden in Höfen oder,

wenn mehrere Mitglieder derselben Familie oder desselben Stammes dies gemeinsam thaten, in Weilern an.

Das Land wurde nach altgermanischer Weise in Gaue eingeteilt. In jedem derselben war die Regierungsgewalt im Namen des Königs dem angesehensten Edlen übertragen, der den Namen Gaugraf führte, Recht zu sprechen, die ausgeschriebenen Abgaben einzutreiben, für Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen und in Kriegsfällen die Mannschaft zusammenzubringen und auch zu führen hatte. Die Gaugrafen tragen ursprünglich und für gewöhnlich nur einen Namen, den Vornamen, so daß die Feststellung der Genealogie der einzelnen Familien sehr schwierig ist. Erst später, allgemein erst etwa seit dem 11. bzw. 12. Jahrh., fügen sie dem Vornamen noch die Bezeichnung ihres Stammsitzes hinzu. Nur auf den ältesten Sohn ging die Würde des Gaugrafen über, und an die Stelle dieser Amtsbezeichnung trat allmählich die einfachere Bezeichnung als Graf. Die jüngeren Söhne bezeichneten sich alsdann als Herren der ihnen aus der väterlichen Erbschaft überkommenen Burg, und so bildeten sich die Nebenfamilien, die Zweige des Hauptstammes, aus denen der Adel des Landes bestand. Hatte ein Graf oder Herr eine Reihe von Schlössern und Gütern, so ließ er diejenigen, die er nicht selbst bewohnte und bewirtschaftete, durch einen „Vicarius“ verwalten. Diesem stand eine Reihe von Burgmannen zur Seite, welche nur durch Annahme von Lehen mit dem Besitzer verbunden, sonst aber freie Männer waren und die Pflicht hatten, die Burg jederzeit zu verteidigen. Diese Burgmannen wohnten entweder in besonderen, von dem Sitze des Herrn oder des Vicarius getrennten Teilen der Burg oder außerhalb derselben in besonderen Häusern; sie bildeten den Hauptstamm des sehr zahlreichen Kleinadels, aus dem der größte Teil des heutigen Kleinadels hervorgegangen ist.

Die wichtigsten Gaugrafschaften des Landes waren folgende: Der Eifelgau, der im Norden noch das Quellgebiet der Erft umfaßte, im Osten bis zur Mündung der Ahr in den Rhein, im Süden bis an die mittlere Mosel reichte und im Westen an die Ardennen grenzte; sogar das Kloster Mersch im heutigen Luxemburg wird

als in der Eifel liegend bezeichnet; der Maginensische Gau (Maifeld), das Land östlich der Elz zwischen Rhein und Mosel bis zur untern Ahr hin; der Bedegau (Bitburg) im Südwesten, westlich der mittleren und unteren Kyll. Außerdem treten noch in Urkunden die Namen eines Kölner, eines ripuarischen (Bonn), eines Zülpicher Gaues und einige andere auf. In politischer Beziehung verschwanden die Gaue am Ende des 11. Jahrh., indem die kleineren Staatsgebilde allmählich in den lebensfähigern größern aufgingen, da bei dem Fehlen einer kräftigen Centralgewalt die stärkeren Landesfürsten ihre Macht nach außen und innen zu erweitern vermochten. Nur der Name Bitgau ist in der Eifel geblieben.

Das Amt eines Grafen im Eifelgau führten bereits in den ältesten Zeiten, aus denen sichere Nachrichten auf uns gekommen sind, die Grafen von Are, deren Familie schon bei den ersten Frankenkönigen in hohem Ansehen gestanden zu haben scheint. Unter den Karolingern waren sie jedenfalls eines der mächtigsten Geschlechter neben dem der Grafen von Luxemburg. Der in jener Zeit auch vorkommende, dann aber verschwindende Name Ahrgau bezeichnete wohl nur einen Bezirk, nicht eine Grafschaft, oder diese letztere ist früh schon in den anderen aufgegangen. Zur Zeit Konrads I. war ein Sigebod Gaugraf; er hatte weite Besitzungen im Eifelgau und gründete die Abtei Steinfeld. Nach der damaligen Sitte nannte er sich nur mit dem Vornamen. Da aber Erzbischof Friedrich von Köln 1121 in der Bestätigungsurkunde des genannten Klosters ausdrücklich erklärt, daß Steinfeld im Gebiete des Grafen Dietrich (Theodorich) von Are liege, dessen Vorfahren dies Kloster gegründet hätten, so ist jener Sigebod als der älteste historisch nachweisbare Stammvater des später so blühenden Geschlechtes der Grafen von Are zu betrachten. Wo ihre Stammburg gelegen hat, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen; der Sage nach soll sie den steilen Felsen der Altenburg (1 km oberhalb Altenahr) gekrönt haben, doch findet sich daselbst keine Spur mehr. Als treue Vasallen begleiteten zwei Brüder, Sigebod und Richwin, Kaiser Otto III. auf seinen Zügen und erhielten von ihm an der Ahr große Besitzungen. Graf Theodorich I. (1107—1126) von

Are erbaute die Feste (Alten-) Ahr, welche in den späteren Jahrhunderten mehrmals von den Franzosen und den Kölner Truppen erstürmt worden ist. Längere Zeit war sie auch wegen der von der Soldateska von hier aus betriebenen Wegelagerei ein Schrecken für die Umgegend, bis sie 1714 auf Befehl des Erzbischofs Joseph Clemens von Köln gesprengt wurde. Ihre malerischen Trümmer bieten jetzt ein herrliches Bild dar und sind ein Hauptanziehungspunkt des an Naturschönheiten so überreichen Ahrthales. Theodorich I. kommt in mehreren Urkunden des Erzbischofs Friedrich vor und ist wohl als sein Lehnsmann anzusehen. Ihm wurde daher auch 1121 für sich und denjenigen seiner Erben, der ihm rechtmäßig im Besitze der Burg Ahr folgen würde, die Schutzvogtei über Steinfeld übertragen. Bald nach 1125 scheint er gestorben zu sein. 1132 wird ein Graf Lothar von Are aufgeführt, der wohl sein ältester Sohn gewesen sein mag. Wie Bärsch vermutet, war er mit Hildegunde von Meer vermählt, welche 1166 nach dem Tode ihres Sohnes Theodorich II. (Schannat nennt an Stelle Lothars Dietrich II. und dessen Sohn Dietrich III.) durch ihren zweiten, dem geistlichen Stande angehörigen Sohn Hermann dem Kölner Erzbischofe Reinhold das Schloß Meer im Kreise Neuß zur Gründung eines Prämonstratenser-Nonnenklosters schenkte. Mit Theodorich II. starb die Hauptlinie der Grafen von Are aus, und die weiten Güter fielen an seinen Oheim Ulrich, der ebenso wie sein Sohn Gerhard sich auch als Graf von Nürburg bezeichnete. Ein in einer Urkunde von 1144 zusammen mit Ulrich genannter Graf Otto tritt später nicht mehr auf und scheint daher früh gestorben zu sein.

Laut einer Urkunde von 1167 sichert Erzbischof Reinhold den Erben, als welche Propst Gerhard von Bonn, dessen Bruder Ulrich und der Neffe Theodorich von Hochstaden aufgeführt werden, das Lehen zu und verwandelt es im besonderen in ein Kunkellehen, d. h. er erklärte es als in weiblicher Linie erblich. Hier treten zum erstenmale mit den Grafen von Are die Grafen von Hochstaden auf, deren Name schon in der Geschichte der früheren Zeit mehrfach vorkommt und erst zu Anfang des 19. Jahrh. ausgestorben ist. Die Erben scheinen

sich in die Güter geteilt zu haben. Ulrich und sein Sohn Gerhard nannten sich Grafen von Are oder auch Grafen von Nürburg, da dieses Schloß zu ihrem Besitze gehörte. Zu Anfang des 13. Jahrh. erbaute Graf Otto, Sohn Gerhards III. und Urenkel jenes Gerhard I., auf der Spitze des hohen Basaltkegels, der sich schräg gegenüber der Landskron am rechten Ahrufer bei dem jetzigen Badeorte Neuenahr erhebt, eine gewaltige Feste, die er zum Unterschiede von dem alten Stammschlosse Neuenahr nannte, und nach der er selbst sich von nun an bezeichnete. Das Geschlecht scheint, dem Geiste der Zeit entsprechend, sehr rauflustig gewesen zu sein; denn bei allen Fehden, die im Lande zwischen Fürsten, Grafen und Städten ausgefochten werden, sind Grafen von Neuenahr beteiligt. In den Kriegen der Erzbischöfe von Köln gegen Kaiser Friedrich II. und in deren lange andauernden, nur durch kurze Pausen unterbrochenen Fehden gegen die Bürgerschaft von Köln standen sie auf der Seite des Kaisers und der Stadt, in welcher sie das Erbrichteramt besaßen. In der Schlacht bei Worringen (5. Juni 1288), durch welche die Stellung der Erzbischöfe gegenüber der Stadt endgültig gebrochen wurde, fiel Graf Wilhelm I. in die Hände der Erzbischöflichen und konnte sich aus der Gefangenschaft nur dadurch lösen, daß er (1307) Neuenahr, welches ursprünglich pfalzgräfliches, dann jülichsches Lehen gewesen war, von Köln zu Lehen nahm. Damit war jede Selbständigkeit verloren; die Grafen von Neuenahr erscheinen von jetzt ab nur noch als Vasallen des Erzstiftes Köln.

Nach dem Tode Wilhelms III. (1349 oder 1351) erbte dessen Onkel, welcher Domherr war, die gesamten Güter; mit diesem starb der Mannesstamm der Grafen von Neuenahr aus. Nun begannen zwischen verschiedenen Verwandten des Hauses Erbfehden, infolge deren die Herren von Roesberg das Recht erhielten, den Namen der Grafen von Neuenahr anzunehmen. Sie begannen aufs neue, gegen Kurköln Fehde zu führen und die Umgebung durch Raubzüge zu plündern. Deshalb zog der Kölner Erzbischof Friedrich gegen Johann II. zu Felde, erstürmte 1371 mit Hilfe der durch die Grafen gereizten Einwohner von Ahrweiler das Schloß Neuenahr, die Stammburg Rodeberg u. a. und schleifte dieselben. Im Frieden erhielten die Grafen ihre Güter

zurück, aber die Burg Neuenahr ist nicht wieder aufgebaut worden. Graf Gumprecht I. hinterließ aus seiner Ehe mit Philippa von Heinsberg, der Witwe von Gerhard, Herrn von Tomberg und Landskron, einen Sohn Graf Gumprecht II., der durch seine Verheiratung mit Margaretha, der einzigen Tochter des Grafen Wilhelm I. von Limburg, als Heiratsgut die Anwartschaft auf die Herrschaft Bedburg an der Erft erhielt. Da Wilhelm selbst keine Söhne hatte, wünschte er auch die Grafschaft Limburg und die Herrschaft Bruch auf Gumprecht II. zu vererben und übertrug ihm diese bereits 1442 noch bei seinen Lebzeiten. Nach seinem Tode 1449 erhoben aber die Söhne seines Bruders Anspruch auf die Erbschaft und behaupteten auch in der dadurch entstandenen Erbfehde deren Besitz, wogegen Gumprecht sich zur Wahrung seiner Ansprüche auch den Titel Graf von Limburg, Herr zu Bruch, beilegte. Er starb 1484 und hinterließ drei Söhne, von denen Johann sich dem geistlichen Stande widmete. Die beiden andern, Friedrich und Wilhelm, waren die Gründer zweier Linien der Grafen von Neuenahr.

Friedrich hatte eine Tochter Elisabeth, drei Söhne, Gumprecht, Theodor und Friedrich. Bei ihrer Vermählung mit Graf Johann von Limburg brachte Elisabeth diesem als Heiratsgut die noch immer behaupteten Erbansprüche der Grafen von Neuenahr auf Limburg mit. Theodor und Friedrich erwählten nach damaliger Sitte als jüngere Mitglieder der Familie den geistlichen Stand, und Gumprecht III. trat das Erbe seiner Väter an. Sein einziger Sohn, Gumprecht IV., aus seiner Ehe mit Amalie von Wertheim wurde 1546 mit der Grafschaft Limburg belehnt. Er war zweimal verheiratet, in erster Ehe mit Cordula von Holstein, einer Schwester der Kölner Erzbischöfe Adolf und Anton, in zweiter mit Amöna, einer Tochter des Grafen Wirich von Daun. Seine einzige Tochter aus erster Ehe, Amalie, war die Gattin Friedrichs III. von der Pfalz. Aus der zweiten Ehe entsprossen 2 Kinder, eine Tochter Magdalena und ein Sohn Adolf. Erstere war die Gattin des Grafen Arnold von Bentheim-Tecklenburg. Adolf, der letzte männliche Sprosse aus der älteren Linie der Grafen von Neuenahr, vermählte sich mit Walpurgis, der

Erbin der Neuenahrschen Güter aus der jüngeren Linie, der Witwe des zu Brüssel hingerichteten Grafen Philipp von Horn. Dieser Adolf, Graf von Neuenahr und Moers, Herr zu Reifferscheid, Erbvogt von Köln, war ein begeisterter Anhänger der Reformation. Als der Magistrat von Köln 1582 die Ausübung des protestantischen Gottesdienstes in der Stadt untersagte, räumte er den Evangelischen die zu seiner Erbvogtei gehörige Kirche zu Mechtern ganz in der Nähe von Köln ein, die zu einem früheren Cisterzienser-Nonnenkloster gehörte. Unter dem Schutze seiner Soldaten fand daselbst am 7. Juli 1582 ein Gottesdienst statt, den der berühmte Prediger Zacharias Beer (Ursinus) aus Breslau abhielt. Als trotz erneuten Verbotes am folgenden Sonntag sich dies wiederholte, obgleich der Verlust des Bürgerrechtes auf die Teilnahme am evangelischen Gottesdienst als Strafe gesetzt war, da ließ die Stadtbehörde Kanonen auffahren und die Kirche während des Gottesdienstes beschießen. Graf Adolf erklärte hierauf der Stadt den Krieg; das Domkapitel aber vermittelte, und es kam in einer Verhandlung zu Hermülheim, südwestlich von Köln, wo Adolf eine in der Kirche vor ihm niedergefallene Kugel als corpus delicti vorwies, zu einem Vergleiche, der jedoch bald neuem Kampfe wich. Der Kölner Erzbischof, Graf Gebhard Truchseß von Waldburg, trat selbst zur Reformation über, heiratete am 4. Februar 1583 die Gräfin Agnes von Mansfeld, Kanonissin von Gerresheim, eine Tochter des Grafen Johann Georg, und gab den Anhängern des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses freie Religionsübung. Diesem Erlasse stimmte ein Teil der Domherren, namentlich auch der Dompropst Graf Georg von Sayn-Wittgenstein zu. Andere aber widersprachen unter Führung des Herzogs Friedrich von Sachsen-Lauenburg, kündigten dem Erzbischof den Gehorsam und wählten statt seiner am 23. Mai 1583 den Herzog Ernst von Bayern, welcher auch Bischof von Lüttich, Münster, Hildesheim und Freising war. Weil weder der exkommunizierte Gebhard, noch Ernst abdanken wollte, so kam es zum Kriege, in welchem Graf Adolf von Neuenahr, unterstützt durch holländische Truppen, das Heer Gebhards führte. Anfänglich eroberte er eine Reihe von Orten

18*

und besiegte den Führer des Gegners, den Herzog Friedrich von Sachsen-Lauenburg, unterlag aber schließlich der Übermacht und floh nach dem Verluste der durch Karl Truchseß tapfer verteidigten Stadt Bonn (28. Februar 1584) mit dem Erzbischofe Gebhard zu dem Prinzen von Oranien, wo beide freundliche Aufnahme fanden. Die Güter des Grafen Adolf waren von seinen Feinden beschlagnahmt worden; er selbst aber wurde Gouverneur von Geldern und Befehlshaber holländischer Truppen. Als solcher setzte er den Kampf gegen Erzbischof Ernst fort und eroberte 1586 sogar Neuß, welches aber bald darauf durch spanische Truppen zurückerobert und zerstört wurde. Trotzdem setzte Adolf den Kampf noch weiter fort. Sein Oberst Martin Schenk von Nideggen erstürmte Bonn; da starb Adolf plötzlich am 7. Oktober 1589 in Arnheim, und mit ihm erlosch die ältere Linie der Grafen von Neuenahr.

Der Stammvater der jüngeren Linie, Graf Wilhelm, Sohn Gumprechts II. und Bruder Friedrichs, war mit Walpurgis, Gräfin von Manderscheid, vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, Wilhelm und Hermann, und eine Tochter, Anna. Hermann war ein bedeutender Gelehrter, der eine große Zahl wissenschaftlicher Werke, auch medizinischen Inhaltes, schrieb und rasch im geistlichen Stande zu hoher Stellung gelangte. Er starb, erst 39 Jahre alt, als Dompropst von Köln und Kanzler der dortigen Universität, in Augsburg, wohin er den Erzbischof Hermann V. zum Reichstage 1530 begleitet hatte. Graf Wilhelm, sein Bruder, der durch Verheiratung mit der Gräfin Anna von Moers diese Grafschaft erhalten hatte, war der Reformation zugethan, die er nach Kräften in seinem Lande zu fördern bestrebt war; er hinterließ einen Sohn Hermann und eine Tochter Walpurgis. Obschon Protestant, war Hermann doch treu kaiserlich gesinnt und kämpfte tapfer gegen Franz I. von Frankreich. Aus seiner Ehe mit Magdalene, einer Schwester Wilhelms von Oranien, hatte er keine Kinder; daher fielen seine Besitzungen nach dem 1574 erfolgten Tode an seine vorerwähnte Schwester Walpurgis, die mit dem Grafen von Horn verheiratet war. Nach dessen Hinrichtung durch Herzog Alba in Brüssel 1566 heiratete sie jenen Grafen Adolf,

den letzten Sprossen der älteren Linie von Neuenahr. Aus keiner von beiden Ehen hatte sie Kinder. Sowohl ihr eigenes Vermögen als das ihres Gemahls war in den Händen der Feinde, und so befand sie sich nach dem Tode Adolfs in äußerst bedrängter Lage und schutzlos. Ihr väterliches Erbe, die Grafschaft Moers, wurde als erledigtes Lehen von dem Herzog Wilhelm von Cleve in Anspruch genommen, der sie besetzte und sich von den Ständen huldigen ließ. In dieser Not adoptierte sie 1594 den ritterlichen Grafen Eberhard und übertrug auf ihn alle Erbansprüche; dieser eroberte auch Moers und die meisten Besitzungen der Grafen von Neuenahr zurück; aber schon 1596 am 2. Februar erlag er den im Kriege erhaltenen Wunden, worauf Gräfin Walpurgis den Prinzen Moritz von Oranien zu ihrem Erben einsetzte. Sie starb jedoch schon 1600 an der Pest, und mit ihr erlosch auch die jüngere Linie der Grafen von Neuenahr.

Nach dem Tode des kinderlos verstorbenen Prinzen Moritz von Oranien, der sich im Besitz der Grafschaft Moers zu erhalten gewußt hatte, fiel diese an seinen Bruder Friedrich Heinrich, den Großvater König Wilhelms I. von England, und aus dessen Nachlaß, der sogenannten oranischen Erbschaft, an König Friedrich I. von Preußen. Die Grafschaft Neuenahr kam in den Besitz der Herzöge von Jülich und aus der jülich-klevischen Erbschaft an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg. Um die Grafschaft Limburg erhob sich eine Erbfehde zwischen dem Grafen Wirich von Daun und dem Grafen Arnold von Bentheim-Tecklenburg, als Gemahl der Magdalene, der Schwester Adolfs, des letzten Grafen. Arnold erhielt die ganze limburgische Erbschaft und außerdem die Erbvogtei in Köln.

Wie bereits oben erwähnt, wird in einer Urkunde des Erzbischofs Reinhold von Köln im Jahre 1167 ein Theodorich (Dietrich) von Hochstaden als Neffe der Brüder Gerhard und Ulrich von Are angeführt. Ob dieser der Sohn eines sonst nicht erwähnten Bruders jener beiden oder vielleicht der einer Schwester ist, die mit einem am Niederrhein ansässigen Herrn jenes Namens vermählt war, läßt sich zur Zeit nicht entscheiden. Der 25. Abt von Prüm, Gottfried, wird als ein Bruder dieses Theodorich genannt, welcher in den Urkunden

von 1174 an immer als Graf bezeichnet wird, nachdem schon 1074 und 1084 Grafen von Hochstaden aufgetreten waren. Ein anderer Bruder des Theodorich kommt als Otto von Wickerade (Wickerath bei M.-Gladbach) vor. Dietrich II. hinterließ aus zwei Ehen drei Söhne und drei Töchter; die ersteren waren Lothar und Friedrich und deren Stiefbruder Konrad. Von ihnen erbte Lothar nicht bloß die Stammgüter des Hochstadenschen Hauses, sondern auch, wie es scheint, die der älteren Linie von Neuenahr; wenigstens finden wir ihn im Besitze der Nürburg und von Altenahr. Anderseits aber wird ein Graf Honespold von Hochstaden 1222 als Träger von Prümer Lehen genannt; in welchem verwandschaftlichen Verhältnisse dieser Honespold zu den übrigen genannten, aus dem Hause Neuenahr stammenden Grafen stand, ist nicht ersichtlich. Lothar hatte auch das Amt der Erbvogtei über das Prümer Kollegiatstift in Münstereifel und starb um das Jahr 1240; seine beiden Söhne Dietrich III. und Gerhard scheinen schon bald nach dem Vater gestorben zu sein, wenigstens finden wir um 1245 ihren Oheim Friedrich im Besitze aller Neuenahr-Hochstadenschen Güter. Dieser widmete sich, da er keine Leibeserben besaß, noch spät dem geistlichen Stande und wird 1248 als Propst in Xanten genannt. Vorher schon (1246) hatte er seine sämtlichen Güter dem Erzbistum Köln geschenkt, und sein Allodialgut zu Walprechtshofen etwas später dem Domkapitel zu Köln vermacht. Erzbischof Konrad von Hochstaden bestätigte unter dem 30. März 1246 die erstere Schenkung, und damit ist die Grafschaft Are als weltliche Herrschaft verschwunden.

Konrad war ein streitbarer Herr, ein heftiger Gegner des Hohenstaufen Friedrich II., und lebte mit seinen Nachbarn, namentlich mit der Stadt Aachen und dem Grafen von Jülich und selbst mit den Bürgern der Stadt Köln fast beständig in Fehde. Bei einem Kriegszuge fiel er 1242 in die Hände des Grafen Wilhelm IV. von Jülich, der ihn in das feste Burgverließ des für uneinnehmbar geltenden Felsenschlosses Nideggen warf. In den Ruinen der von Karl V. eroberten und geschleiften Feste wird noch heute der Raum gezeigt, in welchem Konrad gefangen saß. Er mußte ein Lösegeld von

4000 Mark für seine Befreiung zahlen. Dieser Mißerfolg dämpfte aber seine Kampfeslust in keiner Weise. Als Innocenz IV. den Kaiser Friedrich II. auf der Kirchenversammlung von Lyon 1245 mit dem Banne belegt und seine Absetzung ausgesprochen hatte, veranlaßte Konrad 1247 nach dem Tode des ersten Gegenkönigs, Heinrich Raspe, auf einer Versammlung in Neuß die Wahl Wilhelms von Holland. Um diesen krönen zu können, belagerte er die kaisertreue Stadt Aachen fünf Monate lang und zwang sie, ihre Thore zu öffnen, worauf er Wilhelm nach einem festlichen Einzuge feierlich krönte. Dann gingen beide nach Köln, und hier legte Erzbischof Konrad am Feste Mariä Himmelfahrt inmitten einer außerordentlich glänzenden Versammlung von geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren den Grundstein zum Kölner Dome, dem gewaltigen Denkmale deutscher Baukunst, dessen Fertigstellung erst nach mehr als 600 Jahren in unseren Tagen unter der Regierung Kaiser Wilhelms I. i. J. 1880 erfolgte.

Bald darauf finden wir Erzbischof Konrad schon wieder in Fehde mit der Stadt Köln, die eifersüchtig auf ihre Rechte einer freien Reichsstadt war, während der Erzbischof seine Macht auch über die Stadt selbst ausdehnen wollte. Beide Gegner fanden bei dem Adel und den geistlichen Herren des Landes Unterstützung, und der mit wechselndem Glücke geführte Kampf dauerte mit kurzer Unterbrechung bis 1255, wo infolge von inneren Zwistigkeiten zwischen den Zünften und den herrschenden Patriziern die ersteren die Thore öffneten und den vertriebenen Erzbischof wieder aufnahmen.

Die drei Schwestern Konrads hatten ihrerseits Verwahrung dagegen eingelegt, daß ihr Bruder Friedrich seine Erbgüter an das Erzbistum Köln verschenkte, und zwar mit Recht; denn nach den Bestimmungen von 1167 waren sie erbberechtigt. Zwei von ihnen, bzw. deren Ehemänner, die Grafen Heinrich II. von Ysenburg und Adolf V. von Berg, ließen sich durch Zahlung je einer Rente von 500 Mark abfinden; Konrad von Mülenark, der Gemahl der dritten, dagegen nicht. Seine Ansprüche vererbten sich durch seine einzige Tochter Mechthilde auf Graf Walram von Jülich, einen Bruder Wilhelms IV. In einem Vergleiche von 1248 erhielt dieser

540 Mark, wofür die Hochstadenschen Renten zu Herle als Pfand gestellt wurden, und ferner die Forderungen aus der Hochstadenschen Erbschaft an den Herzog von Brabant und an den Grafen von Geldern, das Reichslehen zu Werden und die Lehen von dem Herzoge zu Limburg und der Abtei Prüm. Allein mit diesem Vertrage scheint noch kein endgültiger Vergleich herbeigeführt worden zu sein, wenigstens wurde nach dem Tode Konrads 1265 ein neuer Vertrag abgeschlossen, welcher freilich die Güter des Hauses Neuenahr nicht mehr berührte.

Mit dem 1261 erfolgten Tode des Erzbischofs Konrad erlosch im Mannesstamm die Familie der Grafen von Hochstaden, die aus der der Grafen von Are hervorgegangen war. In welchem Verhältnisse zu ihr die späteren Freiherren und Grafen von Hochstaden zu Niederzier gestanden haben, deren Geschlecht bis in die neuere Zeit noch blühte, ist unbekannt.

Die Güter an der Ahr, welche aus der Stiftung Friedrichs herrührten, nahm der erzbischöfliche Stuhl von Köln in direkte Verwaltung. Die starke Feste Nürburg stand noch völlig unversehrt in ihrer großen Ausdehnung da, wie sie im 9. oder 10. Jahrh. auf der Stelle einer römischen Niederlassung erbaut worden war, und bot ein treffliches Bollwerk zum Schutze der Südwestgrenze des Kölner Landes dar. Um sich ihrer daher jederzeit versichert zu halten, wurde keines der zahlreichen Geschlechter der Eifel mit ihr belehnt, sondern sie wurde mit den weitläufigen Gütern des damals noch gut angebauten Landes durch einen Vicarius verwaltet, dem sieben Burgmannen zur Seite standen. Zur Zeit Ludwigs XIV., angeblich 1690, wurde die Nürburg erobert und gänzlich zerstört, die Umgebung aber verwüstet.

---

## 3. Die Grafen von Manderscheid.

Von allen einst selbständigen Geschlechtern der Eifel hat durch das ganze Mittelalter hindurch keines eine solche Bedeutung für das Land erlangt, wie dasjenige der Grafen von Manderscheid, deren Familie in zahlreichen Zweiglinien außer dem eigenen ansehnlichen

Stammlande einst die meisten Herrschaften, wie Neuerburg, Kronenburg, Schleiden, Blankenheim, Kasselburg, Gerolstein, Kail, Daun, Saffenburg, Virneburg u. a. besaß und erst kurz vor der französischen Zeit im Mannesstamm ausstarb. Der Ursprung des Geschlechtes ist in Dunkel gehüllt. Um so eifriger hat die Sage ein ganzes Gewebe von Erzählungen um die ersten Anfänge des Hauses gesponnen, leitet sie doch den Stammvater selbst direkt von einem römischen Präfekten ab, dessen Geschlecht dann mit den Karolingern nahe verwandt gewesen sei, so daß die Grafen von Manderscheid von römischem und von königlichem Blute ihren Ursprung genommen hätten. Wahrscheinlicher klingt schon die Mitteilung, daß die ältere Oberburg von Manderscheid bereits zur Zeit der Karolinger erbaut worden und um 895 von dem deutschen Könige Arnulf, einem Grafen Matfried von Hennegau zu Lehen gegeben worden sei. Dieser Name kehrt übrigens in allen Erzählungen wieder und wird auch in Urkunden Kaiser Lothars und der Abtei Prüm angeführt, so daß er wohl als historisch sicher anzunehmen ist. Ob aber Matfried aus dem oben genannten Geschlechte stammte oder aus einem der Gaugrafen, ob er die Burg selbst erbaute oder die bereits vorhandene als Lehen aus des Königs Hand empfing, darüber läßt sich nichts sagen. Jedenfalls ist das Schloß sehr alt, eines der ältesten der Eifel; denn es wird schon 889 genannt. Seine Anlage zeigt eine ganz außergewöhnliche Umsicht in der Auswahl des Platzes. Die Lieser, welche in das devonische Grauwacken- und Schiefergebirge ein vielfach gekrümmtes, bis zu 150 m tiefes Thal scharf eingeschnitten hat, bildet bei dem jetzigen Dorfe Manderscheid, welches auf der Hochfläche liegt, eine doppelte Schleife; die Abhänge des Plateaus stürzen überall sehr steil, teilweise geradezu senkrecht, zum Thale ab. Auf der Westseite zieht sich ein schmaler Felsgrat nach Norden, der inmitten der nördlichen Bachschleife in einer Bergkuppe endet. Auf der Spitze dieses Hügels findet sich eine allerdings ziemlich verschüttete Quelle trefflichen Trinkwassers. Die Höhe war nun mit gewaltigen Mauern und Türmen befestigt und trug ein nach allen Seiten sturmfreies Schloß. Dieses war nur auf einem schmalen Pfade zu erreichen und konnte nirgends

von der Hochfläche selbst aus gesehen werden, sondern nur dann, wenn man an den Rand des Plateaus trat, während man von den Zinnen des Hauptturmes die Hochebene im Westen gerade noch überschaute.

Auf einem niedrigeren Felsvorsprunge erhob sich auf der Ostseite des Thales in der zweiten Schleife, gerade gegenüber der Oberburg, die an Ausdehnung und Befestigungswerken noch bedeutendere Niederburg, deren Außenmauern bis zur Lieser hinabreichten, so daß auch sie stets gegen Wassermangel geschützt war. Jedenfalls ist diese untere Burg die jüngere.

Ein Graf Wilhelm von Manderscheid wohnte 935 dem von Heinrich I. in Merseburg veranstalteten Turniere bei; er soll ein Sohn jenes Matfried gewesen und durch die Erbschaft seiner Gemahlin Kunigunde, einer Gräfin von Namur-Hennegau, in ein Lehnsverhältnis zu diesem Hause gekommen sein. Sein Sohn Wilhelm II. hatte mehrere Söhne, von denen Heinrich und Richard sich in die Herrschaft teilten; der erstere erhielt die Oberburg und nannte sich Graf; der jüngere, Richard, Herr von Manderscheid, erbte die Niederburg, so daß nunmehr das Geschlecht sich in zwei Linien spaltete. Vielleicht war Alexander, Domdechant von Köln, dessen in Urkunden als eines gottesfürchtigen Mannes Erwähnung geschieht, ein dritter Bruder der genannten beiden. Bei Graf Heinrich suchte 1092 ein Graf von Jülich, der zu den Feinden Heinrichs IV. gehörte, als Verwandter mit Erfolg Schutz; denn der Kaiser konnte die Burg nicht erstürmen. Weiterhin wird erzählt, Walther (ein Sohn Heinrichs?) sei mit Richard II. in Streit geraten, und da habe er sich, um den Kampf mit Erfolg führen zu können, freiwillig unter die Lehnshoheit des Erzbischofs Albero von Trier begeben, worauf Richard seine Herrschaft dem Grafen von Luxemburg, dem mächtigsten Herrn in der Südwesteifel, zu Lehen übertragen habe. In dem Kriege der beiden Lehnsherren wurde das Land weithin verwüstet und unter anderem Wittlich verbrannt, und als die Brüder sich schließlich aussöhnten, blieb die Reichsunmittelbarkeit verloren; Ober- und Niedermanderscheid waren zu Lehen herabgesunken. Nach anderen, glaub-

hafteren Nachrichten nahm Graf Heinrich 1146 auf dem Reichstag zu Speyer Manderscheid von Trier zu Lehen.

Auch in der nächsten Zeit ist die Geschichte des Geschlechtes nicht ganz klar. Die ältere Linie scheint ziemlich früh ausgestorben zu sein; die Oberburg wurde bereits 1160 zerstört. Erst mit dem Ende des 12. Jahrh. erhält die Geschichte der Familie und des Landes eine gewisse Sicherheit. 1176 starb Graf Richard II. und hinterließ drei Söhne, Dietrich, Folkold und Albero; der letztere starb unvermählt, die beiden anderen Brüder führten die Herrschaft gemeinschaftlich; Folkold nannte sich Herr von Kail. Da Dietrichs beide Söhne, Heinrich, Kanonikus in Köln, und Wilhelm III. ohne Leibeserben starben, wurden 1238 wieder alle Güter der Herrschaft in der Hand von Folkolds Sohn Winnemar vereinigt. 1209 erbte dieser noch durch seine Gattin die Herrschaft Kerpen, wodurch ein großer Zuwachs zu der schon vorher sehr beträchtlichen Macht von Manderscheid kam. Seine Enkel Albero und Dietrich teilten sich zwar in die Besitzungen; da aber ersterer schon um 1220 starb, kamen die beiden Herrschaften doch wieder zusammen in den Besitz von Dietrich. Dessen Enkel Wilkin, Graf von Manderscheid, und Richard, Herr von Kerpen, sind dann aber die Gründer der beiden Linien, welche sich um die Mitte des 13. Jahrh. dauernd trennten.

In den älteren Zeiten widmeten sich die jüngeren Söhne des Geschlechtes fast ausnahmslos dem geistlichen Stande, so daß eine Zersplitterung des Hausbesitzes nicht stattfand. Die reichen Schenkungen, welche die einzelnen regierenden Grafen von Manderscheid den Klöstern, so namentlich dem Kloster Himmerode, das in ihrem Gebiete lag, machten, wurden vollständig aufgewogen durch das natürliche Wachstum ihres Besitzes, nämlich durch die von ihren Gattinnen zugebrachten Güter und durch die Lehen, die ihnen besonders von den Grafen von Luxemburg übertragen wurden. Sie konnten daher als Freunde den großen Herrschern nützen, als Feinde aber gefährlich werden. Johann, König von Böhmen, Graf von Luxemburg, ließ deshalb, um sich Manderscheids zu versichern, von Wilhelm V., der die Burg in Oberkail baute, sich einen Revers

über die durch ihn erfolgte Belehnung ausstellen und diesen 1343 von seiten Wilhelms VI., des Sohnes Graf Wilhelms V., erneuern. Der Erzbischof Balduin von Trier sah dies als eine Feindseligkeit gegen Trier an, da die ältere Linie der Grafen von Manderscheid sich früher unter die Lehnsoberhoheit von Trier begeben hatte und die jüngere Linie, welche freilich schon seit mehreren hundert Jahren die ganze Herrschaft besaß, als Erbin auch dies Lehnsverhältnis anerkennen müsse. Er verband sich daher 1346 mit dem Kurfürsten von Köln und dem Herzog Walram von Jülich zum Kampfe gegen Graf Wilhelm VI. von Manderscheid. Dieser aber wußte sich, von Luxemburg unterstützt, kräftig zu wehren; selbst eine 2½ jährige Belagerung hielt er in der Burg aus, so daß die Fehde endlich gütlich beigelegt wurde. Die Befestigung des Ortes Manderscheid und die Erbauung des großen Turmes auf der schon 1166 durch Erzbischof Hillin wieder hergestellten Oberburg soll aus jener Zeit stammen. Dieser Kampf hatte dem Grafen Wilhelm ein solches Ansehen gebracht, daß er 1357 von Wenzeslaus, Herzog von Brabant und Luxemburg, zum Statthalter des letzteren ernannt wurde. Er fiel mit seinem erstgeborenen Sohne Heinrich 1370 bei der Belagerung einer Burg, deren Name und Lage nicht genannt wird. Da er aber während seines ganzen Lebens scharf gegen die Raubritter vorging, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er auf solch einem Zuge sein Leben verlor.

Sein Enkel Dietrich I., der 1384 seinem Vater Wilhelm VII. folgte, vereinigte wieder alle Teile der früheren Herrschaft, da die von einem jüngeren Sohne Wilhelms IV. aus seiner zweiten Ehe begründete und mit manchen Gütern ausgestattete Nebenlinie erlosch und auch sein Onkel Johann ohne Nachkommen starb, die anderen Brüder seines Vaters und Großvaters aber Präbenden in geistlichen Stiftern erhalten hatten. Außerdem fügte er den Stammgütern noch die Herrschaft Wartenstein in der Pfalz hinzu, die er durch seine Frau Elisabeth bekam. Er hielt sich meist in seinem Schlosse zu Kail auf und stand im ganzen Lande in hohem Ansehen, namentlich auch als Wohlthäter der Armen und Bedrängten. Ein armer

Schifferssohn, Nikolaus Chrypss (Krebs) aus Cues, welches Bernkastel gegenüber an der Mosel liegt, entfloh seinem Vater, als dieser den schwächlichen Knaben schlug und in den Fluß warf, und suchte Schutz und Brod in Kail bei Graf Dietrich. Dieser erkannte bald in dem als Diener aufgenommenen Knaben die hohe geistige Begabung, ließ ihm Unterricht erteilen und sandte ihn dann nach Deventer, wo er sich weiter ausbildete und dem geistlichen Stande widmete. Als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit stand er bald in hohem Rufe und erlangte in der Kirche schnell die höchsten Ehrenstellen. Als Kardinal Nikolaus Cusanus ist er in der Geschichte des 15. Jahrh. bekannt. Bei seinem Tode 1464 gründete er testamentarisch in seinem Heimatsorte Cues das mit Besitzungen reich ausgestattete Hospital, wo noch heute würdige betagte und arbeitsunfähige Männer Unterkommen und christliche Pflege finden, und wo auch der Wanderer, welcher an der Pforte Einlaß begehrt, gelabt wird.

Unter Dietrichs I. Sohn und Nachfolger, Dietrich II., der 1426 zur Herrschaft kam, nahm der Besitz noch stark zu. Zwar hatte er noch fünf Brüder, von denen Wilhelm VIII. bei der Erbteilung die Herrschaften Kail und Wartenstein erhielt; da Wilhelm aber 1456 kinderlos starb, so fielen diese Besitzungen wieder zurück an Dietrich II. Die anderen vier Brüder hatten sich dem geistlichen Stande gewidmet; Gerhard besaß eine Präbende zu St. Gereon in Köln, wie vor ihm schon andere Mitglieder seines Hauses, Heinrich war in das Kloster zu Echternach eingetreten, Johannes war Domherr in Köln, und Ulrich, ein hochbegabter, aber sehr ehrgeiziger Mann, war Dompropst des Erzbistums Köln und Archidiakon von Trier. So war denn Dietrich II. der alleinige Besitzer der Grafschaft Manderscheid, der er durch Erbschaft nach dem Aussterben des Hauses Daun-Bruch größere Güter hinzufügte; auch die Herrschaft Schleiden kam noch zu seinen Lebzeiten 1451 an Manderscheid und damit auch die beiden an Schleiden verpfändeten Propsteien Bitburg und Dudeldorf, die er bald weiter an Virneburg verpfändete. Er legte bereits 1459 die Herrschaft nieder und starb 1468.

Da sein ältester Sohn Ulrich früh gestorben war, erbte

Dietrich III. die Grafschaft Manderscheid und den Anteil an Daun, während der dritte Bruder, Kuno, Kail und Bruch erhielt. Dieser war ein berühmter Heerführer, der als Verbündeter des Herzogs Gerhard von Jülich bereits 1443 dessen Gegner, den Herzog Arnold von Geldern, geschlagen hatte. Kuno starb bald nach dem Tode des Vaters, und nun kam die ganze Manderscheider Herrschaft wieder in die Hände Dietrichs III.

Bereits 1451 hatte dieser, damals noch „Jungherr", nach dem Aussterben der Herren von Schleiden deren Nachlaß in ungeteilten Besitz genommen, da sein gleichberechtigter Schwager, Graf Heinrich von Nassau, gestorben war und er sich mit dessen Verwandten gütlich geeinigt hatte. 1468 fiel auch die Grafschaft Blankenheim an Manderscheid; auf die Herrschaft Gerolstein aber erhoben der Abt Johannes von Prüm, Herzog Eberhard von Aremberg und Graf Gerhard von Jülich Erbansprüche. Doch Dietrich verstand es, allen diesen gegenüber das Gebiet zu behaupten. Sein zweiter Sohn Johann erhielt bei seiner Vermählung mit der Tochter Eberhards dessen Ansprüche auf Gerolstein als Hochzeitsgut. 1493 gewann Dietrich noch für seine Enkel die Herrschaft Kronenburg, sodaß nun Manderscheid die bedeutendste Macht in der Eifel war. — Als Marschall des Erzbistums Köln dämpfte Dietrich einen Aufstand gegen den Erzbischof Ruprecht. Zwar verstand er es, die Streitigkeiten zwischen den einzelnen Herrschern durch diplomatische Verhandlungen zu schlichten, wußte aber auch da, wo es notwendig war, mit kräftiger Faust das Schwert zu führen, so namentlich gegen die Raubritter und Wegelagerer, welche in jener Zeit das Land unsicher machten. Er stand mit an der Spitze des Eifeler Bundes, der es sich zur Aufgabe machte, die Sicherheit der Straßen wiederherzustellen, damit der niederliegende Verkehr wieder aufblühen könne. In der Verfolgung der Strauchdiebe war Dietrich unermüdlich und unerbittlich in deren Bestrafung. Seine hohen Verdienste erkannte Kaiser Friedrich III. dadurch an, daß er unter dem 16. Mai 1488 ihn und seine erstgeborenen Nachkommen in den Reichsgrafenstand erhob. Infolgedessen unterstand er mit seinen Vasallen und Unterthanen nur

dem kaiserlichen Gerichte in Rottweil und war keinem anderen Fürsten mehr unterworfen. Seine letzten Lebensjahre waren ihm verbittert durch Familienstreitigkeiten. Er hatte drei Söhne, Kuno, Johannes und Wilhelm, sowie eine Tochter Irmengard. Schon bei seinen Lebzeiten wollte der Vater die Teilung der Güter vornehmen, und hierbei glaubte sich Wilhelm benachteiligt, der außerdem sich für ungerecht behandelt hielt. Er setzte sich daher, als sein Vater anderwärts beschäftigt war, in den Besitz der Burg und schaltete daselbst als Herr, verband sich sogar mit den Feinden Dietrichs und widersetzte sich mit Gewalt dessen Rückkehr in das Schloß. Daher wollte dieser seinen Sohn völlig enterben, und nur der thatkräftigen Vermittlung des Grafen Hermann Boos von Waldeck und anderer angesehener Persönlichkeiten gelang es, eine Aussöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen (1479). Hiernach erhielt Wilhelm den zu Manderscheid gehörigen Anteil von Daun, sowie eine jährliche Rente von 500 Gulden; außerdem sollte er nach dem Tode seiner Großmutter Hildegard die Herrschaft Kail nebst allen zugehörigen Gütern und Rechten erhalten; dagegen entsagte er allen weiteren Ansprüchen an die zukünftige Erbschaft. Auf Wunsch des Vaters teilten 1488 bereits die beiden älteren Brüder. Er aber behielt sich bis zu seinem Tode die Grafschaften Manderscheid und Gerolstein vor, die erst 1498 an die Erben kamen, während alle übrigen Güter sofort in den Besitz der Söhne übergingen. Kuno erhielt das Stammgut, die Grafschaft Manderscheid, die Herrschaften Schleiden, Neuenstein, Kasselburg und Daun, soweit die letztere noch nicht an Wilhelm gegeben war, sowie eine Reihe von Lehen, Renten und Berechtigungen; seinem Bruder Johannes fielen die Grafschaft Blankenheim, die Herrschaften Gerolstein, Jünkerath, Erp und Bettingen zu, sowie ebenfalls anderweitige Lehen, Renten und Berechtigungen, darunter namentlich das „Hochgericht". Beide Brüder hatten das Recht, sich Grafen von Blankenheim zu nennen. Dadurch zerfiel jetzt die große Grafschaft in drei Teile; die Familie ging in drei Linien auseinander.

a) Manderscheid-Blankenheim-Schleiden. Kuno, der Gründer dieses Zweiges, war 1444 geboren und erhielt bereits 1456,

also in seinem zwölften Lebensjahre, eine geistliche Präbende in Köln, trat sie aber 1458 an seinen jüngeren Bruder Johannes ab und kehrte in die Welt zurück. Früh mit der Gräfin Walburga von Horn vermählt, empfing er vom Trierer Erzbischof Johann 1469 eine Reihe von Lehen, einen Hof zu Kehrich im Maifelde, das Dorf Montzel bei Bernkastel, ein Weingut in Pommern an der Mosel u. a. mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese beim Fehlen männlicher Leibeserben an die älteste Tochter übergehen sollten. Sonst waren nach dem Manderscheider Hausgesetz nur die Söhne an den Gütern erbberechtigt. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, welche ihm zwei Töchter, Elisabeth und Walburga, hinterließ, heiratete er 1476 die Gräfin Mechtildis von Virneburg, wodurch 1493 an seine Familie die Herrschaften Kronenburg und Neuerburg als Luxemburger Lehen kamen. Daher führt die von ihm gestiftete Linie auch den Namen Manderscheid-Virneburg Die Grafschaft Blankenheim und die Herrschaften Gerolstein und Schleiden waren jülichsche Lehen, mit denen sein Vater und er 1476 belehnt wurden.

Kuno starb schon sehr früh (1489); sein Vater Dietrich, der erst 1499 starb, und sein Bruder Johannes führten die Vormundschaft über die minderjährigen Kinder. Aus der zweiten Ehe waren drei Söhne entsprossen, Kuno, Dietrich und Ulrich, und eine Tochter Wilhelmine, welche in ein Kloster trat. Der jüngste Bruder verzichtete gegen eine Rente von 200 Gulden auf jede weitere Erbschaft und wurde Geistlicher; 1495 war er bereits als 9jähriger Knabe Domherr in Köln und Trier, 1508, 22 Jahre alt, Domdechant in Köln, als welcher er 1518 starb. Kuno, der älteste Sohn und Nachfolger seines gleichnamigen Vaters, starb schon 1501, so daß die Herrschaft ungeteilt an den zweiten Sohn, Dietrich IV., fiel, der den Titel Graf von Manderscheid, Blankenheim und Virneburg, Herr in Schleiden, Kerpen, Saffenburg, Daun, Neuenstein, Kronenburg und Neuerburg führte.

Dietrich IV., der wegen seines diplomatischen Geschickes, das er bei verschiedenen Gelegenheiten bewies, und wegen seiner tüchtigen, umsichtigen Verwaltung der ausgedehnten Güter den Beinamen

„der Weise" erhielt, war der Reformation geneigt, doch suchte er vor allem, dem Reiche den inneren Frieden zu wahren, und riet daher 1530 auf der Versammlung der protestantischen Fürsten in Schmalkalden zur friedlichen Verhandlung mit dem Kaiser. Sein Rat wurde nicht gehört, vielmehr wurde der Schmalkaldener Bund geschlossen, der bekanntlich zum sogenannten Schmalkaldischen Kriege führte, an dem Dietrich sich nicht beteiligte. Dagegen duldete er in seinem Gebiete freie Religionsübung, obschon er selbst nicht zum lutherischen Glauben übertrat, und gab sogar seinem zweiten Sohne Franz als Erzieher einen jungen, damals aber schon hochberühmten Gelehrten, der eigentlich Johann Philippson hieß, sich aber von seinem Geburtsorte Schleiden nach der Sitte der Zeit Sleidanus zu nennen pflegte und später als Professor der Rechte in Straßburg einer der bedeutendsten Verteidiger der Reformation wurde.

Dietrichs Verdienste wurden von Kaiser Karl V. hochgeschätzt und durch Erneuerung der Privilegien eines Reichsgrafen anerkannt. Die Hausmacht vergrößerte er durch die Herrschaft Kerpen, welche ihm durch seine erste Gemahlin, Gräfin Margaretha von Sombreff, zufiel, und durch die Grafschaft Virneburg, welche mit den Herrschaften Kronenburg und Neuerburg durch seine Mutter, Gräfin Mathilde, an das Haus Manderscheid kam. Vor seinem Tode 1551 bestimmte er testamentarisch, daß sämtliche Güter stets nur nach dem Rechte der Erstgeburt in männlicher Linie vererbt würden; die jüngeren Brüder und die Schwestern sollten jedoch von dem regierenden Grafen standesgemäß ausgestattet werden. Wie hoch man damals den Reichtum der Familie schätzte, beweisen die Hochzeitsgaben an einzelne Töchter, die bis zu 50000 Gulden stiegen. Nun hatte aber Dietrich selbst bereits längere Zeit vor Errichtung des auch durch den Kaiser bestätigten Testamentes seinem zweiten Sohne Franz die Herrschaften Neuerburg, Kasselburg und Kerpen übergeben, und dieser war 1548 gestorben. Daher erhob sich später ein langer Erbstreit darüber, ob die Bestimmungen des Testamentes auch auf die Töchter dieses Franz rückwirkende Anwendung finden könnten.

Auf Dietrich IV. folgte nach dessen Tod 1551 sein einziger

noch lebender Sohn Dietrich V., ein sehr milder, wissenschaftlich hochgebildeter Mann, welcher mit Thatkraft die Entwicklung seines Landes erstrebte; so suchte er namentlich das Eisengewerbe zu fördern, welches auf dem Reichtume des Landes an Eisenerzen und Holz beruhte. Er hat auch 1559 in Schleiden die Reformation eingeführt, und zwar in der Form des lutherischen Bekenntnisses. Seiner 1532 mit Gräfin Erika von Waldeck, verwitweten Gräfin von der Mark-Aremberg, geschlossenen Ehe entsprossen 6 Söhne und 5 Töchter. Von den ersteren starben aber schon in zartem Kindesalter der älteste Knabe Dietrich und ein jüngerer Johann Dietrich. Kuno und Hermann widmeten sich dem geistlichen Stande; ersterer war gleichzeitig Domherr in Köln und Straßburg und später auch in Trier, 1564 Domdechant in Straßburg und 1570 Subdechant in Köln; Hermann hatte eine Präbende in Straßburg. Dietrich VI. erhielt deshalb alle zur Manderscheidschen Erbschaft gehörigen Güter, der jüngere Joachim aber die durch Heirat erworbene Grafschaft Virneburg u. a. Er war auch Statthalter von Luxemburg und hatte mit seiner Frau, einer Gräfin Magdalena von Nassau, 7 Töchter, von denen Anna Amalie 1592 den Grafen Dietrich von Manderscheid-Kail heiratete.

Diedrich VI. war selbst Anhänger der Augsburgischen Konfession, und unter seiner Herrschaft breitete sich rasch die Reformation in den ihm unterworfenen Gebieten aus, dagegen war er ein scharfer Gegner der eigentlichen Reformierten, wie eine Verordnung aus dem Jahre 1585 beweist. Da sein Bruder Joachim schon vor ihm gestorben war und die geistlichen Brüder alle ihre Besitztümer auf ihn übertragen hatten, so vereinigte er vor seinem Tode nochmals alle Güter der Familie Manderscheid-Schleiden. Er hatte aber keine Nachkommen, und daher begannen bei seinem Tode 1593 große Erbstreitigkeiten und langwierige Prozesse. Zunächst erhob Ansprüche die noch lebende Witwe des eben genannten Grafen Franz, eine Gräfin Anna von Ysenburg, für sich und ihre beiden Töchter Elisabeth und Erika, da ihr Gatte Franz bereits vor der Errichtung des Testamentes die Herrschaften Kerpen, Kasselburg und Neuerburg besessen habe und auch vorher gestorben sei; daher könnten die Bestimmungen

des erst später errichteten Testamentes auf sie und ihre Nachkommen keine Anwendung haben.*) Der Erbschaftsprozeß wurde erst 1618 durch den hohen Gerichtshof in Mecheln entschieden und zwar zu Gunsten der Nachkommen des Grafen Franz. Die Wittwe Anna und ihre beiden Töchter lebten aber nicht mehr. Es erhielt nun Anna Amalie, Gemahlin des Grafen Georg von Nassau-Dillenburg, als Tochter der Gräfin Erika, bzw. Enkelin des Grafen Franz eine Abfindungssumme von 50000 Gulden; eine andere Tochter, Markgräfin Jakoba von Baden, war unvermählt gestorben; Annas ältester Sohn, Graf Philipp Dietrich von Waldeck-Wildungen, bekam Anteil an den Herrschaften Kerpen und Kasselburg; da aber in deren Geschichte die Grafen von Waldeck nicht mehr genannt werden, so ist er wahrscheinlich durch Geld abgefunden worden. Herzog Karl Eugen von Aremberg, ein Sohn der Maria Cleopha von Hohenzollern-Sigmaringen, einer Enkelin Elisabeths von Culenburg, erhielt ebenfalls Anteil an Kerpen und Kasselburg.

Neben diesen Prätendenten traten als erbberechtigt mit ihren Ansprüchen hervor die Töchter des Grafen Joachim, des Bruders von Dietrich VI., sowie Graf Philipp von der Mark als Gatte Katharinas, einer Schwester Dietrichs VI. Philipp hatte schon bei Lebzeiten des Stammherrn sich in den Besitz des Schlosses und der Grafschaft Manderscheid zu setzen gesucht, was ihm indessen nicht gelang. Sofort nach dem Tode Dietrichs besetzte er die Schlösser Saffenburg, Kerpen, Neublankenheim und Kasselburg, um sich seinen Anteil an der Erbschaft zu sichern. Ja, sogar Kronenburg, welches Witwensitz der Gräfin Magdalena, der Wittwe des Grafen Joachim, also seiner Tante war, belagerte und erstürmte er 1593. Magdalena

---

*) Ihre Tochter Elisabeth' hatte sich mit Florenz von Pallandt, Grafen von Culenburg, vermählt und bei ihrem frühen Tode nur eine Tochter Elisabeth hinterlassen, die dreimal verheiratet war: 1. mit Markgraf Jakob von Baden-Hochberg, von dem die Töchter Jakoba und Anna stammten; 2. mit Graf Carl von Hohenzollern-Sigmaringen, woraus 4 Töchter entsprossen; 3. mit Freiherr Johann Ludwig von Hohensaxen, aus dessen Ehe noch ein Sohn Christoph Ludwig hervorging.

19*

war damals nicht in diesem Schlosse, sondern wohnte in ihrem zweiten Schlosse Virneburg. Auch dorthin eilte Philipp, um es zu besetzen, aber sein Angriff wurde von den rasch herbeigeeilten Gerolsteiner Truppen abgeschlagen. 1594 ließ er den Grafen Johann Gerhard von Manderscheid-Gerolstein überfallen, wobei dieser schwer verwundet nur mit Mühe der Gefangenschaft entging. Auf die Beschwerden aller Mitglieder der Familie gegen Philipp trat Ruhe ein, und es begann der weitere Erbschaftsprozeß. Auf Grund der richterlichen Entscheidung erhielt zunächst Graf Philipp von der Mark die Herrschaften Schleiden und Saffenburg; die von ihm bereits in Besitz genommenen Herrschaften Kerpen und Kasselburg mußte er wieder räumen; sie kamen (s. o.) an Herzog Karl Eugen von Aremberg. Von den Töchtern Joachims, dessen Söhne als kleine Kinder gestorben waren, war die vorjüngste in ein Kloster eingetreten; die übrigen empfingen folgende Anteile aus der Erbschaft: 1. Die älteste Tochter Elisabeth, welche mit dem Grafen Christoph Ludwig von Löwenstein-Wertheim verheiratet war, die Herrschaft Kronenburg und das Dorf Dahlem mit seinen bedeutenden Eisensteingruben; sie tauschte aber mit Anna Salome, welcher Virneburg zugesprochen worden war; 2. Anna Amalie einen Teil der Herrschaft Neuerburg; sie war seit 1592 Gemahlin des Grafen Dietrich von Manderscheid-Kail; 3. Magdalena, Gattin des Grafen Rasburg-Löwenhaupt, die Grafschaft Manderscheid; die Tochter Elisabeth Amalie aus dieser Ehe heiratete 1628 den Grafen Dietrich von Manderscheid-Kail und brachte ihrem Gatten als Heiratsgut das Stammhaus zu, so daß nunmehr Manderscheid im Besitze der alten Familie verblieb; 4. Erika, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm von Leuchtenberg, die Grafschaft Roussy; 5. Anna Salome die Grafschaft Virneburg, die sie aber wie bereits bemerkt, gegen Kronenburg mit ihrer ältesten Schwester Elisabeth vertauschte; sie war vermählt mit dem Grafen Karl von Manderscheid-Gerolstein und erbte nach dem Tode des einzigen Sohnes ihrer Schwester Erika auch die Herrschaft Roussy; 6. Claudia, die Gemahlin des Wild- und Rheingrafen Otto, die andere Hälfte der Herrschaft Neuerburg. So wurde dieser große Besitz zer-

stückt. — Die Nachkommen der Gräfin Margaretha, einer Schwester Dietrichs VI., wurden bei der Erbteilung nicht bedacht; sie hatte sich nämlich mit einem Ludolf von Enchringen vermählt, und diese Heirat wurde nicht als standesgemäß angesehen, so daß sie den Verlust der Erbberechtigung nach sich zog. Die Tochter Margarethas, Anna Maria, hatte zum Gatten einen Freiherrn Johannes von der Reck, der die Ansprüche geltend machte; als sie keine Berücksichtigung fanden, stritt er mit den Waffen in der Hand für die Rechte seiner Frau und hielt sogar eine längere Zeit das Schloß Virneburg besetzt. Er wurde aber wieder daraus vertrieben, und der von ihm angestrengte Prozeß gegen die Erben von Manderscheid-Schleiden scheint nie entschieden worden zu sein.

b) Manderscheid-Blankenheim. Wie bereits oben bemerkt, hatten die Brüder Kuno und Johannes, Söhne des Grafen Dietrich III., bereits 1488 bei Lebzeiten ihres Vaters sich friedlich über die Teilung der Güter auseinandergesetzt, und dabei hatte Johannes die Grafschaft Blankenheim, die Herrschaften Gerolstein, Jünkerath und Bettingen (an der Kyll) erhalten. Er zeichnete sich als tapferer, Kaiser und Reich stets treu ergebener Mann aus, während seine Frau, Gräfin Margaretha von der Mark-Aremberg, durch ihre Mildthätigkeit und ihren christlichen Sinn berühmt war; sie stiftete u. a. in Blankenheim ein Hospital. Aus der Ehe entsprossen neun Söhne und neun Töchter, von denen aber ein Knabe und zwei Mädchen in zartem Kindesalter starben und drei Söhne und fünf Töchter sich dem geistlichen Stande widmeten. Unter diesen vereinigte der als Altertumsforscher bekannte Eberhard eine Reihe hoher Stellen in seiner Person, indem er eine Präbende in Lüttich besaß und gleichzeitig Domherr in Trier, Propst in St. Paulin daselbst, Archidiakon in Condroz (Belgien) und in St. Gereon (Köln) war. — Da des Johannes ältester Sohn Johann, der sich schon im Alter von 17 Jahren verheiratete, keine Kinder hatte, Friedrich und sein jüngster Bruder, der in den Türkenkriegen berühmte Truppenführer Robert, unvermählt blieben, so fiel schließlich der ganze Besitz an die beiden Söhne Gerhard und Arnold. Nach dem Tode des Grafen Johannes 1524 brachen unter ihnen Streitigkeiten über die

Erbschaft aus, die sich über 20 Jahre hinauszogen, bis 1548 unter dem Einflusse des Herzogs Wilhelm von Jülich endlich ein Ausgleich zustande kam. Die beiden Brüder teilten die Herrschaften und gründeten zwei neue Linien:

1. Manderscheid-Blankenheim-Gerolstein. Gerhard, der ältere der beiden Brüder, war friedfertig und überließ, obschon der älteste Bruder Johann, der wie bemerkt, kinderlos war, zu seinen Gunsten auf das Erstgeburtsrecht verzichtet hatte, Blankenheim dem jüngeren Bruder und übernahm selbst die kleinere Hälfte der väterlichen Erbschaft, nämlich Gerolstein und das benachbarte Bettingen, um den Ausgleich überhaupt zu ermöglichen. Er hatte sich mit der Freiin Franziska von Monfort vermählt, von welcher er einen Sohn, Hans Gerhard, und vier Töchter erhielt; von letzteren war Margaretha als Kind gestorben, Jesina wurde Äbtissin in Thorn, Maria verheiratete sich mit einem Freiherrn Johann von Monfort und Helene mit Richard von Broderode. Hans Gerhard, geb. 1536, scheint ein hervorragend begabter Mann gewesen zu sein, der von Kaiser Maximilian zum Obermarschall ernannt und vielfach zu den höchsten Ehrendiensten verwendet wurde. In seinem eigenen Lande suchte er Handel und Gewerbe zu entwickeln und dabei für Sicherheit im Innern zu sorgen. So stellte er die verfallenen Mauern von Stadtkyll wieder vollständig her, gab den Bewohnern Handels- und Gewerbefreiheit und sprach sie auch ledig von jedem Frondienste. Er starb 1611. Aus seiner Ehe mit Margaretha aus dem Geschlechte der Wild- und Rheingrafen zu Daun und Kirburg entsprossen 13 Kinder, 7 Töchter und 6 Söhne; Anna, Martha, Werner, Jakob Christoph und Mechthilde starben in früher Jugend; Johann Philipp, Wilhelm und Gerhard erhielten Pfründen oder wurden Domherren in Köln und Straßburg; Magdalene wurde Kanonissin in Essen, Margarethe Äbtissin zu Vreden und Elten; die älteste Tochter Philippine Sidonie heiratete in erster Ehe den Freiherrn Florentius von Pallandt und nach dessen Tod 1601 den Herrn Kuno von Winneburg-Beilstein; Anna Margaretha wurde die Gattin von Graf Wirich von Daun, Herrn zu Bruch, und ehelichte, nachdem dieser von spanischen

Soldaten erschlagen worden war, den Grafen Ludwig Günther von Nassau=Vianden. Der Nachfolger von Hans Gerhard war sein jüngster Sohn Karl, geb. 1574, der am Hofe des österreichischen Erzherzogs Ernst erzogen und in österreichische Dienste getreten war. Er blieb auch noch eine Reihe von Jahren nach dem Tode des Vaters dort und zog erst 1637 in seine Stammlande zurück, wo die Pest und die Greuel des dreißigjährigen Krieges arge Verwüstungen angerichtet hatten. Vermählt war er, wie bereits früher vermerkt, mit Anna Salome, einer Tochter des Grafen Joachim von Manderscheid=Schleiden, welche ihrem Gatten die Herrschaft Kronenburg aus der Erbschaft Dietrichs VI. und die Grafschaft Roussy, ein Geschenk ihres Neffen Maximilian Adam, des letzten Sprossen der Familie Leuchtenberg, zubrachte. Seit dieser Zeit nannte sich Karl Graf von Manderscheid, Gerolstein und Roussy, Herr zu Kronenburg, Bettingen und Daun. Das Dorf Steffeln, welches bei der Teilung des Nachlasses Dietrichs VI. 1615 nicht mit verteilt worden war, übernahm er für 5500 Gulden, und diese Summe wurde für Rechnung sämtlicher Erben an Graf Georg von Nassau=Katzenellenbogen ausgezahlt, der als Gatte der Gräfin Amalie von Nassau=Saarbrücken ebenfalls Ansprüche erhoben hatte.

Graf Karl hatte vier Söhne, Ferdinand Karl, Ferdinand Ludwig, Wilhelm Ernst und Philipp Salentin, von denen die drei jüngeren ebenso wie die drei Töchter sich dem geistlichen Stande widmen sollten. Anna Elisabeth trat aber aus dem Kloster der Ursulinerinnen wieder aus und heiratete den Grafen Johann Arnold von Manderscheid=Blankenheim zu Blankenheim. Und als der Erbgraf Ferdinand Karl ohne Leibeserben 1636 starb, kehrte auch sein 1613 geborener Bruder Ferdinand Ludwig in den Laienstand zurück, vermählte sich mit Gräfin Dorothea Katharina von Löwenstein=Wertheim und folgte 1640 seinem Vater. Er suchte in jenen schweren Zeiten seinem Lande nach Möglichkeit Ruhe und Frieden zu sichern, um es wieder zu heben, leider ohne viel Erfolg; denn kaum begannen die schweren Wunden des 30jährigen Krieges zu vernarben, da brachen die noch schlimmeren Zeiten der Kriege Ludwigs XIV. herein, welche auch in der Eifel

viele blühende Gebiete in Wüsteneien verwandelten. 1671 folgte auf Ferdinand Ludwig sein ältester Sohn Karl Ferdinand; dessen drei Brüder waren Domherren in Köln bzw. Straßburg, die einzige Schwester Philippine Ernesta Barbara war Äbtissin zu St. Ursula in Köln. Bald nach dem Antritt der Güter verheiratete sich Karl Ferdinand mit Gräfin Maria Katharina von Königsegg; doch blieb die Ehe kinderlos. Der Ort Gerolstein, der am Fuße der steilen Dolomitfelsen liegt, auf denen das Schloß steht, hatte 1336 von Ludwig dem Bayer Stadtrechte erhalten und war infolge dessen durch Mauern stark befestigt und mit der Burg verbunden worden. Als 1691 die französischen Heere sich Gerolstein näherten und Graf Karl Ferdinand einsah, daß er ihnen keinen dauernden Widerstand leisten könne, da von keiner Seite Hülfe zu erwarten war, so sprengte er selbst die Festungswerke und verbrannte sein eigenes Stammschloß, damit es nicht den Feinden in die Hände falle und in deren Besitz ein Stützpunkt werde, von wo aus sie das Land weithin beherrschen und verwüsten könnten. Wegen seiner ehrenhaften Gesinnung, mit der sich eine hohe Bildung verband, wurde er auch zum Präsidenten des Reichskammergerichts ernannt.

Karl Ferdinand starb am 31. Dezember 1697, und die Grafschaft Gerolstein fiel, da mit ihm die Zweiglinie Manderscheid-Gerolstein erlosch, an den nächsten männlichen Verwandten, Graf Valentin Ernst von Manderscheid-Blankenheim. Dem Testamente gemäß erbte dessen Schwiegersohn, Graf Albert Eusebius von Königsegg, die Herrschaften Kronenburg und Roussy, doch finden sich später wieder die Grafen von Manderscheid-Blankenheim im Besitze von Kronenburg.

2. Manderscheid-Blankenheim zu Blankenheim. Bei der Teilung der Erbschaft des Grafen Johannes 1548 hatte der jüngere Bruder Arnold die Grafschaft Blankenheim und die Herrschaften Jünkerath, Erp und Daun erhalten, also die größere Hälfte. Durch seine 1534 erfolgte Vermählung mit Gräfin Margaretha von Wied-Runkel, verwitwete Gräfin von Bentheim-Steinfurt, war er mit den mächtigsten Familien des Rheinlandes in nahe verwandtschaftliche Beziehung getreten, welche der ferneren Entwicklung seines Landes

nur dienlich sein konnte; so stand der Erzbischof von Köln, Graf Hermann von Wied, mit Rat und That dem Grafen Arnold zur Seite, noch mehr aber nach dessen frühem Tode (1548) der Witwe und den acht hinterbliebenen Kindern. Von den vier Töchtern vermählte sich nur die älteste Ottilie mit dem Grafen Reinhard IV. von Leiningen-Westerburg: die drei übrigen waren Äbtissinnen, doch wurde Elisabeth von ihren Gelübden entbunden, trat in die Welt zurück und heiratete den Grafen Wirich von Daun. Von den vier Brüdern war der älteste Hermann (geb. 1535) zum Nachfolger ausersehen, die übrigen wurden zum geistlichen Stande bestimmt. Unter ihnen vereinigte Eberhard eine Reihe hoher kirchlicher Würden in seiner Person; er war Domherr in Köln, Archidiakon in Lüttich, Trier und Straßburg und Propst in St. Paulin bei Trier. Er unternahm die in den damaligen Zeiten höchst beschwerliche und auch gefährliche Wallfahrt in das heilige Land, wo er zum Ritter des heiligen Grabes in Jerusalem ernannt wurde.

Graf Hermann, der schon mit 13 Jahren 1548 seinen Vater verlor, hatte sich auch anfänglich dem geistlichen Stande gewidmet und war Domherr in Köln geworden, doch trat er mit Bewilligung der geistlichen Vorgesetzten wieder zurück, übernahm die Herrschaft und verheiratete sich 1567 mit der Gräfin Juliane von Hanau und Münzenburg. Er genoß namentlich als Diplomat großes Ansehen, sowohl bei dem Kurfürsten von der Pfalz als bei Kaiser Rudolf II., der ihn bei verschiedenen Gelegenheiten mit besonderen Sendungen betraute und ihm auch seine Anerkennung 1583 durch Gewährung einer Reihe von Privilegien ausdrückte. Darunter findet sich das Recht des endgültigen Urteils bei Sachen unter 300 Goldgulden Wert, das Marktrecht und die sehr bedeutende Belehnung mit den Fleisch-, Brot- und Tuchhäusern in Aachen; Rudolf ernannte ihn auch zum Kaiserlichen Rate.

Da die Ehe des Grafen Hermann kinderlos blieb, so entsagte dessen jüngster Bruder Arnold II., der als Domherr in Köln und Trier 1575 gegen den Willen des Trierer Erzbischofs Jakob von Elz zum Coadjutor des Prümer Fürstabtes Christoph von Mander-

scheid erwählt und von Papst und Kaiser bestätigt worden war und wesentlich zur Absetzung des protestantisch gewordenen Erzbischofs Gebhard Truchseß von Waldburg beigetragen hatte, seinen geistlichen Würden, um den ausgedehnten Besitz der Familie zu erhalten. Er wurde 1601 durch den Papst von seinen Gelübden entbunden, vermählte sich mit Gräfin Maria Ursula von Leiningen und folgte 1604 seinem Bruder Hermann in der Herrschaft, doch starb er schon 1614 und hinterließ einen neunjährigen Sohn Hans Arnold und eine achtjährige Tochter Anna, welche sich später mit dem Grafen Ernst von der Mark und Schleiden vermählte. Unter der Regierung Hans Arnolds hatte die mittlere Eifel schwer durch den dreißigjährigen Krieg und durch die Verheerungen der Pest zu leiden. Er verheiratete sich unter päpstlichem Dispens wegen zu naher Verwandtschaft, kaum 17½ Jahre alt, mit Elisabeth von Manderscheid-Blankenheim-Gerolstein, von der er sechs Söhne und fünf Töchter hatte; davon starben drei Knaben und ein Mädchen ganz jung. Außer dem ältesten Sohne Ferdinand Karl sollten alle Kinder dem geistlichen Stande gewidmet werden; da dieser jedoch schon im Alter von 7 Jahren starb, so wurde Salentin Ernst, der 1630 geborene zweite Sohn zum Nachfolger bestimmt und trat 1644 schon die Herrschaft an. Er war ein frommer Mann, der mehrere Klöster und 1660 zur Ausbildung tüchtiger Geistlichen ein Seminar in Blankenheim gründete, welches bis zur französischen Zeit bestand. Er erhielt die Erbvogtei des Erzbistums Köln, welche durch das Aussterben der Grafen von Neuenahr erledigt war, und starb 1705. Aus seiner ersten Ehe mit Gräfin Ernestine von Sayn und Wittgenstein entsprossen vier Töchter und ein Sohn Maximilian Johann Ferdinand, der schon im Alter von 5 Jahren Domherr in Köln wurde und im Alter von 30 Jahren vor seinem Vater in Rom starb. Aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Ernestine Elisabeth von Erbach wurden ihm vier Söhne und neun Töchter geboren; von den letzteren war die älteste die Gattin des Grafen Ferdinand Maximilian von Rettberg, Klara Philippine Felicitas die des Grafen Albert von Königsegg; die übrigen starben als Kinder oder erhielten Präbenden oder traten in Klöster ein.

Durch die schweren Zeiten des schwedisch-französischen Krieges und später durch die Drangsale der Kriege Ludwigs XIV. war Graf Salentin Ernst vor der Zeit gealtert und sehnte sich nach Ruhe. Daher übertrug er 1694 die ganze Herrschaft an Franz Georg aus der zweiten Ehe, einen in jeder Beziehung bedeutenden Mann, der sowohl beim Kaiser, als auch bei den benachbarten Reichsfürsten im höchsten Ansehen stand. Ihm wurde an Stelle seines verstorbenen Vaters von Kaiser Joseph I. 1705 die Verwaltung des Amtes Sobernheim a. d. Nahe mit Menzingen, der Stadt und dem Schlosse Böckelheim übertragen, das zur Kurpfalz rechnete; in demselben Jahre wurde er auch zum Direktor des Westfälischen Kreises ernannt, zu dem die meisten Herrschaften der nördlichen Eifel gehörten. 1711 finden wir ihn als Oberhofmeister des Kurfürsten von der Pfalz, später als dessen ersten Minister, und 1717 erhielt er die Würde eines Kaiserlichen Rates. Trotz der vielen Pflichten, die ihn außerhalb der Heimat in Anspruch nahmen, sorgte er für sein Gebiet in nachdrücklichster Weise. Durch das Aussterben des männlichen Stammes der früher so blühenden Linie von Manderscheid-Blankenheim-Gerolstein 1697, wodurch deren Besitz zum größten Teil an ihn fiel, wurde er auf die Möglichkeit aufmerksam gemacht, daß auch seiner Familie ein gleiches Geschick zustoßen könne. Um in solchem Falle eine Zersplitterung der Erbschaft zu verhüten, schloß er 1723 mit Graf Wolfgang Heinrich von Manderscheid-Kail einen Erbvertrag, nach welchem beim Aussterben einer der beiden Linien alle Besitzungen derselben an die andere fallen sollten; kein Teil der Herrschaften durfte an einen Dritten verkauft oder abgetreten werden. Dieser Vertrag fand 1729 die Genehmigung Kaiser Karls VI. Moritz Gustav, ein Bruder dieses Franz Georg, war Erzbischof von Prag, und auf dessen Veranlassung schrieb Schannat sein bekanntes Werk, die „Eiflia illustrata,“ welches noch heute die Hauptquelle für die Geschichte der Eifel ist.

Franz Georg hatte zur Gemahlin Gräfin Johanna von Königsegg, und aus dieser Ehe entsprossen 13 Kinder, von denen 7 Töchter waren. Sein 1708 geborener Sohn Johann Wilhelm Franz trat zunächst 1726 in das Heer des Kurfürsten von der Pfalz ein, wo er infolge

der bewiesenen Tüchtigkeit bald die Stellung eines Obersten und später die eines General-Lieutenants einnahm. 1731 übernahm er nach dem Tode seines Vaters die Grafschaft Blankenheim mit all ihren Besitzungen und vermählte sich mit Maria Franziska Maximiliane, der einzigen Tochter Wolfgang Heinrichs, des letzten Grafen von Manderscheid-Kail, so daß er als deren Gatte auch direkten Anspruch auf dies Erbe erhielt. Sie starb aber bereits 1739 kinderlos, und nun verheiratete sich Graf Johann Wilhelm Franz mit der Gräfin Ludovika Franziska Anselmina von Salm-Salm, welche ihm zwei Töchter, Augusta und Felicitas Johanna Maria Charlotte, gebar; die letztere war später vermählt mit dem Grafen Johann Franz Joseph von Nesselrode. Nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin ging er eine dritte Ehe mit der Gräfin Johanna Franziska Maximiliane von Limburg-Styrum ein, aus welcher ebenfalls nur vier Töchter entsprossen, von denen drei sich vermählten, die jüngste aber in ein Kloster zu Essen eintrat.

Als nun 1742 mit dem Tode des Grafen Wolfgang Heinrich von Manderscheid-Kail diese Linie ausstarb, machte Johann Wilhelm Franz auf Grund des erwähnten Erbvertrages, den jener außerdem nochmals in seinem Testamente bestätigt hatte sofort Anspruch auf die ganze Erbschaft. Er setzte sich auch in den Besitz und ließ sich am 18. Juli 1742 zu Dollendorf, welches in der Nähe seines Stammschlosses Blankenheim lag, huldigen. Graf August Egon von Salm-Reifferscheid-Dyck protestierte aber dagegen, da er als Enkel der Gräfin Klara Magdalena von Manderscheid-Falkenstein-Kail Anspruch auf einen Teil der Erbmasse besitze, weil seine Großmutter bei ihrer Vermählung nur unter der Bedingung auf die Erbschaft Verzicht geleistet habe, daß ihren Nachkommen alle Rechte vorbehalten blieben; diese Rechte könnten aber nicht durch die Erbeinigung geschmälert werden. Er setzte sich auch in den Besitz von Dollendorf, und als seine Leute auf Befehl des Grafen Johann Wilhelm Franz mit Waffengewalt vertrieben wurden, strengte er gegen diesen einen Prozeß an. Auch die Witwe des verstorbenen Grafen Wolfgang Heinrich erhob einen Anspruch auf Dollendorf. Eine erste Entscheidung des Reichskammer-

Gerichtes von 1753 erkannte die Ansprüche des Grafen August Egon von Salm an, wogegen Graf Johann Wilhelm Franz die Restitution nachsuchte. Es scheint schließlich ein gütlicher Vergleich zu stande gekommen zu sein; wenigstens ist keine endgültige richterliche Entscheidung bekannt, wohl aber blieb die Herrschaft Dollendorf im Besitz der Manderscheidschen Erben.

Als Johann Wilhelm Franz 1772 ohne männliche Nachkommen starb, folgte ihm sein um 4 Jahre jüngerer Bruder Josef Franz Georg Ludwig. Dieser war bis dahin Domherr in Köln und Straßburg gewesen, verzichtete aber auf seine geistlichen Stellungen und heiratete die Gräfin Maria Charlotte von Fugger-Dietenheim. Die Ehe blieb jedoch kinderlos, und so starb 1780 mit ihm der Mannesstamm der gräflichen Familie Manderscheid in allen seinen Ästen aus. Die Erbschaft trat Graf Philipp Christian von Sternberg an mit seiner Gattin, der Gräfin Augusta von Manderscheid-Blankenheim, der ältesten Tochter des Grafen Johann Wilhelm Franz. Von Köln und Trier wurde damals eine Reihe von „Lehen" als erledigte Mannlehen eingezogen, unter anderen die Herrschaft Erp.

Wie fast der gesamte Adel, so floh vor den 1794 einrückenden Franzosen auch die in Blankenheim wohnende Familie von Sternberg. Der Besitz der Geflohenen wurde gleich dem der Kirchen und Klöster als herrenloses Gut vom Staate eingezogen und zu Spottpreisen verkauft. Die großen Schlösser wurden vielfach dadurch zerstört, daß man das Holzwerk und die Bausteine zu gewinnen suchte, oder sie verfielen, weil nichts zu ihrer Unterhaltung geschah. So sind auch alle die alten Manderscheidschen Burgen, Ober- und Nieder-Manderscheid, Kail, Gerolstein, Dollendorf, Blankenheim, Neublankenheim, Kronenburg u. s. f., zerfallen, und nur ihre Ruinen mahnen an die früheren Zeiten und das alte Grafengeschlecht. Leider gingen aber bei jenen großen politischen Umwälzungen, welche dem machtlos gewordenen Deutschen Reiche ein Ende machten, auch Schätze verloren, die unersetzbar sind, die Denkmäler aller Art und die Bibliotheken und Archive, die meist verschleudert, vielfach aber auch geradezu vernichtet wurden.

c) Manderscheid-Kail. Wilhelm, der dritte Sohn des Grafen Dietrich III. von Manderscheid, hatte bei der auf Veranlassung des Trierer Erzbischofs unter Mitwirkung des Grafen Boos von Waldeck 1479 bzw. 1482 vorgenommenen Teilung die Herrschaft Kail mit allen zugehörigen Lehen, Besitzungen und Rechten, sowie Anteil am Schlosse Daun erhalten und 500 Gulden jährliche Renten, welche auf die Fischereien in den verschiedenen Maaren und Bächen, ferner auf Zehnten und Pachtzinsen in dem Gebiete zwischen Daun-Manderscheid-Gillenfeld angewiesen waren. Einzelne der Güter lagen in der nördlichen, der Hohen Eifel, wie in Barweiler und Nürburg, andere im Westen in Echternach, andere wieder in Cobern an der Mosel. Wilhelm und seine Nachfolger führten den Titel Graf von Manderscheid-Blankenheim, Herr in Kail, Daun, Bettingen und Falkenstein; Bettingen ist die an der Prüm gelegene Herrschaft dieses Namens; Falkenstein, jetzt eine herrlich gelegene Ruine, war ein Schloß an der Ur, nördlich von Vianden.

Graf Wilhelm starb 1502 und hinterließ aus seiner Ehe mit der Gräfin Adelheid von Moers und Saarwerden zwei Söhne, Jakob und Wilhelm, und zwei Töchter, Adelheid und Elisabeth. Die beiden letzteren wählten den geistlichen Beruf und traten in Klöster ein. Wilhelm war 1499—1546 Abt der gefürsteten Abteien Prüm und Stablo-Malmedy. Da Trier die Einverleibung der reichen Abtei Prüm anstrebte, so war er ein natürlicher Gegner des Erzbischofs Richard. Er unterstützte daher gegen diesen den Ritter Franz von Sikkingen; namentlich soll er in einem von ihm erbauten Palaste in Stablo Geld geprägt und dies dem Ritter zugesandt haben. Graf Jakob stand dagegen in diesen Kämpfen auf der Seite des Kurfürsten Richard und veranlaßte auch andere Ritter zur Hilfeleistung gegen Franz von Sikkingen. Er war seit 1512 vermählt mit der Gräfin Maria von der Mark-Aremberg; die Ehe blieb aber kinderlos, und seine Gattin starb schon 1520. Damit die Familie nicht ausstürbe, veranlaßte ihn sein Bruder Wilhelm, zu einer zweiten Ehe zu schreiten mit der Gräfin Anna von Salm, der Tochter des hochangesehenen und sehr reichen Grafen Johannes, des Statthalters von

Lothringen. Durch diese zweite Heirat nahm der Besitz sehr stark zu, indem die Herrschaften Dollendorf, Bettingen, Fischbach und andere Güter an seine Kinder vererbt wurden. Aus der Ehe entsprangen nämlich vier Söhne, Dietrich, Christoph, Johann und Philipp, und zwei Töchter, Anna und Magdalena, welch letztere sich verheirateten. Die Mitgift von Magdalena, zu der namentlich die Hälfte von Dollendorf gehörte, fiel wieder an die Familie Manderscheid-Kail zurück, da sie sich von ihrem Gatten, Wilhelm von Braunsberg, Herr zu Alken, wegen Mißhandlung scheiden ließ. Johann war Domherr in Trier, Philipp Dechant in Köln und Archidiakon in Trier; Christoph folgte seinem Onkel Wilhelm und wurde der letzte Abt der gefürsteten Abtei Prüm; daneben war auch er Abt von Stablo-Malmedy.*)

Als Graf Jakob 1562 starb, erhob Philipp, obschon Geistlicher, in betreff der Hinterlassenschaft Ansprüche an seinen ältesten Bruder Dietrich. Nach jahrelangen Streitigkeiten kam es 1575 endlich durch Vermittlung des Fürstabtes Christoph zu einem Ausgleich, durch den Johann zur Nutznießung für Lebenszeit die Herrschaften Fischbach und Everlingen, Philipp Dollendorf und Vinstingen, Dietrich aber das Eigentum an allen väterlichen Herrschaften und Gütern erhielt. Dieser hatte sich bereits 1560 mit der Gräfin Anna von Leiningen-Westerburg vermählt und starb 1577 mit Hinterlassung von zwei Söhnen, Dietrich II. und Johann Gerhard. Auch bei diesen beiden erhoben sich Schwierigkeiten über den väterlichen Nachlaß, indem der jüngere Bruder, der den geistlichen Stand erwählt hatte und Domherr in Köln, Lüttich, Trier und Straßburg war und außerdem noch eine Präbende an St. Severin in Köln besaß, eine Erbteilung verlangte. Durch Vermittlung des Abtes von Echternach kam 1591 eine Einigung zu stande, und Johann Gerhard erhielt einige der väterlichen Güter, die in den verschiedenen Quellen verschieden angegeben werden, zur Nutznießung auf Lebenszeit.

Graf Dietrich II., der 1564 geboren war, trat 1577 die Erbschaft des Vaters an und vermählte sich 1592 mit Anna Amalie,

---

*) Das Nähere ist in der Geschichte von Prüm angegeben.

der zweiten Tochter des Grafen Joachim von Manderscheid-Virneburg. Durch diese Ehe erlangte er Erbansprüche auf den Nachlaß des Grafen Dietrich VI. von Manderscheid-Blankenheim-Schleiden. Bei der Teilung nach dessen Tode erhielt er eine Hälfte der Herrschaft Neuerburg. Magdalena, die jüngere Schwester von Anna Amalie, hatte die eigentliche Stammherrschaft, die Grafschaft Manderscheid, als ihren Erbanteil empfangen, und da sie mit dem schwedischen Grafen Steno von Löwenhaupt und Rasburg verheiratet war, kam Manderscheid in schwedischen Besitz, aber nur vorübergehend; denn aus jener Ehe entsproß nur eine Tochter, Elisabeth Amalie, welche sich 1628 mit dem Grafen Philipp Dietrich, dem Sohne Dietrichs II., vermählte. Dadurch fiel die Grafschaft Manderscheid nunmehr an den Zweig Manderscheid-Kail, bei dem sie auch ferner verblieb. Außerdem aber erbte Philipp Dietrich durch seine Gemahlin noch Teile der Grafschaft Falkenstein, der Herrschaften Hohenfels, Reipolzkirchen und Bretzenheim, sowie andere Güter. So wurde sein Besitz sehr ansehnlich vergrößert, und er nahm deshalb den Titel an: Graf von Manderscheid-Blankenheim und Falkenstein, Freiherr zu Hohenfels und Reipolzkirchen, Herr zu Kail, Bettingen, Neuerburg, Dollendorf und Bretzenheim. Seine einzige Schwester Anna Magdalena war mit einem Grafen Salm vermählt.

Philipp Dietrich starb 1653 und hinterließ noch zehn lebende Kinder, während vier weitere bereits kurz nach der Geburt oder ganz jung aus dem Leben geschieden waren. Von den Töchtern heiratete die älteste, Maria Elisabeth, 1654 den Grafen Axel von Löwenhaupt und Rasburg, Magdalene Klara den Grafen Ernst Salentin von Salm-Reifferscheid-Dyck, Eugenie Margaretha Franziska den Grafen Johann Ludwig von Sulz, die übrigen vier erhielten Präbenden oder leitende Stellungen in Stiftern. Auch die Söhne traten alle in den geistlichen Stand ein, doch kehrte Hermann Franz, geboren 1641, nach dem Tode des Vaters 1653 zurück, um die Erbschaft zu übernehmen. Er vermählte sich im Alter von 22 Jahren mit Maria Agathe, der Tochter des Wild- und Rheingrafen Friedrich. Aus dieser Ehe gingen fünf Söhne und acht Töchter hervor. Mehrere

dieser Kinder starben früh, die anderen wählten den geistlichen Stand, außer dem ältesten Sohne Karl Franz,*) welcher bereits 1686 im Alter von 21 Jahren das väterliche Erbe antrat. Er nahm früh Kriegsdienste im kaiserlichen Heere, trat aber bald in französische Dienste über. Während bisher gerade die Manderscheider Grafen sich durch ihre Treue gegen Kaiser und Reich ausgezeichnet und dafür stets hohe Anerkennung erhalten hatten, haben wir an ihm leider das Beispiel jener vaterlandslosen Gesinnung, die, geblendet von dem hohlen Glanze des französischen Hofes, bereit ist, die Waffen gegen die eigene Heimat, gegen die Stammesangehörigen und gegen die eigene Familie zu führen. Eine solche Handlungsweise zerriß das natürliche Band, welches den Herrn mit seinen Unterthanen verknüpfte; denn diese sahen in dem angestammten Herrn nicht mehr ihren Beschützer und Führer, sondern einen Gegner. Damit aber verschwanden Anhänglichkeit und Liebe, und deshalb ist es leicht erklärlich, daß bei dem Ansturme der französischen Heere am Ende des 18. Jahrh. so rasch das Reich zerfiel und die Auflösung der bisherigen politischen Staatenbildung von den Bewohnern ohne Bedauern oder wenigstens mit großer Gleichgültigkeit aufgenommen wurde.

Graf Karl Franz von Manderscheid-Kail stieg rasch in höhere militärische Stellungen, wurde Generallieutenant und starb 1721 unvermählt. Sein Bruder Ludwig, der nach Schannat als Kind gestorben sein soll, ging nach Bärsch eine Ehe ein, die von der Familie nicht als standesgemäß anerkannt wurde; er habe diese daher aufgelöst und all seinen Erbrechten entsagt. Ein anderer Bruder, Philipp Hugo, wurde Johanniter (Malteser) und scheint als solcher gestorben zu sein. Wolfgang Heinrich, geboren 1668, der jüngste von den Söhnen des Grafen Hermann Franz, war gleich den übrigen Geschwistern für den geistlichen Stand bestimmt und Domherr in Straßburg und Köln geworden. Als aber sein ältester Bruder Karl Franz 1721 unvermählt starb und kein männlicher Erbe vorhanden war, suchte Wolfgang Heinrich die Erlaubnis zum Austritte aus dem

*) Bärsch nennt ihn Franz Ludwig.

geistlichen Stande nach. Nachdem er diese erhalten hatte, kehrte er auf das Stammschloß in Oberkail zurück, verheiratete sich 1722 mit der Gräfin Maria Anna von Truchseß, welche 1724 einer Tochter, Maria Franziska, das Leben gab. Diese letzte Erbin aus dem Hause der Grafen von Manderscheid-Blankenheim, Herren in Daun, Kail, Bettingen, Falkenstein und Dollendorf, wurde die Gattin des Grafen Johann Wilhelm Franz von der Linie Manderscheid-Blankenheim zu Blankenheim. Über die Teilung der Güter ist bereits oben ausführlich gesprochen.

---

## 4. Elz.

Das Geschlecht der Grafen von Elz ist zweifellos auch eines der ältesten in der Eifel; denn bereits 938 tritt ein Georg von Elz auf, von welchem die Familie ihren Stamm ableitet. Daß er Gaugraf in der Pellenz, bzw. im Maifeld war, ist nicht wahrscheinlich; denn seine Nachkommen nennen sich „Herren zu (später in) Elz", einzelne auch „Ritter"; jedenfalls aber waren sie reichsunmittelbar, wie auch in der später noch zu erwähnenden Urkunde vom 9. November 1733, durch welche Kaiser Karl VI. die Privilegien der Reichsgrafschaft bestätigte und erweiterte, ausdrücklich hervorgehoben wird.

Die Familie scheint sich rasch ausgedehnt zu haben, indem sie zu ihren Stammgütern im Maifelde weitere Besitzungen erwarb, wie die Herrschaft und Burg zu Kempenich, nordwestlich des Laacher Sees u. a. Ende des 12. Jahrh. nannte sich ein Mitglied derselben Friedrich Herr zu Elz und von Drachenfels. Auch im Rheingau erlangte sie früh Güter. Schon bald teilte sie sich in zwei Linien, die sich durch ihr Wappen unterschieden; die eine führte einen goldenen Löwen in silbernem, die andere einen solchen in rotem Felde, letztere außerdem an dem mittleren der drei beiden gemeinsamen Ritterhelme mit offenem Visier zwei Büffelhörner, um derentwillen dieser Zweig auch „die Ritter von Elz mit den Büffelhörnern" genannt wurde. Die Hörner waren offenbar ein Hinweis auf die Stärke, welche diese Ritter auch in den Turnieren stets bewiesen. Im

Munde des Volkes führten sie deshalb auch den bezeichnenden Namen „Ysenköpfe".

Von den beiden Hauptlinien spalteten sich noch Nebenlinien ab, die teilweise wieder bald verschwanden; so treten auf Grafen von Elz-Kempenich, Elz-Rübenach (seit der Belehnung mit der Vogtei Rübenach 1543), Herren zu Elz-Ysenburg, Elz-Rodendorf (seit 1563), Elz zu Pyrmont, Elz zu Weibling, Elz zu Wolmering und Öttingen, ein Johann Richard Herr in Elz und Schönecken, dessen Sohn sich Herr in Elz und Beffort nannte, u. s. f.

Am bekanntesten in der Geschichte wurde das Geschlecht durch die sogenannte Elzer Fehde. Alle seine Vertreter hatten sich stets durch ihre unwandelbare Treue gegen Kaiser und Reich ausgezeichnet und waren dadurch öfters mit den benachbarten Fürsten und Herren in Streit geraten, wenn diese, wie es leider oft geschah, sich gegen die kaiserliche Gewalt auflehnten und Sonderinteressen denen des gemeinsamen Vaterlandes voranstellten. Daß dabei auch die Herren von Elz, eben so gut wie die übrigen Dynasten, eifersüchtig ihre aus der Reichsunmittelbarkeit stammenden Rechte gegen alle Eingriffe der größeren Fürsten zu wahren suchten, wird man ihnen nicht übel deuten können.

Der Trierer Erzbischof und Kurfürst Balduin von Luxemburg, der Große genannt, fand bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1307 in den Trierer Landen außerordentlich zerrüttete Verhältnisse vor. Sein Vorgänger, der Dominikanermönch Diether von Nassau, ein Bruder des deutschen Königs Adolf, war von Papst Bonifazius VIII. im Jahre 1300 zum Erzbischofe ernannt worden, während das Domkapitel den Grafen Heinrich von Virneburg erwählt hatte. In den dadurch entstandenen Wirren schlossen sich die Städte und ein Teil des Adels im Kurfürstentum dem Gegenkönige Albrecht von Österreich an und suchten mit dessen Hilfe ihre Freiheiten zu schützen und zu erweitern. Schwere Kämpfe waren die Folge; Trier wurde 1302 von Albrecht belagert und Diether zur Unterwerfung gezwungen, umgekehrt wurde aber auch Koblenz durch diesen erobert und schwer gezüchtigt. Bei dem Tode Diethers war das Land verwüstet,

20*

und überall herrschte Anarchie. Mit kräftiger Hand suchte der erst 22jährige Balduin in seinem Lande Ordnung und Ruhe zu schaffen, und sobald er diese hergestellt hatte, ging sein Streben dahin, den mächtig gewordenen Adel des Landes sich zu unterwerfen, namentlich die Selbständigkeit, d. h. die Reichsunmittelbarkeit der in seinem Gebiete liegenden Herrschaften zu beseitigen und die Freiheiten der Städte einzuschränken, um auf diesem Wege eine Wiederholung von Zuständen, wie sie unter seinem Vorgänger gewesen waren, zu verhüten. Vor allem schien es ihm nötig, die Mosel ihrer ganzen Länge nach in seinem Besitze zu haben, um jederzeit eine sichere Verbindung zwischen dem Oberstift (Trier) und dem Unterstift (Koblenz) zu besitzen. Seine Versuche, die Grafschaft Sponheim, welche zur Kurpfalz gehörte, sich zu unterwerfen, mißlangen; glücklicher war er hierin schon gegenüber dem sogenannten Cröver Reiche, wie an anderer Stelle gezeigt ist. Den größten Widerstand fanden aber seine Pläne bei den reichsunmittelbaren Dynasten von Virneburg, Pyrmont, Elz und Ehrenburg, deren Besitzungen aneinander grenzten, so daß sie eine scharf trennende Scheide zwischen den beiden Teilen des Erzstiftes bildeten. 1308 war auf Balduins Betreiben und dasjenige Peter Aichspalters, seines Freundes auf dem Mainzer Erzbischofstuhle, sein Bruder Heinrich auf der Kurversammlung in Rhense zum deutschen Könige erwählt worden. Von ihm erlangte Balduin leicht die nötige Unterstützung, namentlich auch das Zugeständnis, daß die Lehen der Dynasten aus Reichslehen in Trierer Lehen übergehen sollten. Der Nachfolger Heinrichs VII., Ludwig der Bayer, suchte bei seinen schweren Kämpfen gegen Friedrich von Österreich und die rebellischen Fürsten hauptsächlich Stütze bei den Städten und dem Volke, da der Adel aus verschiedenen Gründen ihm vielfach feindlich gesinnt war. Unter diesen Verhältnissen änderte er namentlich nichts an den Bestimmungen seines Vorgängers, die gegen den Adel gerichtet waren.

Die Herren von Elz standen mit Balduin in Freundschaft; in verschiedenen Fehden sah man sie auf seiner Seite, weil sie wegen verschiedener Lehen, die sie von Trier trugen, sich ihm verpflichtet

fühlten, so z. B. 1320 Dietrich aus der Linie derer mit den Büffelhörnern gegen Reinhard und Johann von Westerburg, 1330 Johann in der sogenannten Kempenicher Fehde. — Arnold von Elz wurde 1322 zum Bischof von Kammin in Pommern erwählt und vertrat dort in blutigen, schweren Kämpfen die Interessen der Luxemburger gegen die Bayern, die im Osten Deutschlands eine Hausmacht zu gründen suchten.

Als aber das Bestreben Balduins, den Adel unter die Trierer Herrschaft zu bringen, deutlicher hervortrat, schlossen unter dem 15. Juni 1331 die vier Familien Waldeck,*) Schönecken, Ehrenburg und Elz ein Schutzbündnis ab, wonach ihre gegenseitigen Streitigkeiten durch vier Schiedsrichter geschlichtet werden sollten, von denen je einer aus jedem Geschlechte zu wählen war; sofern jemand sich deren Spruch nicht fügte, verfiel er in eine Strafe und galt als meineidig, treu- und ehrlos, und die anderen „Gemeiner" mußten ihn zur Anerkennung des Spruches zwingen. Wenn ein Gemeiner die anderen um Hilfe anging, so hatten die Richter zunächst die Sache zu untersuchen; nahm er das von ihnen gebotene Recht nicht an, so brauchten die anderen Verbündeten ihm nicht zu helfen, sondern in etwa entstehendem Kriege nur ihre eigenen Besitzungen gemeinsam zu beschützen; anderenfalls aber standen sie ihm mit aller ihrer Macht bei. Bitte bei einem Kriege ein König, ein Fürst oder eine Stadt um Hilfe gegen Entgelt, so sollten sie gemeinsam, nicht einzeln, diese leisten. Wäre vor Beginn des Krieges einer der Gemeiner bereits im Dienste des Gegners und könne sich nicht mit Ehren zurückziehen, so möge er seines Dienstes walten, ohne aber den übrigen Verbündeten Schaden zuzufügen, und falls sich je ein Gemeiner auf beiden gegnerischen Seiten finde, so solle keiner den andern oder dessen Gesinde schädigen. Auch stand jedem der Verbündeten frei, einem seiner Verwandten, der nicht Gemeiner war, zu helfen, aber mit der obigen Einschränkung. Bei gemeinschaftlichen Unternehmungen hatte jeder

*) Das gleichnamige Stammschloß lag auf dem Hunsrück in der Nähe von Kastellaun; das Geschlecht verzweigte sich mehrfach und besaß auch bedeutende Güter an der Mosel und in der Eifel.

der Verbündeten mit 51 Reitern „auf seine Kost und sein Verlust" zu erscheinen, und war der Krieg ausgebrochen, so durfte er sich nicht „sühnen", „es sei denn, daß der Gemeiner bei seinem Leben bliebe". Die Söhne der Verbündeten mußten, sobald sie 15 Jahre alt wurden, in die Hände der vier Richter den Eid leisten, alle Artikel des Vertrages getreulich zu halten.

Dieses Bündnis war von neun Vertretern der Burg Waldeck, dreien der Burg Schönecken — es waren drei Brüder von Hunolstein — dreien von der Ehrenburg und vier von der Burg Elz, also im ganzen von 19 Herren und Rittern vollzogen worden und hatte offenbar zunächst den Zweck, die Streitigkeiten zwischen den Gemeinern zu vermindern oder ganz unmöglich zu machen, dann aber den der gemeinsamen Verteidigung gegen jeden Dritten.

Nun erzählen die Gesta Trevirorum — offenbar in der Darstellung Balduins —: „Im folgenden Jahre des Herrn 1331 haben die Herren von Elz, Erenberg, Waldeck, Schöneck mit ihren sehr zahlreichen Verbündeten, die Herrlichkeit des großmütigen Herrn Balduins auf irgend eine Art zu beugen wünschend, durch Stören der Landstraßen, durch Räubereien einmütig sich verschworen. Gegen diese rückte Herr Balduin mit Heeresmacht sofort vor, schloß Elz ein und befestigte wunderbar das von Haus aus neu erbaute Balden-Elz, wodurch er dessen Macht zu nichte machte ... Im anderen folgenden Jahre des Herrn 1332 beim Fortdauern des Krieges gegen die genannten vier Schlösser baute er von Grund aus das Schloß Russenberg, von dem aus, als aufgerichtetem Hammer seiner Macht, er, die Hörner der Übermütigen zermalmte. Deshalb haben im folgenden Jahre 1333 die Herren von Elz, Erenberg, Waldeck und Schöneck, da sie sahen, daß sie seiner Macht nicht widerstehen könnten, nach den Ruinen der erschöpfenden, lang andauernden Kämpfe die Süßigkeit des Friedens verlangt, welchen Herr Balduin, der Liebhaber des Friedens (!), den Fordernden gnädigst gewährt und auch für gut befunden hat, den Johann von Elz über sein Schloß Balden-Elz als beständigen, geschworenen und getreuen Burggrafen zu setzen."

Nach dieser Darstellung soll also der Friede seitens der Ritter

gebrochen worden sein durch die Verschwörung, und der Zweck von Balduins Kriege wäre deren Auflösung gewesen. Die Unrichtigkeit dieser Angaben ergiebt der weitere Verlauf der sog. „Elzer Fehde“. Bedauerlicher Weise hat aber diese Darstellung, welche zu den Thatsachen in grellstem Widerspruch steht, auch bei allen Geschichtsschreibern, welche den Gegenstand behandelt haben, Glauben gefunden, so daß die Herren von Elz mit ihren Verbündeten als Raubritter dargestellt werden, die den Landfrieden störten und von dem Kurfürsten Balduin gezwungen wurden, die Wegelagerei aufzugeben. In Wirklichkeit wandte sich der Erzbischof gegen das feste Elz, dessen Besitzer Werner, Lanzelot, Johann und Dietrich als die Führer der Vereinigung anzusehen waren, um durch dessen Bezwingung das Geschlecht dem Trierer Stuhl zu unterwerfen. Eine Erstürmung der Burg war bei ihrer Lage auf einem fast senkrecht gegen das Thal des Elzbaches abstürzenden Felsvorsprung unmöglich; nur lange Einschließung und Aushungern der Besatzung konnte eine Übergabe des Schlosses erzwingen. Der einzige schmale Zugang zu der Burg befindet sich auf der Ostseite, wo der Felskegel mit den hohen, steilen Berghängen des Plateaus zusammenhängt. Hier führt noch heute ein Weg hinauf zu den Dörfern des Maifeldes. Auf einem Vorsprunge dieser Bergwand erbaute Balduin 1331 in aller Eile eine Burg von kleinem Umfange, welche den wenig zahlreichen Belagerern eine Unterkunft gegen Überfälle und die Unbilden des Wetters gewährte und „Trutz-Elz“ oder „Balden-Elz“ genannt wurde.

Dadurch waren die Elzer von der Außenwelt abgeschnitten; der Verkehr war wenigstens nur durch das Bett des Baches bei niedrigem Wasserstande und zur Nachtzeit möglich, wenn die Einschließung richtig ausgeführt war. Mag es nun die dadurch herbeigeführte Zwangslage gewesen sein, bei der völligen Aussichtslosigkeit auf Hilfe von außen, oder mögen sich die Herren von Elz überzeugt haben, daß, wenn sie sich nicht fügten, sondern sich weiter sträubten, ihre Herrschaft aus einem Reichslehen in ein erzbischöfliches Lehen zu verwandeln, es dazu kommen werde, daß ihr Lehen von Reichs wegen eingezogen würde und sie so ihr ganzes Besitztum verlören; jedenfalls

demütigten sie sich und schlossen mit Balduin dahin Frieden, daß sie ihre Güter als Lehen von dem Erzbischof annahmen. Sie traten dadurch aus dem Stande der reichsunmittelbaren Ritterschaft in den des Trierer Adels. Balduin belehnte sogar 1335 Johann von Elz mit der Zwingburg Trutz-Elz und ernannte ihn zum Burggrafen. Eine Strafe für den Landfriedensbruch, von dem die Gesta Trevirorum als Ursache des Krieges sprechen, trat überhaupt nicht ein; vielmehr werden die Herren von Elz seit dieser Zeit als treue Lehnsleute von den Trierer Erzbischöfen mit den höchsten Ehrenstellen bedacht, und in der bereits im Eingange angezogenen Urkunde Kaiser Karls VI. von 1733 wird die Lehnsabhängigkeit sogar noch dahin abgeschwächt, daß trotz der Subinvestierung durch den Erzbischof Elz ein „unmittelbares kaiserliches Reichs-Lehen" geblieben sei.

Auch die durch den Krieg erstrebte Aufhebung der angeblichen Verschwörung wurde nicht erreicht, konnte also nach dem Siege Balduins und der Unterwerfung der Häupter, nämlich derer von Elz, nicht der Zweck des Kampfes gewesen sein. Das Bündnis, dem sich bereits 1331 nach dem Ausbruche der Fehde noch Gerhard von Ehrenburg, Kanonikus in Köln, dann 1352 noch verschiedene Mitglieder der Familie Elz anschlossen, wurde vielmehr 1356 von allen Gemeinern erneuert und bestätigt.

Die Genealogie der Familie, die man im allgemeinen aus den zugänglichen Quellen nicht stets sicher feststellen kann, ist für diese Zeit sehr unklar. Der Vertrag von 1331 nennt Werner Brender, Lanzelot, Johann und Dietrich von Elz als Teilnehmer, denen sich 1352 anschließen Richard von Elz, Wilhelm Ritter von Elz, ein Edelknecht Peter von Elz, der Sohn Dietrichs, und Wilhelm von Elz. Nach Schannat-Bärsch übergab aber der Gemeiner (Gauerbe) Werner Brender 1311 seinem Sohne Peter, der also nicht der obengenannte sein kann, die Vogtei Rübenach; außerdem werden genannt Dietrich, Lanzelot, die Brüder Richard und Heinrich, der Burggraf Johann und dessen Bruder Friedrich, ein Herr Johann und sein Neffe Wilhelm, und noch eine Reihe anderer. Eine handschriftliche Genealogie giebt aber als zu jener Zeit lebend nur an, die beiden Domherren Gottfried

in Trier und Heinrich in Metz, dann deren Bruder Georg, der kinderlos starb, und Friedrich, sowie dessen Söhne Reinhard (vielleicht ein Schreibfehler für Richard) und Heinrich, der bereits 1335 als Elz von Rübenach genannt wird; Reinhards ältester Sohn heißt Peter und erhält vom Grafen von Virneburg 1353 die Vogtei Rübenach, kann also weder mit dem einen noch dem andern der oben genannten identisch sein. Als zweiter Sohn Reinhards wird Herr Heinrich von Elz und Ysenburg bezeichnet, und erst Peters Sohn führt den Namen Richard. Wenn nun auch ein Teil der bei Schannat und im Vertrage genannten Herren von Elz nicht Glieder der Familie gewesen sein mögen, sondern nur Burgmannen, die sich nach dem Schlosse nannten, so ist doch diese große Differenz noch lange nicht erklärt.

1335 wurde der endgültige Vergleich zwischen Balduin und den Herren von Elz vollzogen, dem alle Mitglieder der Familie beitraten, außer dem Burggrafen Johann von Balden-Elz. Weshalb gerade dieser vom Erzbischof bevorzugte Vertreter sich dem Vertrage nicht anschloß, ist nicht zu erkennen; vielleicht hatte er bei seiner Belehnung bereits mit Balduin einen definitiven Separatfrieden abgeschlossen. Übrigens blieb Trutz-Elz nicht lange bewohnt, sondern verfiel bald. Jetzt sind von dieser Burg außer einem Turme nur unbedeutende Trümmer vorhanden.

Die verschiedenen Zweige der Familie besaßen das Stammschloß Elz gemeinsam, sodaß der einzelne nur mit einem Teile der Burg belehnt wurde. Bei der Ausdehnung des Geschlechts war naturgemäß eine Vergrößerung der Burg nötig, welche daher schon in ihrem Äußeren die Formen der verschiedenen Bauzeiten zeigt und auch in ihren Teilen die verschiedenen Namen der Familien führt. Die Ritter von Elz zeichneten sich, nachdem sie Lehnsmänner von Trier geworden waren, als treue, ehrenfeste Unterthanen aus, die im Dienste der Kurfürsten nicht minder wie in dem des Kaisers Hervorragendes leisteten und daher überall hohe Anerkennung genossen. Sie gelangten vielfach in hohe Stellungen; als Amtmänner von Münstermaifeld, Mayen u. s. f. werden mehrere Herren von Elz genannt; Bürgermeister und Rat von Koblenz verliehen 1460 dem Johann

von Elz und seiner Gattin Agnes von Cobern, deren Söhnen Johann und Ulrich, die Bürger der Stadt geworden waren, den sogenannten Franzishof inmitten der Stadt, welcher bis in die neueste Zeit im Besitz der Familie verblieb. Er ist erst in den letzten Jahren bei Anlegung einer Straße niedergerissen worden.

1430 schlossen Johann und die Brüder Wilhelm und Lanzelot, Herren zu Elz, einen Burgfrieden zur Feststellung der Rechte der einzelnen Familien. 1586 fand nach dem Tode Friedrichs, eines jüngeren Sohnes von Johann III., eine Erbteilung der Güter statt, die der genannte Friedrich besaß. Damian von Harff erhielt als Gatte der Margarethe von Elz das Schloß Dreyborn bei Schleiden und Franz von Elz die Herrschaft Pyrmont. Es zeigt dies, welche Ausdehnung in damaliger Zeit die zu Elz gehörigen Besitzungen gehabt haben müssen; sie erstreckten sich nicht bloß über die Eifel, sondern auch über Luxemburg und die Rheingegend.

Herr Jakob von Elz, ein Sohn von Johann V. und Neffe des eben genannten Friedrich, bestieg 1567 den erzbischöflichen Stuhl von Trier zu einer sehr unruhigen Zeit. Unter seinem Vorgänger Johann VI., der sich durch seinen großen Eifer für den Katholizismus auszeichnete und die Jesuiten in seine Lande berief, war zwischen den Bürgern der Stadt und dem Kurfürsten ein heftiger Streit ausgebrochen, weil jene die Oberhoheit des Bischofs in weltlichen Dingen nicht anerkannten, sondern die Reichsunmittelbarkeit der Stadt beanspruchten. Als Johann sie mit Waffengewalt zur Unterwerfung zwingen wollte, riefen sie luxemburgische Reiter zu ihrem Schutze herbei und erhoben Klage beim Reich. Ehe diese Angelegenheit zum Ausgleich kam, starb Johann. Acht Wochen später, am 7. April 1567, war bereits Jakob von Elz zum Erzbischofe ernannt. Er war zwar ein strenggläubiger Katholik und Gegner der Reformation, er verbannte die Anhänger der neuen Lehre von seinem Hofe, widersetzte sich auf dem Reichstage zu Regensburg der staatlichen Anerkennung der Confessio Augustana, veröffentlichte in seinen Landen sofort die Tridentiner Beschlüsse und stiftete in Coblenz 1578 das Jesuitenkollegium, aber er verstand es doch, durch sein mildes Auf=

treten die Bürger Triers zu versöhnen, so daß 1580 die kaiserliche Entscheidung, welche die kurfürstliche Gewalt über die Stadt bestätigte ohne weitere Aufregung hingenommen wurde und zur Ausführung gelangte.

Johann Reinhard, ein Neffe des vorgenannten Erzbischofs Jakob, wurde der Stifter der jetzt noch blühenden gräflichen Linie von Elz, die nach dem Aussterben der verschiedenen Linien die Stammgüter vereinigte und durch die französische Herrschaft zwar die meisten linksrheinischen Besitzungen verlor, aber noch sehr ausgedehnte Güter in Ungarn behalten hat. Aus diesem Zweige entsproß Johann Jakob, vermählt mit Anna Maria Antonia Schenk von Schmidtburg. Seine vier Söhne waren Philipp Karl, 1732—43, Erzbischof von Mainz, Karl Anton Ernst, „Wirklicher Kaiserlicher wie auch Kurfürstlich Mainz- und Trierischer Geheimer Rat, Land-Hoffmeister und Erbmarschall, Ober-Amtmann zu Oberlahnstein, Mayen, Monreal und Kaisersesch", Damian Heinrich, Domkapitular und Chorbischof in Trier, General-Vikar, Konsistorial-Präsident und kurmainzischer Geheimer Rat, Philipp Adolf, Komtur der Deutschordens-Balley Coblenz, „Mainz- und Kölner Geheimer Rat". Diese wurden durch Kaiser Karl VI. unter dem 9. November 1733 wegen der zahlreichen großen Verdienste, die sich die verschiedenen Mitglieder der Familie von Elz erworben hatten, mit ihren Frauen und Nachkommen zu Grafen und Gräfinnen des Deutschen Reiches und der österreichischen Lande, sowie zu Kaiserlichen Pfalz- und Hofgrafen erhoben.

In der betreffenden Urkunde wird zunächst das „uralte Wappen" genau beschrieben und bestätigt. Auf dem Schilde steht eine Grafenkrone nebst drei Turnierhelmen. In der Mitte des Schildes, der in 2 goldene Felder mit schwarzen einfachen Adlern mit roter Zunge und greifenden Klauen, und 2 schwarze Felder mit goldenen, aufrecht stehenden Greifen geteilt ist, befindet sich ein kleiner Schild mit einem aufrecht stehenden goldenen Löwen; der Grund dieses Schildchens ist in der oberen Hälfte rot, in der unteren silbern; es sind also die beiden früheren Wappen, der gelbe Löwe im roten Felde und der gelbe Löwe im weißen Felde. Nachdem noch die mit der Standeserhöhung

verknüpften Bezeichnungen in dem Titel gegeben sind, werden in 29 Abschnitten alle die Rechte aufgeführt, welche den Grafen von Elz gewährt wurden; darunter waren die wichtigsten diejenigen, welche die Grafen im Namen des Kaisers mit Gültigkeit für das ganze Reich ausüben durften, so die Ernennung von Notaren und Richtern, die Erteilung von Wappen, die aber nur Helme mit geschlossenem Visier zeigen durften, von Titel und Stand, wie die Ernennung von Doktoren des Rechtes und der Medizin, von Licentiaten, Bacculaurei und Poetae laureati mit den gleichen Berechtigungen, wie die Universitäten in Paris, Padua, Perusa, Pisa, Löwen, Wien, Ingolstadt, Prag, Leipzig, Wittenberg, Würzburg und Straßburg. Rechtlich konnten die Grafen uneheliche Kinder außer solchen von Fürsten, Grafen und Freiherren legitimieren und Vormünder bestätigen, verfallene und konfiszierte Lehen einziehen, Lehen und Investitur, sowohl geistliche als weltliche, erteilen, in Kriegszeiten Häuser durch Kaiserlichen Siegel schließen, Asyle errichten, in ihrem Gebiete Gerichte mit Stock und Galgen einsetzen; Blutgerichte aber bedurften der Anzeige. Kaiserliche Kommissarien, Schiedsrichter und Exekutoren konnten sie ernennen. Von wirtschaftlicher Bedeutung war die Verleihung des Münzrechtes, die gänzliche persönliche Befreiung von Zoll und Maut, Brücken-, Wege- wie Anzugs- und Abzugsgeld, das Recht, Ungeld von aller Art Getränken, wie Meth, Wein, Bier, sowie An- und Abzugsgeld zu erheben, Wochen- und Jahrmärkte gegen Entrichtung des gebräuchlichen Pfennigs, Weinstuben, Schänken, Brauereien, Mühlen, Schäfereien, Fischgruben, Weiher, Bergwerke unter Erlassen einer Bergordnung einzurichten und selbst zu betreiben oder zu verpachten, Besitzungen und Schlösser im In- und Auslande zu erwerben unter Beibehaltung aller daran klebenden Rechte, die Schlösser zu befestigen, die Erbfolge durch Hausgesetze zu regeln u. s. f. Der Artikel 25 besagt, daß in den Gebieten der Grafen von Elz mit Lehnsleuten derselben kein Jude ohne Vorwissen des Grafen Leih- oder Tauschgeschäfte machen durfte; Schulden, die verschwiegen gemacht wurden, brauchten nicht bezahlt zu werden.

Aus den Stürmen der französischen Zeit rettete die Familie

ihre Güter im Maifelde und das Stammschloß Elz, das einzige, welches außer dem Schlosse Hamm an der Prüm und dem wenig ansehnlichen Bürresheim im Thale der Nette oberhalb Mayen vollständig erhalten ist. Die Burg Elz liegt etwa 1 Stunde oberhalb des großen Dorfes Moselkern in dem engen, von steilen, waldbedeckten Gängen eingeschlossenen und vielfach gekrümmten Thale des gleichnamigen Flüßchens. Dem Wanderer bietet es, von welcher Seite er auch kommen mag, das herrlichste, landschaftliche Bild dar. Das hohe schlanke Gebäude mit seinen steilen Dächern, den zahlreichen Giebeln und Erkern auf den fast senkrechten Abfällen des niedrigen, vom Wildwasser der Elz umrauschten Kegels strebt hier in der Einsamkeit der Buchenwälder stolz zum Himmel empor. Im Innern ist namentlich die Burgkapelle bemerkenswert; die Wohnräume sind noch zum Teil in der früheren Weise eingerichtet; die alten Waffen zeigen, welch kräftige Hünengestalten die Herren von Elz gewesen sein müssen, und diese Panzerhemden, Helme, Speere und Schwerter würden von mancher Fehde, von manchen Turnieren erzählen können, die ihre Träger einst durchfochten haben!

Bewohnt wird das Schloß ständig von einem Verwalter des Grafen, der selbst sich meist auf seinen Gütern im Rheingau bei Eltville oder in Ungarn aufhält, aber in jedem Herbst mit seiner Familie auf dem herrlichen Stammsitze seiner Väter einige Zeit verweilt. Von Moselkern aus führt ein guter Fußweg meist durch Wald das vielgewundene Thal der rauschenden Elz entlang zum Schlosse hinauf. Von dem Dorfe Müden aus erreicht man auf einer trefflichen Straße mit prachtvollen Blicken in das Moselthal die Höhe, von der dann ein steiler Holzabfuhrweg durch Buchenhochwald hinab in das Thal führt, wo ein Felsvorsprung neben dem Wege auf halber Höhe einen besonders schönen Blick auf die Burg gewährt. Von Münstermaifeld geht eine gute Straße durch einen Wald von Obstbäumen über das Dorf Wierschem zu der Höhe über der Burg und von da als Fahrweg an der Berglehne entlang, vorüber an den Trümmern von Trutz-Elz hinab zu dem Schlosse.

---

## 5. Die Dynastengeschlechter der Eifel.

Die Gaugrafen, welche als Beamte des Königs nur von diesem abhängig waren und nur durch Lehen, die sie etwa von anderer Seite empfingen, weitere Verpflichtungen übernahmen, waren auch nach dem allmählichen Verfall der Gau-Verfassung im 11. Jahrh. meist reichsunmittelbar geblieben und übten in ihren Besitzungen die Hoheitsrechte im Namen des Königs aus. Neben ihnen entwickelte sich ein anderer höherer Adelsstand aus den Burggrafen. Diese waren ursprünglich aus dem Stande der Freien gewählte Beamte des Königs, der Erzbischöfe, Herzöge u. s. f., welchen als Hauptpflicht die Sicherung einer Burg gegen die äußern Feinde oblag. Sie waren also zum persönlichen Schutze ihres Herrn verbunden und standen, da der Kriegerstand höher geachtet wurde, als jeder andere, außer dem geistlichen Stande, höher in der allgemeinen Wertschätzung als die übrigen Beamten, z. B. die Verwalter der Güter; sie wurden daher auch als Vizedomini bezeichnet. Die kaiserlichen Burggrafen, deren Amt erblich war, standen unmittelbar unter dem Kaiser, hatten aber nicht von Amts wegen alle Hoheitsrechte in dessen Namen auszuüben, sondern es wurde ihnen für besondere Verdienste oder um sie zu ehren, ein Teil dieser Rechte, bisweilen auch alle zuerkannt. So entstanden weitere reichsunmittelbare Grafschaften im Reiche.

Der Niederlassung eines Freien an irgend einem Orte wurde selbstverständlich sofort ein Name beigelegt, und da der Besitzer nur einen einzigen Namen führte, den sogenannten Vornamen, so unterschied er sich von anderen gleichen Namens dadurch, daß er hinzufügte, woher er war. So hieß Wolfram, ein freier Hofbauer, der sich an der Kyll in dem Orte Bettingen niedergelassen hatte, von diesem Orte Wolfram von Bettingen. Auf solche Weise entstand der niedere Adel, aus dem sich einzelne durch Thatkraft und Einsicht besonders hervorhoben, so daß sie den höheren Ständen gleichgeachtet und bisweilen gar in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurden.

Alle diese Geschlechter, welche volle oder auch nur teilweise Reichsunmittelbarkeit besaßen, wurden als Dynasten bezeichnet. Meist war

die Eigenschaft der Reichsunmittelbarkeit an die Primogenitur geknüpft. Um der Familie Macht und Reichtum zu erhalten, traten in vielen Fällen die jüngeren Söhne und auch die unverheirateten Töchter in Klöster, bzw. in den geistlichen Stand, wo sie bald zu einflußreichen Stellungen gelangten. Die Äbte, Pröpste, Bischöfe, Erzbischöfe und die Äbtissinnen der Klöster waren daher meist aus den Adelsgeschlechtern entnommen. In dieser Sitte lag freilich die Gefahr, daß, wenn die Ehe des Stammhalters kinderlos blieb oder wenigstens kein Sohn geboren wurde, die Familie ausstarb und ihr Name erlosch. In diesem Falle ging das ganze Allodium an die Anverwandten über und kam oft in geistlichen Besitz oder in den des Landesherrn; die Lehen wurden als erledigt von dem Lehnsherrn eingezogen und anderweit vergeben. Oft aber entbrannten auch heftige Fehden, wenn Nebenlinien oder die Familien verheirateter Töchter auf die Erbschaft Ansprüche erhoben, da nach dem Brauch der Zeit jeder „Herr" sein wirkliches oder vermeintliches Recht sich durch Waffengewalt zu verschaffen suchte. — Die Zahl der Dynasten-Geschlechter nahm unter diesen Verhältnissen langsam ab. Dazu kam, daß einzelne früher reichsunmittelbare Grafen und Herren unter die Gewalt größerer Fürsten gerieten, wenn infolge von Zwang oder auch infolge freier Entschließung des Besitzers, der sich nicht stark genug fühlte, aus eigener Kraft seine Selbständigkeit zu wahren, Allodien in Erblehen verwandelt wurden. Im Erzbistum Trier war es vor allem Balduin von Luxemburg (1307—1354), der mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dahin strebte, die im Bereiche seiner Macht liegenden reichsunmittelbaren Herrschaften dem Erzbistum einzuverleiben.

Schannat-Bärsch zählt außer den schon ausführlich behandelten Familien noch die folgenden Dynastengeschlechter auf:

1. Aremberg (anfänglich auch Arberg oder Arburg genannt nach dem Flüßchen Ahr). Die Familie war schon früh als reich und angesehen bekannt; ihre Güter lagen an der mittleren Ahr und ihre im 10. Jahrh. gegründete Stammburg auf dem 625 m hohen, weithin sichtbaren Basaltkegel bei Antweiler. Der Berg scheint schon in der prähistorischen Zeit durch einen Ringwall geschützt gewesen zu

sein. Auf der Hochfläche am Fuße des Kegels siedelte sich früh das Dörfchen Aremberg an. Ein „Vizecomes" Heinrich aus diesem Geschlechte wurde um die Mitte des 12. Jahrh. zum Burggrafen von Köln ernannt. Sein vierter Nachfolger Johann verkaufte 1279 dieses Amt eines Burggrafen an den Erzbischof Siegfried von Westerburg. Johann war der letzte seines Stammes, und nach seinem Tode ging die inzwischen bedeutend gewachsene Grafschaft durch die Verheiratung seiner einzigen Tochter Mechthild mit Graf Engelbert von der Mark an dieses Haus über, dessen Hauptzweig sich nunmehr Grafen von Arberg nannte. Durch eine Nebenlinie desselben kam im 18. Jahrh. die Grafschaft Schleiden an Aremberg, indem Gräfin Louise Margaretha von der Mark, die einzige Tochter des letzten männlichen Vertreters, sich mit Herzog Karl Maria Raimund von Aremberg verheiratete. — Margarethe, die letzte Erbin der Grafen von Aremberg aus dem Hause von der Mark, war vermählt mit Johann Freiherrn von Barbançon, und dadurch fiel die ganze Arembergische Erbschaft an dieses Haus. Von Kaiser Karl V. wurde Johann von Aremberg wegen seiner großen Tüchtigkeit als Heerführer in den Reichsgrafenstand und dann 1566 von Maximilian II. in den Fürstenstand erhoben. 1644 wurde von Ferdinand III. dem Geschlechte, das sich durch eine große Zahl bedeutender Männer jederzeit ausgezeichnet hat und noch jetzt blüht, der Herzogtitel verliehen. Die Reichsunmittelbarkeit ging erst mit der Auflösung des Deutschen Reiches verloren. — Die durch ihre Lage und künstlichen Werke stark befestigte Stammburg wurde 1682 von den Franzosen besetzt und zerstört. Erhalten ist im wesentlichen nur ein einziger Turm.

2. Bettingen. Es giebt mehrere Dörfer dieses Namens in der Eifel. Am rechten Ufer der Kyll in der Nähe von Hillesheim liegen nahe bei einander Ober- und Niederbettingen, und in letzterem befinden sich die Trümmer einer Burg. Kurz unterhalb Oberweis, westlich von Bitburg stehen auf einer mächtigen Anhöhe am Eingange eines kleinen Nebenthales der Prüm die Ruinen einer alten Kirche, die letzten Reste des früheren Dorfes (Alt-) Bettingen, dessen Bewohner am Ende des 16. Jahrh. infolge der Pest ihre Heimat auf-

gaben und sich in dem nahe gelegenen Dorfe Frenkingen niederließen, an dem Hange eines Berges, auf dessen Spitze die Burg der Herren von Bettingen stand. Das Dorf erhielt von nun an auch letzteren Namen. Ob und welcher Zusammenhang zwischen den Besitzern der beiden weit voneinander getrennt liegenden Burgen vorhanden war, läßt sich nicht erkennen Vielleicht ist die eine Familie nur ein Zweig der andern gewesen. Jedenfalls irrt Schannat, wenn er die Schenkung Lothars auf Bettingen an der Kyll bezieht; denn in der betreffenden Urkunde von 845, durch die der Kaiser auf Bitten seines Ministerialen Matfried einem gewissen Fulcrod Bettingen schenkt, wird ausdrücklich hinzugesetzt in pago Bithensi. Die Familie Fulcrods nahm den Namen des Schlosses an und blühte eine Zeit lang; der 21. Abt von Prüm, Wolfram († 1102), stammte aus diesem Geschlechte. Später kam die Burg durch Erbschaft, Kauf, Verpfändung nach einander in verschiedene Hände und schließlich in den Besitz der Grafen von Manderscheid-Blankenheim, in welchem sie bis 1794 verblieb.

Die Herren von Bettingen an der Kyll hatten jedenfalls nie große Bedeutung; das Geschlecht scheint früh ausgestorben zu sein; die Güter waren schon Ende des 15. Jahrh. im Besitze der Grafen von Manderscheid-Gerolstein.

3. Blankenheim. Der freundliche Ort Blankenheim liegt in dem engen Thale an der Quelle der Ahr, überragt von Trümmern einer einst gewaltigen Burg, einer der bedeutendsten der ganzen Eifel, die mit ihren Gebäuden und inneren Höfen eine Fläche von $^3/_4$ Hektar bedeckte. Als erster Herr von Blankenheim tritt geschichtlich nachweisbar Gerhard I. auf, der vielleicht aus dem Geschlechte der Herren von Tondorf stammte. Sein jüngerer Sohn Konrad erbte die Herrschaft Schleiden und wurde der Stammvater der Herren von Schleiden, während Gerhard II. seinem Vater in dem schon damals ansehnlichen Besitz von Blankenheim folgte. Seine Nachkommen verstanden es, Ansehen und Macht zu vergrößern, so daß sie bald mit zu den ersten Herren des Landes gezählt wurden. Verschiedene Mitglieder des Hauses nahmen hohe Stellungen in der Hierarchie ein; so war Arnold

Bischof von Lüttich und fiel als tapferer Kriegsmann 1312; mehrere verwalteten das Amt eines Archidiakons in Trier; ein Gottfried von Blankenheim war Abt von Prüm, und Friedrich, der letzte männliche Sproß des Hauses, war Bischof von Straßburg, dann von Utrecht und gleichzeitig Koadjutor von Trier. Vor allem aber scheinen sämtliche Herren von Blankenheim sich durch Kriegstüchtigkeit ausgezeichnet zu haben. Arnold I, der 1352 starb, war Waffengefährte des Königs Johann von Böhmen, leistete dem englischen König Eduard III. in seinem Kriege gegen Frankreich als Heerführer große Dienste und kämpfte unter König Ludwig dem Bayer als dessen treuer Vasall Sein Bruder Gerhard war ebenfalls als tüchtiger Feldherr bekannt. — Arnold II., der schon 1560 gestorbene Sohn Arnolds I. brachte durch Verheiratung mit Johanna, der Erbin der Herrschaft Bruch, diese letztere an sein Haus; da er aber ohne Leibeserben starb, kam nach seinem Tode die Herrschaft Bruch an das Haus Daun. Sein Vetter und Nachfolger Gerhard VI. brachte die Kasselburg an sich, und dessen Sohn Gerhard VII. wurde wegen der Verdienste um Kaiser und Reich von Wenzel in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben. Er hatte zwar 4 Brüder, Arnold, Johann, Simon und Friedrich; von diesen aber war der erstgenannte schon vor ihm gestorben, und seine Familie verschwand auch schon in der folgenden Generation. Simon hatte den geistlichen Stand gewählt, Johann blieb unvermählt, und als Graf Gerhard VII. die Augen schloß '(1406), waren nur seine zwei noch minderjährigen Töchter Elisabeth und Johanna außer seinem Bruder Friedrich, dem Bischof von Utrecht, von dem einst so blühenden Geschlechte vorhanden. Friedrich nahm sich der noch minderjährigen Nichten väterlich an und verheiratete die ältere, einem bereits von ihrem Vater gethätigten Vertrage entsprechend, mit Wilhelm, Graf von Loen, die jüngere mit Johann von Schleiden, dem sie aus der väterlichen Erbschaft das von ihrem Urgroßvater Gerhard V. erbaute Schloß Neu-Blankenheim als Mitgift brachte. Der Gemahl Elisabeths nahm sofort den Namen „Graf von Blankenheim" an, unter dem er bereits auf Grund seiner väterlichen Erbschaft auch den Titel „Herr zu Jülich" führte. Er, sein Sohn Gerhard VIII. und sein Enkel

Wilhelm II., die einzigen Herrscher von Blankenheim aus seinem Hause, traten völlig in die Fußtapfen ihrer Vorgänger aus der früheren Linie; sie suchten mit großem Erfolge Macht und Ansehen ihres Landes zu heben und im Innern durch Sicherung des Friedens und Unterdrückung des damals am Rhein und in der Eifel überhand nehmenden Räuberwesens Ackerbau, Gewerbe und Verkehr zu fördern. Gerhard trat schon bei Lebzeiten seines Vaters dem Jülicher Burg-, Städte- und Landfrieden bei, und Wilhelm II. schloß 1461 mit dem Pfalzgrafen Johann, dem Bischof von Münster und dem Herzog Gerhard von Jülich ein Schutz- und Trutzbündnis. Zweck desselben war namentlich, die Gebiete von dem Raubgesindel zu reinigen und die Straßen zu sichern. Wilhelm II. suchte mit starker Hand dieses Vorhaben durchzuführen, so daß ruhige, glücklichere Zeiten anzubrechen schienen. Doch Erzbischof Ruprecht von Köln kam infolge einer Steuerausschreibung mit dem Adel, der Geistlichkeit und dem Domkapitel in Streitigkeit; er rief fremde Hülfe herbei und nahm Kriegsknechte, Böcke genannt, in Sold, die das Land raubend durchzogen. Graf Wilhelm eilte gegen sie und traf am 5. Januar 1468 auf einen Heerhaufen bei Wichterich; in dem Gefechte fiel er und auch Graf Wilhelm von Virneburg. Mit ihm starb auch die zweite Linie der Grafen von Blankenheim aus, da er keinen Leibeserben hinterließ. Es entwickelten sich nunmehr Erbstreitigkeiten, in welche sich sogar auf die Bitten der Witwe Wilhelms der Herzog Karl der Kühne von Burgund mischte. Die Erzbischöfe von Köln und Trier erklärten anfangs die Lehen der Blankenheimer Grafen für erledigt, doch wurden die Streitigkeiten durch einen Vertrag im Jahre 1474 beendet, in welchem Johann von Manderscheid, dessen Mutter Elisabeth die Tochter Annas, der Gattin des Johann von Schleiden und jüngeren Tochter Gerhards VII. war, als nächster Anverwandter die Blankenheimer Güter erhielt. Er führte den Titel Graf von Manderscheid-Blankenheim, und sein Geschlecht starb erst kurz vor der Besetzung des Landes durch die Franzosen im Mannesstamme aus.

4. Bruch. In dem prächtigen, leider noch nicht völlig erschlossenen Thale des Salmbachs, etwa 8 km von der Bahnstation

21*

Salmrohr, liegt langhingestreckt im engen Kessel das Dörfchen Bruch, auch wohl Broich geschrieben, und auf der Höhe am Südende des Ortes ragen auf dem rechten Ufer des Baches die Trümmer der alten Burg gleichen Namens empor, in welche eine Försterei eingebaut ist. Die ersten Herren von Bruch, die in der Geschichte auftreten, waren Fredelo und Dietrich, welche um die Mitte des 13. Jahrh. lebten. Ihre Nachkommen zeichneten sich durch Frömmigkeit aus und begünstigten namentlich die Abtei Himmerode. Der Mannesstamm starb schon vor 1345 mit Dietrich VI. aus, und zwischen den nächsten Verwandten des Hauses, Arnold von Blankenheim, dem Gatten der Tochter Dietrichs, und Dietrich von Daun erhob sich über die Erbschaft ein Streit, der durch einen Vergleich 1354 dahin entschieden wurde, daß letzterer Herr zu Bruch wurde. Auch diese neue Linie starb bald aus. Katharina, die letzte ihres Stammes, welche mit dem Burggrafen Johann von Rheineck vermählt war, soll 1421 die Stammburg Bruch und das Schloß Klüsserath dem Trierer Erzbischof Otto von Ziegenhain als Lehen aufgetragen haben; doch sind die Verhältnisse nicht klar. Über die frühere Unabhängigkeit der Herren von Bruch herrschen Zweifel; sie werden vielfach auch zu dem niederen, unselbständigen Adel gerechnet, und bei der Erbteilung nach dem Tode Jakobs, des Sohnes der Katharina, sollen nach einer anderen Nachricht Bruch und Klüsserath als erledigte Lehen von Trier eingezogen worden sein, während nach anderer Annahme ersteres an Rheineck, letzteres an Trier und einzelne Güter auch an Manderscheid gefallen sein sollen.

5. Daun. Der Name Daun ist keltischen Ursprungs und bedeutet Zaun, einen umzäunten Platz, eine Feste; es scheint sich daher hier um einen schon in der vorrömischen Zeit befestigten Ort zu handeln. Daß die Höhe des Berges schon durch ihre Lage und Beschaffenheit eine natürliche, die Umgebung leicht beherrschende Festung bildete, erkannten auch die Römer; denn sie hatten hier, wie die zahlreichen Funde an Münzen aus der Kaiserzeit von Augustus bis Constantin und an andern Altertümern beweisen, eine befestigte Niederlassung. In der Geschichte tauchen schon im 8. Jahrh. Herren von Daun auf, und im 10. Jahrh.

erscheinen auf den Turnieren häufig Vertreter dieses Hauses. Einer der Herren von Daun soll in der Schlacht bei Merseburg (933) die Hilfstruppen der Abtei Prüm geführt haben. In den Urkunden tritt auch eine Burg Alt-Daun auf, deren Lage gänzlich unbekannt ist. Einzelne Forscher wollen sie in der „Alteburg" finden, deren Trümmer in dem Walde südwestlich des Schalkenmehrener Maares, nahe bei dem Kommunalweg von Wittlich nach Daun liegen; andere glauben, daß sie in Daun selbst nahe bei der späteren, historischen Burg zu suchen sei. Um 1100 treten in der Geschichte zwei Herren von und zu Daun auf (Brüder?), Urold und Adalbert. Ersterer wurde 1109 zum Abte von Prüm gewählt, und letzterer wird um dieselbe Zeit in Urkunden aufgeführt. Als eigentlicher Stammvater des weitverzweigten Hauses wird Ritter Richard I. angesehen, der zwei Söhne, Jakob und Daniel, hinterließ. Von ihnen ist der jüngere Daniel der Gründer der früh ausgestorbenen Familie Daun-Oberstein-Falkenstein. Ein Enkel dieses Daniel erbaute das Raubnest „Uzlay" bei Ürzig, welches durch den Erzbischof Arnold von Trier zerstört wurde. Die Nachkommen Jakobs bilden das eigentliche Geschlecht der Herren von und zu Daun, aus dem eine große Zahl tüchtiger und verdienter Männer und manche angesehene Äbtissin hervorgegangen ist. Ihren Einfluß dehnten sie bald über die ganze Eifel aus; schon 1223 erhielten sie als Erblehen eine der beiden Burgen in Densborn und das Amt eines Marschalls von Luxemburg. Aber auch rauhe, unbändige Herren stammten aus dem Hause, die in steter Fehde mit den Nachbarn und fernab wohnenden Grafen lagen. So erklärte Richard III. dem Erzbischof und der Stadt Trier, die in jener Zeit selbst in Streit miteinander lagen, den Krieg und zwang letztere im Frieden von Münstermaifeld dazu, ihm eine schwere Buße von 2000 Turnosen zu zahlen. Noch schlimmer trieb es sein Enkel Egidius, welcher mit den Grafen von Sponheim und Jülich, ja sogar mit Graf Eberhard dem Greiner in Fehde lag. Die Räubereien, unter denen die ganze Eifel zu leiden hatte, wurden schließlich so arg, daß die beiden Kurfürsten Balduin von Trier und Wilhelm von Köln 1352 zusammen gegen Daun zogen, die Burg erstürmten und schleiften

und die Güter unter sich teilten. Egidius mußte auf alle seine Rechte an die Stadt Daun verzichten, und 1356 belehnte Karl IV. den Erzbischof Bohemund von Trier mit der Herrschaft Daun. Bereits 1353 war Egidius gestorben; sein Sohn Heinrich hatte sich mit den Feinden ausgesöhnt, und seine beiden Söhne Richard und Johann erhielten gemeinsam die Verwaltung von Daun zurück. Richard hinterließ eine Tochter Anna, die 1381 den Johann von Naville, Herrn von Dagstuhl (Pfalz), heiratete; Johann hatte keine Nachkommen.

Die folgende Periode in der Geschichte des Hauses Daun ist noch nicht recht aufgeklärt. Nach Bärsch soll Egidius noch einen Sohn, Richard den Jüngeren, gehabt haben, von dem die österreichische, später in den Grafenstand erhobene Linie abstamme, eine Annahme, die aus verschiedenen Gründen wenig Wahrscheinlichkeit hat. Auch dafür, daß die Nachkommen der genannten Anna den Namen und die Erbschaft der Herren von Daun übernommen hätten, liegt kein Anhalt vor. Es scheint vielmehr, daß Dietrich III., Herr von Bruch, aus der Seitenlinie Daun-Bruch, weil die ältere Seitenlinie Daun-Ziewel schon ausgestorben war, als Gatte von Lucia, einer Enkelin des obengenannten Egidius und rechten Base der Brüder Richard und Johann, Erbansprüche auf Daun erhob, die dann nach dem Tode Dietrichs IV. (1420) bei der Erbteilung auf Dietrich von Manderscheid übergingen. Inzwischen ist 1404 ein „Jungherr Johann von Daun" in einer Urkunde genannt, so daß also aufs neue ein Geschlecht von Daun erscheint, dessen Abstammung unbekannt ist. Nicht unwahrscheinlich aber ist es, daß einer der Burgmannen oder Junker, wie dies in damaliger Zeit des öfteren vorkam, den Namen des Schlosses annahm, an welchem er diente. Im Jahre 1404 war Dietrich von Kesselstadt kurtrierischer Amtmann von Daun. 1492 belehnten Herr Dietrich und Graf Johann von Manderscheid einen Vertreter des neuen Geschlechtes von und zu Daun mit der alten Herrschaft. Diese Familie wußte sich bald Ansehen und Macht zu verschaffen. Mehrere Mitglieder zeichneten sich namentlich in kaiserlichen Diensten als Heerführer und Beamte so aus, daß sie mit Gütern in Böhmen belehnt wurden und ausgedehnten Grundbesitz erlangten. Von Ferdinand III.

wurden Johann Jakob, Komtur des Deutschordens, und Philipp Ernst in den Reichsgrafenstand erhoben. Der Hauptgegner Friedrichs d. Gr. im siebenjährigen Krieg, der Sieger von Kollin, entstammte dieser noch jetzt blühenden Familie. Im Stammlande ist die Familie ausgestorben und die Burg bis auf geringe Reste der Ringmauer zerstört; an ihrer Stelle steht eine kleine, von König Friedrich Wilhelm IV. erbaute Kapelle.

6. Dollendorf ist einer der ältesten Orte der Eifel. Er liegt auf dem verhältnismäßig niedrigen Rücken zwischen Ahr und Kyll und ist jedenfalls schon eine römische Niederlassung von einiger Bedeutung gewesen, wie die zahlreichen Funde an Münzen und Altertümern beweisen. Ein ebener Weg, die sog. Grafenallee, führt 1,5 km weit in nördlicher Richtung an der von Graf Maximilian-Philipp 1701 erbauten Antonius(Schloß-)kapelle vorüber zu dem steilen Rande der Hochfläche gegen das Ahrthal. Hier liegen die Trümmer der einstigen stolzen Burg Dollendorf. Vom Thal aus und von den Höhen sieht man weither noch eine Giebelwand hoch emporragen als letzte Zeugin der verschwundenen Pracht; auch sie wird bald den Stürmen erliegen und zusammenstürzen. Der Ort muß im Mittelalter von Bedeutung gewesen sein, wie die Weistümer, sowie das Vorhandensein von vier freien Ritterlehen und manchen anderen Lehen zeigen. Die Besitzer von Burg Dollendorf, deren Geschichte seit dem Beginn des 13. Jahrh. genauer bekannt ist, waren Lehnsleute der Grafen von Luxemburg. Dann war die Herrschaft mit Kronenburg und mit Neuerburg vereinigt und wurde in dieser Lage zwischen mächtigen Nachbarn (Blankenheim, Daun, Prüm, Köln) häufig durch deren Fehden in Mitleidenschaft gezogen. So wurde Gerlach II. von Dollendorf, Herr zu Kronenburg, in den Krieg verwickelt, den der Kölner Erzbischof Siegfried gegen die Söhne des zu Aachen ermordeten Grafen Wilhelm von Jülich führte; er stand auf der Seite von Jülich, fiel in die Hände des Erzbischofs und konnte sich aus der Gefangenschaft nur dadurch retten, daß er diesen als Lehnsherrn annahm. Dadurch entstand ein doppeltes Lehnsverhältnis, nämlich zu Köln und zu Luxemburg. Später erscheint Dollendorf als ein jülichsches Lehen.

Am Anfang des 15. Jahrh. starb das Geschlecht aus, und da während des folgenden Jahrh. die Erben meist nur Töchter hatten oder kinderlos starben, so kam die Herrschaft Dollendorf nacheinander in den Besitz der verschiedensten Familien (Brandenburg, Vinstingen, Harcourt, Salm), bis sie endlich um 1560 an Graf Jakob von Manderscheid-Kail fiel. In seiner Familie verblieb sie bis zu deren Aussterben 1742. Der Graf von Manderscheid-Blankenheim bemächtigte sich dann mit Gewalt der Burg Dollendorf und blieb trotz langjährigen Prozesses (ob je entschieden?) in ihrem Besitz bis zum Einzug der Franzosen. Von diesen wurden die Güter versteigert, die Burg zerstört.

7. Dudeldorf. Der ansehnliche Ort dieses Namens liegt in einer Thalmulde östlich des Kyllthales nahe bei der Bahnstation Philippsheim. Die älteste Nachricht über einen Anselm von Dudeldorf stammt aus dem Jahre 1052. Das Geschlecht tritt aber nie bedeutend in der Geschichte hervor. Der die Burg umgebende Ort erhielt wahrscheinlich von Ludwig dem Bayer Stadtrechte und war 1354 bereits stark befestigt. Durch Erbschaft kam nach dem Aussterben des Geschlechtes im Mannesstamme die Herrschaft an die Herren von Bitburg, Ende des 15. Jahrh. an die Familie von der Leyen und endlich 1586 an die Braun von Schmidtburg, in deren Besitz sie bis 1757 verblieb, wo sie durch Verheiratung der letzten Erbin an einen Freiherrn von der Horst auf kurze Zeit an diese Familie fiel; dann kam sie an die Familie der Herren Schenk von Schmidtburg, die 1822 ausstarb. Von der alten Burg sind nur geringe Ruinen vorhanden; das 1734 von Gottfried Braun von Schmidtburg erbaute Schloß gehört jetzt der Gemeinde und dient zu Schulzwecken.

8. Esch. Die Zahl der Orte, welche diesen Namen führen, ist nicht unbedeutend; in mehreren derselben waren Burgen, die von Grafen bzw. Herren bewohnt wurden, so daß es schwer fällt, aus den Urkunden, in denen keine nähere Bezeichnung bei dem Namen „Esch“ steht, mit Sicherheit die Geschichte eines dieser Häuser festzustellen. Die Herren (Grafen?) in Esch, von denen hier die Rede ist, hatten ihre Stammburg in dem kleinen Dorfe dieses Namens an dem Salm-

bache, etwa 4 km südlich der Bahnstation Salmrohr. Das Geschlecht, dessen zuerst 1086 Erwähnung geschieht, hat es nie zu größerer Bedeutung gebracht. Schon 1356 wurden Schloß und Herrschaft durch den Trierer Erzbischof erworben, und das Haus scheint um die Mitte des 15. Jahrh. ausgestorben zu sein. Von der Burg findet man keine Reste mehr.

9. Kerpen. Das jetzt wenig ansehnliche Dorf Kerpen liegt an der Provinzialstraße, die von Hillesheim nordöstlich zur Ahr führt. Nachweislich hatten hier die Herren in Kerpen in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts ihren Sitz. Sie gründeten das Kloster in Niederehe, und ein Otto von Kerpen war 1200—1206 Hochmeister des Deutschordens. Das Geschlecht starb aber im Mannesstamme um 1220 aus, und die Herrschaft fiel daher durch Verheiratung der Hildegard von Kerpen mit Winnemar von Manderscheid an dieses, damals bereits mächtige Haus. Doch die beiden Herrschaften blieben nicht lange vereint. Denn bereits die Söhne von Winnemars Enkel Heinrich II., Richard und Wilkin teilten sie wieder; ersterer erhielt Kerpen, letzerer Manderscheid, und beide sind die Stammväter bedeutender Geschlechter. Die Herren von Kerpen erfreuten sich eines hohen Ansehens im ganzen Lande, neigten aber leicht zu Gewaltthätigkeiten und lagen mit den Nachbarn, besonders der Stadt und dem Erzbistum Trier, den Grafen von Virneburg, Manderscheid u. s. f., oft in Fehde. Diese Linie der Herren von Kerpen starb in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. im Mannesstamme aus, und die Herrschaft kam durch Verheiratung der letzten Erbin Margaretha mit Johann von Sombreff, Herrn von Reckheim, an dessen Familie. Aber auch dieses Geschlecht starb mit dem Tode Friedrichs III. 1507 im Mannesstamme aus, und nun kam auch Kerpen an die Grafen von Manderscheid, da Dietrich IV. von Manderscheid-Schleiden-Virneburg sich 1506 mit Margaretha, der Erbin von Kerpen, vermählt hatte. 1593 starb Dietrich VI., kinderlos, und es erhob sich zwischen den Agnaten ein langjähriger Erbstreit; durch Vertrag von 1611 erhielt Graf Philipp von der Mark, obschon seine Frau Katharina, eine Schwester Dietrichs VI., bei ihrer Verheiratung nach den Hausbestimmungen auf jede Erbschaft an

Land und Gut gegen Abfindung mit barem Gelde verzichtet hatte, die Herrschaften Schleiden, Kerpen und Saffenburg, während Kasselburg, Kronenburg und Neuerburg an die andern Linien der gräflich Manderscheidschen Familie fielen. Nach dem Aussterben der Herren von der Mark fiel Kerpen durch Erbschaft an den Herzog Karl Leopold von Aremberg, in dessen Familie es bis zum Frieden von Lüneville verblieb, wo es an Frankreich abgetreten wurde.

10. Kesselstadt. Die Familie soll ursprünglich aus der Gegend von Hanau am Main herstammen, worauf auch der Name hinweist. In der Geschichte treten Mitglieder derselben zuerst im 14. Jahrh auf mit Johann, der 1367 kurtrierischer Marschall war. Seine Nachkommen erfreuten sich hohen Ansehens und bekleideten meist hohe kirchliche und weltliche Stellen als Domherren, Dompröpste, Pröpste, Amtmänner u. s. f. Herr Kasimir Friedrich von Kesselstadt war Domherr in Mainz, verzichtete aber 1687, um den Stamm zu erhalten, auf seine Pfründe und verheiratete sich mit der Freiin Anna Klara von Metternich-Burscheid, durch welche nach dem Aussterben dieser Familie in der männlichen Linie ihm große Besitzungen, darunter namentlich Schloß und Herrschaft Dodenburg bei Hetzerath im Kreise Wittlich nebst weiten Waldungen zufielen. Das Schloß ist gegenwärtig noch im Besitz seiner Nachkommen. Sein Sohn Karl Friedrich Melchior erwarb durch die Heirat mit der Freiin Maria Isabella Therese von und zu Frenz die Herrschaft Stolberg bei Aachen, und sein Enkel Johann Hugo Kasimir Edmund wurde 1776 in den Reichsgrafenstand erhoben.

11. Kronenburg. Im oberen Kyllthale, im rauhesten Teile der Eifel, liegt in 540 m Meereshöhe malerisch auf einem schmalen, nach beiden Seiten und zum Kyllthal steil abfallenden Vorsprung des Plateaus der kleine Ort Kronenburg (Croneburg), der sich völlig in seinem altertümlichen Zustande erhalten hat; Mauern, Thore, enge Straßen und Häuser allerältester Bauart stammen noch aus der Zeit, als die nun verfallene Burg in ihrer vollen Pracht als Sitz eines mächtigen Herrengeschlechtes dastand. Vor allem aber beachtenswert ist die Kirche, die frühere Schloßkapelle; ein einziger kühner, reich ornamentierter Pfeiler trägt hier die Gewölbe der beiden senkrecht

aneinander stoßenden Schiffe. — Die Herrschaft Kronenburg scheint schon im 12. Jahrh. bestanden zu haben, doch ist sicheres darüber nicht bekannt; am Ende des 13. Jahrh. war sie jedenfalls bereits mit der Herrschaft Dollendorf vereinigt. Gerlach von Dollendorf, Herr von Kronenburg, war in dem Kriege Erzbischof Siegfrieds von Köln gegen die Söhne des in Aachen erschlagenen Grafen Wilhelm von Jülich in Gefangenschaft geraten. Um sich daraus zu befreien, übertrug er Kronenburg 1278 dem Erzbischofe als Lehen. Sein Sohn Gerlach II. erklärte, er sei Lehnsmann des Grafen Heinrich von Luxemburg nach dem Erzbischofe von Köln, und werde ihm in allen Fällen gegen jeden Dritten, nur den Erzbischof ausgenommen, helfen und beistehen; er habe Kronenburg von Graf Heinrich als Lehen empfangen, wie dies seine Vorfahren auch von dessen Vorfahren erhalten hätten. Mit der Herrschaft war auch seit Anfang des 14. Jahrh. Neuerburg vereinigt. Die Söhne Johanns teilten sich in die väterliche Erbschaft; Gerlach erhielt Dollendorf, Friedrich Kronenburg und Neuerburg. Das Geschlecht starb aber schon im Anfange des 15. Jahrh. aus, und die Güter kamen nacheinander an Johann von Rodemachern, dann an Graf Wilhelm von Virneburg und endlich am Ende des 15. Jahrh. an die Grafen von Manderscheid-Blankenheim, in deren Besitz sie bis zur französischen Besetzung blieben.

12. Malberg. Folgt man von Kyllburg aus der Landstraße nach Westen, so erblickt man bald auf geringer Höhe das stolze Schloß Malberg emporragen, umgeben von terrassenförmig ansteigenden Gärten. Zu Füßen des Hügels liegt das Dorf gleichen Namens an der Kyll, und das Ganze umrahmen bedeutende Berge mit prächtigen Hochwaldungen; wendet man sich aber rückwärts, so bietet sich dem Auge ein nicht minder liebliches Bild dar. Der Rücken des Hügels, der sich nach Süden wie eine Landzunge hinzieht, trägt die freundlich ausschauenden Häuser des zu einer beliebten Sommerfrische gewordenen Kyllburg; auf dem höchsten Punkte steht die schöne alte Kirche des früheren Kollegiatstiftes. — Schon im Anfange des 11. Jahrh. treten Herren von Malberg auf, deren Geschlecht sich eines gewissen An-

sehens erfreute, wenn es auch nie die Bedeutung der großen Adels-familien erlangte; Kuno von Malberg wurde 1171 mit der Vogtei Wittlich belehnt, Rutherus wurde 1162 Abt von Prüm. Im Anfange des 13. Jahrh. war die Familie von Malberg ausgestorben, und der erzbischöfliche Stuhl in Trier wollte die ansehnlichen Güter als erledigtes Lehen einziehen; da nahm ein gewissen Rudolf, der behauptete, ein Sohn Heinrichs von Bürresheim, eines Bruders des Herrn Rudolf von Malberg, zu sein, unter thatkräftiger Hülfe des Grafen Walram von Luxemburg mit Waffengewalt Schloß und Herrschaft in Besitz und behauptete sich in demselben gegen alle Ansprüche von Trier, wobei ihn auch weiter Luxemburg, das eine Erweiterung der Macht Triers nicht wünschen konnte, wohl unterstützt haben wird. Der Erzbischof Dietrich II. von Wied erbaute 1239 in der Nähe auf der von der Kyll halbinselförmig umflossenen Höhe eine Burg, welche weitere Eingriffe und Räubereien des Eindringlings zu verhindern bestimmt war. Um diese siedelten sich rasch Bewohner der Umgegend an, und Erzbischof Arnold von Ysenburg umgab den Ort, das heutige Kyllburg, mit Befestigungsmauern und Türmen, von denen aber heute nur unbedeutende Reste vorhanden sind. Allmählich scheint ein friedliches Verhältnis zwischen dem neuen Geschlechte von Malberg und dem Erzbistum eingetreten zu sein; Erzbischof Heinrich von Vinstingen gründete bereits 1276 in Kyllburg ein Kollegiatstift, an welches eine schöne, noch gut erhaltene Kirche in einfachem gotischem Stile angebaut wurde. Die Herren von Malberg führten ein völlig neues Wappen, was darauf hindeutet, daß die Angabe Rudolfs, er stamme direkt aus der früheren Familie ab, nicht auf Wahrheit beruhte. Durch Erbschaft kamen an das Geschlecht die Herrschaft Uren, Abocht (?), Reifferscheid und das heute noch gut erhaltene Schloß Hamm an der Prüm; doch teilten mehrmals Brüder den Besitz, sodaß er nicht in einer Hand blieb, sondern wieder zersplittert wurde. Die Familie der Herren von Malberg starb nach Bärsch im Anfange des 16., nach Schannat erst im 17. Jahrh. aus. Das Schloß kam nach einander in verschiedene Hände. 1708 kaufte ein Christoph Veyder, hochfürstlich Arembergischer Statthalter des

Herzogtums Aremberg, Oberamtmann zu Kerpen und Commern, die Malbergischen Güter, und nannte sich, da seine Familie in den Adelstand erhoben wurde, Christoph von Veyder, Herr von Malberg, Oberehe und Hohenfels. Das alte Schloß wurde zum größten Teil neu aufgebaut; nur die Ringmauern, Türme und ein Teil der Wirtschaftsgebäude blieb unverändert stehen; im Innern wurde es im Geschmacke der Zeit reich mit Gobelins ausgestattet. Jetzt ist es in Privatbesitz.

13. Metternich. In dem Gebiete links der Mosel und des Rheines giebt es drei Dörfer namens Metternich, eines nahe bei Koblenz an der Trierer Landstraße, auf der Höhe des linken Moselufers, bekannt durch seine Kirschenzucht, ein zweites oberhalb Hatzenport im Maifelde an der Straße nach Münstermaifeld, und das dritte am Swistbache nahe der Bahnstation Weilerswist. Nach den Wappen und andern historischen Anhaltspunkten zu urteilen, scheinen zwei völlig verschiedene Geschlechter den Namen Metternich geführt zu haben, von denen das eine ursprünglich bei Koblenz seßhaft war und im Wappen drei schwarze Muscheln in silbernem Felde führte, das andere aber sein noch jetzt stehendes Stammhaus in Metternich an der Swist hatte und als heraldisches Zeichen ursprünglich einen roten Löwen in silbernem Felde besaß. Beide Familien verzweigten sich früh und breiteten sich weithin aus im Jülicher Lande, in Lothringen, in Luxemburg und selbst in der Mark Brandenburg. Es werden zwölf verschiedene Linien erwähnt, von denen aber die Mehrzahl nach und nach wieder erlosch. Anfänglich werden die Mitglieder der Familien alle nur unter dem niederen Adel aufgezählt. Als aber Lothar von Metternich, aus der Koblenzer Linie, 1599 den Trierer Erzbischofstuhl bestieg, belehnte er seinen Vetter Philipp Emmerich mit den beiden Burgen Winneburg im Enderttthal bei Cochem und Beilstein am rechten Ufer der Mosel oberhalb Cochem nebst den dazu gehörigen ansehnlichen Besitzungen; die Belehnung scheint jedoch damals noch nicht ausgeführt worden zu sein. Denn als der Nachfolger Lothars, Philipp Christoph von Sötern, wegen seiner Hinneigung zum Protestantismus 1635 plötzlich von den Spaniern in Trier überfallen

und in Gefangenschaft geschleppt wurde und die Gebrüder von Metternich auf eigene Kosten ein Regiment stellten, versprach ihnen das Domkapitel zum Ersatz der Unkosten die Belehnung mit den genannten Burgen. Als der Kurfürst 1645 aus der Gefangenschaft zurückkehrte, erkannte er das Versprechen des Domkapitels nicht an, sondern vereinigte die Güter mit seinem Familienbesitz, obschon auch der Erzbischof von Köln seine Ansprüche auf Beilstein bereits an die Herren von Metternich abgetreten hatte. Sein Nachfolger, Karl Kaspar von der Leyen, erkannte sofort die Metternichschen Ansprüche an und stellte am 17. Mai 1652 den Lehnsbrief aus für die drei Großneffen des Erzbischofs Lothar, die Brüder Emmerich, Domherr in Trier, Wilhelm und Lothar, Freiherren von Metternich. Außer den beiden obengenannten Burgen werden ein Teil der „Stadt" Beilstein, die Burg Treis u. a. m. als noch zu dem Lehen gehörig bezeichnet.

Seit dieser Zeit nannten sich die Freiherren von Metternich auch Herren von Winneburg und Beilstein und fügten ihrem Wappen das der beiden Herrschaften hinzu. Die Brüder Wilhelm und Lothar wurden Stifter der Linien Metternich-Winneburg und Metternich-Beilstein. Ein Sohn Wilhelms, Philipp Emmerich, der in die Familie das Amt des Erzkämmerers von Mainz brachte, auch einen Anteil an den Gütern der Familie von Brömser in Rüdesheim erhielt und nach dem Tode seines Vetters Diether Adolf die Beilsteinschen Besitzungen mit den seinigen wieder vereinte, wurde 1679 von Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand erhoben und erlangte damit Sitz und Stimme im Niederrheinisch-Westfälischen Grafenkollegium. Er und seine Nachkommen erreichten die höchsten Ehrenstellen im Reiche und in den Kurfürstentümern Trier und Mainz. Ein direkter Sproß seines Stammes war Graf Franz Georg Karl, der 1802 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde und die Geschicke Österreichs und Deutschlands während der Napoleonischen Zeiten und bis zum Jahre 1848 leitete.

14. Montjoie. In dem engen, vielgewundenen Thale der Roer liegt das durch seine früher hochentwickelte Tuchindustrie bedeutende Kreisstädtchen Montjoie, von den Bewohnern des Landes auch

Monschau (Monschaw) genannt. Meist wird der Name hergeleitet von Mons Jovis, ob mit Recht, ist fraglich. Eine römische Niederlassung wird hier wohl gewesen sein, doch ist in der Geschichte nichts von ihr bekannt. Die beiden steilen und hohen Felsenufer werden durch die Rinnsale wasserreicher Bäche, welche von den Hochflächen des Venns zur Roer führen, in natürliche Abschnitte geteilt. Ein solcher zwischen dem kleinen und großen Laufenbach bildet auf halber Höhe eine kleine Fläche, und hier erheben sich die gewaltigen Trümmer der starken jülichschen Festung. An ihrer Stelle stand schon früh eine Burg, wann und von wem sie aber gegründet wurde, ist nicht bekannt. Als letzter männlicher Vertreter der alten Besitzer erscheint ein Herr Ludwig. Seine einzige Tochter Jutta vermählte sich mit Walram, dem Sohne Herzog Heinrichs III. von Limburg, welcher dadurch am Ende des 12. Jahrh. Herr von Montjoie wurde. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, Walram II. Walram I. heiratete nach dem Tode seiner ersten Gemahlin die Irmensidis von Bar, verwittwete Gräfin von Luxemburg, welche aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, namens Elisabeth, hatte. Letztere heiratete Walram II., dessen Sohn Walram III. durch seine Vermählung mit Gräfin Jutta von Valkenburg dieses Schloß in den Besitz seiner Familie brachte. In einer Urkunde von 1265 nennt er sich Edler von Montjoie. Damals gehörte offenbar das Geschlecht zu dem hohen Adel des Landes; denn sein zweiter Sohn Otto wurde Bischof von Lüttich, seine Tochter Katharina heiratete den Grafen Johann von Virneburg und Johanna den Herrn Friedrich von Schleiden. Durch seine Verheiratung mit Philippa, der Tochter des Herzogs Reinhold von Geldern, wurde er in die Kämpfe des letzteren verwickelt. Er fiel 1288 in der Schlacht bei Worringen in die Hände des Herzogs Johann von Brabant, aus denen er nur durch schwere Opfer sich befreien konnte. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Reinhold I., vermählt mit der Gräfin Maria von Jülich, hatte ebenso wie seine beiden Söhne und Erben, Walram V. und Reinhold II., wegen der Grafschaft Valkenburg fortwährend schwere Kämpfe zu bestehen, die das ohnehin arme Land verwüsteten. Da beide keine männlichen Erben hatten, so trat

Reinhold II. seine Besitzungen Montjoie und Valkenburg 1356 an den Grafen Wilhelm von Jülich ab. Seit dieser Zeit teilte Montjoie die Geschicke des Herzogtums Jülich.

15. Mürlenbach. Die Karolinger besaßen im fränkischen Reiche an den verschiedensten Orten Burgen; so gehörte ihnen auch im Carosgau auf einem mächtigen Hügel am rechten Ufer der Kyll das Schloß Mulbach oder Murlebach. Dort gefundene Altertümer weisen darauf hin, daß auch diese Stelle bereits von den Römern besiedelt war. Hier residierte die Großmutter von Pippins d. Kl. Gattin Bertrada mit ihrem Sohne Charibert zu Anfang des 8. Jahrh. und gründete auf ihren Gütern die Abtei Prüm. Später scheinen die Gaugrafen des Carosgaues ihren Sitz auf der Burg Mürlenbach gehabt und sich nach ihr genannt zu haben. Albrecht, der letzte ihres Geschlechtes, starb 1177 und hinterließ seiner Witwe, einer Gräfin von Vianden und Schwester des Abtes Gerhard von Prüm, ansehnliche Besitzungen. Seine Kinder waren alle, wie es scheint, vor ihm gestorben, bis auf eine Tochter Alverada, welche den Grafen Wilhelm von Jülich heiratete. Da diese 1210 als Äbtissin von Nieder-Prüm genannt wird, so scheint sie als kinderlose Witwe später in das Kloster eingetreten zu sein, dem sie auch einen Teil ihrer Güter schenkte. Mürlenbach selbst fiel mit den übrigen Besitzungen an die Abtei Prüm, welche dort einen Amtmann, Burgmannen und Lehnsleute hatte. Der Abt, Graf Wilhelm von Manderscheid, befestigte noch 1519 das Schloß mit starken Mauern, aber schon 1541 kam es mit der Abtei unter die Botmäßigkeit des Erzbistums Trier und wurde nicht weiter erhalten, sondern verfiel rasch.

16. Reifferscheid-Salm und Wildenburg. Bei dem gewerbthätigen Orte Blumenthal fließt von rechts der starke Rotbach der Olef zu. Folgt man auf der guten Landstraße diesem Seitenthale, so erblickt man nach etwa $1/2$ Stunde Weges ein kleines Dörfchen und auf der Höhe über demselben ein Kirchlein, einen mächtigen Turm und zerfallene Mauern. Es sind die Reste der einst bedeutenden Burg Reifferscheid, von der ein blühendes, mächtiges Geschlecht ausging, welches schon in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. genannt wird.

Im Besitze der ganzen Gegend war Herzog Walram von Limburg, nach dessen Tod Gerhard, einer der jüngeren Söhne, — nicht der älteste, wie Schannat annimmt, denn dieser folgte seinem Vater in dem Stammlande Limburg — das Gebiet an der Olef mit der Burg erhielt; er ist der Stammvater des noch jetzt blühenden Geschlechtes. Sein jüngerer Sohn Philipp erhielt von den väterlichen Gütern die im selben Thale etwa eine Stunde weiter aufwärts in prächtiger Lage auf steiler Höhe emporragende Wildenburg, welche heute noch als Pastorat und Schule benutzt wird, und war der Stammvater einer Zweiglinie, die aber früh ausstarb. Dadurch fielen die Güter wieder an das Stammhaus zurück. Die Herren in Reifferscheid zeichneten sich zum Teil durch ihre Frömmigkeit und ihren Wohlthätigkeitssinn aus, so daß sie sich allgemein beim Volke eines hohen Ansehens erfreuten, z. B. Heinrich I.; andere dagegen huldigten mehr den ritterlichen Gewohnheiten, fingen mit den Nachbarn leicht eine Fehde an und nahmen auch bei fremden Herrschern Kriegsdienste. So soll ein Heinrich von Reifferscheid in dem Kriegszuge gegen die Stedinger gefallen, ein anderer auf einem Zuge nach Palästina in Cypern gestorben sein. Wegen Landfriedensbruches und Straßenraubes erklärten die geschädigten Städte Aachen und Köln im Verein mit dem Kölner Erzbischofe und dem Grafen Wilhelm von Jülich dem Herrn Johann IV. von Reifferscheid den Krieg, und es bedurfte der Vermittlung des mächtigen Herrn Gerhard von Blankenheim, um ihn vor der völligen Vernichtung zu schützen. Johann V.[1]) soll als Verbündeter Karls VI. von Frankreich gegen England in der unglücklichen Schlacht bei Azincourt 1415 sein Leben verloren haben. In Urkunden tritt aber dieser Johann noch um 1420 auf.

Johann II. erhielt durch seine Frau Richardis die Herrschaft Bedburg 1293; Heinrich II. nannte sich 1374 Herr von Reifferscheid und Malberg; Richarda, die Gattin von Johann IV., war die Erbin

---

[1]) Bärsch nennt ihn Johann VI., da er den jüngern Bruder Heinrichs I. als Johann I. bezeichnet; letzterer starb aber 1224 vor seinem älteren kinderlosen Bruder; von diesem ging die Herrschaft also direkt auf den Neffen Johann über, welcher daher bei Schannat als Johann I. auftritt.

der Herrschaft Dyck, und Johann V., der angeblich bei Azincourt fiel, nahm als erster des Hauses den Namen Graf von Salm an. Das Schloß Salm lag im Thale des gleichnamigen Flüßchens, welches sich in die Amel ergießt, westlich von St. Vith, nahe bei Vieil-Salm oder Wälsch-Salm, in den belgischen Ardennen. Das Geschlecht der Grafen von Salm war vielleicht eine Nebenlinie der Grafen von Luxemburg und blühte schon mehrere Jahrhunderte hindurch. Es hatte sehr ausgedehnte Besitzungen auch in der nordwestlichen Eifel und war schon früh in zwei Linien gespalten, die obere Grafschaft Salm (Lothringen) und die untere Grafschaft Salm (in den Ardennen). Von dem ersteren Geschlechte leiten sich die Familien der Fürsten Salm-Salm, der Wild- und Rheingrafen zu Dhaun, der Grafen von Salm-Grumbach, der Reichsfürsten von Neufville, von Salm-Kirburg und der Grafen von Salm-Horstmar ab. Als Johann V. von Reifferscheid die untere Grafschaft Salm nach dem Tode Heinrichs VI., des letzten männlichen Vertreters der Familie, 1416 in Besitz nehmen wollte, hatte bereits der Gemahl von dessen Tochter Maria, der Raugraf Otto, das Gebiet besetzt. Der dadurch herbeigeführte langjährige Streit wurde durch Urteil des Gerichtshofes in Luxemburg 1455 zu Gunsten der Herren von Reifferscheid entschieden, und Otto, bzw. sein Sohn Engelbert mußte Schadenersatz für die bisherige Nutznießung leisten. Die Grafen Salm-Reifferscheid nannten sich zum Unterschiede von den Linien der oberen Grafschaft meist Altgrafen und zeichneten sich in ihrer großen Mehrzahl als tüchtige Reiterführer aus, die bei den verschiedensten Herren in Dienste traten. Schon Johann I., als Herr von Reifferscheid Johann VI. genannt, der mit dem Herzog Johann von Cleve große Reisen durch den Orient gemacht hatte, leistete dem Erzbischof Dietrich von Köln gute Dienste gegen den Herzog Adolf von Berg und wurde hierfür mit dem Amte eines Erbmarschalls belehnt. Sein Sohn Peter (gest. 1505) war Führer der Truppen des westfälischen Kreises, und dessen Sohn Johann war ein gefürchteter Reitergeneral in den Kriegen Karls V. gegen Frankreich; er fiel in die Hände der Feinde und mußte für seine Freilassung die Summe von 10000 Goldgulden be-

zahlen. Johann IV. war ebenfalls als Reiterführer berühmt; er starb 1555. Sein Sohn Werner kämpfte zuerst für Karl IX. von Frankreich, trat dann aber in spanische Dienste und wurde vielfach als Diplomat seitens des Kaisers benutzt. Als an Stelle des zum Protestantismus übergetretenen Erzbischofs Gebhard Truchseß der Herzog Ernst von Bayern zum Erzbischof von Köln gewählt war, Gebhard aber nicht weichen wollte, da warb Werner aus eigenen Mitteln Truppen und kämpfte solange gegen die Truchsessianer, bis Ernst in Köln eingesetzt war. Er starb 1629, 84 Jahre alt, nachdem er Bedburg und Hackenbruch, die an Seitenlinien gefallen waren, wieder mit seinen Besitzungen vereinigt hatte. Er hinterließ einen Sohn Ernst Friedrich und dessen Söhne, Erich Adolf und Ernst Salentin, teilten die väterliche Erbschaft. Ersterer wurde der Gründer der gräflichen Linie Salm-Reifferscheid zu Bedburg, zu welcher als Nebenlinien die Fürsten von Salm-Reifferscheid-Krautheim, die Grafen Salm-Reifferscheid zu Hainspach in Böhmen und die Fürsten Salm-Reifferscheid in Mähren gehören. Ernst Salentin begründete die Linie der Fürsten Salm-Reifferscheid-Dyck. Die meisten dieser Familien blühen noch heute zum Teil in der Rheinprovinz und in Westfalen, zum Teil in den österreichischen Landen. Das alte Stammschloß aber ist gänzlich zerfallen; nur die Burgkapelle ist als Pfarrkirche des Dorfes Reifferscheid erhalten geblieben.

17. Saffenburg. Bei dem bekannten weinbautreibenden Orte Maischoß an der mittleren Ahr bildet das Flüßchen eine seiner zahlreichen Kurven, indem es einen nach Norden vorspringenden Felsgrat umfließt. Hier liegen die unbedeutenden Trümmer der Saffenburg, auf welcher ein Edelgeschlecht schon im 11. Jahrh. seinen Sitz hatte. Im Anfange des 13. Jahrh. fiel dessen Besitz nacheinander an die Grafen von Sayn, dann (1248) an Heinrich von Sponheim und endlich an Dietrich VII. von Cleve, während in derselben Zeit in der Geschichte noch Herren von Saffenburg (Wilhelm und sein Sohn Gerlach) genannt werden, von denen es nicht klar ist, in welcher Weise sie mit den andern Geschlechtern in Verbindung stehen. Mit einem Grafen Konrad beginnt dann Ende des 13. Jahrh. die Reihe

22*

der Saffenburger Grafen, welche an der Ahr ausgedehnte Güter besaßen und eine Zeit lang auch Landskron, Tomberg, Olbrück und einen Teil von Neuenahr hatten. Sie haben aber nie eine größere Bedeutung erlangt. Die Familie starb um die Mitte des 15. Jahrh. aus, und die Güter fielen an die Grafen von Virneburg und nach deren Erlöschen an die Grafen von Wied, teilweise auch an die Grafen von Manderscheid, und endlich an die Grafen von der Mark.

18. Schleiden. Bei der Teilung der Güter Gerhards I. von Blankenheim unter seine beiden Söhne Gerhard und Konrad im Jahre 1140 erhielt letzterer als der jüngere das damals schon vorhandene Schloß Schleiden im Thale der Olef nebst einer Anzahl von in der Nähe gelegenen Gütern. Das von ihm abstammende Geschlecht, aus dem eine Reihe von höheren Geistlichen hervorging, und von dem sich als Nebenlinie die der Herren von Schleiden-Jünkerath abzweigte, war oft in Fehden, namentlich gegen das verwandte Haus Blankenheim, verwickelt, starb aber schon bald nach 1450 aus, und die ganze Herrschaft fiel nach einem gütlichen Vergleich mit dem Grafen von Nassau, der auch Erbansprüche erhob, an Dietrich von Manderscheid, dessen Nachkommen die Linie Manderscheid-Schleiden bildeten. Das Schloß ist heute Eigentum des Herzogs von Aremberg.

19. Schönecken. An der oberen Nims schiebt sich eine Zunge des Dolomitplateaus gegen Westen vor und engt dadurch das Thal des Baches stärker ein. Auf dieser von Süden, Westen und Norden schwer zugänglichen Hochfläche liegen die ansehnlichen Reste der großen Burg Schönecken. Zu ihren Füßen im Thale stehen die freundlichen Häuser des gleichnamigen Dorfes. Über die Zeit der Gründung des Schlosses ist nichts bekannt. In dem Vertrage von 1279, welcher unter Mitwirkung des Trierer Erzbischofs Heinrich von Vinstingen zwischen Graf Heinrich von Vianden und Abt Walther von Prüm zu Schönecken geschlossen wurde, wird betreffs des Schlosses bemerkt, daß dieses vor undenklichen Zeiten gegen den Willen und Einspruch der Abtei auf deren Eigentum erbaut worden sei, und daß zwischen den Äbten und den Grafen von Vianden über das Schloß stets Streitigkeiten geherrscht hätten. Schirmvögte der Abtei waren

jedenfalls vor dem 13. Jahrh. die mächtigen Grafen von Viandem, und als solche waren sie auch im Besitze von Schönecken, damals Bellacosta genannt. Soweit bis jetzt bekannt, war in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. Graf Friedrich von Vianden der Besitzer von Schönecken. Als dieser 1248 starb, übertrug wegen zu großer Jugend seines Sohnes Heinrich der noch lebende Großvater Heinrich I., Graf von Vianden, alle Güter an Philipp, den jüngeren Bruder Friedrichs. Als aber Philipp seinem Neffen Heinrich, auch als dieser herangewachsen war, das Erbe vorzuenthalten suchte, überfiel Heinrich seinen Onkel auf Schönecken und hielt ihn daselbst gefangen. Ein nunmehr entbrannter Kampf, in welchem auf Veranlassung der Brüder Philipps, des Bischofs Heinrich von Utrecht und des Propstes Peter zu Lüttich, der Graf Heinrich von Luxemburg Schönecken zu erstürmen suchte, wurde 1264 durch einen Vertrag geschlichtet, demzufolge Heinrich seinen Onkel frei gab und selbst in den Besitz des väterlichen Erbes trat. Von nun an führte er den Titel Graf Heinrich I. von Schönecken und war Schirmvogt von Prüm. Er ist als der eigentliche Stammvater des Geschlechtes derer von Schönecken anzusehen; verheiratet war er mit Mechtildis, der Tochter des Grafen Friedrich I. von Blankenheim und begraben wurden beide im Kloster Himmerode. Durch den bereits oben erwähnten Vertrag von 1279 wurde ausdrücklich bestimmt, daß Heinrich Schloß und Ort Schönecken vom Abte zu Prüm als Lehen empfangen und als solches behalten solle.

Auf Heinrich folgte 1290 sein ältester Sohn Gerhard, wie es scheint, ein frommer Mann; darauf weisen wenigstens geistliche Schenkungen hin. Sein Bruder Heinrich war 1288—1342 Abt von Prüm, sein jüngster Bruder Lambert Komtur des Johanniter-Ordens in Adenau.

Bei seinem Tode 1317 hinterließ Gerhard drei noch unmündige Söhne, Hartrad, Gerhard und Johann, sowie eine Tochter Elisabeth. Dietrich von Brandenburg war Vormund von Hartrad, welcher sich später als tüchtiger Ritter zeigte und die Burg Hartelstein bei Schwirzheim erbaute, die nachher als echtes Raubritternest eine schwere Plage für die Umgebung wurde. Verheiratet mit Margareta von Valkenburg,

fiel er 1350 kinderlos bei der Belagerung von Monclair, die er als Führer der erzbischöflichen Truppen leitete, und wurde durch Erzbischof Balduin in St. Mathias bei Trier bestattet. Die Witwe heiratete Burchard von Vinstingen, der seinerseits Burg und Herrschaft in Besitz nahm und sich darin behauptete, während der zweite Sohn Gerhards, ebenfalls Gerhard genannt, Hartelstein besaß. Dieser fiel unvermählt bereits 1355 bei einem Angriff auf Kyllburg, ohne seinem Anspruche auf Schönecken Geltung verschafft zu haben. Auf ihn folgte sein jüngster Bruder Johann, der ebenfalls die Ansprüche auf Schönecken (Vertrag von 1365) nicht durchsetzen konnte und im Jahre 1370 als der letzte männliche Sproß seines Hauses starb, nachdem ihm bereits 1365 sein ältester Sohn Gerlach im Tode vorausgegangen war. Nun blieb Burchard von Vinstingen im ungestörten Besitze von Schönecken, da auch die Ansprüche der Elisabeth von Wiltz, welche als Schwester Hartrads bezeichnet wird, nirgends Unterstützung fanden.

Nach Burchards Tode verkauften dessen Bruder Ulrich und seine beiden Söhne Burchard und Johann im Jahre 1377 die ganze Herrschaft Schönecken mit Schweich und Mehring zum Preise von 26 000 kleinen Gulden an den Herzog Wenzel von Luxemburg. Von ihm erhielt sie 1383 sein Neffe Wenzel, König von Böhmen und römisch-deutscher Kaiser, der sie von der Abtei Prüm als Lehen nahm. In seiner steten Geldnot wandte er sich an den Trierer Kurfürsten Kuno von Falkenstein, der wie seine Vorgänger ohnedies danach strebte, die Macht des erzbischöflichen Stuhles auszudehnen und namentlich die Abtei Prüm mit Trier zu verbinden. 1384 zahlte Kuno an Wenzel in Luxemburg die Summe von 34 000 Gulden und erhielt dagegen Herrschaft und Feste Schönecken mit Vasallen, Aftervasallen, Leibeignen u. s. f. zum Pfande, dessen Rückfall gegen die — nie erfolgte — Erstattung obiger Summe ausdrücklich vorbehalten wurde. Kunos Nachfolger, Werner von Falkenstein (1388—1418), verpfändete die Herrschaft Schönecken weiter an die Reichsgrafen von Virneburg, welche bis zum Jahre 1480 Besitzer von Schönecken waren, dort aber, wie es scheint, nie selbst wohnten; vielmehr sehen wir

einen der gefährlichsten und kühnsten Ritter, Johann Hurth von Schönecken, im Besitz der Burg. Von 1480 an, wo Erzbischof Johann von Baden die Herrschaft wieder von den Grafen von Virneburg einlöste, blieb Schönecken bis zur französischen Zeit im Besitz von Trier, dessen Kurfürsten Burg und Herrschaft verwalten ließen.

20. Ulmen (Ülmen). Dort, wo die Landstraßen von Kochem und Alf nach Kelberg sich treffen, liegt ein alter Kratersee, das Ulmener Maar. Dieses bietet ein außerordentlich anmutiges Bild, da die Berghänge von dichtem Gebüsch bedeckt sind und im Westen, wo der Hügelkranz bis hinab zum Spiegel des Sees eingesattelt ist, die Häuser des sehr ansehnlichen Dorfes bis an das Wasser hinabreichen Über dem Dorfe ragen auf dem Bergkamme im Südwesten die Trümmer zweier Burgen auf. Sie waren der Sitz der Herren von Ulmen, die in der Geschichte zuerst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. auftreten, deren Geschlecht aber wohl in ältere Zeiten zurückreicht. Als um das Jahr 1200 zur Eroberung Jerusalems deutsche Ritter mit ihren Mannen auszogen, beteiligte sich an diesem Unternehmen auch Heinrich von Ulmen. Er war bei der Erstürmung von Konstantinopel und der Plünderung der „Hagia Sophia" und brachte von dort zahlreiche Reliquien mit nach Hause. Die kostbarste derselben, ein von Konstantin VIII. herrührendes, reich mit Perlen und Edelsteinen geschmücktes Kunstwerk, welches eine Partikel des heiligen Kreuzes umschloß, schenkte er mit noch verschiedenen anderen dem Kloster Stuben an der Mosel unterhalb Alf. Bei dem Einbruch der Franzosen wurden diese höchst wertvollen Schätze auf das rechte Rheinufer „gerettet", kamen in den Besitz des Herzogs von Nassau und bilden jetzt einen Hauptteil des Domschatzes von Limburg. Auch das Kloster zu St. Eucharius in Trier, wo Heinrich begraben ist, die Kirche in Münstermaifeld und die Abtei Laach wurden mit Reliquien bedacht. Daß hierdurch das Geschlecht der Herren von Ulmen ein außerordentliches Ansehen erhielt, ist selbstverständlich. In der Volksüberlieferung aber hat ihr Name weniger guten Klang; denn sie werden neben den Rittern von Arras und den Herren von Hartel=

stein als die schlimmsten Raubritter der Eifel genannt. Vielleicht bezieht sich dieser Ruf aber nicht auf das eigentliche Dynastengeschlecht, dessen beide Linien schon früh ausstarben — die Unterburg war schon im 14. Jahrh. im Besitze der Herren Waldpott von Bassenheim — sondern auf ein Geschlecht, welches von einem der Burgmannen abstammte, die sich in damaliger Zeit gern den Namen der Burgen beilegten. Darauf deutet auch die Thatsache hin, daß nach dem um 1440 erfolgten Aussterben der Familie von Ulmen und dem Übergange ihrer Güter an andere Besitzer trotzdem noch der Name auftritt; so wird 1456 ein Haust von Ulmen, 1477 ein Peter Smyt von Ulmen, 1548 ein Philipp Haust von Ulmen genannt.

21. Uren. Wenn auch das ganze Hochland der Eifel infolge des gewaltigen Umschwunges, den ganz Deutschland in den letzten Jahrhunderten durch die Änderungen im politischen Leben, namentlich aber im Verkehrswesen erfahren hat, gewaltig von der früheren Bedeutung herabgesunken ist, so hat dies Los des Verfalles doch besonders zwei Orte sehr stark getroffen: Uren und Virneburg. Beide, ausgezeichnet durch wunderbare Lage und herrliche Umgebung, haben Tage hohen Glanzes gesehen. Jenes an der Ur, dicht an der luxemburgischen Grenze, war einst der Sitz eines Rittergeschlechtes, welches die Künste und Wissenschaften pflegte, und in dessen Burg Rembrandt auf seinen Reisen von den Niederlanden aus gern länger verweilte; dieses war die Heimat eines der mächtigsten Dynastengeschlechter der Rheinlande. Beide aber sind jetzt arme Dörfer; Uren ist ganz abgeschnitten von jedem Verkehr — selbst der etwa zwei Stunden entfernte Bürgermeistereiort Burgreuland ist bei etwas hohem Wasserstande der Ur nur auf schlechten Neben- und Umwegen zu erreichen — und bietet mit seinen zerfallenen Hütten ein außerordentlich trübes Bild dar.

22. Virneburg. Von der Landstraße Mayen-Adenau durchschnitten, hat Virneburg freilich einzelne freundliche Häuser behalten, aber überall tritt doch auch hier dem Wanderer ein Bild des Rückganges, des Siechtums entgegen. Der erste Besitzer der einst stattlichen Burg wird in einer Urkunde von 1042 zwar nur einfach Bernhard von Virneburg genannt; 1093 und 1107 kommt aber ein „Graf" Hermann vor, und es

ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die Familie von den Gaugrafen der Osteifel stammt, die es verstanden, das Amt erblich zu machen, und sich nach ihrer Burg benannten. Ein zweiter Graf Hermann (Sohn oder Enkel des ersteren?) tritt 1144 und 1157 auf, und von dieser Zeit an ist die Stammtafel des Hauses bis auf einige wenige Punkte festzustellen. Hermann I. hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, Gottfried und Friedrich, die das väterliche Erbe gemeinsam antraten und ihr Allodium 1187 in ein Lehen des Erzbistums Trier verwandelten. Dies Lehen scheint jedoch nicht alle Güter umfaßt zu haben; denn in einem Teilungsvertrage von 1229 zwischen Hermann III. und Philipp, den Söhnen des genannten Gottfried, erhält der zweite das Allodialgut „Helze" (Elz?), und 1270 überträgt Heinrich II. das Allodium Elcherath auf Luxemburg. Nach der Belehnungsurkunde von 1459, laut welcher Graf Wilhelm als Vormund seines minderjährigen Neffen Philipps II. die Güter erhält, scheint sich diese Lehnshoheit Triers nur auf den Turm von Virneburg bezogen zu haben. Der genannte Friedrich wird anfänglich frater comitis, im Jahre 1210 aber selbst comes genannt; der Titel „Graf" scheint also immer nur dem ältesten Sohne zugestanden zu haben, Gottfried aber bereits vor 1210 gestorben zu sein; auch Philipp, der dritte Sohn Gottfrieds, wird nur Edler (Nobilis) von Virneburg genannt. Hermann III., der älteste Sohn Gottfrieds, baute die starke Burg Monreal (Mons regalis) an der Elz, worüber er mit seinem Bruder Friedrich, Kanonikus in Mainz, der noch Mitbesitzer war, in Streit geriet; infolge dessen erfolgte eine Erbteilung. Hermann erhielt hierbei das zu Virneburg gehörige Land links der Elz. Er hielt sich, wie das Datum mehrerer Urkunden beweist, gern auf dem Schlosse Monreal auf und zog sich 1238 in das Kloster Himmerode zurück.

Unter seinen Nachfolgern wuchs das Ansehen und die Macht des Geschlechtes so sehr, daß sie begehrte Verbündete bald für Luxemburg, bald für Köln oder Trier wurden. Heinrich II. kämpfte für den Erzbischof Konrad von Köln gegen Walram von Jülich wegen der Hochstadenschen Erbschaft; Ruprecht II. stand aber in der Schlacht von Worringen (1288) dem Erzbischof Siegfried als Feind gegenüber.

Graf Adolf erwarb die Grafschaft Falkenstein in der Pfalz, und Robert V. (gest. 1444) war Statthalter von Luxemburg. Die jüngeren Söhne traten fast stets in den geistlichen Stand. 1299 wurde Heinrich von Virneburg von dem Trierer Domkapitel zum Erzbischof gewählt, aber von Papst Bonifaz VIII. nicht bestätigt, der vielmehr Dietrich von Nassau ernannte. 1303 erhielt Heinrich die Mehrheit der Stimmen bei der Wahl für den erledigten Sitz von Köln; aber auch jetzt konnte er die päpstliche Bestätigung zunächst nicht erlangen, sondern erst 1306 von Papst Clemens V., nachdem der ihm vorgezogene Wilhelm von Jülich im Kampfe gefallen war.

Die Bestrebungen Erzbischofs Balduins, alle kleineren Herrschaften innerhalb seines Machtbezirkes an sich zu reißen, sind erwähnt worden bei seinem Kampfe gegen Elz. Virneburg hatte sich schon früher unter die Oberlehnshoheit von Trier begeben; doch scheint es seit Heinrich II. nicht mehr fest an derselben gehalten zu haben. Obschon Johann, ein jüngerer Sohn Roberts III., nach 1325 die Güter in Virneburg als trierisches Lehen empfangen und den Lehnseid geleistet hatte, wurde er von Ritter Oham von Lehmen gefangen genommen und nicht eher aus der Gefangenschaft entlassen, als bis er aufs neue die feierliche Erklärung an Balduin abgegeben, daß er die Güter von Virneburg und den „großen Weingarten in Dieblich" von Trier als Lehen trage. Damit war die Herrschaft des Kurfürsten von Trier in diesem Bezirke befestigt und der Zusammenhang zwischen den beiden Hälften des Erzbistums gesichert.

Wie bedeutend der Besitz und damit Macht und Ansehen der Virneburger war, geht aus ihrem Auftreten im Trierer Bischofsstreite 1429 und aus der Erbteilung von 1445 hervor. Nach dem Tode des Kurfürsten Otto von Ziegenhain konnte sich das Domkapitel nicht über die Wahl seines Nachfolgers einigen. Robert V. wünschte die Erhebung des ihm verwandten Grafen Ulrich von Manderscheid, und da er in Trier selbst nicht durchdringen konnte, führte er ihn mit stattlichem Gefolge nach Rom, um beim Papste Martin V. dessen Ernennung zu erlangen. Als aber dieser Römerzug erfolglos war, suchten nunmehr die beiden mächtig-

sten Häuser des Landes, Manderscheid und Virneburg, vereint mit Waffengewalt das zu erreichen, was ihnen auf diplomatischem Wege nicht gelungen war. Papst Martin V. hatte Rhaban von Helmstädt zum Trierer Erzbischof ernannt, deshalb führten Robert V. und Ulrich einen erbitterten Krieg gegen Trier. Fünf Jahre lang dauerten die Verwüstungen; zahlreiche Orte, darunter Lützel-Koblenz, gingen in Flammen auf; endlich kam 1434 ein Friede zu stande, in welchem Ulrich seinen Ansprüchen auf den erzbischöflichen Stuhl entsagte, wogegen Rhaban ihm 28000 Gulden verschreiben mußte, für deren Sicherheit die Herrschaften und Burgen Hammerstein, Kempenich, Daun, Schönberg und Schönecken, das bereits von Werner von Falkenstein an Virneburg verpfändet war, zu Pfand gestellt wurden. — Graf Philipp, der älteste Sohn und Nachfolger von Robert V., hatte fünf Kinder, zwei Söhne, Robert VI. und Wilhelm, und drei Töchter, Mechthildis, Agnes und Margareta; letztere war Äbtissin eines Klosters in Köln. Die beiden anderen Schwestern waren unter standesgemäßer Ausstattung verheiratet worden. Der jüngere Bruder Wilhelm hatte ein Kanonikat in Köln erhalten unter Verzicht auf die weitere Erbschaft. Nach dem Tode des Vaters 1444 kehrte er aber in den Laienstand zurück, und die Erbschaft kam zur Teilung. Robert VI. erhielt die Grafschaften Virneburg und Neuenahr, soweit letztere durch seine Mutter Katharina von Saffenburg an die Familie gefallen war, und die Herrschaften Monreal, Saffenburg, Pellenz und Gelsdorf, sowie das Pfandgut Schönecken; Wilhelm aber erhielt die Grafschaft Falkenstein, nach der er sich auch nannte, und die Herrschaften Pattersum und Schöneberg. Er verheiratete sich mit Franziska von Rodemachen, und aus dieser Ehe entsprossen wiederum zwei Söhne und drei Töchter. Die Ehe Georgs, seines ältesten Sohnes, blieb kinderlos, und der jüngere Wilhelm wurde Kanonikus in Köln, so daß die Linie der Grafen von Falkenstein aus dem Hause Virneburg bereits zu Ende des 15. Jahrh. im Mannesstamme ausgestorben ist. Ihre Güter gingen daher an die Gatten der letzten weiblichen Nachkommen des Geschlechtes über, und zwar erhielt Melchior von Daun-Oberstein die Grafschaft Falkenstein mit dem Namen Graf von Falkenstein, Kuno

von Manderscheid-Blankenheim aber die Herrschaften Neuerburg und Kronenburg, die aus der Dollendorfer Erbschaft stammten. Die mittlere Tochter war Nonne geworden.

Robert VI., der Träger der Hauptlinie, vergrößerte die Macht des Hauses außerordentlich, indem ihm die reichen Güter seiner Frau Margareta von Sombreff, nämlich 14 Herrschaften in Brabant, zufielen; dabei verfügte er wie sein Bruder Wilhelm über große Mittel in barem Gelde, da Trier die pfandweise überlassenen Schlösser einzulösen begann. Bei seinem Tode 1459 waren seine Söhne, Philipp II. und Robert, noch minderjährig, und ihr Onkel Wilhelm, Graf von Falkenstein, führte eine Zeit lang die Vormundschaft. Robert trat in die Abtei Prüm ein, deren Abt er wurde; Philipp zeigte sich als ein echtes Kind seiner Zeit, stets rauflustig und zu Fehden bereit. Schon im Alter von etwa 20 Jahren zog er gegen den Kölner Erzbischof Pfalzgraf Ruprecht; obschon er Lehnsmann von Köln und Erbschenk des Erzbistums war, überfiel er plötzlich Wilhelm von Orsbeck, einen höheren Beamten des Kurfürsten, und hielt ihn trotz der Gegenvorstellungen seines Herrn längere Zeit in Gefangenschaft, gewährte den Feinden des Erzbischofs Schutz in seinen Burgen und griff sogar mit einer bewaffneten Schar das Gesinde des Kurfürsten an, als dieser sich von seinem Schlosse in Brühl zum Sommeraufenthalte nach Poppelsdorf begab. Aber in dem hierbei entstehenden Gefechte wurde Graf Philipp II. gefangen genommen und nach Poppelsdorf gebracht. Erst der Vermittlung seiner zahlreichen hohen Verwandten gelang es, ihn wieder zu befreien. Trotz dieses Unfalles fuhr er aber fort, mit seinen Nachbarn zu streiten, so namentlich mit Trier. Als das dortige Domkapitel die Sache vor den päpstlichen Stuhl brachte und den Grafen mit dem Bann zu belegen beantragte, da fand dieser Schutz bei dem Kaiser Maximilian I., welcher die Hereinziehung des Papstes in innere deutsche Angelegenheiten rundweg ablehnte und Trier mit der Entz'ehung aller Reichslehen bedrohte. Graf Philipp starb 1517; seine beiden Söhne, Philipp III. und Kuno, waren jeder zweimal verheiratet, hinterließen aber bei ihrem Tode 1534 bzw. 1545 keine Erben. Der dritte

Bruder Wilhelm hatte den geistlichen Stand erwählt, und so erlosch denn das einst so blühende Geschlecht der Grafen von Virneburg im Mannesstamme. Auf seine großen Güter aber wurden von den verschiedensten Seiten Ansprüche erhoben. Die Herrschaften in Brabant hatte Kuno noch bei Lebzeiten (1543) an Elisabeth von Culenburg verkauft, welche dieselben ihrem Gatten, Graf Anton von Hochstaeten, in die Ehe brachte. Die Witwe Kunos, Josina, eine Gräfin von der Mark, schenkte die Grafschaft Virneburg der gleichnamigen Tochter des Grafen Gerhard von Manderscheid-Blankenheim, welcher die Verwaltung für seine Tochter in die Hand zu nehmen suchte. Dagegen protestierte Graf Dietrich IV. von Manderscheid-Schleiden als nächster Verwandter, weil seine Mutter Mechtildis die Tochter des Grafen Wilhelm von Virneburg-Falkenstein, eine Enkelin Philipps I., gewesen sei. Er verglich sich aber mit Gerhard und erhielt von Trier 1549 die Belehnung mit Virneburg. Sein Sohn Dietrich V. übernahm 1551 nach des Vaters Tode die Herrschaft und verglich sich mit dem Trierer Erzbischof Johann von Ysenburg, der als Lehnsherr Ansprüche erhob, durch einen Lehnsvertrag vom Jahre 1554. Auch mit den andern Prätendenten, Friedrich und Johann von Wied, deren Großmutter Agnes eine Schwester Wilhelms gewesen war, und Dietrich von Sayn, dessen Vorfahren, wie es hieß, bereits von den Pfalzgrafen mit Virneburg belehnt worden waren, fand er sich ab. Nur Reinhard von Solms begann einen endlosen Prozeß gegen ihn. Mit Dietrich VI. erlosch aber auch bereits 1593 das gräflich Manderscheid-Schleidensche Haus, und es begannen aufs neue Erbstreitigkeiten. Graf Joachim, dem Bruder Dietrichs VI., war nach dem Erbschaftsrezeß Virneburg zugefallen. Er starb aber vor seinem Bruder und hinterließ sieben Töchter und deren Mutter Gräfin Magdalena von Nassau, die auf dem Schlosse Virneburg ihren Witwensitz hatte. Trotzdem suchte, wie oben (S. 291 ff.) erzählt wurde, Graf Philipp von der Mark, der mit einer Schwester der Brüder Joachim und Dietrich vermählt war, Ansprüche auf die Grafschaft Virneburg geltend zu machen und sich durch List des Schlosses zu bemächtigen, was ihm jedoch nicht gelang. Ein Vergleich bestimmte nach langjährigem Pro-

zesse, daß die Grafschaft Virneburg als Erbgut an Anna Salome, eine Tochter Joachims, fallen sollte; diese war an Graf Karl von Manderscheid-Gerolstein verheiratet und vertauschte Virneburg mit Kronenburg, welches ihr näher lag und ihrer Schwester Elisabeth, der Gemahlin des Grafen Christoph Ludwig von Löwenstein-Wertheim, zugefallen war. So kamen Schloß und Grafschaft Virneburg an das letztgenannte Geschlecht, in dessen Besitz sie, abgesehen von einer vorübergehenden Besetzung durch den Freiherrn Johann von der Beck während des 30jährigen Krieges, bis zur Zeit der französischen Besitzergreifung verblieben sind.

## 6. Ritterschaft und Kleinadel.

In gleicher Weise, wie sich aus den königlichen Beamten und den Großgrundbesitzern unter dem Einflusse des Lehnwesens die Vasallen des Reiches allmählich herausbildeten, hat sich auch in derselben Zeit der Kleinadel, das Rittertum, aus denjenigen Ständen entwickelt, die dem Range nach unter den Dynasten und meist in Abhängigkeit von ihnen standen. Letztere umgaben sich, wie schon früher besprochen wurde, mit einem möglichst großen Gefolge von Ministerialen, Burgmannen und Reisigen, die sie aus den Freien oder auch aus Unfreien auswählten, und die sie durch Erteilung von Schutz und von Land (Lehen) sich verpflichteten. Diese wurden ihre persönlichen Vasallen, die ihnen Treue schworen und durch ihre feste Organisation den Kern für ein Heer bildeten. Bald wurde auch ihr Amt, ebenso wie das ihrer Herren dem Könige gegenüber, so jenen gegenüber erblich wie das Lehen; nur Treubruch löste das Verhältnis, das sonst vom Vater auf den Sohn, oft auch beim Fehlen männlicher Erben, auf den Schwiegersohn überging. So finden wir schon früh nicht bloß an den Höfen der Fürsten und Herzöge, sondern auch an denen der Grafen und Äbte, Kämmerer, Schenken, Marschälle und Truchsesse. Das persönliche Gefolge begleitete beim Kriegszuge den Herrn zu Rosse, bewaffnet mit Schwert, Lanze und Schild. Diese Gefolgsleute

übten sich während der Friedenszeit für den Ernstfall in den sog. Ritterspielen (Turnieren), welche im Anfange des 10. Jahrh. aufkamen. Ihnen lag der persönliche Schutz der Burg und des Herrn ob; sie erhielten daher ihre Wohnung im Schlosse selbst oder in besonderen Häusern dicht bei der Burg, und wurden „Burgmannen" genannt. Als dienende Begleiter hatte jeder einen oder auch mehrere Knappen bei sich. Vielfach aus niederem Stande geboren, konnten diese durch persönliche Tüchtigkeit es dahin bringen, daß sie in den Stand der Ritter aufgenommen wurden; denn auch die Ritter hatten sich allmählich zu einer festen Organisation zusammengefügt, deren Gesetze von ihnen selbst streng gehandhabt wurden. Seine höchste Ausbildung erhielt das Ritterwesen zur Zeit der Kreuzzüge, als die christlichen Anschauungen das ganze Leben völlig durchtränkt hatten und in jeder Richtung beherrschten.

Durch einen Schlag mit dem flachen Schwerte auf die Schulter wurde der Ritter in die Gemeinschaft aufgenommen, nachdem er seinem Herrn — für die Reichsritter war dies der Kaiser — oder dessen Stellvertreter Treue in die Hand geschworen hatte; Schutz der Bedrängten, Schutz der Kirche und Frauendienst waren außerdem Pflichten des Ritters.

Zur Zeit der Karolinger und der Könige aus dem sächsischen Hause war der Gebrauch von Familiennamen noch gänzlich unbekannt; erst am Schlusse des 10. Jahrh. tritt vereinzelt zu dem Taufnamen der Name des Wohnsitzes hinzu; aber bald verbreitete sich dieser Gebrauch, so daß er im 11. Jahrh. schon ziemlich allgemein ist. Anfänglich war diese Art der Benennung ausschließlich bei den Großgrundbesitzern, bei den Grafen und den Edelsten Sitte, aber mit dem 13. Jahrh. begannen auch die Ritter und Aftervasallen sich nach ihrem Wohnorte zu nennen, und die wenigen Freien, die sich ihre volle politische und wirtschaftliche Selbständigkeit gerettet hatten, ahmten es nach und legten sich den Ortsnamen ihrer Heimat als Bezeichnung bei. Der ursprüngliche Sinn dieser Bezeichnung ging aber bald verloren, und der Ortsname blieb dann als Familienname dem Geschlechte eigen. So war es in der Eifel bei dem ganzen, außerordentlich stark

verbreiteten Kleinadel. Da die Ministerialen und die Freien meist wirtschaftlich gut standen, ahmten sie den Herren nach, bauten sich, häufig außerhalb des Ortes, ausgedehnte feste Gebäude für sich und ihr oft zahlreiches Gesinde und befestigten diese ihre Burg mit Gräben und Mauern. So finden wir in der Eifel bis in ihre ödesten, unwirtlichsten Bezirke zahlreiche Burgen, die meist Sitze von Rittern waren, und deren Trümmer heute in gänzlich verarmten Dörfern stehen. Die Ministerialen wählten für ihr Schloß wohl meist einen Platz inmitten des ihnen gewährten Lehens, bisweilen aber auch weit ab von jedem Dorfe, wie der Reinhardstein im Warchethal zeigt.

Die Burgmannen wohnten ursprünglich in oder nahe bei dem Schlosse ihres Herrn, und der am Fuße des Berges sich ausbreitende Ort, der häufig seine Entstehung erst der Ansiedlung des Schloßgesindes verdankte, führte den gleichen Namen. Soweit die Burgmannen nicht bereits vor ihrem Eintritte als Vasallen einen Familiennamen besaßen, bezeichneten sie sich gewöhnlich nach dem Schlosse, zu dem sie gehörten, so daß oft sehr schwer gesagt werden kann, ob der Schloßherr oder ein Burgmann unter dem Namen zu verstehen ist.

Die Familien des Adels hatten bestimmte Sonderrechte. Nach ihrem Erbrechte fiel dem erstgeborenen Sohne die Herrschaft nach dem Tode des Vaters zu, die jüngeren Söhne und die Töchter waren meist vom Allodialvermögen und die letzteren auch von den Lehen, außer den Kunkellehen, gänzlich ausgeschlossen; dafür aber hatten beide, Söhne wie Töchter, das Recht, in die vom Adel selbst reich ausgestatteten Stifter einzutreten, wo sie einen reichlichen, standesgemäßen Unterhalt fanden. Hier erhielten sie Ehrenstellen, für welche keine Gegenleistung gefordert wurde, und deren Verleihung an keine andere Bedingung, namentlich nicht in Bezug auf das Alter geknüpft war, als an die „Ahnenprobe". Bei dieser mußte bis zu einer bestimmten Grenze in aufsteigender Linie nachgewiesen werden, daß der Aufzunehmende väterlicher- wie mütterlicherseits von gutem Adel abstamme. Zu solchen Sinecuren wurden leider auch oft wirkliche Ämter verwendet, wie die Stellungen als Dompropst, Domherr, Abt u. s. f., so daß der Adel sogar darüber Klage beim Erzbischof in Trier er-

heben konnte, weil bei der Wahl eines Abtes zu Laach ein bestimmter Vertreter des Adels nicht berücksichtigt worden war, der wegen körperlicher Gebrechen als Ritter nicht auftreten konnte und auch noch nicht einmal dem Orden angehörte.

Bei einer Heirat wurde daher in erster Linie auf Ebenbürtigkeit gesehen, und die Ehe der Tochter aus irgend einem adligen Hause mit dem Sohne eines Dynasten zeigt gewöhnlich, daß dieses Haus als ebenbürtig angesehen wurde

Als äußeres Erkennungszeichen diente das Wappen. Schon bei den alten Germanen bestand der Gebrauch, den Schild mit farbigen Zeichen zu bemalen; dieser Gebrauch setzte sich später fort. Die vollständig geharnischten Ritter bedurften namentlich bei den Turnieren, wo nur wirkliche Ritter zugelassen wurden, eines äußeren Erkennungszeichens, das als Helmkleinod oder meist als Bild am Schilde angebracht wurde. Letzteres wurde bald ein integrierender Teil der Waffen und erhielt daher auch von diesen den Namen. Den wesentlichsten Teil bildete das Wappentier (Löwe, Leopard, Adler, Greif, Schwan u. s. w.), dessen Gestalt und Farbe ein höchst wichtiges Erkennungszeichen für die Abstammung aus einer bestimmten Familie war. Die Wappen vererbten sich nämlich im Stamme weiter, und die Wappenschau vor den Turnieren stellte daher das Geschlecht fest, aus welchem die erschienenen Ritter stammten. Vereinigten sich mehrere Familien durch Erbschaft oder Heirat, so wurden auch die Wappen zu einem einheitlichen verbunden, wohl auch bisweilen nebeneinander geführt. Die über dem eigentlichen Wappenschilde ruhende Freiherrn-, Grafen- oder Fürstenkrone gab den Stand an. Die Helme zeigten beim Adel geschlossene Visiere als Beweis der Ritterbürtigkeit; beim Bürgerstande — denn auch dieser schloß sich vielfach dem Gebrauche an, ein Wappen zu führen — mußten die Helme offenes Visier zeigen. Allmählich wurde mit sogenannten Wappenbriefen das Recht der Wappenführung durch den König oder in dessen Namen durch Hof- und Pfalzgrafen erteilt.

Mehrfach gelang es den adligen Burgmannen in den Zeiten schwerer Aufregungen, wie es scheint, den Namen und die Führung

des Wappens ihres Burgherrn sich anzueignen, wodurch sie in eine ganz andere soziale Stellung gelangten und Rechte erhielten, die ihnen ursprünglich versagt waren.

Schannat führt 66 Rittergeschlechter aus der Eifel auf, Bärsch weist nach den in Urkunden als Zeugen, als Schenkgeber oder sonst namentlich aufgeführten Mitgliedern sogar 304 Familien des Ritterstandes und sonstigen Adels nach, und auch diese Zahl scheint noch zu klein zu sein; denn es fehlen, um nur einige bekannte Namen aufzuführen, z. B. die Ritter von Ulmen, die von Arras, welche sich durch ihre Räubereien einen gefürchteten Namen gemacht haben, die Herren von Pyrmont, die in verwandtschaftlichem Verhältnisse zu den benachbarten Grafen von Elz standen und gleichzeitig die starke Feste Ehrenburg bei Brodenbach besaßen, die Herren von Weismes, welche die starke Burg Reinhardstein im Warchethale als Lehen der Abtei Malmedy trugen, die Ritter von Lehmen, die von Cobern, die zahlreichen Burgmannen der verschiedenen Grafen u. s. f. Die meisten der alten Adelsfamilien sind ausgestorben; nur wenige blühen in ihren Nachkommen noch heute fort. Unter den Familien, welche im Laufe der Zeit bekannter geworden sind, mögen hier folgende erwähnt werden:

Beyssel von Gymnich, eines der ältesten Adelsgeschlechter der Rheinprovinz, wurde in der älteren Linie nur von Gymnich genannt; ein Adam Beyssel von Gymnich erhielt 1511 durch seine Verheiratung mit Eva von Schmidtheim die Herrschaft Schmidtheim nebst dem Hochgericht daselbst, Erbkammerlehen zu Mechernich u. s. f. Die Burg Gymnich steht noch heute in dem gleichnamigen Dorfe im Erftthale bei Lechenich und befindet sich im Besitz der Familie.

von Bitburg. Eines der in dem Städtchen dieses Namens ansässigen Rittergeschlechter nannte sich nach diesem und trug mehrere Lehen der Grafen von Luxemburg; die Familie blühte eine Zeit lang in zwei Linien, starb aber schon früh aus.

von Blankart. Das Geschlecht soll ursprünglich aus Spanien stammen; Nachkommen der Linie von Blankart zu Alsdorf (an der Nims) leben noch heute.

von Brandscheid. Das Dorf, von dem dies Geschlecht den Namen führt, liegt am Südwesthange der Schneifel in einer wenig wirtlichen Gegend. Die Familie scheint aber zu den angesehensten der Eifel gehört zu haben und von einem Burgmanne von Malberg zu stammen. Mehrere Töchter des Hauses waren Äbtissinnen von St. Thomas. Durch Verheiratung einer Katharina von Brandscheid mit Adolf von Elz wurde die Herrschaft Rodendorf in Lothringen an das Haus Elz gebracht. Einige Zeit besaßen die Herren von Brandscheid auch die Burg Reinhardstein.

von Engelsdorf. Das Geschlecht, von dessen Stammburg in dem Dorfe Ligneuville jetzt keine Spur mehr zu finden ist, besaß zu Ende des 14. Jahrh. ausgedehnte Güter: die Herrschaften Neuland, Engelsdorf, Wildenburg, Maubach u. s. f., von denen die Mehrzahl 1401 durch Verheiratung der letzten Erbin Alverada mit Werner von Pallandt an diese Familie kam.

Der Falkenstein war einst eine sehr starke Burg auf steilem Felsvorsprunge an der Ur oberhalb Vianden. Das Rittergeschlecht, das hier seinen Stammsitz hatte, besaß ausgedehnte Güter, auf dem Plateau zwischen Ur und Prüm in Winterspelt, Elcherath, Feilsdorf u. a. O., die es alle als Luxemburger Lehen trug. Ein Ritter von Falkenstein war auch Schenk des Fürstabtes von Prüm. Seit der Mitte des 15. Jahrh. verschwindet der Name. Die Burg ist noch teilweise erhalten, aber durch neuere Einbauten verunstaltet und dient heute nur als Försterwohnung.

Die Burg Hammerstein, von deren bedeutender Ausdehnung die Ruinen noch heute Zeugnis ablegen, lag am rechten Rheinufer unterhalb Andernach und war oft Sitz der fränkischen Kaiser, namentlich des unglücklichen Heinrich IV. Zu seiner Zeit wurden auch die Reichsinsignien dort aufbewahrt Die Burggrafen von Hammerstein hatten große Besitzungen in dem Gebiete zwischen der Nette und der Ahr. Ihr Geschlecht starb aber im Anfange des 15. Jahrh. bereits aus, wenigstens am Rheine. Ob von ihnen die beiden noch blühenden Familien von Hammerstein in Hannover und in Schlesien stammen, ist zweifelhaft.

23*

Die Familie von Harff stammt wahrscheinlich aus dem Dorfe gleichen Namens im unteren Erftthale und gehört zu den ältesten und angesehensten Adelsgeschlechtern der Rheinprovinz. Im 16. Jahrh. erwarben verschiedene Mitglieder der Familie u. a. die Burg Landskron an der Ahr und von der Familie Elz durch die Verheiratung des Damian von Harff mit Margareta von Elz die Herrschaft Dreiborn, zu welcher die Orte Gemünd, Malsbenden, Mauel an der Urft, Olef und Hellenthal im Thale der Olef, Nierfeld, Morsbach, Herhahn, Heistert u. a. m. gehörten. Das Geschlecht teilte sich in mehrere Linien, von denen diejenige zu Dreiborn noch heute in der dortigen Gegend ansässig ist. Um die Entwicklung des Gewerbfleißes im Schleidener Thale hat sie sich mannigfache, große Verdienste erworben.

In dem Dorfe Hontheim, auf dem Plateau westlich der Üß nahe bei Bertrich, finden sich keine Spuren eines Herrschaftssitzes mehr, und es ist unklar, woher das erst im 17. Jahrh. auftretende Geschlecht seinen Namen ableitet. Es besaß gemeinsam mit dem von Anethan, von welchem Mitglieder zur trierischen Zeit das Amt eines Kellners (Verwalters) auf Burg Schönecken inne hatten, die Burg von Densborn an der Kyll und mehrere Güter in der mittleren Eifel. Obschon erst zum jüngeren Adel gehörig, erfreute sich die Familie bald sehr hohen Ansehens. Berühmt ist Johann Nikolaus von Hontheim, der zu Trier 1701 als Sohn des General-Einnehmers des Oberstiftes, Johann Caspar von Hontheim, geboren, 1731 Professor der Rechte, 1738 Offizial am kurfürstlichen Hofe und 1748 Weihbischof von Trier wurde. Das von ihm 1763 unter dem Pseudonym Justinus Febronius herausgegebene Werk: „De statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis“ erregte wegen seiner freien Gesinnung allgemeines Aufsehen, wurde bald in mehrere Sprachen übersetzt und fand am kaiserlichen Hofe volle Zustimmung, wurde aber vom Papste selbst verworfen. Als man den Verfasser in Hontheim gefunden hatte, wurde er durch alle möglichen Mittel zum Widerrufe gezwungen. Bekannt sind ferner seine Geschichtswerke „Prodromus historiae Trevirensis“ und „Historia Trevirensis“.

Die Familie von der Leyen, die wohl zu unterscheiden ist von der Familie von Leyen, stammt wahrscheinlich von den Herren von Gondorf ab, und ihre alte Burg steht noch in dem genannten Dorfe an der Mosel. An diesem Flusse hatten die Ritter große Besitzungen als Lehen von Trier, so auch die Burg Thurant bei Alken, die 1209 von Pfalzgraf Heinrich erbaut wurde, und am Rheine eine Burg „zu der Leyen" bei Linz als Kölner Lehen. Das Geschlecht war an der Mosel und am Rhein hoch angesehen. 1556—1576 war Johann von der Leyen Erzbischof von Trier; im folgenden Jahrhundert waren gleichzeitig Karl Kaspar Erzbischof von Trier und Damian Hartrad Erzbischof von Mainz. Ihr älterer Bruder wurde in den Freiherrnstand erhoben und am 22. November 1711 zum Reichsgrafen ernannt für die Grafschaft Hohen=Geroldseck in Baden, welche noch heute im Besitze der Familie ist. Das alte von der Leyensche Schloß in Koblenz ist jetzt Sitz des Generalkommandos vom achten Armeekorps.

Das kleine Dorf Mirbach liegt an der Landstraße von Hillesheim nach Ahrhütte in verhältnismäßig fruchtbarer Gegend. Der sogenannte Klausenhof gehörte hier im Mittelalter bis zur französischen Zeit dem Augustinerkloster zu Hillesheim. In seiner Nähe hat man geringe Mauerreste unter der Erde gefunden als letzte Spuren der Burg, von der die Ritter von Mirbach herstammten. Das Geschlecht tritt zuerst am Ende des 14. Jahrh. auf, breitete sich aber rasch aus und besaß Lehen von Manderscheid, Blankenheim, von Jülich, Köln u. a. Ein Zweig der Familie hat sich in Kurland niedergelassen und von dort über Preußen, Polen und Rußland verbreitet. Die rheinische Linie von Mirbach zu Harff gehört zum rheinischen Ritteradel. Am 15. Oktober 1840 wurde ihr Vertreter bei Gelegenheit des Huldigungsfestes von Friedrich Wilhelm IV. in den erblichen Grafenstand erhoben.

Die gewaltige Burg Monreal, deren Trümmer noch heute die Stärke des Baues zeigen, liegt an dem steilen Südabhange des Sommerberges, zu dessen Füßen in dem engen Felsenthale der Elz das von der Burg benannte Dörfchen sich ausdehnt. Die Herren von Monreal waren meist Lehnsleute der Grafen von Virneburg, und nach=

dem die Familie schon vor 1550 ausgestorben war, fiel die Burg an diese Grafen, die dauernd ihren Wohnsitz hier nahmen, bis das Schloß 1689 von den Franzosen eingenommen und zerstört wurde.

Das Geschlecht der Cob von Niedingen soll böhmischen Ursprungs sein und unter dem Könige Johann von Böhmen mit dem Schlosse Neuding belehnt worden sein, von wo es sich in der Südwesteifel ausbreitete. Namentlich in Bitburg besaß es ausgedehnte Güter und in Schönecken ein Burghaus; in Bitburg besteht noch der Cobenhof und der Cobenturm. Im 17. Jahrh. wurde Wolfgang Friedrich Cob Herr von Niedingen, zu Schellendorf, Terskenitz und Blaschnitz, kaiserlicher wirklicher Hofkriegsrat, Kämmerer, General-Wachtmeister, Oberst u. s. w., in den Freiherrn- und dann in den Grafenstand erhoben.

Woher das Geschlecht derer von Pallandt (Paland), jedenfalls eines der ältesten der Eifel, stammt oder seinen Namen ableitet, läßt sich nicht feststellen. Der Name wird schon dem 10. Jahrh. zugeschrieben; doch dürfte diese Angabe unrichtig sein, da damals der Gebrauch von Familiennamen noch fast gar nicht üblich war. Eine der ältesten Besitzungen der Herren von Pallandt im Gebiete der Eifel war Breitenbenden zwischen Mechernich und Münstereifel. Im 11. Jahrh. kam die Herrschaft Wildenburg hinzu. 1316 wurde Werner IV. von Friedrich dem Schönen von Österreich in den Freiherrnstand erhoben. Sein Sohn Carsilius VII. erwarb Bachem und Frechen, und dessen Sohn Werner V. die Herrschaft Weisweiler. Dieser hatte neun Kinder, von denen Reinhard, Herr von Engelsdorf, Propst in Aachen wurde, Werner 1444 kinderlos als Lehnsmann des Herzogs Gerhard von Jülich im Kriege fiel, die anderen Söhne aber besondere Linien begründeten: Adam war Stammherr des Zweiges zu Pallandt und Weisweiler, Carsilius I. von der Familie Pallandt zu Breitenbenden,*) Dietrich von der zu Wildenburg, Johann der Ältere von der zu Reuland und Johann der Jüngere von der zu Rothberg

*) Diese spaltete sich in die Nebenlinien zu Gladbach, welches Carsilius I. käuflich erworben hatte, zu Selem und Keppel, zu Breitenbenden-Reuland und zu Borsenbeck.

und Kinzweiler. Mitglieder der verschiedenen Linien, besonders der zu Selem und Keppel, zeichneten sich in niederländischen Kriegsdiensten aus und erwarben auch bedeutende Besitzungen am Niederrhein, wo noch heute Nachkommen von ihnen wohnen. Florenz von Pallandt aus der Wildenburger Linie wurde 1555 von Karl V. zum Grafen von Culenburg (Cuylenborg) erhoben und die gleichnamige Herrschaft in eine Grafschaft verwandelt. Das noch in der Eifel blühende Geschlecht der Freiherren von Pallandt leitet seinen Stammbaum ebenfalls von der Wildenburger Linie ab.

Schönberg. Die Herkunft der Herren von Schönberg, die im 12. Jahrh. zuerst genannt werden, ist unbekannt. Angeblich stammten sie von Manderscheid ab und sollen nach der Chronik der Abtei Prüm ebenso wie die Herren von Schwirzheim (Hartelstein) oft der Wegelagerei obgelegen haben. 1374 übertrug Karl IV. das bis dahin reichsunmittelbare Lehen, welches an der Our lag, dem Erzstifte Trier und sprach die „Gemeiner und Hausgenossen" von dem ihm geleisteten Eide ledig.

Um ein Beispiel für die Entwicklung des Ritteradels aus den Burgmannen zu geben, möge hier ein Abriß der Geschichte der Familie Hurth von Schönecken Platz finden. Über die Burg und ihre Besitzer ist bereits (auf S. 340 ff.) des Näheren berichtet.

Woher der Name Hurth (oder Hurthen, Hürthen) kommt, und woher die Familie stammt, ist nicht bekannt; ob sie ihren Namen von dem Hofgute Hürth im Bezirke Köln ableitet, ist unbestimmt; in der Geschichte des Geschlechtes wird das Gut nie als ein Besitztum der Ritter erwähnt. Bärsch hält für ihren Hauptsitz die Burg Ringsheim bei Odendorf; dieser Annahme widerspricht aber die Thatsache daß erst Johann von Hurth 1455 Ringsheim mit Genehmigung des Erzbischofs von Köln von dem damaligen Lehnsträger Johann von Ketge gen. Ringsheim und dessen Ehefrau Anna von Monreal kaufte.

Der erste des genannten Geschlechtes, von dem wir sichere Kunde haben, war Richard Hurth von Schönecken, der als Knappe bereits sich ausgezeichnet haben muß; denn 1361 macht ihn der Herzog von Jülich zum Ritter und giebt ihm ein Burglehen in Hillesheim, wie

schon der Vater es ihm als Knappen gegeben habe. Richard scheint hier wohl vorangekommen zu sein; denn 1366 verkauften ihm Johann von Kronenburg und 1367 die Gebrüder Heinrich und Johann Hörp von Kempen ihre Zehnten in Hillesheim, und 1380 bekennt Werner von Watzenrait (Watzerath), daß er an ihn keine Forderungen mehr habe.

Sein Sohn Richard scheint in die Fußstapfen des Vaters getreten zu sein und mit Erfolg für die Vergrößerung des Besitzes und der Macht der Hurth von Schönecken gesorgt zu haben. Den Wohnsitz nahm er wahrscheinlich in Hillesheim, das ihm verpfändet war, da er im Jahre 1406 in einem Kaufakte als Amtmann von Hillesheim genannt wird. 1391 wird er als Mann des Ritters Peter von Kronenburg aufgeführt; 1395 ist er Ritter. Die Herren zu Kempenich, Simon und Johann, versetzten ihm ihre Güter in der Eifel zu Bewingen, Lammersdorf, Essingen, Walsdorf, alles Orte, die nahe bei Hillesheim liegen; 1403 erklärt Ritter Johann zu Schonenburg, daß „Richard Hurthen von Schönecken" Hof und Gut zu Mirden (Müden?) haben solle; 1414 wird Richard von Graf Friedrich zu Veldenz zum „Mann" genommen und breitet damit seine Macht auf das rechte Moselufer aus; 1415 befand er sich im Gefolge des Grafen von Virneburg, seines Burgherrn, als auf Schloß Schönecken die Rechte und Pflichten der Burgmänner festgestellt wurden, und in demselben Jahre belehnt ihn Elisabeth, Gräfin von Sponheim, verwitwete Herzogin von Bayern, mit vielen Gütern auf dem Hunsrück, in der Pfalz und in Baden. 1421 schließen Contgen (Coengin) von Brandscheid und Richard einen Vertrag, demzufolge des letztern jüngerer Sohn Johann die Nichte des ersteren, Entgin (Ännchen) heiraten und dabei als Mitgift erhalten soll die Hälfte der Burg Hartelstein, die Contgen zum Pfande steht, 1500 Gulden bar und eine Rente von 150 Gulden, welche auf eine Rente von 400 Gulden angewiesen werden, die Graf Ruprecht von Virneburg unter Verpfändung auf das Amt Schönecken zu zahlen schuldig ist. Das Schloß Hartelstein gehörte dem Schwager Contgens, dem Herrn Godard von Wiltze, der Burgfrieden schwören muß. Demnach zog das junge Ehepaar nach Hartelstein. 1426 belehnt Herzog Adolf zu Jülich und Berg

Richard mit einem Mannlehen in Remagen, bestehend in 30 Morgen Landes, genannt „de Kunde", das durch den Tod des Friedrich von Tomberg frei geworden war.

Sein Sohn Richard, der 1438 von Friedrich Graf zu Veldenz mit einem Mannlehen von 30 Gulden Geldes aus den von dem Amtmann zu Kirchberg verwalteten Gefällen belehnt war, scheint früh (1439?) gestorben zu sein, ohne direkte Erben zu hinterlassen; wenigstens tritt sein jüngerer Bruder Johann als Besitzer der Güter der Familie Hurth auf. Dieser hatte sich 1430 nach dem Tode des Oheims seiner Frau, Contgen von Brandscheid, mit dessen Schwager Godard von Wiltze über die Erbschaft dahin geeinigt, daß beide gemeinsam die Burglehen zu Schönecken haben sollten, während die Schuldscheine und das übrige Besitztum geteilt wurden. Also hatte damals auch die Familie Brandscheid Teil an den Gütern in Schönecken. Johann selbst und sein gleichnamiger Sohn waren im ganzen rheinischen Lande als gewaltthätige mächtige Ritter berühmt und gefürchtet; namentlich war Burg Hartelstein Ausgangspunkt von Raubzügen und erfreut sich noch heute in der Eifel des Rufes, einst das gefährlichste Raubritternest gewesen zu sein. Von 1452 an, zu der Zeit, in welcher die Grafen von Virneburg dem Namen nach Besitzer von Schönecken waren, finden wir Johann im thatsächlichen Besitze dieser Burg. 1455 belehnt Erzbischof Dietrich von Köln Johann den Älteren mit Schloß Ringsheim, das kurz zuvor erst in den Besitz der Familie Hurth von Schönecken gekommen sein dürfte. Die Besitzungen rechts der Mosel hatten Anlaß zu Streitigkeiten gegeben; Johann der Ältere und sein Sohn Johann hatten sich an die Spitze einer Vereinigung verschiedener Ritter gestellt und führten große Kämpfe gegen den Pfalzgrafen bei Rhein, den Herzog von Bayern, den Markgrafen von Baden, den Grafen von Sponheim, Albrecht zu Berwangen u. a. Sie scheinen nicht unterlegen zu sein; denn nach einem durch Vermittlung des Erzbischofs Dietrich von Mainz erfolgten Friedensschlusse mußte Graf Jakob von Sponheim Johann den Jüngeren mit denjenigen Lehen belehnen, die Johann der Ältere besessen hatte in Kirchberg, Enkirch, dem halben

Hofe zu Birgel, das 1444 zum ersten Male als Lehen in der Familie Hurth auftritt, u. v. a. 1457 entbrannte zwischen Johann Hurth und dem rechtmäßigen Besitzer von Schönecken, Graf Ruprecht zu Virneburg, zu Neuenahr und zu Saffenburg eine Fehde, die aber durch die Vermittlung von Wilhelm von Blatten, Herrn zu Dreyborn, und Dietrich, Herrn zu Burtscheid, wieder beigelegt wurde.

Sein Sohn Johann der Jüngere sagte 1461 dem Erzbischofe und Kurfürsten Jakob von Sierk die Fehde an, als er mit ihm in unbedeutende Streitigkeiten geriet. Infolgedessen verband sich der Kurfürst mit dem eigentlichen Besitzer von Schönecken, dem Grafen von Virneburg, und mit gemeinsamer Kriegsmacht zog man gegen diese Burg, in welcher Johann sich längere Zeit verteidigte. Als er endlich zur Übergabe gezwungen wurde, scheint Johann dem Vater, der auch an dem Kriege beteiligt gewesen sein muß, da im selben Jahre Ritter Sansy, ein luxemburgischer Hauptmann, namens seines Herrn, des Herzogs von Burgund und Brabant, mit ihm Friede schließt, Schönecken verleidet gewesen zu sein; 1462 am Elisabethtage verkauft er mit seiner Frau Anna an Abt Johann zu Prüm unter dem Rechte des Rückkaufs „ihre Zinsberich, platzen und huisser binnen dem Dall zu Schönecken“. Wann er gestorben, ist unbekannt, jedenfalls lebte er noch 1472.

Johann, der Sohn, wie bereits bemerkt, ein sehr gefürchteter, mächtiger Herr von trotzigem, unbeugsamem Sinne, erweiterte die Macht des Hauses 1446 durch seine Vermählung mit Johanna von Birgel, deren Heiratsgut in 400 Gulden Rente und Wohnung auf Schloß Bovenburg bestand, und nach deren Tod mit Eva von Birgel. Mit Sicherheit läßt sich nicht mehr nachweisen, woher das Geschlecht von Birgel stammt. Jedenfalls hat im Anfange des 14. Jahrh. eine Familie von Birgel aus dem bei Jünkerath gelegenen Orte dieses Namens bestanden; nach 1340 kommt aber kein Vertreter des Geschlechts in der Gegend an der oberen Kyll mehr vor. Um diese Zeit blüht dagegen ein Geschlecht von Birgel in der Gegend von Aachen-Eschweiler, das wohl seinen Stammsitz, wie Bärsch vermutet, zu Birgel im Kreise Düren hatte. Frambach Ryt von Birgel heiratete Alverada, die Erbin von „Rode“. Sein Sohn Engelbert wurde von

König Ludwig dem Bayer 1336, als Wilhelm von Jülich wegen seiner Verdienste zum Markgrafen und Reichsfürsten erhoben wurde, zum Erbmarschall von Jülich ernannt. Engelbert und seine Frau, Lyschen von Broich, liegen in der oberen Kirche zu Nideggen begraben. Im Erbmarschallamt folgte ihm sein Sohn Frambach und auf diesen dessen Sohn Engelbert, der gleichzeitig Schultheiß von Eschweiler war. Seine Tochter Johanna heiratete 1446, wie oben angegeben, Johann Hurth von Schönecken, während Balduin, Engelberts Sohn, das Amt des Erbmarschalls übernahm. Das Ansehen der Hurth scheint in der Nordeifel auch durch den Fall von Schönecken nicht gelitten zu haben.

Infolge von Geldschwierigkeiten übertrug Balduin noch bei Lebzeiten im Jahre 1487 an seinen Neffen Engelbrecht, den ältesten Sohn von Johann Hurth von Schönecken, unter Zustimmung des Herzogs von Jülich das Erbmarschallamt. Engelbrecht hatte seinem natürlichen Sohne, Heinrich von Birgel, Renten auf seine Mühle in Kreutzau bei Nideggen und seine Lehnsgüter in Auw gegeben; Johann Hurth löste aber alle diese Belastungen ab. Genannter Engelbrecht Hurth von Schönecken, dem aus der Birgelschen Erbschaft auch das Haus Opey zugefallen war, scheint sehr hohes Ansehen genossen zu haben. Er war Herr zu Opey, Esch und Beffert; Kaiser Maximilian zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihm gestattete, sein Wappen mit demjenigen von Orley und Beffert zu vereinen. Er war nämlich in erster Ehe vermählt mit Margarete von Orley, durch welche er 1512 Haus Esch von deren Onkel Johann von Elz bekam, in zweiter Ehe mit Maria von Pallandt. Dennoch kommen in der weiteren Geschichte der Hurth keine Nachkommen von ihm vor. Zu Neujahr 1488 verleiht ihm der Erzbischof Johann von Trier „unser vesten Schoneck in der Eiffelen ein Burghaus daselbst auf der Burg mit allem Zubehör" als Burglehen, und er bekennt es empfangen zu haben, wie seine Voreltern es empfangen haben, „wie meiner anchefrauwen voralderen die von Brandscheid seligen das inngehabt, besessen und gebraucht haben". 1491 übergiebt ihm sein Vater Johann die auf Schönecken bezüglichen Papiere, und 1494 werden die Güter zwischen Johann und seinen Söhnen geteilt. Sein Bruder Richard

führte den Titel Herr zu Opey und Ringsheim, und es scheint jetzt der Wohnsitz des Geschlechtes vielfach in letzterem Schlosse gewesen zu sein. Hiermit vereinigt sich die Thatsache, daß die Hurth seither mehrfach Güter auf der Südseite der Eifel, z. B. in Schalkenmehren verkaufen.

Der älteste Sohn Richards, Johann, erhielt 1523 auf Grund eines Testamentes seines Onkels Engelbrecht das Erbmarschallamt von Jülich; sein jüngerer Bruder Richard, Herr zu Ringsheim, starb bereits 1528; ebenso scheint der dritte Bruder Wilhelm, Herr zu Opey, der 1551 vom Abte zu Prüm und Stablo, Christoph von Manderscheid, mit dem Gute Schweich belehnt wurde, ohne Leibeserben gestorben zu sein, so daß außer Johann nur noch der jüngste Bruder Emmerich, Herr zu Pesch und Ringsheim, übrig war. Johann hatte drei Kinder, wovon der jüngste Sohn Wilhelm, Herr zu Ringsheim, auch kinderlos starb, während der älteste Carsilius infolge starker Verschuldung das Erbmarschallamt von Jülich seinem Onkel (und Schwager?) Emmerich verkaufte, welch letzterem am 28. Aug. 1560 die Witwe Eva noch 1121 Goldgulden 26 Albus 6 Heller schuldig zu sein bekennt. Um eine Zersplitterung des Vermögens zu verhindern, welche der Familie schon mehrmals Unannehmlichkeiten bzw. Schwächung ihrer Macht gebracht hatte, bestimmte Emmerich durch ein 1567 errichtetes Testament, daß die liegenden Güter beisammen bleiben, also eine Art Fideikommiß bilden und die Töchter als Mitgift nur bares Geld erhalten sollten. Daher erhielt im selben Jahre seine älteste Tochter Eva bei ihrer Verehelichung mit Bernhard von Metternich 4560 Goldgulden als Heiratsgut. Emmerich starb 1573, und sein ältester Sohn Johann, Herr zu Ringsheim, wurde Erbmarschall von Jülich. Dieses Amt ging nach seinem, wie es scheint, frühzeitigen Tode nicht auf seinen Sohn Johann Georg, sondern auf seinen Bruder Emmerich, Herrn zu Pesch, über. Letzterer, seine Gattin Magdalena, Freiin von Merode, und sein Neffe Johann Georg starben 1615 an der damals in der Eifel herrschenden Pest; damit scheint die männliche Linie der Hurth von Schönecken ausgestorben zu sein.

Der Geschlechtsname von Waldpott kommt in Deutschland in verschiedenen Gegenden vor. Woher die im Gebiete der Mosel und der Eifel begüterte Familie dieses Namens abstammt, ist nicht mehr nachweisbar. Seit dem 14. Jahrh. erscheint sie an verschiedenen Orten. So wird ein Waldpott von Ulmen erwähnt; Schloß Olbrück war längere Zeit in ihrem Besitze; 1409 erhielt Siegfried Waldpott von Bassenheim ein Kurkölnisches Burglehen zu Nürburg u. s. f. Um die Mitte des 16. Jahrh. spaltete sich die Familie in drei Linien; Johann Lothar, aus der ältesten Linie zu Bassenheim, erwarb 1652 die Hälfte der Herrschaft Pyrmont und wurde in den Freiherrnstand, sein Sohn Franz Emmerich Wilhelm 1720 in den Reichsgrafenstand erhoben. Die zweite Linie, die der Freiherren von Waldpott von Bassenheim zu Olbrück und Königsfeld, starb 1763 aus. Eine Nebenlinie dieses Zweiges, die Freiherren von Waldpott von Bassenheim blüht noch. Eine dritte Linie zu Gudenau aber ist auch ausgestorben.

Das noch blühende Geschlecht von Zandt führte im Mittelalter den Zusatz „von Merl" von dem gleichnamigen Orte bei Zell a. d. Mosel, wo es die Erbvogtei besaß. Außerdem hatte es an der Mosel und in der Eifel ausgedehnte Güter; die Ritter von Zandt sollen mit denen von Arras sich öfters zum Wegelagern verbunden haben.

---

## 7. Die Familien Schöller und Scheibler.

Wie bereits in früheren Abschnitten erwähnt wurde, ist an einzelnen Stellen die wirtschaftliche Entwicklung der Eifel wesentlich der Thatkraft und der einsichtigen, rastlosen Thätigkeit einzelner Familien zu danken, deren Mitglieder in jahrhundertelanger Reihenfolge stets vom Vater auf den Sohn die industriellen Anlagen vererbten, weiter betrieben und vervollkommneten, so daß einige Bezirke des wenig fruchtbaren Hochlandes einst zu den gewerbreichsten Teilen Deutschlands gehörten. In unserem Jahrhundert trat jedoch hierin infolge des vollständigen Umschwunges in den Verkehrsverhältnissen eine Änderung ein; denn die Industrie dieser seitab der neuen Weltstraßen liegenden

Thäler konnte den Wettbewerb nicht mehr ertragen und siedelte an den Fuß des Gebirges in günstigere Lage, nach Aachen, Düren, Stolberg, Eschweiler, Eupen, über, wo sie vielfach noch von den alten Familien fortgesetzt wird, weiterblüht und sich ihren ehrenvollen Ruf durch die ganze Welt zu wahren gewußt hat. Die Geschichte von zwei der bedeutendsten Familien, deren Verdienste um das heimische Land nicht hoch genug geschätzt werden können, ist bereits in besonderen Schriften bearbeitet worden, die beide uns einen höchst interessanten und wertvollen Blick in die wirtschaftlichen Zustände der letzten Jahrhunderte und in die historische Entwicklung des Landes gewähren. Es handelt sich um die Familien Schöller und Scheibler.

Die Familie Schöller stammt ab von den Freiherren von Schöler, einem der ältesten Geschlechter des Rheinlandes, das seinen Stammsitz auf einem Hofgute Schöler, jetzt Pfarrdorf, an der Düssel im ehemaligen Herzogtum Berg hatte. Mit Sicherheit ist die Familienchronik bis in das Ende des 14. Jahrh. zurückgeführt; aber bereits viel früher werden Mitglieder der Familie in verschiedenen Orten der Rheinprovinz erwähnt. So hat ein in Trier ansässiger Herr Ordulph von Schoeler*) in Löwenbrücken bei Trier um 1156 ein adliges Cisterzienserinnenkloster gegründet. Von einem gleichnamigen Vertreter wird in einer Urkunde gesagt: „Ordulphus Scholerius, senatus princeps, id temporis eminebat". In Kölner Urkunden aus dem 13. und 14. Jahrh. werden drei Geschwister von Schöler als Grundbesitzer im Orte Pingsheim bei Lechenich und verschiedene Mitglieder der Familie Schoelere als Ansässige in Köln und Deutz erwähnt. 1347 wurde Johann Büstinck von Schoeler von dem Abte Dietrich von Corvey mit dem Hofe zu Schöler belehnt, und seine Nachkommen blieben nun dauernd im erblichen Lehnsbesitze dieses Hofes, zu dem bald weitere Güter hinzutraten, so daß eine größere Herrschaft Schöler entstand. Bis zum Erlöschen des Mannesstammes 1697 blieb der Hauptstamm der Familie unter dem Namen

*) Der Name erfährt in der Zeit die verschiedenste Schreibweise, wie Scholre, Scholer, Scholers, Scolere, Schoelere, Sculler u. s. f., und soll nach J. Grimm von Schönlar = gerodetes Land, abzuleiten sein.

der Freiherren von Schoeler zu Schöler im Besitze des Stammhauses. Im genannten Jahre starb die männliche Linie aus, und das Lehen ging gemäß der testamentarischen Verfügung Wolfgang Wilhelms des letzten männlichen Sprossen, an dessen älteste Tochter Mechtild Maria Margarete über, welche mit dem Reichsfreiherrn von Schaesberg vermählt war. Schöler, von dessen Schloß jetzt nur noch Reste vorhanden sind, gehört noch heute den Reichsgrafen von Schaesberg-Tannheim.

Von dieser Hauptlinie zweigte sich diejenige der „von Schoeler zu Weiler" am Ende des 14. Jahrh. ab, indem sich ein Albert von Schoeler mit einem Fräulein von Pattern zu Pattern vermählte und das Patterner Lehen. den Schoelershof in Weiler bei Linnich im damaligen Herzogtum Jülich, erhielt. Es war ein Lehen des Stiftes St. Gereon in Köln; der Ort hieß daher ursprünglich St. Gereonsweiler, und die Besitzer nannten sich ausdrücklich Herren von Schoeler zu Weiler. Ihr Geschlecht breitete sich rasch aus, und seine Mitglieder nahmen die verschiedensten hohen Stellungen ein und vermehrten ihren Familienbesitz. Aus dieser Linie stammen die in Jülich, Düren, Düsseldorf und Bayern später ansässigen Herren Schöller; die letztgenannten in Bayern erneuerten ihren Adel.

Ein Urenkel des vorhin genannten Albert, ein „Wilhelm von Schoeler" erhielt 1445 vom Herzoge Gerhard von Jülich ein Mannlehen, besaß „vrey eighen" Grundeigentum bei Jüchen im Kreise Grevenbroich und wurde später mit dem Hofe Belmen, zwischen den jülichschen Orten Jüchen und Garzweiler belehnt. Er nannte sich seit dieser Zeit „Herr von Schoeler zu Belmen". Am 2. Dezember 1526 verkaufte sein Nachkomme Wilhelm mit seiner Ehefrau Elisabeth den ganzen in dieser Gegend belegenen Grundbesitz an Eduard und Katharina von Nierhoven, und damit verschwindet der Name der Familie gänzlich aus jenem Landstriche; sie muß ausgewandert sein, vielleicht aus religiösen Gründen, die in jenen Jahren gerade häufig mitwirkten. Dagegen erscheint bald nachher eine Familie Schoeler in dem etwa 70 km südlicher gelegenen Schleidener Thal als Besitzer des Gutes Wißgen bei dem Städtchen Schleiden. Es liegt die Vermutung nahe, daß es

die, aus Belmen ausgewanderte Familie ist, und diese Vermutung wird wesentlich gestärkt dadurch, daß die Mitglieder der Familie Schoeler (in den Burggräferei-Rechnungen von Heimbach 1550 Scholer, dann aber Schoeler genannt) zwar den Adel ablegten, aber die alten heraldischen Zeichen der Herren von Schoeler zu Belmen beibehielten, nämlich drei horizontale schwarze Balken in goldenem Felde mit dem Ritterhelm darüber, aber ohne die von dem Gründer der Nebenlinie zu Ehren seiner Mutter Maria von Stommel aufgenommenen drei Rosen.

Ein Joeris Schoeler aus Wißgen, wahrscheinlich ein jüngerer Sohn oder Enkel des Wilhelm von Schoeler zu Belmen, kaufte 1550 $^{1}/_{16}$ Anteil des Herzoglich jülichschen Reitwerkes zu Gemünd bei Schleiden und wurde damit der Begründer jener in dem Industriebezirke blühenden Familie. 1553 übernahm sein Sohn Matthee (Matthias) für sich und seine Geschwister das Hofgut Wißgen sowie den Anteil an dem Gemündener Eisenwerke. Bereits 1559 hatte er auch in Olef Besitzungen. Die Nachkommen waren rührige Geschäftsleute, die sich bald eines allgemeinen Ansehens erfreuten und sich im ganzen Schleidener Thal ausbreiteten, wie aus mancherlei Akten hervorgeht. So war des Matthias Sohn Wilhelm von 1575—83 Pächter des jülichschen Waldes, von 1582—1618 Pächter eines größeren Waldbestandes bei Malsbenden in der Nähe von Gemünd, den er urbar machte; ein Johann Schöller aus Blumenthal wird 1591 erwähnt. Ein Teil der Familie scheint zwar durch den dreißigjährigen Krieg in seinen Vermögensverhältnissen zurückgegangen zu sein, die übrigen aber halfen in treuester Weise aus. Mehrere dieser Schöler wandten sich auch nach der Pfalz; so die Nachkommen des Johann Schöler, der bereits 1603 als verheiratet und als Reitmeister in Gemünd erwähnt wird und 1643 Bürgermeister in Schleiden war. Dietrich, der jüngste Sohn Johanns, von dem alle jetzt in der Eifel und in den angrenzenden Gebieten noch blühenden Zweige der Familie abstammen, und der die in Bedrängnis geratenen Verwandten freigebig unterstützte, war Teilhaber von Eisenwerken in Gangfort dicht bei Schleiden und in Gemünd. Ein gleichnamiger Dietrich Schöller, ein Vetter des vorigen, zeichnete sich durch seine Hochherzigkeit und

Glaubenstreue in jenen schweren Zeiten aus. Er hatte von dem Herzoge von Jülich dessen Anteil (die Hälfte) des Reitwerkes in Gemünd pachtweise übernommen und wohnte in Gemünd auf dem rechten Ufer der Urft, das zum jülichschen Amte Heimbach gehörte, während das linke Ufer einen Teil der Unterherrschaft der Freiherren von Dreiborn bildete. Als nun die Grafschaft Schleiden von den durch ihre religiöse Duldsamkeit ausgezeichneten Grafen von Manderscheid in den Besitz der Grafen von der Mark kam, wurde in Schleiden selbst die evangelische Religion 1619 gewaltsam unterdrückt und der lutherische Pfarrer vertrieben. Diesen nahm der genannte Dietrich Schoeller zu Gemünd als Gastfreund bis zu seinem Tode auf, und in seinem Hause wurde der lutherische, seit 1625 der reformierte Gottesdienst abgehalten. Damals trat nämlich die Schoellersche Familie zur reformierten Kirche über. Dietrichs Sohn Paulus verkaufte 1660 das erwähnte Haus, weil die Protestanten zufolge der Bestimmung des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, Herzogs von Jülich, kein neues Gebäude zu religiösen Zwecken erbauen oder mieten durften, an die reformierte Gemeinde, welche dadurch in Gemünd erhalten blieb und das Haus für ihre Zwecke bis 1733 ausschließlich benutzte.

Ganz besonders zeichnete sich Philipp Dietrich, ein Enkel Johanns, durch seinen edlen Sinn und durch seine energische Thätigkeit aus, die auch vom besten Erfolge gekrönt wurde. Geboren 1645 zu Gemünd, siedelte er schon als junger Mann nach Wildenburg über, welches etwa 10 km südlich von Schleiden in einem Nebenthale liegt, kehrte aber bereits 1672 nach Gemünd zurück und wurde sofort von der reformierten Gemeinde zum Ältesten gewählt. Er errichtete 1691 an Stelle des aus der Hinterlassenschaft seines Vaters erworbenen Hauses ein stattliches, noch jetzt im Besitze seiner Nachkommen befindliches Gebäude „Auf der Treppen" auf der Dreiborner Seite. Am Giebel brachte er den seinen christlichen Sinn bezeichnenden Spruch an:

„Ist Gott vor uns, wer mag wider uns seyn?"

Er zeigte sich stets als Anhänger des treuen, werkthätigen Christentums und hatte zu jeder Zeit eine offene Hand für den Bedrängten

und Hilfsbedürftigen, so daß er ein wirklicher Vater der Armen wurde. Als er 1685 vor den räuberischen Horden Ludwigs XIV. aus Gemünd hatte flüchten müssen, gab er den armen Bewohnern der Umgegend Geld, damit sie sich vor den Brandschatzungen des erbarmungslosen Feindes schützen konnten. Seine geschäftliche Thätigkeit war sichtlich von Erfolg begleitet. In jenen Zeiten des wirtschaftlichen und politischen Niederganges hat er mit Klugheit und nachhaltiger Thatkraft, ohne sich je durch die äußeren Verhältnisse niederdrücken zu lassen, die Industrie der Heimat zu erhalten und zu heben gewußt. In Gemünd, wo er Erbreitmeister und Hauptbeteiligter an dem Eisenwerke war, besaß er zwei Häuser, dann umfassenden Grundbesitz und Bergwerke zu Schleiden, Heimbach und Dreiborn. Von dem Freiherrn von Syburg zu Eicks erhielt er zum Pfand für ein größeres Darlehen die freien adligen Höfe zu Frauenberg und Bergbuir, sowie die Hälfte der Mühle in Eicks, und wurde von dem Grafen von Königsegg und Rottenfels mit dem Hofe zu Hallschlag im oberen Kyllthal, mit 3 Malter Hafer aus dem Erbzins zu Baasem und mit den Gütern in Büdesheim östlich von Prüm belehnt. Sein Besitz erstreckte sich daher weithin durch die ganze mittlere Eifel und umfaßte Hofgüter, Wohnhäuser, Bergwerke und industrielle Anlagen. Als charakteristisch für die Zeit möge angeführt werden, daß sein Haus mit Scheune und Stall vermietet war für jährlich 5 Reichsthaler „und dann einen hübschen Kalbsbraten". Bei seinem 1703 „vermittelst eines schweren accidents" erfolgten Tode hinterließ er außer den bereits angeführten Besitzungen und außer zahlreichen Forderungen 4355 Reichsthaler in bar und ferner Geldhinterlegungen in Köln im Betrage von 1600, in Merode von 1000 Reichsthalern; nach den damaligen Verhältnissen war er also ein sehr reicher Mann.

Er hinterließ aus 2 Ehen 13 Kinder, darunter 7 Söhne; ein achter war bald nach der Geburt gestorben. Von diesen studierte einer Rechtswissenschaft. Die übrigen Söhne wurden alle Kaufleute, bzw. Industrielle, betrieben die übernommenen Eisenwerke in Olef, Schleiden, Gemünd, gründeten auch auswärts Fabriken, z. B. Tuchfabriken in Düren, und erfreuten sich alle des Rufes thätiger,

am öffentlichen Leben teilnehmender Männer. Von besonderer Bedeutung für die Geschichte der Familie ist die Nachkommenschaft seines Sohnes Johann Paul, der seinerseits fünf Söhne hinterließ. Von diesen war der älteste Philipp Rütger zuerst Tuch- und Papierfabrikant in Düren, später aber in Köln und dann in Bendorf seßhaft. Er wurde der Stammvater der österreichischen Seitenlinie, die wegen ihrer hohen Verdienste um die Entwicklung der österreichischen Industrie unter Anerkennung ihres alten Adels im April 1863 unter dem Titel „Ritter von Schoeller" wieder in den Adelsstand erhoben wurde und noch jetzt in dem neuen Vaterlande blüht. Von demselben Philipp Rütger leitet auch die Elberfelder, die Berliner und die Pariser Linie ihren Ursprung ab. Johann Pauls zweiter Sohn Heinrich Wilhelm war der Begründer des durch seine großen, trefflich geleiteten Papierfabriken in der ganzen Welt berühmten Dürener Hauses Schoeller und der ungarischen Linie, die ebenfalls wie in der Papier-, so auch in der Zuckerindustrie bekannt ist, während die Nachkommen des dritten Sohnes Johann Arnold sich teilweise in Wien bzw. Ungarn niederließen und dort auch 1874 in den Adelstand erhoben wurden, teilweise aber in dem heimischen Lande blieben und neben den von den Vorfahren ererbten Eisenwerken im Olefthale ausgedehnte Tuchfabriken in Düren und auch bedeutenden Handel betrieben, z. B. in Amsterdam, wo sie 1813/14 die Einfuhr von englischen Tuchen in die Hand nahmen. Noch heute tragen sie in ihren verschiedenen Linien als Großindustrielle sehr wesentlich zu dem Weltrufe der rheinischen Industrie bei.

So haben mehrere Jahrhunderte hindurch die Mitglieder der Familie Schoeller es verstanden, durch einsichtsvolles Erfassen des Zeitgeistes und Benutzen der äußeren Umstände sich zu bedeutenden Vertretern der Industrie emporzuschwingen und, wenn auch mit einzelnen Schwankungen, auf der einmal erreichten Höhe zu erhalten. Dabei zeichneten sie sich stets durch Gemeinsinn und durch Wohlthätigkeit aus, wovon zahlreiche Stiftungen zeugen, so daß sie als Förderer des Wohlstandes ihrer Heimat und als tüchtige, ausgezeichnete Bürger des Staates in allgemeinster Achtung stehen.

Während sich die Thätigkeit der Familie Schoeller in erster Linie der Metallindustrie zuwandte, wurde die Tuchfabrikation, die Wollspinnerei und Weberei in der Eifel zu einer hohen Blüte entwickelt durch die Vertreter der Familie Scheibler. Diese ist jetzt gleich der Familie Schoeller in ihren einzelnen Zweigen außer über Preußen auch über einen großen Teil von Europa,*) namentlich Österreich, die Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien und Dänemark, und selbst über die Vereinigten Staaten Nordamerikas ausgebreitet. Sie stammt aus dem althessischen Städtchen Gemünden an der Wohra, die sich bei Kirchhain in die Ohm, einen Nebenfluß der Lahn, ergießt. Nach den noch vorhandenen Akten müssen die Mitglieder der Familie Scheibler (Scheybler, Schibeler, Scheblehr) daselbst im Anfange des 16. Jahrh. rührige, wohlhabende Kaufherren gewesen sein, die sich allgemeiner Achtung erfreuten. Sie verwalteten häufig städtische Ehrenämter, wurden zu Ratsherren gewählt, brauten, wenn an sie im regelmäßigen Wechsel die Reihe kam, ein, wie es scheint, sehr gutes Bier, das sie zu besonderen Festlichkeiten der Stadtbehörde lieferten, und trieben wohl auch Geldgeschäfte, wie dies aus einem Prozesse von 1529 hervorgeht, der von den Junkern Claur von Wohra gegen Johann Scheibler geführt wurde, dessen gleichnamiger Vater der Stammvater des Hauses ist. Der älteste Sohn, der wiederum auf den Namen Johannes getauft war, widmete sich in jener glaubenseifrigen Zeit dem geistlichen Stande und wurde 1584 (lutherischer) Pfarrer in Armsfeld, einem Dorfe nicht sehr weit von Gemünden im jetzigen Fürstentum Waldeck, während seine sieben Geschwister und deren Kinder meist in der alten Heimat blieben und sich daselbst weiter des besten Ansehens erfreuten. Von ihnen erlangten verschiedene die Würde eines Bürgermeisters, eines Kirchenvorstandes u. s. f. Ihr Ruf war so groß, daß noch bis in die neueste Zeit, obschon die Familie seit dem Anfang des 18. Jahrh. ganz aus dem Orte verschwunden ist, ein Scheiblersches Haus gezeigt wird und sich im Volksmunde die beiden Sprüche erhalten haben:

---

*) Die großartigen Spinnereien in Lodz (Polen) sind von einem Mitgliede der Familie gegründet.

„Es ist nichts so groß, wie Scheiblers Gut“

und

„Der Hahn hat's auf dem Mist gekräht,
Daß Scheiblers Gut nicht untergeht.“

Der zweite Sohn des oben genannten Pfarrers und Magisters Johannes Scheibler war der in der Geschichte der deutschen Wissenschaften und der lutherischen Kirche hochberühmte Magister Christoph Bernhard Georg Scheibler, der, geboren zu Armsfeld am 6. Dez. 1589, bereits am 8. Oktober 1607, also noch vor dem vollendeten 18. Lebensjahre, am Tage nach der Eröffnung der hessischen Landesuniversität zu Gießen in feierlicher, besonders ehrenvoller Weise zum Magister ernannt wurde und nun eine Reihe von Jahren daselbst Philosophie, Physik, Pädagogik und zuletzt auch Griechisch lehrte. Als die Universität von Gießen nach Marburg verlegt wurde, erhielt er 1624 den erbetenen Abschied unter Verleihung eines kunstvollen Silberpokals und übernahm die seiner geistigen Richtung mehr entsprechenden Ämter eines lutherischen Superintendenten und Gymnasialdirektors (Archigymnasiarch) in Dortmund. In dieser Doppelstellung wirkte er während der schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges, in denen Dortmund oft und schwer zu leiden hatte, mit großer Thatkraft und mit glücklichstem Erfolge für die Stadt und die bald berühmt gewordene Anstalt. Am 10. November 1653 starb der berühmte, seinem Glauben treu ergebene Gelehrte und vorzügliche Lehrer. Sein Enkel Arnold Heinrich kam 1677 als evangelischer Pfarrer nach Gemünd in der Eifel und pastorierte auch die kleine Gemeinde in Montjoie; über die damaligen Verhältnisse ist bereits oben gesprochen. Die zahlreichen männlichen Vertreter der Familie widmeten sich im 17. Jahrh. fast ausschließlich dem gelehrten Stande oder dem geistlichen Amte und zeichneten sich fast alle durch Thatkraft und Glaubenstreue aus.

Ein anderer Enkel des genannten Magisters Christoph Bernhard Georg war Pastor zu Volberg; sein zweiter Sohn Johann Heinrich, geb. den 14. September 1705, wandte sich dem Kaufmannsstande zu, nachdem er die Lateinschule in Lennep besucht, aber keine Neigung zu weiterem Studium gezeigt hatte. Durch seinen Onkel, den eben ge-

nannten Pastor Arnold, hatte die Familie Beziehungen zu Montjoie erhalten; deshalb kam der junge Kaufmann in eine kleine Tuchfabrik in die Lehre, die damals in dem nahen Dorfe Imgenbroich auf dem Venn bestand. Mit scharfem Blicke erkannte er bald, welcher Ausdehnung dieses Gewerbe bei den nie versiegenden Wasserkräften der Roer und der in der Eifel blühenden Schafzucht fähig war, und gründete als Mann von noch nicht zwanzig Jahren die erste Tuchfabrik in Montjoie selbst. Dadurch legte er dort den Grund zu dieser Industrie und zur Bedeutung der Familie als Hauptvertreterin des Wollgewerbes in der Eifel und den jülichschen Landen. Wie raschen Aufschwung seine Fabrik nahm, davon giebt die Thatsache Zeugnis, daß er bereits 1725, obschon er mit sehr beschränkten Mitteln seine Geschäfte begann, jenes stolze Patrizierhaus in Montjoie erbaute, dessen Treppen noch heute mit Recht eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges für jeden Kunstverständigen bilden. Seine Familie war ebenso wie die der übrigen Vertreter des Hauses Scheibler sehr stark; die Zahl seiner Kinder betrug 11, von denen ein Sohn früher starb. Die übrigen 5 Söhne widmeten sich alle dem Gewerbe, und die Töchter heirateten vornehmlich auch in diesem Stande. Der älteste Sohn Bernhard Georg wurde am 28. Dezember 1724 in Montjoie] geboren und führte noch als junger Mann zunächst die Tuchfabrikation in der alten Heimat seiner Großeltern, der Grafschaft Mark, ein, indem er mehrere bedeutende Fabriken namentlich in Hagen und Herdecke gründete. Friedrich der Große erkannte mit seinem scharfen Blicke die hohe Wichtigkeit dieses Gewerbzweiges für seine Lande und erteilte unter dem 9. Mai 1752 einen Freibrief, in dem er auf das strengste gebot, den „gedachten Scheibler, seine Leute, auch Fabrikanten und deren Nachkommen, nicht weniger die bei sothanen Fabriken in Arbeit stehenden Landeskinder jederzeit mit aller gewaltsamen Werbung und Enrollierung zu verschonen". Im Jahre 1756 siedelte Bernhard Georg Scheibler wieder nach Montjoie über, wo er in das väterliche Geschäft eintrat, welches er nach dem 1765 erfolgten Tode des Vaters in ganz erheblicher Ausdehnung weiterführte. Außer den in Montjoie beschäftigten Arbeitern hatte er im ganzen Gebiete der Eifel zerstreut

bis Manderscheid und darüber hinaus noch über 5000 in ihren Wohnungen arbeitende Männer beschäftigt, die er selbst soweit als möglich in jedem Jahre zweimal besuchte, um ihnen neuen Rohstoff zu geben und das fertige Tuch in Empfang zu nehmen. Wenn man bedenkt, mit welch unendlicher Mühe und Anstrengung damals beim Fehlen aller modernen Verkehrsmittel dieser Geschäftsbetrieb verbunden war, und welch großes Kapital zu der Führung eines so ausgedehnten Fabrikbetriebes gehörte, so muß man über die außerordentliche Thatkraft und Umsicht des Leiters geradezu staunen. Der Landesherr, Kurfürst Karl Theodor zu Pfalz-Bayern, erhob Bernhard Georg 1785 wegen seiner hohen Verdienste um die wirtschaftliche Hebung des Landes mit dem Prädikate „Edler" in den Adelsstand, wobei in dem Diplom besonders ausgeführt wird:

„Wann wir nun Gnädigst angesehen, wahrgenommen und betrachtet haben die Ehrbarkeit, adelige Sitten, gutes Herkommen, Tugend, Verstand und Geschicklichkeit, womit Unser getreuer Fabrikant in Montjoie, Herzogtum Jülich, Bernard Georg Scheibler begabt, auch seit 30 Jahren äußerst bestrebt ist, die Montjoier Tuchfabrike zum Besten des Publikums in einen solchen Stand zu setzen, daß gedachte Tuchfabrike bei Untersuchung in Farben und in der Qualität das Gleichgewicht den Aenglischen und Französischen gehalten, dadurch auch derselbe sich bei allen Gelegenheiten inn und außer Landes zu Unserm und Unseres Kurhauses höchsten Dienste, dann des gemeinen Wesens Besten jederzeit als einen wahren Patrioten und besonders nützlichen Staatsbürger hat finden und gebrauchen lassen u. s. w."

Einige Jahre später wurde dem Bernhard Georg Edler von Scheibler als weitere Auszeichnung für seine hohen Verdienste um das Land eine besondere Medaille mit den Brustbildnissen von Karl Theodor und dessen Gemahlin verliehen.

Bernhard Georgs zweiter Bruder, Paul Christoph Scheibler, war ebenfalls Tuchfabrikant in Montjoie und mit seinem Schwiegersohne Orth, der aus Heilbronn stammte, Inhaber der Firma „Paul Scheibler und Orth". Eine seiner Enkelinnen war in zweiter Ehe die Gattin des bekannten Pädagogen, Geh. Reg.-Rat Altgelt in Düsseldorf. Ein

Enkel, Karl Friedrich Scheibler, war anfangs Leiter der großväterlichen Fabrik in Montjoie, wandte sich aber später nach Antwerpen und dann nach Hamburg; dorthin begleitete ihn sein Schwiegersohn Schlüter und begründete die Firma „Schlüter und Mack".

Der älteste Sohn Bernhard Georgs, Johann Christian, wurde 1783 durch Kaiser Josef II. in den Reichsadelstand erhoben und einem Enkel desselben, Georg Hermann Mumm in Frankfurt a. M., wurde durch König Wilhelm I. der alte Adel Mumm von Schwarzenstein wieder bestätigt. Der zweite Sohn Bernhard Georgs, geb. 1758 in Montjoie, führte die väterliche Tuchfabrik dort noch mit Glück weiter. Seinem Sohne Bernhard von Scheibler wurde wegen des hohen Ansehens, das er im ganzen Bezirke genoß, bei der Einrichtung der preußischen Verwaltung 1815 von der Kgl. Regierung das Amt des (ersten) Landrates im Kreise Eupen übertragen; als solcher verwaltete er auch das neutrale, zwischen Preußen und dem (damaligen) Königreich der vereinigten Niederlande gelegene Gebiet von Moresnet. Hierbei zeigte er, obschon ursprünglich nicht zum Verwaltungsbeamten, sondern zum Kaufmann vorgebildet und erzogen, ein außerordentliches Organisationstalent, verbunden mit Milde, Umsicht und Thatkraft, so daß ihm die Liebe und Hochachtung aller Kreiseingesessenen über das Grab verblieb; er starb 1837.

Sein Sohn Bernhard Paul Friedrich Hugo wandte sich dem Studium der Rechts- und der Kameralwissenschaften zu und war von 1857 ab Landrat des Kreises Montjoie, bis er 1866 aus Gesundheitsrücksichten den Abschied nahm. Wegen seiner großen Verdienste um den Kreis durch Hebung der Industrie und der Landwirtschaft wurde er im Jahre 1870 von König Wilhelm in den erblichen Freiherrnstand erhoben. Sein Onkel, Karl Wilhelm von Scheibler, geb. 1772 in Eupen, widmete sich dem Militärstande und trat zuerst in das preußische Heer, ging aber 1799 in das österreichische über. Er ist berühmt geworden durch seine zahlreichen glücklichen Gefechte und Überfälle während der Napoleonischen Kriege von 1799—1813. Im Jahre 1814 wurde er in den Freiherrnstand erhoben und starb 1843 als Feldmarschall-Leutnant.

So sehen wir, daß alle Mitglieder der Famile Scheibler in den Stellungen, die sie im Leben einnahmen, ihren Platz voll ausfüllten, so daß ihr Wirken der engeren Heimat und dem ganzen Vaterlande zu reichem Nutzen diente. Namentlich aber hat Montjoie neben Krefeld, den bergischen Landen, Galizien u. a. O., ihnen für die Entwicklung des Gewerbfleißes unendlich viel zu verdanken. In der französischen Zeit haben Vertreter der verschiedenen Zweige dieser Familie unter großen Schwierigkeiten und großen Opfern die heimische Industrie fortgeführt, bis erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, ebenso wie dies bei der durch die Familie Schoeller im Schleidener Thal geförderten Eisenindustrie der Fall war, die vollständige Umwälzung der Verkehrsverhältnisse für die von den Eisenbahnen abseits liegenden Orte den Niedergang herbeiführte. Aber auch da noch hielt die Familie Scheibler, wenn auch mit Änderungen, fest an der ererbten Thätigkeit, und noch heute besteht bei Montjoie, an der Vereinigung des Perlenbaches mit der Roer in reizender Lage eine Kunstwollfabrik, welche von den Brüdern Bernhard Heinrich und Alexander Scheibler geführt wird.

---

## IV.

# Das Gebiet zur französischen Zeit.

Die im Mittelalter bewährten staatlichen Einrichtungen, unter denen die Eifel eine hohe Kultur erlangt hatte, waren erstarrt oder entartet. Pest und Krieg hatten das Land verwüstet; für die Belebung des Verkehrs, für die Gewinnung und Verwertung der natürlichen, wenn auch nicht reichen, so doch immer ansehnlichen Schätze des Landes geschah nichts. Die wenigen Landstraßen befanden sich in einem ganz verwahrlosten Zustande; denn wer von den zahlreichen Herren, durch deren Gebiet sie führten, hätte sie unterhalten sollen? Dagegen machten die vielen Zölle auf den Flüssen und Straßen beim Eintritt in ein anderes Staatsgebiet einen Verkehr auf weite Entfernungen fast völlig zur Unmöglichkeit. Nur eines war im Laufe der Zeit geblieben und von kleinen Anfängen ins Ungeheure gewachsen, das waren die Lasten. Damit man sich einen Begriff von diesen mache, möge nur ein Beispiel angeführt werden.

Der Burg Schönecken gehörten 14 Meiereien in Wetteldorf, Seffern, Plüttscheid, Pronsfeld, Niederprüm, Mehlem, Rommersheim, Langenfeld, Hermespand, Weinsheim, Wallersheim, Kopp, Birresborn und Mürlenbach, sowie 4 Höfe in Urmauel, Geisserad, Masthorn und Irsfeld. Diese hatten jährlich an die Herrschaft abzuliefern: 50 Weidhämmel, 7 Mastschweine und 4 „Brühlinge"; 3 weitere Brühlinge mußten nach erfolgter Aufforderung gegen Zahlung gegeben werden. Von jedem Hause, dem Rauch entstieg, war ein Huhn

zu liefern, und der Besitzer mußte Brennholz aus den Waldungen fahren und Baufuhren leisten. Zur Frühjahrssaat waren 26, zur Brache 21, zur Herbstsaat ebenfalls 21 bespannte Pflüge zu stellen. Zu Ostern waren 1400 Stück Eier und von der Meierei Weinsheim außerdem noch 250 Eier fällig. Die Mühlen, deren drei, Schönecken, Lasel und Holtnich, der Burg Schönecken zinspflichtig waren, hatten noch größere Lasten zu tragen. Bedenkt man nun, daß diese Abgaben geliefert werden mußten unter allen Umständen, mochte die Ernte gut oder völlig mißraten sein, daß der Bauer seine Arbeiten erst dann und zwar oft zu der ungünstigsten Zeit, vornehmen konnte, wenn die Arbeit für den Herrn ihm Zeit ließ, daß er für diesen eine Menge von Acker-Geräten und von Vieh halten mußte, und daß noch weitere Lasten und Frondienste ihn schwer drückten, so kann man begreifen, daß der Bauernstand sich in einer sehr schlechten wirtschaftlichen Lage befand. Dabei hatten viele Höfe nicht bloß an einen, sondern an mehrere Herren Abgaben zu liefern, so daß der Zehnte sich zu einem Fünften, oft sogar zu einem Vierten und bisweilen selbst darüber steigerte.

Die geringe Industrie war noch schwerer belastet. Bei Birresborn wurden von alters her aus einem Basaltlavastrom Mühlsteine gebrochen. Jeder dritte Stein gehörte Schönecken, und außerdem mußte noch an die Abtei Prüm eine Abgabe gezahlt werden, so daß die Steuern weit über die Hälfte der ganzen Produktion verschlangen.

Noch schlimmer aber wurde die Lage der unteren Stände durch ihre fast völlige Rechtlosigkeit und durch die rücksichtslose Ausnutzung der Vorrechte von seiten des Adels. So klagte z. B. im Jahre 1764 ein Bauer in Trier beim Kurfürsten, daß ein Eber aus den herrschaftlichen Waldungen regelmäßig austrete und seine Felder verwüste, wodurch die Ernte völlig vernichtet und er selbst zu Grunde gerichtet werde; er bat daher „submissest", daß der Eber abgeschossen werde. Als nach dreimal wiederholter Klage nichts geschah, schritt der Bauer zur Selbsthülfe und schoß den Eber, behielt ihn aber nicht, sondern lieferte ihn nach Trier an den kurfürstlichen Hof ab. Wegen dieses Jagdvergehens wurde — wie die Prozeßakten zeigen — gegen

den Bauer nach der vollen Strenge der damaligen Gesetze vorgegangen. Das Land hatte im vorigen Jahrhundert sicherlich wenigstens 400000 Einwohner; dabei aber wies es, abgesehen von den außerhalb der Eifel wohnenden und im Lande nur begüterten Fürsten und Grafen, über 80 Abteien und Klöster und über 320 Geschlechter des hohen und niederen Adels auf.

Vaterlandsliebe war damals bei dem niederen Volke ein unbekannter Begriff. Gegen Kaiser und Reich hatten seine Herren als Verbündete des „allerchristlichsten Königs" Ludwigs XIV. die Waffen erhoben; französische Heere hatten, häufig von heimischen Fürsten geführt, das Land in grauenhafter Weise verwüstet und die spanischen Soldaten als kaiserliches Hilfsheer fast noch schlimmer gehaust. Wie hätte unter solchen Umständen Vaterlandsliebe sich entwickeln können? Eine Besserung der Lage wurde zwar von einzelnen edel denkenden Männern angestrebt; aber die Versuche scheiterten, weil die herrschende Klasse zäh an ihren alten Vorrechten festhielt. Beim Ausbruche der französischen Revolution bildete das Volk weder eine politische, noch eine sociale Einheit, sondern die einzelnen Stände waren nach Bildung und wirtschaftlicher Lage völlig von einander getrennt und ganz einander entfremdet; die breite Masse konnte eben in den leitenden Herren nicht ihre Beschützer und Berater, sondern nur ihre Feinde und Bedränger erkennen. Das Treiben des französischen Adels, der vor den blutigen Greueln der Revolution geflohen war und gastfreundliche Aufnahme in den Grenzlanden, namentlich auch im Trierer Lande und in der Eifel fand, war voll glühenden Hasses gegen das Volk und die Volksrechte und trug sicher nicht zu einer Versöhnung der Gegensätze bei. Dazu kamen noch die Redensarten von der Freiheit, der Gleichberechtigung aller Menschen, von dem Glücke des Volkes durch die neuen staatlichen Einrichtungen; kein Wunder also, wenn die schwer gedrückte Masse, der das Gefühl der Vaterlandsliebe ganz fremd war, im Sturze der alten Staatsformen nicht ein Unglück, sondern eine Befreiung aus unwürdigen Banden erblickte. Es ist daher wohl keine grobe Selbsttäuschung, wenn der General-Sekretär Zegowitz in seinem Berichte über das Saar-

departement sagt: „Les habitants à cette époque sont entrés avec grande joie dans le plein exercise de leurs droits de Citoyens Français.“

Durch den Frieden von Campo Formio wurde am 18. Oktober 1797 das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten und bereits durch Direktorial-Verfügung vom 14. Brumaire des Jahres VI (5. Nov. 1797) der Richter Rudler vom Kassationshofe zum Generalkommissar für die neuerworbenen Lande ernannt behufs Einrichtung der neuen Verwaltung und Einführung der französischen Gesetze. Durch den Artikel 6 des Lüneviller Friedens wurde die Abtretung des Gebietes bestätigt und die endgültige Besitznahme von seiten Frankreichs durch das Gesetz vom 18. Ventôse des Jahres IX (7. Febr. 1801) erklärt. Durch Verfügung Napoleons als Konsul vom 11. Messidor XI (30. Juni 1803) wurde in den neuen Departements die Verwaltung der französischen Republik vollständig eingeführt.

Rudler hatte das gesamte Gebiet in die Départements du Mont-Tonnère, de la Sarre, de Rhin et Moselle und de la Roer eingeteilt und einzelne Bezirke noch dem Dép. des forêts und dem de l'Ourthe überwiesen. Da der erstgenannte Bezirk gänzlich außerhalb des hier in Betracht kommenden Gebietes lag, so gehörten also die Eifel und das Moselland ausschließlich zu den übrigen 5 genannten Départements, an deren Spitze je ein Präfekt stand. Seine untergeordneten Behörden zerfielen in 4 Abteilungen, für Steuern, für Rechnungs- und Militärwesen, für Domänen, Forstsachen und öffentliche Arbeiten und für allgemeine Verwaltung, Polizei, Handel und Landwirtschaft.

Das Saardepartement mit der Hauptstadt Trier umfaßte den größten Teil des heutigen Regierungsbezirks Trier nebst dem oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld, aber ohne die sogenannte Grafschaft Manderscheid. Es gehörten also zu ihm das Fürstentum Saarbrücken, das Oberstift des Erzbistums Trier einschließlich der ehemaligen gefürsteten Abtei Prüm, die im Bezirke liegenden Besitzungen von Pfalz-Zweibrücken, die der Markgrafen von Baden (Birkenfeld, Herrstein), der Kurfürsten von der Pfalz, (Veldenz, Mühlheim), die früheren Graf-

schaften Gerolstein, Blankenheim, von der Leyen und das Cröver Reich. Es bestand aus den 4 Arrondissements Trier, Saarbrücken, Birkenfeld und Prüm, von denen hier das letzte und der größere Teil des ersten in Betracht kommt. Trier wurde in die Kantons von Conz, Trier, Pfalzel, Schweich, Büdlich, Bernkastel, Wittlich und Saarburg an der Saar eingeteilt, zählte 42 Bürgermeistereien mit 203 Gemeinden und 76 656 Einw. (1802.) Das Arrondissement Prüm umfaßte die Kantons Manderscheid, Kyllburg, Daun, Gerolstein, Lissendorf, Blankenheim, Prüm, Schönberg, Stadtkyll und Reifferscheid mit 43 Bürgermeistereien, 192 Gemeinden und 44037 Einw. (1802.) Das Departement des forêts griff mit kleineren Bezirken auf das rechte Ufer der Mosel über, selbst einzelne Orte im Gebiete der Saar, wie Wiltingen, Canzem und Oberemmel gehörten zu ihm; das ganze linke Ufer der Mosel und der Unterlauf der Sauer von der Mündung in die Mosel bis zum Einflusse der Ur bei Wallendorf lag darin; dann aber schob es sich mit den 4 Kantons Neuerburg, Waxweiler, Bitburg und Dudeldorf nach Osten zwischen die Arrondissements Trier und Prüm über Nims und Kyll bis zur kleinen Kyll bei Manderscheid, und selbst jenseits der Lieser gehörte die sog. Grafschaft zu dem Kanton Dudeldorf.

Von dem Ourthe-Departement, und zwar vom Arrondissement Malmedy, lagen die Kantons Malmedy, St. Vith, Kronenburg und Schleiden, sowie Eupen im Gebiete der Eifel. Das Roer-Departement mit der Hauptstadt Köln umfaßte die nördlichen Abhänge des Hochlandes und den linksrheinischen Teil der Ebene bis hinab nach Holland. Von dem Arrondissement Köln lagen die Kantons Lechenich und Zülpich, von Aachen die Kantons Montjoie, Gemünd, Nideggen, Eschweiler, Burtscheid und Aachen in dem hier betrachteten Gebiete.

Das Rhein- und Mosel-Departement, dessen Hauptstadt Coblenz war, reichte südlich bis zur Nahe, welche von Kirn abwärts die Grenze gegen das Departement des Donnersbergs bildete; gegen Westen wurde es durch den Hahnen-, Knuten- und Ueßbach vom Saardepartement, im Osten durch den Rhein von Nassau geschieden, reichte im Norden bis unterhalb Bonn und grenzte an das Roer-

Departement. Hierhin gehörten die beiden Arrondissements Coblenz und Bonn, dieses mit den Kantons Bonn-Land, Remagen, Meckenheim, Ahrweiler, Adenau, Ulmen, Wanderath, Nieder-Zissen, jenes mit Andernach, Mayen, Kaisersesch, Polch, Cochem, Zell, Treis, Münstermaifeld, Rübenach und Coblenz.

Sofort nach der Besitzergreifung ging die neue Regierung auch mit der Organisation des Gerichtswesens vor. Für jeden Kanton wurde aus der Zahl der angesehensten Männer auf Vorschlag der Kanton-Versammlung (Kreistag) ein Friedensrichter gewählt, der das Amt als Ehrenamt verwaltete. Mit zwei Beisitzern bildete er auch das Polizeigericht. Am Hauptorte des Departements befanden sich außerdem die höheren Gerichte (Landgericht, Tribunal) für Straf- und Civilsachen.

Die Einführung des französischen Rechtes bedeutete einen gewaltigen Fortschritt für die Bewohner; die Rechtsunsicherheit, die bei der bisherigen Zerrissenheit des Landes und der Verschiedenheit des Rechtes in jeder einzelnen Herrschaft bestanden hatte, verschwand mit einem Schlage. Für jeden, ob Graf, ob einfacher Bauer, war das Gesetz nun dasselbe, und jeder konnte sein Recht finden. Dazu kam die Teilnahme des Volkes selbst als Beisitzer an den Gerichtsverhandlungen und an der Verwaltung im Departements-Rat und den Kantonal-Versammlungen. Dadurch wurde das Interesse der Bewohner am Staate geweckt. Ja, für die Grundsteuer, welche die Grundlage der ganzen Finanzwirtschaft bildete, wurde die Selbsteinschätzung eingeführt, selbstverständlich unter scharfer Kontrole, aber nicht bloß von Beamten, sondern hauptsächlich von Bürgern, die mit den Verhältnissen vertraut waren.

Eine andere von dem weitaus größten Teile der Bevölkerung lebhaft begrüßte Anordnung war die bei der Organisation der politischen Einteilung des eroberten Landes erfolgte Aufhebung der Herrschaften und die Konfiskation ihrer Güter. Zu National-Eigentum wurden erklärt: „les forêts, mines et usines, les droits incorporels non féodaux, les terres, prairies, vignes, maisons et biens de toute nature, appartenants aux ci-devant souverains, au ci-devant

clergé français et à celui des Départements réunis de la Belgique, aux émigrés français et à ceux des Départemens réunis de la Belgique, au clergé du pays situé sur la rive droite du Rhin, aux ordres de Malte et Teutonique, et aux individus des pays conquis, qui ayant quitté leurs foyers depuis l'entrée des Français n'y sont pas rentrés en vertu des permissions des Répresentants du peuple en mission, des Géneraux en chef et des Commissaires du Gouvernement dans les pays conquis."

Am 7. Germinal VI (27. März 1798) wurden in gleicher Weise zu Staatseigentum erklärt: „les biens des chapitres, congregations, convents, établissements réligieux dont la moitié plus un des membres, qui éxistaient à l'entrée des Français dans ces établissements, seraient morts ou absents."

Durch Verfügung des Konsuls vom 20. Prairial IX (8. Juni 1801) endlich wurden alle religiösen Stiftungen in den vier neuen Departements am Rheine aufgehoben, außer denjenigen, welche dem öffentlichen Unterrichte oder der Krankenpflege dienten.

Welches bedeutende Vermögen durch diese Maßregeln in die Hand des Staates kam, mögen folgende Zahlen lehren. Nach den statistischen Angaben erhielt er im Gebiete des Saardepartements, soweit dieses zu unserem Gebiete zu zählen ist:

| | | |
|---|---|---|
| an veräußerlichen Staatsdomänen . . | 2 449 650 | Frs. |
| „ unveräußerlichen Staatsdomänen . | 997 876 | „ |
| „ Pfarrgut . . . . . . . . . | 361 543 | „ |
| „ Klostergütern . . . . . . . | 8 710 583 | „ |
| zusammen | 12 519 652 | Frs. |

Im ganzen Departement betrug die Wertsumme der in die Hände des Staates gelangten Güter 21 833 352 Frs., von welchen 9 089 352 Frs. d. h. mehr als 41% aus den Abteien und Klöstern herstammten. Diese Güter brachten im Jahre XVII (22. Sept. 1798 bis 22. Sept. 1799) an Reinertrag: 823 293 Frs., darunter aus den Staatswaldungen allein 174 102, und 3 Jahre später 991 184, dabei aus

den Wäldern 358 104 Frs. Die Staatswaldungen und die der Gemeinden bedeckten

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| im Arrondissement | Trier . . . | 12 160 ha | bzw. | 22 310 ha |
| „ „ | Prüm . . . | 14 690 „ | „ | 22 291 „ |
| „ „ | Birkenfeld . | 37 102 „ | „ | 21 738 „ |
| „ „ | Saarbrücken . | 42 060 „ | „ | 18 336 „ |
| im ganzen | Departement | 106 012 ha | bzw. | 84 675 ha |

oder zusammen 190 687 ha. Zum Vergleiche möge hier noch angegeben werden, daß das Departement besaß:

| | |
|---|---|
| an Äckern unter dem Pfluge . . . | 136 956 ha |
| „ Gärten und Wiesen . . . . . | 42 630 „ |
| „ Weinbergen . . . . . . . . | 3 053 „ |
| „ Unland (Heide u. a.) . . . . | 99 856 „ |
| „ unproduktivem Land (Felsen u. s. f.) | 34 560 „ |
| „ Wegen . . . . . . . . . | 2 760 „ |
| „ Bächen und Flüssen . . . . . | 5 420 „ |
| „ Gebäuden . . . . . . . . | 1 616 „ |
| „ Wäldern . . . . . . . . . | 190 687 „ |
| zusammen | 517 538 ha |

Es nahmen also die Waldungen 36,8 %, die Äcker nur 26,5 % und der ganze in Kultur stehende Boden 35,3 % der Bodenfläche ein, während das bebaubare, aber brach liegende Land 18,5 %, das unbebaubare 6,7 % betrug.

Es wurden im Durchschnitt gewonnen 1 436 000 hl Getreide, von denen 1 404 000 zum Verbrauch im Departement selbst dienten, so daß nur 32 000 hl zum Verkaufe nach außen gelangen konnten, eine ganz geringfügige Summe für ein Land, das ausschließlich auf den Ackerbau angewiesen war. Wenn daher die französischen Berichte über den Zustand des eroberten Landes bemerken l'agriculture est dans le plus mauvais état, so ist dies Urteil hart, aber ganz berechtigt.

Es ist in den Darlegungen nur Bezug auf die Verhältnisse in der Südwesteifel genommen, weil für dieses Gebiet genaue Zahlen

vorliegen, aus denen allein sichere Schlüsse gezogen werden können. In den übrigen Teilen des Landes herrschten aber nach den Berichten genau dieselben ungünstigen Verhältnisse. Nur in der Umgebung von Montjoie, in der von Stolberg und im Olefthale war die Lage eine bessere, weil hier verschiedene Industriezweige seit langer Zeit zu einer gewissen Blüte gelangt waren und dadurch ein Wohlstand herrschte, der nicht bloß den Gewerbtreibenden, sondern auch den Arbeitern und den Bauern zu gute kam. Namentlich war mit Rücksicht auf die zahlreichen Reitwerke die Pflege des Waldes eine sehr sorgsame, woher noch heute in den genannten Gegenden sich ausgedehnte, herrliche Hochwaldungen finden.

Der Obstbau war im ganzen sehr vernachlässigt; Obstbäume wurden nur in den Thälern gepflanzt und zwar fast ausschließlich sogenanntes Trankobst, d. h. Äpfel- und Birnsorten, die zur Bereitung von Obstwein (Cider, Viez, Trank) und von Branntwein geeignet waren. Tafelobst mußte aus Metz bezogen werden.

Man muß anerkennen, daß die Beamten der neuen Regierung mit Einsicht und Eifer bestrebt waren, die Verhältnisse möglichst zu heben und zu bessern. An Straßen waren bei ihrem Antritt nur folgende vorhanden:

1. Die große Heerstraße Paris—Metz—Koblenz, welche in das Gebiet des Saar-Departements bei Perl eintrat; sie führte, wie noch jetzt, über die Höhen nach Saarburg, dann durch das Saarthal, überschritt den Fluß kurz vor seiner Einmündung in die Mosel auf einer alten Steinbrücke und folgte dem Moselthal bis Trier, wo sich die Straße von Luxemburg, welche bei Wasserbillig die Sauer überschritt, mit ihr vereinigte. Hier und in Koblenz befanden sich die beiden einzigen, von Erzbischof Balduin in Stein erbauten Moselbrücken; sonst war der Verkehr von Ufer zu Ufer nur auf Kähnen oder mittels der Ponten oder fliegenden Fähren möglich. Von Trier aus führte die Straße in zwei Zweigen weiter; der eine blieb auf dem rechten Ufer und überquerte den Fluß bei Schweich; der andere führte auf dem linken Ufer weiter und vereinigte sich mit dem ersten wieder in Hetzerath. Von hier führte die Straße über Wittlich,

Lutzerath, Kaisersesch und Polch nach Koblenz. Von dieser Hauptroute zweigten ab die Straßen: Hetzerath-Clausen-Lieser-Mülheim zum Hochwalde, Wittlich-Bombogen-Traben-Trarbach ebenfalls in das Hochland rechts der Mosel und schließlich Polch-Plaidt-Andernach.

2. Die Heerstraße Straßburg-Lüttich. Sie lief auf dem sogenannten Gau, der Hochfläche zwischen der Mosel und der unteren Saar, in die Straße Metz-Koblenz ein. Auf dem linken Moselufer bei Trier erstieg sie das Plateau und führte in nördlicher Richtung über Bitburg, wo die Straße Luxemburg-Echternach-Bitburg einmündete, und über Schönecken nach Prüm. Hier wandte sie sich nach Nordwesten über die Schneifel durch Bleialf und Schönberg nach St. Vith, wo sie in die Straße einmündete, die von Metz über Luxemburg, Mersch, Diekirch nach St. Vith führte. Die vereinigte Straße nahm nun wieder eine rein nördliche Richtung an, berührte die Orte Amel, Elsenborn, Montjoie, wo sie über die Roer setzte, und führte dann über das Venn nach Simmerath-Vennwegen-Brand-Aachen. Von dieser zweiten Hauptstraße zweigten sich ab die Linien: Prüm-Stadtkyll-Blankenheim-Tondorf-Münstereifel-Euskirchen-Weilerswist-Brühl-Köln, und Simmerath-Hürtgen-Düren.

Große, weite Bezirke entbehrten also noch jeder Verbindung durch Landstraßen, und was noch schlimmer war, die vorhandenen befanden sich in einem solchen Zustande, daß ein Verkehr auf ihnen kaum stattfinden konnte. Die Mosel aber, auf welcher das Holz, das einzige Ausfuhr-Erzeugnis von Bedeutung, weiter befördert werden mußte, wurde durch die zahlreichen Zollstellen fast ganz unbrauchbar.

Die französische Regierung hob sofort alle Wasserzölle auf und ließ nur einen einzigen in Pfalzel bei Trier; in gleicher Weise wurden alle Binnenzölle abgeschafft, aber mäßige Wegegebühren (Schlagbäume) blieben bestehen. Die Straßen wurden wesentlich verbessert. Für den Unterhalt der Chausseen und der öffentlichen Brücken gab man im Saar-Departement im Jahre 1801 120000 Frs. aus; diese Summe vergrößerte sich aber in den folgenden Jahren bedeutend, obschon vielfach als Arbeiter die zahlreichen Kriegsgefangenen verwendet wurden. Neue Wege wurden angelegt, die alten an zahl-

25*

reichen Stellen, wo sie ein zu starkes Gefälle aufwiesen, verlegt, Brücken wurden über die Bäche und Flüßchen gebaut und auf jede andere Weise für Handel und Verkehr die Möglichkeit der Entwicklung geschaffen.

Bisher hatte man entweder die Dreifelderwirtschaft betrieben, oder nach vierjähriger Bestellung, abwechselnd mit Winterfrucht, Sommerfrucht, die fast ausschließlich in Hafer bestand, Klee und Hackfrüchten bzw. Gemüsen, das Land 2 Jahre lang brach liegen lassen. Dabei war die Düngung mit Stallmist, Kalk, Gips und Asche äußerst gering. Nunmehr wurde eine bessere Bebauung der Äcker erstrebt und auf den Anbau von Obstbäumen, namentlich auch von Kirschen und Tafelobst Gewicht gelegt. Hiergegen verhielten sich die Bauern anfänglich sehr renitent und zerstörten nicht selten wieder die jungen Anpflanzungen. Im Rhein- und Mosel-Departement erzwang der Präfekt Lezay-Marnesia, ein in jeder Beziehung um die Entwicklung des Landes hochverdienter Beamter, erst durch strenge Befehle und durch Prämien für Anpflanzungen und schwere Strafen für jede Schädigung die jetzt so blühende Obstbaumzucht, die Grundlage des Wohlstandes vieler Gemeinden an Mosel und Rhein. Noch um die Mitte unseres Jahrhunderts konnte man von alten Bauern den genannten Präfekten als den Wohlthäter des Landes preisen hören. Im Innern der Eifel war es der Vikar Schmitz in Nieder-Stadtfeld an der Kleinen Kyll, nördlich von Manderscheid, der sich um die Ausbreitung der Obstbaumzucht hohe Verdienste erwarb; er legte große Baumschulen an und verteilte kostenlos die jungen Stämmchen passender Obstarten.

Auf die Forstwirtschaft wurde ebenfalls großes Gewicht gelegt, schon weil sie dem Staate bedeutende Einkünfte brachte. Die Wälder bestanden ausschließlich aus Laubholz, Eichen und Buchen. Neupflanzungen waren fast ganz ungebräuchlich; man ließ die Wurzelstöcke nach dem Fällen stehen, und durch deren Triebe oder durch die eigene Saat erneute sich der Wald von selbst. Jetzt aber wurden Pflanzgärten angelegt und der abgetriebene Forst neu bepflanzt oder besät, und namentlich auf den rauheren Höhen Nadelholzwaldungen, besonders von Pinus Abies, eingeführt.

Merkwürdig ist es, daß die Regierung, während sie die Kultur des Bodens kräftig förderte, auf die Hebung der Viehzucht, wie es scheint, keine Aufmerksamkeit verwandte; wenigstens lassen sich keine Andeutungen hierfür finden. Im Gegenteil muß man nach den statistischen Ausweisen annehmen, daß der Viehbestand in jener Zeit nicht unwesentlich zurückgegangen ist.

Im ganzen aber begann das Land nach der Aufhebung der Vielherrschaft unter den neuen Einrichtungen sich schnell zu heben. Die Bewohner lernten ihre Kräfte gebrauchen, als sie fanden, daß sie für sich und nicht mehr bloß für die Herren arbeiteten. Am deutlichsten ergiebt sich diese Thatsache wohl aus der Bevölkerungszunahme. Es betrug in dem Arrondissement

Trier die Einwohnerzahl 1798: 66196 und 1802: 76656,
Prüm „ „ 1798: 31573 „ 1802: 44037,

d. h. die absolute Zunahme betrug in 4 Jahren 10460 bzw. 12464, oder 15,9 %, bzw. 39,5 %, also in Trier durchschnittlich im Jahre 4 % und in dem reinen Ackerbaubezirk Prüm 9,9 %! Die Statistik der Geburts- und Sterbefälle ergab für

| | Zahl der Geburten 1801/2 | Zahl der Todesfälle 1801/2 |
|---|---|---|
| Trier . . . . | 3328 | 2082 |
| Prüm . . . . | 1937 | 1037 |

also an natürlichem Zuwachs durch Überschuß der Geburten über die Todesfälle für Trier 1246 (60 %), für Prüm 900 (86 %). Selbst dieses ganz außerordentliche Wachstum erklärt die obige Zunahme noch nicht; es muß vielmehr noch eine starke Einwanderung stattgefunden haben, und diese Thatsache weist ganz besonders darauf hin, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse gegenüber den früher herrschenden sehr viel günstiger geworden sein müssen.

Und dies geschah trotz der hohen Kriegskontributionen und Steuern! Die vier genannten neuen Departements hatten an Kontributionen aufzubringen: die durch General Bourbotte im Betrage von 7 Mill., die des Jahres III mit 10 Mill., die vom Jahre V (General

Hoche) mit 12 Mill., die vom Jahre VI mit 8 Mill., zusammen also 37 000 000 Frs., wovon allein auf das Arrondissement Trier 1 650 000 Frs. fielen. Hinzu traten noch für Trier im Jahre IV 100000 Frs. Kontribution und die Zwangsanleihe, welche 591 564 Frs. ergab, so daß also in fünf Jahren, ganz abgesehen von kleineren Kriegsleistungen, die von einzelnen durchziehenden Truppenkörpern erhoben wurden, der sicher nicht reiche Bezirk Trier 2 341 564 Frs. aufbringen mußte.

Erst mit der Einverleibung des Landes in die französische Republik hörten diese Kontributionen auf; an ihre Stelle traten die Steuern. Die Gebäude- und Grundsteuer betrug 25 Cts. von 1 Franc des sehr niedrig berechneten Reinertrages. Die Reinerträge waren festgestellt für ein Haus in Trier mit durchschnittlich 36, in Saarbrücken mit 18, in den Landstädten mit 6,40, in den besseren Dörfern mit 4,40, in den schlechteren mit 3,20 Frs. und ergaben im ganzen im Saardepartement bei 39 413 Wohnhäusern 188 639,20 Frs. Die unter dem Pfluge stehenden Äcker waren zu 4,02, das Brachland zu 2,80 Frs. Grundsteuer für den Morgen eingeschätzt, wodurch sich die Summe von 1 495 197 Frs. ergab, während die Wiesen und Gärten zu dem Satze von 9,53 bzw. 7,56 Frs. je nach der Güte eingeschätzt waren und 1 097 806 Frs. einbrachten; auch die Wildländereien mußten Grundsteuer zahlen, woraus 185 340,01 Frs. eingingen. Die Weinberge sollten je nach der Güte 9,92 oder 4,02 Frs. für den Morgen einbringen, was im ganzen 74 576,26 Frs. ausmachte. Für die Kommunalwaldungen rechnete man 1,61, im ganzen 403 662,42 Frs. Reinertrag. Im Departement waren 956 Mühlen vorhanden, welche jede zu 16 Frs., zusammen zu 15 296 Frs. und endlich 31 Fabrikanlagen, welche zu 56 474,45 Frs. eingeschätzt waren. Das Netto-Einkommen war also im ganzen zu 3 516 995,20 Frs. abgeschätzt.

Zu den Realsteuern traten die persönlichen Abgaben, Einkommen-, Mobiliarsteuer u. s. f., mit einem Ertrage von 206 000 Frs. in den Jahren VI und VII, 252 531 Frs. im Jahre VIII, sodann Stempel- und Fenstersteuer, Gehaltsabzüge der Beamten, besondere

Kriegsumlagen, Patensteuer u. a. Für die Bedürfnisse der Gemeinden wurden $32\frac{1}{2}$ Cts. auf den Franc Zuschlag erhoben. Es betrugen die Gesamtsummen der Steuern im Saardepartement im Jahre VI 1921250, VII 1852000, VIII 2017500, IX 1690000, X 1562000 Frs.; in letzterem Jahre betrugen die Zuschläge aber nur 21%. Der Steuerdruck war damals jedenfalls gegenüber den Erwerbsverhältnissen hoch, da er durchschnittlich 8,45 Frs. auf den Kopf betrug. Wenn trotzdem die Bewohner diese Zeit gegenüber den früheren Zuständen als eine bessere ansahen, so müssen die letzteren eben fast unerträglich gewesen sein.

Um noch einige Einrichtungen der neuen Regierung zu erwähnen, so möge auf das Schulwesen und die öffentliche Sicherheit hingewiesen werden. Bei der Besetzung des Landes befanden sich die Elementarschulen in einem kläglichen Zustande; im Arrondissement Prüm konnten nur 5% der Bewohner lesen und noch weniger schreiben, im Gebiete von Trier 20%; in den früher nassauischen und pfälzischen Landesteilen stieg dieser Prozentsatz auf 35—50. Der letzte Kurfürst Clemens Wenzeslaus hatte zwar schon einen Anfang zur Hebung der Bildung gemacht, indem er in Koblenz ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern gründete; aber der Einfluß dieser Anstalt war bei der Ausdehnung des Landes noch nicht bemerkbar. In fast allen Gemeinden wurden sofort von der neuen Regierung Schulen (écoles primaires) eingerichtet, deren Lehrer vom Unterrichtsrate des Arrondissements gewählt, vom Unterpräfekten vorgeschlagen und vom Präfekten ernannt wurden. Die Gemeinde hatte für die Besoldung aufzukommen, soweit dies nicht durch Stiftungen u. s. f. geschah. Es wurde in Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion, hier und da auch in der französischen Sprache unterrichtet. Der Hauptmangel, an dem diese Elementarschulen litten, war das vollständige Fehlen geeigneter Lehrkräfte und dann der Umstand, daß auf dem Lande die Schüler fast ausnahmslos nur während des Winters, wo sie nicht mit der Feldarbeit beschäftigt waren, die Schulen besuchten; es gab also fast nur Winterschulen. Die Lehrer konnten vielfach selbst nicht richtig schreiben und hatten von ihren Unterrichtsfächern oft gar keine

Ahnung, so daß die ersten Revisionsberichte aus der preußischen Zeit ein klägliches Bild von dem Zustande der Schulen geben.

In Trier bestand ein adliges Kollegium, St. Lamert, das sich aber vor dem Einrücken der Franzosen auflöste; großen Einfluß auf die Ausbreitung von Bildung hat es jedenfalls bei seiner geringen Schülerzahl (30—35) nicht gehabt. Das Seminarium Clementinum und das Collegium Clementinum, die alte Jesuitenschule bzw. das heutige Kgl. Friedrich Wilhelms-Gymnasium, waren als tüchtige Anstalten bekannt und stark besucht, ersteres von 70, letzteres von 290 Schülern. Dagegen hatte die Universität mit ihren 4 Fakultäten und 46 Studierenden keine Bedeutung. Diese Anstalten wurden aufgehoben und ihr Vermögen für die Ausstattung der an ihrer Stelle errichteten école centrale verwandt. In dieser wurden folgende Fächer unterrichtet: deutsche, französische, griechische und lateinische Sprache, Naturgeschichte, Erdkunde, Technologie, Diätetik und Moral, und da es nach den Erfahrungen auf dem Lande völlig an Hebammen (sages femmes) fehlte und infolge dessen die Sterblichkeit der Frauen und der neugeborenen Kinder eine ungeheuer große war, so wurde durch einen besonders angestellten Professor noch ein cours d'accouchement angeschlossen. Welchen Erfolg diese Einrichtung aber gehabt hat, darüber ließ sich in den zu Gebote stehenden Akten nichts finden. Außer dieser Centralschule wurden in vielen Orten des Departements noch höhere Schulen eingerichtet, die meist von Mönchen aus den aufgehobenen Klöstern oder von Weltgeistlichen geleitet wurden; der Unterricht im Lateinischen bildete hier fast in allen Fällen die Grundlage des Ganzen.

Wie überall, so entwickelte sich in den Kriegszeiten am Schlusse des vorigen Jahrhunderts auch in dem linksrheinischen Gebiete das Räuberunwesen. Vor allem waren Schinderhannes und Zugetto berühmt als kühne Führer von ausgedehnten Banden. Ersterer lebt in der Volkssage noch heute als ein Held, der es verstand, den Behörden stets zu entrinnen, der bei all seinen Räubereien auf das nachhaltigste die Juden verfolgte und ausplünderte, dagegen arme Bauern verschonte, ja sogar unterstützte. Daher fand er auch bei den Landleuten

überall Schutz. Polizei und Gensdarmerie waren aber gut organisiert, und als Schinderhannes im Gebiete der Eifel und Mosel sich nicht mehr sicher fühlte, verlegte er den Schauplatz seiner Thätigkeit auf den Hunsrück. Auch hier verfolgt, faßte er den kühnen Plan ins Heer einzutreten, wodurch er wenigstens der Todesstrafe entgangen wäre. Aber er wurde infolge von Verrat vor dem Eintritt erkannt und hingerichtet. — Der grausame Zugetto fiel von der Kugel eines Bauern, der ihn auf einem der überall eingerichteten nächtlichen Patrouillengänge antraf und von ihm angegriffen wurde. Auch die übrigen Führer und Teilnehmer an den Räuberbanden fielen alle in die Hände der gut eingerichteten Sicherheitsbehörden.

Die Rekrutierung ging ohne jede nennenswerte Störung vor sich, was um so bemerkenswerter erscheint, als das Volk sehr friedfertig war und bis dahin die Einrichtung von stehenden Heeren, in die jeder dazu bestimmte Bürger eintreten mußte, gar nicht kannte. Es wurden in den Arrondissements Trier und Prüm in den Jahren IX und X je 66 Mann bei rund 110 000 Bewohnern zum stehenden Heere eingestellt und eine gleiche Anzahl dem Reservebataillon zugeteilt, das in jedem Departement errichtet wurde. Im ganzen kamen nur 0,12% der Bewohner zur Aushebung.

# Das Land in der Gegenwart.

# Die Kunst in der Gegenwart.

## I.

# Die Bewohner.

Das Gebiet der Eifel wurde, wie oben dargelegt, vor der römischen Herrschaft von Kelten bewohnt, die mit Germanen vermischt waren. Diese nahmen im Verlaufe der römischen Herrschaft Sprache und Kultur ihrer Besieger an; der körperliche Typus aber wird sich in den 4—5 Jahrh. bei der verhältnismäßig geringen Zahl eigentlicher Römer, die sich im Lande niederließen und mit den vorhandenen Eingesessenen vermischten, nicht wesentlich verändert haben. Als dann zur Zeit der Völkerwanderung deutsche Stämme über das Land strömten und davon Besitz nahmen, zogen sich die Kelto-Romanen teilweise in die Hochthäler und die unwirtlicheren Teile des Gebirges zurück, wohin ihnen die neuen Einwanderer zunächst nicht folgten, teilweise aber wurden sie von den Deutschen aufgesogen; sie verloren ihre Sprache und Nationalität, gaben aber dafür den Eroberern ihre höhere Kultur.

Es waren hauptsächlich zwei große Völkerstämme, welche das hier betrachtete Gebiet besiedelten: Franken und Alemannen. Erstere breiteten sich in der rheinischen Ebene aus und drangen von dieser und aus dem Thale des Rheines durch die Thäler der Nebenflüsse in das Gebirge vor bis zu dessen Kamm, an einzelnen Punkten wohl noch über diesen hinaus, so namentlich von der oberen Ahr her über den verhältnismäßig niedrigen Hillesheimer Sattel in das Thal der oberen Kyll. Die Alemannen, welche zunächst das heutige Elsaß, die

Pfalz und den Rheingau überschwemmten und über das Pfälzer Bergland in das Thal der Saar gelangten, folgten diesem und breiteten sich über das Gebiet der oberen Mosel und der Sauer, über die Südabhänge der Eifel und der östlichen Ardennen aus. Ihren Versuchen nordwärts bis in die fruchtbare Ebene dauernd vorzudringen setzte Chlodwig durch die bekannte Alemannen-Schlacht ein Ziel, und schließlich verblieben im großen und ganzen die nördliche Hälfte und die östlichen Abhänge der Eifel im Besitze fränkischer Ansiedler, während der Abfall des Gebirges nach Süden von Oberdeutschen besetzt wurde. Daß die Scheide zwischen diesen beiden germanischen Stämmen den natürlichen Verhältnissen des Landes nicht völlig entspricht, daß vielmehr vielfach Verschiebungen und Übergriffe des einen Stammes in das Gebiet des anderen stattgefunden haben, so daß wir Niederdeutsche mehr südlich, Oberdeutsche mehr nördlich finden, ist leicht erklärlich. Nach Grimm geht die Grenze zwischen beiden Stämmen vom Dorfe Niederbreisig (niederdeutsch) durch das Vinxtbachthal und folgt dann in westlicher Richtung im wesentlichen dem Kamme des Gebirges bis zu der preußischen Wallonie. Neben den Alemannen kommen auch die oberfränkischen Chatten in Betracht, die östlicher saßen; die Elz trennte diese beiden oberdeutschen Stämme, und gerade in dieser ethnographischen Verschiedenheit der Einwanderer ist der durch die ganze Geschichte des Erzstiftes Trier — bis in die neueste Zeit — sich hinziehende Gegensatz zwischen dem Ober- und Niederstift begründet.

Neben der Sprache dienen als Haupterkennungszeichen für die Abstammung der Bewohner die Namen bzw. Bezeichnungen, die Einrichtung des Hauses und die Gebräuche. Nun hat sich im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse des Klimas und des Verkehrs sicherlich die Sprache vielfach geändert; in den regenreichen Bezirken mit milderer Luft hat sie an Härte verloren, namentlich der Anlaut ist weicher geworden; in den von rauhen Winden stärker heimgesuchten Bezirken wurden hingegen die An- und die Kehllaute schärfer; die Endsilben wurden mehr verschluckt, die ganze Sprache erhielt etwas Rauheres, Härteres. Dadurch verwischten sich aber die ursprünglichen Unter-

schiede allmählich, und nur ein geübtes Ohr vermag heute noch die ursprünglich scharf getrennten Dialekte zu unterscheiden.

Auch die Einrichtung des Backofens giebt kein sicheres Kennzeichen mehr für die Stammesangehörigkeit; der meist der ganzen Gemeinde gehörige niederdeutsche Backofen, dessen Mundloch nach der Beschickung mit Brod durch Lehm fest verschlossen wird, ist in weitaus den meisten Orten dem oberdeutschen Ofen gewichen, bei welchem neben einer eisernen Thüre, welche auch während des Backens geöffnet werden kann, sich innen eine zweite kleinere Öffnung mit stetem Flammfeuer befindet, so daß fortwährend frische heiße Luft während des Backens durch den Ofen strömt. Nur in den Bezirken von Eupen und Mechernich, sowie teilweise auch im Brohlthal wird noch niederländisches Brod gebacken.

Da im letztgenannten Thale die Mundart starke Anklänge an das niederdeutsche Idiom aufweist und auch die Ortsnamen teils ober-, teils niederdeutsche Endung haben, so ist die Grenze zwischen den beiden Volksstämmen vielleicht etwas südlicher zu legen, als oben nach Grimm angegeben ist.

Das niederfränkische Haus, das mit seiner Front zur Straße steht, ist weitaus am häufigsten in allen Teilen des Gebietes; das Haus der Chatten, dem in seiner Anlage das wallonische völlig gleicht, ist nur noch selten anzutreffen.

Schädelmessungen, die doch sonst ein sicheres Kennzeichen angeben, sind bei den deutschen Bewohnern des Gebietes überhaupt noch nicht angewendet worden, würden aber auch wohl bei der starken Vermischung der germanischen Eroberer mit den Kelto-Romanen nur mit Vorsicht aufzunehmende Resultate geben. Dagegen finden wir jedenfalls sicheren Anhalt für die Abstammung der Einwanderer in den Namen der Dörfer, der Berge und Bäche. Vor allem sind die Dorfnamen, welche auf -ingen, -ach, -felden, -hofen endigen, durchweg alemannischen Ursprungs, während diejenigen Dörfer, deren Namen auf -heim, -bach, -born, -hausen, -feld, -rat oder -scheid ausgehen, von Franken gegründet sind. Die Endsilbe „ler" dürfte wohl aus dem keltischen „lar" (= Rodung, Rot,

Rodt) entstanden sein und daher auf ursprünglich keltische Niederlassung deuten, während die Schlußsilbe „ich“ aus dem lateinischen „iacum“ herrührt und daher eine römische (oder von den Mönchen mit einem lateinischen Namen bezeichnete?) Wohnstätte vermuten läßt. Im ganzen Gebiet der Ahr ist nur der Ort Freilingen und vielleicht auch Ahrweiler, Antweiler, Barweiler alemannischen Ursprungs; alle übrigen Ortsnamen enden auf -heim, -bach, -rat, -scheid, wie Blankenheim, Müllenbach, Bodenbach, Rothenbach, Quiddelbach, Welcherat, Kottenborn, Breidscheid u. s. f. Im Kyllthal findet sich oberhalb des niederdeutschen Hillesheim noch das oberdeutsche Lissingen, und die fränkischen Namen Müllenborn, Büdesheim, Gondelsheim, Wallersheim, Schwirzheim, Weinsheim, Losheim folgen von Gerolstein nach Westen aufeinander durch das Oos- und Prümthal auf den hohen Sattel des Losheimer Waldes. Im Kyllthal selbst folgen noch abwärts von Gerolstein Birresborn, Mürlenbach und Densborn, während östlich von Gerolstein sich die oberdeutsche Grenze weiter nach Norden bis Dockweiler, Kirchweiler und Hinterweiler zieht.

In der Westeifel sind die Verschiebungen der Grenze zwischen den deutschen Stämmen noch größer; Leidenborn, Olmscheid, Karlshausen und eine weitere Reihe fränkischer Ortsnamen reichen auf der Hochfläche zwischen Prüm und Ur weit nach Süden, während in dem benachbarten Luxemburg nach Norden bis zur belgischen Grenze und westlich von St. Vith zahlreiche Dorfnamen auf -ingen endigen und im Quellgebiet der Warche die drei ansehnlichen Dörfer Büllingen, Mürringen und Hünningen eine weit nach Norden auf dem östlichen Venn vorgeschobene alemannische Insel mitten in fränkischem und wallonischem Gebiete bilden, zu der sich eine zweite in den Dörfern Eibertingen und Iveldingen bei Montenau an der Amel gesellt. Nimmt man nun hinzu, daß selbst an der rein oberdeutschen Mosel noch mehrere Orte mit niederdeutschen Namen vorkommen, wie Clüsserath, Trittenheim, Senheim, so ist es klar, daß eine scharfe Scheidung nach Volksstämmen überhaupt nicht möglich ist, daß vielmehr nach den ersten Einwanderungen später noch infolge der Zunahme der Bevölkerung oder neuer Zuzüge Verschiebungen stattgefunden haben.

Die erste Besiedelung durch Deutsche wird wohl die unter Kaiser Maximian im 3. Jahrh. gewesen sein, der salischen Franken auf dem Plateau von St. Vith, im alten Lande der Eburonen, Wohnsitze anwies. Diese werden sich namentlich nach Süden bis in die Gegend des heutigen Neuerburg ausgebreitet haben. Wo Karl d. Gr. die Sachsen ansiedelte, ist noch ungewiß; auf Grund der Sprache und der Haarfarbe ist die Vermutung aufgestellt worden, daß in der heutigen belgischen Wallonie im Thale der Salm, westlich des Plateaus von St. Vith, die Gegend zu suchen sei. Die Alemannen haben sich zunächst in den Flußthälern und auf den benachbarten Höhen niedergelassen, da die Hochflächen meist noch mit dichten Wäldern bedeckt waren, die erst allmählich gerodet und in Äcker verwandelt wurden. So befand sich z. B. nach einer Urkunde aus dem Jahre 943 inmitten eines großen Waldbezirkes, der vom Gebiet der Nette und Nitz bis zur Hohen Acht und über Adenau hinaus reichte, auf der Hochfläche nur das einzige Dorf Nachtsheim, südlich von Virneburg. Bald darauf entstanden Welcherath westlich, Ketterath südlich, dann Wanderath nordöstlich durch Rodung des Waldes. Noch später wurden Dörfer gegründet, deren Name gewöhnlich auf „-bach" und in noch späterer Zeit meist auf „-scheid" lautete.

Daß im Laufe der Jahrhunderte, namentlich in den Kriegszeiten des 16. und 17. Jahrh. fremdes Blut sich mit dem germanischen in der Eifel vermischte, auch einzelne kleine fremde Niederlassungen entstanden, kann uns nicht wundern. So ist, wie schon einmal erwähnt, das kleine Dorf Bisholder bei Güls in der Nähe von Coblenz spanischen Ursprungs; noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts rechneten seine Bewohner nach spanischen Thalern, bestimmten die Größe ihres Landbesitzes nach spanischen Morgen, lebten abgeschlossen gegen die benachbarten Orte und zeigten auch in ihren körperlichen Merkmalen, in Größe, Haut- und Haarfarbe, ihre südliche Abstammung. Die Orte Kassel und Spessart, beide in der Nähe von Kempenich, verdanken ihre Gründung nicht, wie man vermuten könnte, späteren Zuzüglern aus dem Innern von Deutschland, sondern sind römisch, bzw. altdeutsch.

Neben den Deutschen, welche die früheren Bewohner allmählich aufgesogen, germanisiert haben, wohnen, abgesehen von wenigen Flamländern im Nordwesten, am Südabhange des Hohen Venns im Gebiete der Warche und Amel in geschlossener Masse die Wallonen, offenbar ein keltischer Stamm, der mit Romanen durchsetzt ist. Sie haben ihre eigene Sprache, ihre Charaktereigentümlichkeiten und ihre körperlichen Merkmale inmitten der deutschen Niederlassungen zu wahren gewußt.

Die wallonische Sprache ist eine romanische mit vielen keltischen Elementen; sie hat auch einzelne Worte bzw. Wortstämme aus dem Deutschen aufgenommen und bildet, wie das heutige Normannische, einen nordfranzösischen Dialekt mit altertümlicher Flexion und zerfällt wieder in eine Reihe verschiedener Idiome. Es hat sich in dieser Sprache auch eine besondere Litteratur entwickelt, die in ihren alten Denkmälern manche urwüchsige, zum Teil auch dunkle, anderweit gänzlich unbekannte Ausdrücke enthält. Die Wallonen bedienen sich neben dem Wallonischen als Umgangssprache auch des Französischen, welches sie meist sehr gut sprechen, und daneben vielfach auch des Deutschen. Der Hauptort Malmedy, in reizender Lage an der Warche, hat sich in seiner an eine Großstadt erinnernden Anlage mit seinen stattlichen, gut erhaltenen Häusern vollständig den Charakter einer wallonischen Stadt bewahrt, während die Bewohner durch feinen Ton, höfliches, zuvorkommendes Benehmen und durch ihre ganze Bildung im wesentlichen französischen Charakter zeigen.

Die Wallonen, die sich durch ihre Einfachheit, sowie ihre körperliche Kraft und Ausdauer hervorthun und daher bereits im Mittelalter als tüchtige Soldaten geschätzt waren, leider aber auch vielfach dem Schnapsteufel ergeben sind, teilweise wohl auch gern dem Fischfrevel, der Wilddieberei und dem Schmuggel obliegen, haben — nach den Beobachtungen des Verfassers — lange und verhältnismäßig hohe Schädelbildung, schwarzes Haar, dunkle Augen und auch eine verhältnismäßig dunkle Hautfarbe, während bei den germanischen Bewohnern der Eifel trotz ihrer Vermischung mit kelto-romanischem Blute die helle Farbe, blondes Haar und blaue oder graue Augen vor-

wiegen; namentlich findet sich bei den Kindern in den jüngeren Jahren das flachsblonde Haar. Männer und Frauen der Wallonie tragen im Sommer bei der Feldarbeit kegelförmige, hohe Strohhüte mit breitem, herabhängendem Rand und einem Nackenschleier; dabei gehen sie meist in kurzen Hemdärmeln und schützen den Oberkörper nur durch eine meist bunte Weste bzw. ein Mieder; die dunklen Beinkleider der Männer reichen nur bis zum Knie, die faltenreichen Röcke der Frauen sind so kurz, daß sie beim Bücken, bei der Feldarbeit u. s. f., die Erde nicht berühren. Die Häuser liegen meist einzeln, sehr selten in Reihen aneinander. Die Dörfer bedecken daher trotz der kleinen Zahl ihrer Bewohner eine sehr große Fläche; so dehnt sich z. B. das Dorf Sourbrodt allein an der Hauptstraße auf mehr als $1^1/_2$ km aus, obschon nur 13 oder 14 Gehöfte dort liegen. — Jedes Gehöft ist von einer dichten Hecke aus Hainbuchen umgeben, welche bis zu 15 m hoch ist und durch die ineinander geschlungenen Zweige eine feste Schutzmauer gegen die häufigen Herbst- und Winterstürme und gegen die gewaltigen Schneemassen bildet. Das einstöckige Haus liegt immer an der Westseite der Umfriedigung; sein ziemlich steiles Strohdach reicht auf der Vorderseite bis dicht über die Eingangsthür, auf der Rückseite aber geht es ganz an der Hecke bis fast an die Erde hinab, so daß sich hier an dem Hause kein Schnee aufhäufen und auch der Wind das Dach nicht heben kann. Tritt man durch die Hausthür ein, welche vielfach aus zwei übereinander befindlichen Halbthüren besteht, so befindet man sich sofort in der Küche, in welcher die Familie auch ihre Mahlzeiten einnimmt. Auf der einen Seite des Einganges befindet sich, meist an der Straßenseite, eine Stube, gewöhnlich die einzige des Hauses, die immer Fenster zum Hofe, bisweilen auch gegen die Hecke zur Straße hat. Hinter der Küche und unter dem Dache, wo sie durch eine leiterartige Treppe von der Küche aus erreichbar sind, liegen die Schlafräume für die Kinder, Mägde und Knechte. Auf der zweiten Seite der Küche befindet sich der Stall und darüber die Scheune unter einem Dache mit der Wohnung. An Winterabenden und bei heftigen Schneewehen

26*

kann man daher, ohne den Hof zu berühren, zum Vieh gelangen, dessen Stallung durch seine Lage stets warm bleibt und zur Erhaltung der Wärme des Hauses beiträgt. Diese Anlage und Einrichtung des wallonischen Vennhauses hat sich infolge seiner praktischen Anpassung an die klimatischen Verhältnisse des Hochlandes weit in das Gebiet der deutschen Niederlassungen auf dem Venn und auch rechts der Roer auf dem Plateau von Dreiborn ausgebreitet; so z. B. findet man diesen Hausbau in Kalterherberg, Höfen, Imgenbroich, Mützenich, Conzen, Simmerath, Kesternich, Paustenbach, Lammersdorf, Eicherscheid und a. a. O. im Kreise Montjoie.

Eine besondere Vorliebe und Begabung zeigen die Wallonen für Musik und Blumenzucht. Selbst in kleinen Dörfern finden sich an bestimmten Abenden die Bauern, jung und alt, nach dem schweren Tagewerk zusammen, um sich strengen Übungen in der Instrumental- oder Vokalmusik noch stundenlang hinzugeben, wobei besonders rühmend hervorzuheben ist, daß während der ganzen Dauer der Übungen alle Teilnehmer sich des Rauchens und Trinkens enthalten trotz ihrer Neigung hierzu. Dadurch ist auch der außerordentliche Erfolg erklärlich, mit dem die großen Gesang-Vereine aus der Wallonie bei internationalen Wettstreiten auftreten. Das Stimmenmaterial ist meist vortrefflich, namentlich reich an guten Tenorstimmen. Malmedy zählt vier Musik-Vereine, die alle recht Tüchtiges leisten; im kleinen Orte Ligneuville besteht ein Chor und ein Instrumental-Verein, von dem einst der zufällig anwesende Verfasser Wagnersche Musik exakt vortragen hörte. — In den Thälern und auf den niedrigeren Teilen der Hochflächen sucht der Wallone, wenn irgend möglich, ein Gärtchen am Hause anzulegen, wo er neben Salat und Gemüse Blumen pflanzt, bei denen er die grellen Farben bevorzugt; vielfach zieht er natürlich auch Blumen in Töpfen an den Fenstern. In dem deutschen Teile des Gebietes sind beide Neigungen, sowohl für Musik wie für Blumen, nicht so stark entwickelt, namentlich nicht auf den nördlichen Abfällen des Gebirges, wo die Germanen durchschnittlich naturalistischer angelegt erscheinen, während die Vorliebe für Blumenzucht an der Mosel und in den südlichen Gebirgsteilen überall auch vorhanden ist.

Daß bei den Charakteranlagen und der Sprache der Wallonen früher eine gewisse Hinneigung zu den stammverwandten Belgiern und Franzosen sich geltend machte, ist wohl kaum verwunderlich; sie zeigt sich in mancherlei kleinen Zügen. So liegt an dem Übergang der Landstraße von Eupen nach St. Vith über die Warche der Hof St. Helena und die Waterloo-Mühle. Heute aber sind die Wallonen fast ausnahmslos gute, königstreue Preußen, wie alle Bewohner der Eifel und des Moselgebietes.

Gegenwärtig wird die preußische Wallonie umschlossen von dem Hohen Venn im Norden und von der Amel im Süden; im Osten bildet die Vennbahn ziemlich genau die Grenze gegen das germanische Gebiet. Es liegen hier außer Malmedy nördlich der Warche die rein wallonischen Orte im Hohen Venn: Outrewarche, Robertville, Sourbrodt, Ovifat, Longfaye, Xhoffraix, Mont, Bevercé, Berninster, Burneuville, Meiz und Warche; auf der Hochfläche zwischen Warche und Warchenne: Weywertz, Champagne, Gueuzaine, Bruyères, Walk, Libomont, Boussire, Gdoumont und Chôdes; südlich der Warchenne: Faymonville, Weismes, Rémouval, Arimont, Baugnez, Géromont, Hedomont, Préaix, Xhurdebise, Otaimont, Falize, Bethevaux, Thioux, Xhouruy, Planche, Lasneuville, Lamouriville, Reculemont, Pont, Ligneuville, Thirimont und Ondenval. Im ganzen leben im Kreise Malmedy wohl 15—16000 reine Wallonen. Wie weit in früheren Jahrhunderten die keltoromanische Bevölkerung sich erstreckte, ob sie sich verhältnismäßig vermehrt oder vermindert hat, ob namentlich das Deutschtum sie langsam zurückdrängt oder von ihr zurückgedrängt wird, darüber sind dem Verfasser keine festen Daten bekannt. Nach mancherlei Zeichen, z. B. nach den wallonischen Namen altangesessener Familien, scheint sich aber das wallonische Gebiet früher weiter nach Norden über das Hohe Venn und das Roerthal und nach Südosten in das Urthal bis in die Gegend von Schönberg erstreckt zu haben.

Die Bewohner des Eifelgebietes sind in weit überwiegender Zahl katholisch; nur in jenen wenig ausgedehnten Gebieten, welche vor der französischen Zeit zur Pfalz und zu den Grafschaften Veldenz und Sponheim gehörten, sind die Einwohner ausschließlich oder überwiegend

evangelisch. Auch im Schleidener Thale ist die Zahl der Protestanten nicht unbeträchtlich, und im letzten Jahrhunderte unter der preußischen Herrschaft haben sich in den Kreisstädten und auch sonst kleine evangelische Gemeinden gebildet. Die Zahl der Israeliten ist unbedeutend; sie leben meist abgeschlossen für sich und treiben hauptsächlich Viehhandel.

Die Lebensweise war und ist auch noch heute sehr einfach; Fleisch wird von den Bewohnern selten gegessen; das Frühstück, welches erst nach der ersten Morgenarbeit genossen wird, bestand früher ausschließlich aus einer kräftigen Erbsensuppe oder Haferbrei; an deren Stelle ist aber jetzt vielfach Kaffee und Brot mit Schweineschmalz oder Kartoffeln getreten; Butter wird selten benutzt. Gemeinsam wird das Frühstück, wie auch das Mittagessen und das Abendbrot eingenommen. Jedoch sitzt die Familie an dem einen, das Gesinde an einem anderen Tische im selben Zimmer, während der Meisterknecht das Zeichen zum Beginn und zum Schlusse des Mahles giebt, indem er das Gebet spricht. Das Mittagessen besteht aus kräftiger Suppe und Kartoffeln oder Hülsenfrüchten, wozu an Sonn- und Feiertagen Speck- oder Dörrfleisch kommt, das Abendbrot aus Kartoffelsuppe. Zur Vesperzeit wurde früher auf dem Felde bei dem Brot ausschließlich Schnaps getrunken, jetzt trinken die Arbeiter vielfach auch Kaffee, den man ihnen hinausschickt. Am Abende betet, besonders während der Fastenzeit, der Hausherr den Rosenkranz vor, und bald nach 9 Uhr liegen in dem Berglande die Dörfer in voller Ruhe. Die Bewohner des Thales schließen den Tag meist nicht so früh. Hier zieht die Jugend, ihre schönen Volksweisen singend, noch durch die Straßen des Dorfes, während die älteren Männer am Ufer des Flusses oder beim Weine sitzen und über die sie interessierenden Fragen, die meist den Weinbau betreffen, plaudern.

Die alte Sitte, an den Winterabenden abwechselnd in den einzelnen Häusern zusammenzukommen, wobei die Frauen und Mädchen den selbstgezogenen Lein verspannen, die Burschen die alten Sagen erzählten, ist fast gänzlich erstorben und das Spinnrad verschwunden. Der Eifel-Verein hat jedoch nicht ohne Erfolg an-

geregt, wieder Lein und Hanf anzubauen und Spinnrad und Webstuhl wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. Der frühere Grundsatz „Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist des Bauern beste Tracht“ war aus manchen falschen Gründen ganz außer Beachtung gekommen; man glaubte, daß das selbst hergestellte Kleid teurer sei, als das in der Fabrik gemachte. Freilich braucht der Landmann mehr Mühe und mehr Zeit zum Zubereiten der Pflanzenfasern, zum Spinnen, Weben und Nähen, und rechnet man den Tagelohn für diese Arbeit vollständig mit, so kostete die fertige Kleidung freilich mehr, als der Preis der Kleider in den Warenlagern ist. Aber der Landmann, der schwere Arbeit im Felde und in der Scheune leisten muß, hat auch manche müßige Stunde an den langen Winterabenden, oder wenn Regentage die Arbeit im Freien unmöglich machen. Hausindustrie, welche dem Bauer einen entsprechenden Tagelohn einbrächte, giebt es nicht, und da ist es sicher wirtschaftlich und auch vom sittlichen Standpunkte aus richtiger, wenn der Arbeitslose die Zeit zur Herstellung seiner Kleiderstoffe und seiner Geräte benutzt. Die Arbeit adelt ihn und läßt ihn das mit eigner Hand hergestellte Gewand höher schätzen, während das Nichtsthun ihn ins Wirtshaus führt, ihn wirtschaftlich und sittlich niedergehen läßt. Hoffentlich ist die Zeit nicht so fern, wo im Frühjahre wieder wie früher in der Eifel überall bei den Dörfern auf den ausgedehnten Wiesen die selbst gesponnene und gewebte Leinwand von dem Winterfleiße der Bewohner den hellglänzenden Beweis giebt.

Die Tracht ist im allgemeinen noch dieselbe geblieben, wie früher. Im Sommer wiegen bei den Männern blaue leinene Kittel, an Sonn- und Festtagen dunkle Joppe und Weste, kurze (bisweilen lederne) oder auch lange Hosen, hohe wollene Strümpfe und ein breitrandiger, niedriger Hut vor; im Winter tritt an die Stelle des Leinens „Türtig“, ein aus Leinen und Wolle angefertigter Stoff. Bei großer Kälte und Regen wird über die Joppe der Kittel gezogen. Die Frauen tragen weite, faltenreiche, aber nicht lange Röcke, welche auf den künstlich durch „Welsen“ verstärkten Hüften ruhen, vorn zugeschnürte Leibchen und auf dem Kopfe Mützchen. Grelle, bunte Farben sieht man außerhalb der

Wallonie nicht. Die Schuhe sind ausschließlich von Leder, oft aber mit Holzabsätzen versehen. Auf dem Maifelde und an der Mosel, in deren Thal schon vielfach die ursprüngliche Bauerntracht der immer mehr sich ausdehnenden städtischen Kleidung gewichen ist, tragen die Frauen und Mädchen auf dem Kopfe ein halbmondförmiges Mützchen mit breiter silberner oder goldener Spitze und einen glatten Haarpfeil. Statt des Leibchens haben sie eine vorn zugeschnürte, ärmellose Jacke und eine Überjacke. Die Tracht der Männer ist hier überwiegend ein langer Rock.

Von Charakter sind die Bewohner ernst, fleißig, einfach und sehr genügsam, aber etwas schwerfällig und ohne eigene Initiative, daher Neuerungen nur schwer zugänglich, dagegen treu und fest am Alten hangend. Schwere Verbrechen sind selten. Leichter von Naturell und rascher im Handeln sind die Wein bauenden Bewohner des Moselthales. Die Schwere ihrer Arbeit, die oft in vielen Jahren entweder gar keinen oder doch nur ungenügenden Lohn abwirft, macht sie meist hager, aber fest und sehnig; früh alternd, sind sie doch immer fröhlich, zum Scherzen und Singen aufgelegt, selbst wenn die äußeren Verhältnisse sie schwer drücken. Es ist dies wohl eine Folge vom Genuß des leichten Moselweines, den Mann wie Frau bei der Arbeit im Freien trinkt.

Die früher zahlreichen eigenen Gebräuche, die sich durchweg an kirchliche Feste anlehnten, waren meist nur örtlich und sind vielfach gänzlich ausgestorben; nur einzelne haben sich ziemlich allgemein bis in unsere Tage erhalten. Das Hauptfest ist im ganzen Lande die Kirchweihe oder „Kirmeß". Vier bis fünf Wochen vorher werden die Burschen des Dorfes durch eine Trommel zusammenberufen und alle über 18 Jahre alten Mädchen nach einer vorher aufgestellten Liste unter sie versteigert. Der Steigpreis muß sofort bar erlegt werden und wird an demselben Abend oder auf der Kirmeß gemeinsam vertrunken. Von nun an darf kein anderer Bursche, als der Ansteigerer, an dem Mädchen freien, worüber zwei besonders angestellte Hüter zu wachen haben; Zuwiderhandlungen werden bestraft. Am Kirchweihfeste selbst, wo die Mahlzeiten viel reicher sind,

als an gewöhnlichen Sonntagen, und der Kalbsbraten neben dem Reisbrei eine große Rolle spielt, holt jeder Bursche die angesteigerte Schöne, die in manchen Gegenden nach dem Nachmittagsgottesdienste ihm ein seidenes Halstuch „angespengelt" (durch eine Nadel angesteckt) hat, zum Tanz und widmet sich ihr ausschließlich, wogegen diese auch mit keinem andern Burschen tanzen darf. Am zweiten Tage, der sog. „kleinen" Kirmeß aber hat sie, wenigstens an einzelnen Orten das Recht, sich den Burschen auszuwählen. Auch auf der Nachkirmeß, dem Sonntage nach dem Feste, findet vielfach noch Tanzbelustigung statt. Nach dieser ist der durch die Versteigerung gemachte Bund aufgehoben; Burschen und Mädchen sind wieder frei, während eine wirkliche oder nur vermeintliche Verletzung der Rechte eines Ansteigerers unter den sonst friedfertigen Burschen Zank und selbst blutigen Streit herbeiführt, bei dem gar zu leicht das Messer eine Rolle spielt.

An vielen Orten wird schließlich das Fest feierlich begraben, indem die Burschen einen Strohmann „die Kirmeß" herstellen, ihn in gemeinsamem Zuge vor das Dorf tragen und in einer Grube verschütten.

Die Verlobung — Hillig oder Handstreich genannt — fand gewöhnlich Samstags in Gegenwart der ganzen Verwandtschaft, der Freunde und Freundinnen bei festlichem Abendessen statt, wobei der Bräutigam der Braut das „Handgeld" (Gottesheller) gab. Dabei schossen die Burschen des Dorfes vor dem Hause, wie überhaupt keine größere Festlichkeit ohne „Feuer" denkbar war. Dafür mußte den Burschen Schnaps oder Bier gereicht werden. Geht die Verlobung zurück, so wird der verlassenen Braut ein „Strohmann", dem verlassenen Bräutigam ein „Strohmädel" in der Hochzeitsnacht des andern Teiles auf das Haus gesetzt; statt dessen streut man auch „Kaf" (Spreu) vor die Hausthüre, oder man „körbt" die betreffende Person, indem man ihr beim Ausgange einen Korb ohne Boden über den Kopf stülpt und bis über die Arme zieht. Braut und Bräutigam knieen vor ihrem Kirchgange zu Hause auf einem weißen Tuche nieder, bitten die Eltern oder deren Vertreter um Verzeihung für alles Leid, welches sie ihnen etwa zugefügt hätten,

und erhalten hierauf feierlich den elterlichen Segen. Mit Kranz und Strauß geschmückt gehen sie, von je zwei Freundinnen bzw. Freunden geführt, zur Kirche, wo der Geistliche nach der Einsegnung der Braut ein Taschentuch schenkt. Auf dem Rückwege werden die Brautleute „abgefangen", indem nicht geladene Bekannte, besonders aber Arbeiterinnen den Weg durch ein Band versperren und in einem Verse dem jungen Paare Glückwünsche aussprechen. Durch Annahme eines Schnapses und durch die „Lösung", ein Geldgeschenk, müssen sich die jungen Eheleute freikaufen. Der Hauptteil des Festes besteht natürlich wie überall in einer Schmauserei, welche meist über die Verhältnisse hinausgeht, und bei der auch gewaltig dem Wein, dem Bier und leider auch dem Schnaps zugesprochen wird. Da der Brautvater nach den Zurüstungen des Festes geschätzt wird, so sucht jeder den andern zu übertreffen durch Ausdehnung und Einrichtung des Mahles und Auswahl der Speisen und Getränke; namentlich gehört eine schwere Kalbskeule auf den Tisch, die überhaupt in dem ganzen Gebiete als Festtagsbraten gilt. Selbst wenig begüterte Landleute nehmen zur Hochzeit mehrere Musikanten, die den Brautzug zur Kirche geleiten, die Nacht hindurch zum Tanze aufspielen und, bisweilen erst am dritten Tage, die auswärtigen Gäste unter Spiel zum Dorfe hinausbringen. Diese ausgedehnten, die wirtschaftliche Lage der Landbewohner weit übersteigenden Feste haben aber sehr nachgelassen. An der Mosel ist der Schmuck der Braut der meist aus vergoldetem Silber bestehende Haarpfeil, dessen Verlust infolge eines Fehltrittes die schwerste Schmach für eine Moselanerin bedeutet; natürlich fehlt der Brautkranz nicht. Bei den Festen wird fast ausschließlich Wein getrunken. Bei Kindtaufen haben „Pate" und „Gote" allen Anwesenden (oft allen Frauen des Ortes) eine Erfrischung zu geben, die meist aus Kaffee und Wein besteht. Eine Frau, die zum erstenmale nach ihrer Verheiratung einer Taufe anwohnt, wird „in die Zunft eingeführt", indem sie jedem der anwesenden Weiber einen Weck kaufen muß. Die Mutter des Kindes ist nicht zugegen, weil die Taufe stets in den ersten Tagen nach der Geburt in der Kirche stattfindet. Im Maifelde führen die Paten nach der

Taufe die Frauen in das Wirtshaus und geben ihnen kalte Weinsuppe und verzuckerten Wein, von dessen Genuß sie trunken werden und zu „krähen" beginnen; eine Taufe ohne dies Krähen wird nicht für richtig gehalten.

Um das Sterbebett eines Vaters oder einer Mutter sind immer alle Angehörigen versammelt; der Kranke segnet die Kinder, ermahnt sie zu einem gottesfürchtigen Leben, bittet alle, die er im Leben beleidigt habe, um Verzeihung und verzeiht auch allen, die ihm im Leben zu nahe getreten sind; beim Eintritt des Todeskampfes reicht man ihm ein Kruzifix zum Kusse, hält ihm eine geweihte Kerze vor und läßt die „Benediktusschelle" erklingen. Nach dem eingetretenen Tode drückt man der Leiche die Augen zu, wäscht sie, zieht ihr das Totenhemd an, legt sie auf das Paradebett, „auf den Schoof", und bedeckt sie bis auf den Kopf und die gefalteten Hände mit einem Leintuche. Nachts halten Bekannte des Hauses die „Totenwache". An dem Leichenbegängnisse, das fast ausschließlich vormittags nach dem Trauergottesdienste stattfindet, nehmen alle Verwandten teil, auch die fern wohnenden, denen es eben möglich ist Nach der „Leiche" müssen die Hinterbliebenen allen anwesenden Freunden und Verwandten ein „Leichenmahl" oder „Neuessen" geben, bei dem Küche und Keller oft mehr leisten müssen, als bei Hochzeiten.

Von den anderen eigenartigen Gebräuchen mögen hier noch wenige besonders bemerkenswerte erwähnt werden. Das sind zunächst die Gesindemärkte, welche sich an mehreren Orten bis auf unsere Tage erhalten haben; namentlich finden sie noch statt zu Neuerburg, Prüm, Wittlich, Lutzerath am Stephanustage und in Münstermaifeld am 27. Dezember. Es ist Gebrauch, daß auch die Söhne und Töchter der wohlhabenderen Landleute auf einige Jahre wenigstens in fremde Dienste treten, die der ärmeren aber sich auswärts ihren Lebensunterhalt zu verdienen suchen. An den genannten Tagen strömen alle diejenigen, welche Arbeit als Knecht oder Magd suchen, auf dem Marktplatze jener Orte zusammen, und die Bauern, welche Dienstleute nötig haben, aber auch Gesinde-Vermittler aus den Industriebezirken des Niederrheins besuchen den Markt, um die nötigen Kräfte zu dingen.

Nachdem der Lohn und die sonstigen Bedingungen alle festgesetzt sind, wird durch Zahlung bzw. Annahme des „Handgeldes" der Mietvertrag vollständig. Außer dem Lohne in barem Gelde wird stets auch die Art des jährlichen Geschenkes, meist sind es Kleidungsstücke, festgesetzt. Da den Arbeitnehmern bedeutend höhere Löhne in den Industriebezirken geboten werden, als dies in der Heimat von den Landwirten geschehen kann, so findet jährlich ein bedeutender Abzug von jungen Leuten, und zwar gerade der kräftigsten, aus dem Berglande statt, nur die schwächeren bleiben zurück. Wer aber einmal fortgezogen ist, der kehrt selten in die Heimat, in die Berge mit ihrem einfacheren Leben und dem schweren Kampf um das Dasein zurück; er ist für die Heimat verloren. Nach einer dem Verfasser gewordenen Mitteilung waren auf einem großen Bahnhofe des niederrheinischen Industriebezirkes 60 der kleineren Beamten und Arbeiter alle aus der Gegend von Hillesheim und Dreis in der Eifel gebürtig. Aus obigen Umständen erklärt es sich leicht, daß die Zahl der Einwohner in den auf dem Hochlande liegenden Kreisen schon seit einer Reihe von Jahren in steter Abnahme begriffen ist, und daß bei den Aushebungen zum Militärdienste die Eifelkreise mit ihrer nur Ackerbau treibenden Bevölkerung doch nicht die verhältnismäßige Anzahl von diensttauglichen Mannschaften liefern.

Bei Beginn der Fastenzeit fanden früher fast in der ganzen Eifel besondere Volksbelustigungen statt, deren Ursprung teilweise vielleicht noch in die heidnische Zeit hineinreicht, und die vielfach erst in den letzten Jahrzehnten ausgestorben sind. Dahin ist z. B. das „Burgbrennen" und das „Radscheiben" zu rechnen. Am ersten Sonntag in der Fastenzeit, dem sogenannten „Burg- oder Hüttensonntag", sammelte die männliche und weibliche Jugend nachmittags nach dem Gottesdienste bei den Bewohnern des Ortes Kartoffeln, Stroh, Butter, Speck, Mehl, Eier, Milch und brachte alles in ein Haus, meistens in dasjenige des zuletzt verheirateten Paares. Während hier die Mädchen aus den gesammelten Lebensmitteln eine Mahlzeit bereiteten, zogen die Burschen unter Anführung des Hausherrn mit Reisig und Stroh auf eine benachbarte, möglichst weit sichtbare Höhe, bildeten aus einer vorher

beschafften schlanken Buche ein hohes Kreuz, umwickelten dies mit dem Stroh und dem Reisig und stellten es dann im Boden aufrecht. Beim Läuten der Abendglocke wurde das Kreuz, „Hütte" oder „Burg" genannt, in Brand gesetzt; die Jugend ging entblößten Hauptes und laut betend um das Feuer herum und dann zurück zu dem Dorfe, um das inzwischen fertig gestellte Mahl zu genießen.

An Stelle des Burgbrennens trat an zahlreichen anderen Orten das „Radscheiben". Der jüngste Ehemann des Ortes mußte ein Rad stellen, das ebenfalls mit Stroh und Reisig dicht umflochten und dann auf die Spitze eines Berges geschleppt wurde. Unter Musikbegleitung zog bei Einbruch der Nacht die männliche Jugend auf die Höhe, zündete dort das Rad an und ließ es hinabrollen; zwei Burschen mit Knütteln folgten ihm, um es immer in Bewegung zu erhalten, bis zu dem Bache im Thale, wo das Feuer gelöscht wurde. Die vorher „versteigerten" Mädchen hatten sich inzwischen mit Backwerk, welches sie selbst zubereiteten, in einem Saale zusammengefunden. Die Bursche kamen dorthin zu ihnen, und das Fest schloß mit einem Tanze, wobei das durch die Versteigerung der Mädchen erlangte Geld in Wein umgesetzt wurde. Von dieser Sitte hat ein Berg bei Dreis den Namen Rädersberg erhalten.

Am Donnerstag vor Fastnacht hatten die Frauen überall das Regiment. Sie zogen in den Gemeindewald, fällten den schönsten Baum, verkauften ihn und veranstalteten für den Erlös ein Gelage. Die Forstbehörde hat erst um die Mitte unseres Jahrhunderts diesen Gebrauch unterdrücken können. Am 20. Januar wurden früher alljährlich im Schulsaale zu Kyllburg Hahnenkämpfe veranstaltet, wobei der Knabe, dessen Hahn die meisten Gegner aus dem Felde geschlagen hatte, zum König-Hahn für das kommende Jahr ausgerufen wurde; als solcher hatte er die Pflicht, auf Mariä Lichtmeß (2. Februar) die zwölf ältesten Schüler nach Himmerod zu führen, in dessen Kloster sie für zwei Tage Aufnahme und Verpflegung fanden. Am Donnerstag vor Fastnacht fanden sich alle Schulknaben morgens in seiner Wohnung ein, jeder mit Zinnteller, Löffel und Gabel versehen und zogen unter seiner Führung nach St. Thomas, eine Stunde aufwärts

an der Kyll, wo sie auch zwei Tage verpflegt wurden. — Die „Eierlage" in Schönecken, eine allgemeine Volksbelustigung, welche noch heute in diesem Dorfe am Osterdienstag stattfindet, stammt aus der Blütezeit der dortigen Burg; es ist eine Art Wettlauf zwischen zwei Burschen des Ortes, wobei der eine nach einem $^3/_4$ Stunden entfernten Orte und zurück läuft, während der andere inzwischen 110 je eine Elle voneinander entfernt liegende Eier aufrafft und in einen am Ende der Reihe stehenden Korb legt. Wer zuerst von beiden seine Aufgabe erledigt hat, ist Sieger und wird mit Blumen geschmückt.

Das Umherziehen der heiligen drei Könige, das Begehen des Maifestes, das Schmücken der Gräber am Allerseelentage mit Kränzen und Lichtern, der Umzug der Kinder mit Fackeln aus hohlgemachten Kürbissen oder Runkelrüben am Martinsabend, dem „Märtelstag", die allgemeinen großen Jagden auf Hubertus, das Beschenken der Kinder am Nikolausabend u. s. f. waren und sind Sitten, die man noch heute im ganzen Lande findet. Der Christbaum ist noch sehr wenig bekannt; er ist erst durch die fremden Einwanderer aus Nord- und Ostdeutschland hierher gebracht worden.

Ungemein groß ist die Zahl der Sprüche, Rätsel, Sagen und Legenden, die sich im Volksmunde erhalten haben und teilweise ernsten Charakter, teilweise aber auch eine heitere Lebensauffassung zeigen. Die Sagen beziehen sich, wie überall in Deutschland, bald auf allgemein verbreiteten Aberglauben, das Wodansheer, den Wilden Jäger, auf Wichte oder Heinzelmänner, Riesen und Spukgeister, die namentlich auf „Heidengräbern" und an Kreuzwegen ihr Wesen treiben, auf Bergschätze, Hexen u. s. f., bald aber knüpfen sie an Berge, Flüsse, alte Burgen und deren Bewohner, besonders auch an die tiefen, geheimnisvollen Maare an.

II.

# Wein- und Obstbau.

Als die Römer das linksrheinische Gebiet in Besitz nahmen, fanden sie noch keine rationelle Bebauung des Landes vor; die Bewohner kannten keine höheren Ansprüche an das Leben und betrieben deshalb nur den Raubbau auf Getreide, Jagd und auch wohl Fischfang; zum größten Teile war das Land noch von ausgedehnten Waldungen bedeckt. Die römischen Ansiedler führten erst den regelrechten Ackerbau ein und suchten die Produkte der Heimat auch in dem neuen Lande zu gewinnen.

Die von einigen Seiten ausgesprochene Vermutung, die alten Treverer hätten schon vor Cäsars Zeit eine so hoch entwickelte Kultur gehabt, daß sie den Wein bereits an den Hängen der Mosel anbauten, wird weder durch die historische Überlieferung, noch durch archäologische Funde begründet; sie ist zweifellos unrichtig. Die Römer aber erkannten bei ihrer scharfen Beobachtung der realen Verhältnisse bald, daß die Berge der Mosel wohl geeignet seien für die Anpflanzung des Weinstockes, und ihnen verdanken Mosel-, Ahr- und Rheinthal diese Hauptgrundlage ihres wirtschaftlichen Reichtums. Daß zur römischen Zeit der Weinbau bereits von hoher Bedeutung war und der erzeugte Wein einen wichtigen Handelsartikel bildete, beweisen die Verse, mit denen Ausonius in seiner Mosella den Wein preist, indem er ihn den damals berühmtesten Weinen des Südens zur Seite stellt; ferner zeigen es die erhaltenen bildlichen Darstellungen, so namentlich

die gewaltigen Skulpturen aus der Burg Konstantins in Neumagen. Über die Traubensorten, über die Pflege des Weines und über die Wertschätzung der einzelnen Eigenschaften desselben ist uns nichts Sicheres bekannt, doch dürfte der Geschmack mit dem unseren kaum übereingestimmt haben. Die einzige Stelle, an der man die Spuren des römischen Weinbaues fand, ist die Umgebung des Apollinaris-brunnens im Ahrthal; hier stieß man bei der Ausschachtung eines Abzugskanals tief unter dem heutigen Boden auf regelmäßig angelegte Rebenpflanzungen, in denen Münzen von Gallienus gefunden wurden.

Mit dem Eindringen der Deutschen in das römische Reich wird der Weinbau, wie alle übrigen Kultureinrichtungen, schwer gelitten haben; aber die seßhaften unterworfenen Bauern haben zweifellos ihre Äcker und Weinberge weiter bebaut. Von ihnen haben dann die germanischen Einwanderer die Kunst des Weinbaues gelernt, um so mehr, als sie nach ihrer Christianisierung des Weines zu liturgischen Zwecken bedurften. Die Niederlassungen der Benediktiner, welche sich unter den Karolingern rasch ausbreiteten, verwandten auf alle Zweige der Landeskultur, auf Rodung von Wäldern, Anbau von Körnerfrüchten und Gemüsen, Obstzucht und Weinbau, sehr große Sorgfalt; von ihnen wird die Anpflanzung des Weinstockes immer weiter ausgedehnt worden sein. So wurde denn im Mittelalter im Gebirge an Stellen Wein gezogen, wo heutzutage die Traube selbst als Spalierobst an Gebäuden nicht zur vollen Reife kommt. In Prüm wurde Wein erzeugt, und an dem Südabhange der Ober-Manderscheider Burg findet man mitten zwischen dem Gebüsche Reben, die sich als Zeugen einer alten Anpflanzung erhalten haben. Ähnliches fand auch in anderen Gegenden statt, so z. B. bei Fulda, wo am Frauenberge und auf der sogenannten Grillenburg einst Weinberge gestanden haben. Durch diese Thatsache wurde man in Versuchung geführt, zu glauben, das Klima der Eifel habe sich in den letzten Jahrhunderten wesentlich verschlechtert; doch dürfte dies kaum der Fall sein, wenigstens liegen sonst keine Thatsachen vor, welche diese Annahme begründeten, im Gegenteil wird die Rodung der ausgedehnten Waldungen und die Trockenlegung weiter Sumpfländereien die mittlere Sommerwärme erhöht haben. Aber

der Geschmack der Menschen hat sich wahrscheinlich stark verändert. In den rauhen Zeiten des Mittelalters waren die Sitten rauher und, wie schon an anderer Stelle gesagt wurde, der Geschmack zweifellos noch nicht so verfeinert wie heute; bei Speise und Trank wurde wesentlich auf das Kräftige gesehen. Die Gewinnung hochedler, feiner Weine im Sinne der Gegenwart war deshalb nicht das Ziel des Weinbaues; Edelfäule, Auslese, Vorlese waren noch unbekannt, und auch das Produkt, welches aus nicht völlig reifen Trauben gewonnen wurde, trank man eben im gewöhnlichen Leben.

Welche Traubensorten damals angepflanzt wurden, namentlich ob es weichere, früher reifende waren, ist unbekannt; jedenfalls überwog aber bis in das 13. Jahrh. der Bau der roten Traube, welche früher reift, als die weiße. In der Gegenwart wird diese nur ganz vereinzelt an der Mosel, dann aber im Ahrthal fast ausschließlich und auf beiden Seiten des Rheines von Dattenberg-Linz abwärts bis unterhalb Bonn gebaut, wo stellenweise noch am Vorgebirge ein sehr geschätzter Tropfen wächst; die Weingärten in der Ebene bei Bonn sind heute fast alle verschwunden. Sogar an der Roer bei Maubach und Winden, wo der Fluß aus dem Gebirgslande austritt, wird an den steilen Abhängen Rotwein gezogen; es sind die letzten Reste des im Mittelalter sich weit über Nideggen hinaus ausdehnenden Weinbaues. Meist wird jetzt die Frühburgunder-Rebe gepflanzt, welche den klimatischen Verhältnissen am besten zu entsprechen scheint; leider ist aber das erzielte Produkt trotz aller sonstigen trefflichen Eigenschaften nicht auf lange Jahre haltbar, sondern muß schon verhältnismäßig jung getrunken werden. Um dem Weine eine tiefrote Färbung zu sichern, pflanzt man vielfach zwischen die Burgundertrauben einzelne Stöcke südfranzösischer Reben, welche den Geschmack nicht ändern.

Im ganzen übrigen Gebiete, auf beiden Ufern der Mosel von der Landesgrenze bis Koblenz, in den Nebenthälern der Ruwer, Lieser, Salm und Elz, am Rhein unterhalb Koblenz, in dessen Nähe auch guter Rotwein wächst, und im Brohlthal bei Burgbrohl wird fast ausschließlich weißer Wein gezogen. Während früher überall der sogenannte Kleinberger vorherrschte, der zwar in manchen Jahren einen

geringen, in anderen aber einen sehr reichen Ertrag lieferte, tritt allmählich mehr und mehr der Riesling an die Stelle, der nie so viel „Brühe" in die „Bütte" liefert, aber die feinen, bouquetreichen und daher so hoch geschätzten Weine giebt. Eine dritte Rebsorte, „Heunisch" genannt, wird nur noch auf den Kalkbergen oberhalb Trier gepflanzt; sie ist sehr ertragreich, aber der erzielte Wein ist flach, stumpf, ohne jeden charakteristischen Geschmack; in den Bezirken unterhalb Triers ist diese Sorte wohl jetzt gänzlich verschwunden. Der weiße Burgunder, den man mit gutem Erfolge an einzelnen Orten am Rheine, z. B. im Enghöller Thal, angepflanzt hat, scheint an der Mosel nicht den geeigneten Boden zu finden; Ruländer und Österreicher werden nur an vereinzelten Punkten gezogen, noch seltener der Gutedel.

Bei der Anlage von Weinbergen ist eine ganze Reihe von Verhältnissen zu beachten, besonders das Klima. Bei einer Kälte von 20° unter Null erfrieren die Reben, daher ist der Anbau des Weines beschränkt auf diejenigen Gebiete, in denen nie oder nur äußerst selten und dann auch nur vorübergehend auf wenige Stunden das Thermometer auf den angegebenen Stand sinkt. Zu ihrer Reife bedarf die Traube möglichst großer und vieler Wärme. Unter sonst gleichen Verhältnissen bringt daher ein Weinberg, der nach Süden liegt und den Sonnenstrahlen frei ausgesetzt ist, das beste Produkt, und da die Wirkung der Strahlen um so größer ist, je senkrechter sie auf die Fläche fallen, so bieten die steilen Bergwände die besten Stellen für die Anlage von Weinbergen; theoretisch würde ein Berghang, der unter 30—45° ansteigt, sich an der Mosel am meisten für die Weinpflanzungen eignen. Die Nordabhänge sind alle unbrauchbar. Die nach Osten und Westen liegenden Hänge werden aber bei geeignetem Boden bepflanzt. Dabei zieht mancher Winzer es vor, daß die aufgehende Sonne sofort ihre erwärmenden Strahlen auf die Reben sendet, während andere es für günstiger halten, wenn der Weinberg am Abend möglichst lange der Sonne ausgesetzt ist; der Boden wird alsdann so stark erwärmt, daß er für die Nacht einen Vorrat an Wärme aufspeichert. An steilen Hängen werden durch große Mauern Terrassen

hergestellt, um das Abschwemmen des lockeren Bodens und der losen Felsstücke zu verhindern und um die Anlage und Bearbeitung zu erleichtern bzw. erst zu ermöglichen. Die Mauern bieten dabei noch den Vorteil, daß auch sie die Tageswärme für die kühlere Nacht aufgespeichert halten.

Nachdem man die Terrassen, wo sie erforderlich sind, hergestellt hat, werden in „Zeilen" und in gleichen Abständen Löcher gemacht. Diese füllt man mit gutem, fettem Humusboden, vielfach auch mit Rasenstücken und pflanzt dann die junge Rebe entweder als „totes Holz", d. h. als abgeschnittenen Zweig, oder als Wurzelrebe aus der Rebschule. Bei Weinbergen, in denen man Qualitätsweine erzielen will, wird die Entfernung von Stock zu Stock zu 1—1,18 m genommen, so daß die Sonne den Boden voll bescheinen und erhitzen kann. Wo man mehr auf die Menge sieht, werden die Reben enger aneinander gepflanzt, bis zu 0,75 m. Der Setzling wird im ersten und auch wohl noch im zweiten Jahre durch drei, eine Hohlpyramide bildende große Schiefersteine vor den direkten Sonnenstrahlen geschützt. Die jungen Reben tragen meist im dritten, bei Wurzelreben auch schon im zweiten Jahre die ersten Trauben, welche den besonders geschätzten „Jungfernwein" geben. Zum vollen Ertrag kommt der Weinberg erst im fünften bis siebenten Herbst.

Die Arbeiten, welche während des Jahres im Weinberge vorgenommen werden müssen, sind sehr zahlreich und anstrengend. Die Arbeiter bzw. die Arbeiterinnen — denn es werden mehr Frauen und Mädchen hierbei verwandt, als Männer — müssen auf steilen Pfaden und schmalen Treppen oft bis über 150 m, an einzelnen Stellen, z. B. an der Coberner Ley, im Calmont bei Bremm, sogar über 200 m hoch den Berg hinansteigen, oft schwer belastet mit Dünger oder Weinbergspfählen, wobei sie im Sommer beständig den glühenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sind. Der Weinberg erfordert viel Dünger; meist wird Kuhdünger verwandt, der oft noch verkehrterweise ausgebreitet statt oberhalb des Stockes untergegraben wird. Man rechnet durchschnittlich alle vier Jahre 1600 Centner guten Kuhdüngers auf das Hektar. Die Weinbergspfähle aus gerissenem Eichen- oder

27*

Akazienholz von 2,5 m Länge müssen stets ergänzt und neu befestigt und das Unkraut gejätet werden. Die Rebe ist zu schneiden und zu binden, der Boden zu „rühren", d. h. wiederholt zu lockern; die Triebe oder Loden sind nach der Blüte anzuheften und später nochmals aufzubinden, die schlechten Triebe auszubrechen und die Blätter zu lichten, damit die Trauben möglichst viel von den Sonnenstrahlen direkt beschienen werden. Dann kommt die Lese und nach dieser endlich noch das Losbinden der Reben. So ist der Winzer das ganze Jahr hindurch mit seinem Weinberge beschäftigt. Und wie oft ist seine Arbeit ganz ertraglos, wie selten lohnt ein guter „Herbst" seine Mühen und Anstrengungen; oft schon haben acht, neun, ja zehn Jahre nach einander nur Mißernten gebracht. Kein Zweig der Bodenkultur ist eben so sehr den Wechselfällen des Wetters ausgesetzt wie der Weinbau. Bald werden die jungen Triebe und Gescheine durch einen späten Maifrost vernichtet, oder es wird durch kühles Regenwetter die rechtzeitige Blüte verhindert, welche spätestens 14 Tage nach Johanni ganz vorüber sein muß. Dann wieder sind August und September, der Koch- und der Bratmonat, nicht warm genug, oder es tritt in der Reifezeit nicht genügend warmer Gewitterregen ein, der die Beeren schwellen läßt, und endlich kann noch zur Zeit der Lese dauerndes Regenwetter Fäulnis bringen und noch kurz vor der Erfüllung die schönsten Hoffnungen vernichten. Wahrlich zu bewundern ist die Ausdauer, mit der Jahr um Jahr auch bei den schwersten Mißerfolgen die mühevolle Arbeit geleistet und dabei stets noch der heitere Sinn bewahrt wird. Dadurch zeichnen sich die Winzer sehr zu ihrem Vorteil von der ackerbautreibenden Bevölkerung aus, welche so leicht zu Unmut neigt, wenn die Ernte nicht ihren Erwartungen entspricht. Wie schon gesagt, ist dieser Frohsinn wohl die Folge des leichten Weines, der bei der Arbeit auch von den Frauen reichlich genossen wird. Die Menschen werden natürlich trotz des sehnigen, kräftigen Wuchses bei der schweren Arbeit früh alt, namentlich verblühen die meist hübschen Mädchen und Frauen des Winzerstandes sehr rasch.

Die Weinlese, der manchmal eine Vorlese vorangeht oder eine Nachlese folgt, namentlich wenn eine ungleichförmige Reife der Trauben

durch ungünstiges Wetter herbeigeführt wurde, ist ein Freudenfest für die ganze Gegend. Alles muß helfen, um die Ernte so rasch wie möglich zu bergen. Stock um Stock wird abgesucht und die Trauben mit der Schere abgeschnitten, wobei vielfach fröhliche Gesänge erschallen. Wehe dem, der an der Rebe eine Traube übersehen hat; unter Spottliedern wird er rittlings auf einen Pfahl gesetzt und umhergetragen. Die Körbe, in welche man die abgeschnittenen Trauben sammelt, werden am Fuße des Berges in große Bütten entleert und diese nach Hause gefahren, wo sie sofort auf die Kelter kommen. Der ablaufende süße Saft, Most genannt, wird direkt in große Fässer im Keller gefüllt, wo bald die Gärung beginnt. Bei dieser zersetzt sich unter Bildung und Mitwirkung der Hefepilze der Traubenzucker in Alkohol und Kohlensäure, welche durch den offenen Spund entweicht. Zu dieser Zeit ist es daher gefährlich, in den Keller zu steigen, da die Kohlensäure, welche schwerer ist als die atmosphärische Luft, sich nur langsam mit dieser vermischt. Wärme und Bewegung beschleunigen den Prozeß der Gärung, starke Abkühlung kann ihn gänzlich unterdrücken.

Die ausgepreßten Reste der Trauben werden Trester genannt und häufig noch unter Zusatz von Zucker und Wasser zum zweitenmal einer Kelterung unterworfen, um den sogenannten Tresterwein, ein geringwertiges Getränk, zu erzeugen, welches aber von den Arbeitern an heißen Sommertagen gern genossen wird. Beim Rotwein erfolgt die Gärung in Bütten auf den leicht zerstoßenen Trauben; erst wenn die Hauptgärung stattgefunden hat, bringt man die Masse unter die Kelter und den hier ablaufenden, schmutzig aussehenden Most in Fässer. Wird die rote Traube sofort gekeltert, so entsteht der schwach gefärbte Claret.

Sobald die stürmische Gärung vorüber ist, werden die Fässer, die bis dahin nicht ganz gefüllt waren, spundvoll gemacht und mit einem hölzernen Spund geschlossen. Die Hefepilze und etwaige Unreinigkeiten setzen sich dann auf dem Boden ab. In dem nunmehr klaren Wein, „Federweißer" genannt, der aber infolge des Gehaltes an Kohlensäure noch stark „perlt", sind neben Wasser und Alkohol,

der bei den Moselweinen wohl nie über 11, meist nur 8—10% beträgt, noch andere Stoffe in aufgelöstem Zustande enthalten: Zucker, von dem sich höchstens 19—20% (98° Öchsle) in Alkohol verwandeln, Weinstein, Stickstoff, Gerbstoff, feine ätherische Öle, welche das Bouquet bilden, und Säure. Letztere ist ein charakteristisches Zeichen des Moselweins und steht bei geringen Weinen zum Zuckergehalt im Verhältnisse von 1:12, bei den hochfeinen aber von 1:30. Die Säure war lange Zeit hindurch ein Hauptgrund, weshalb die Weintrinker eine gewisse Abneigung gegen den Moselwein hatten; denn leider enthält der in schlechten Jahren erzeugte und der nicht gut gepflegte Wein viel Säure, ist hart und wenig angenehm; jedenfalls aber ist er sehr gesund und wirkt erfrischend auf den menschlichen Organismus; namentlich sind Harngries und Blasensteine bei Moselweintrinkern nicht beobachtet worden. In guten Jahren zeigt der Wein dafür hochedle Eigenschaften, vornehmlich ein so feines „Bouquet", daß die Erzeugnisse aus den guten Lagen wohl mit den besten aller Länder in Wettbewerb treten können. Bei ihrer außerordentlichen Lieblichkeit haben sie, wegen ihres geringen Alkoholgehaltes, nicht die berauschende Schwere der Weine von der Nahe und aus dem Rheingau; sie regen nur an, nicht auf.

Die Behandlung des Weines erfordert große Umsicht. Nach der Hauptgärung erfolgt der erste Abstich, d. h. der Wein wird auf andere Fässer übergefüllt, welche gut ausgeschwefelt sind, da die schwefelige Säure alle Pilzbildungen zerstört und mit einzelnen aufgelösten Stoffen Sulfate bildet, die sich niederschlagen; die im Gärfasse abgesetzte Hefe wird entfernt und meist zu Schnaps gebrannt. Das neue Faß muß stets spundvoll gehalten werden, sonst bildet sich eine gefährliche Schimmeldecke, der „Kahn". Langsam gärt der Wein noch weiter, was sich im „Perlen" und in dem weiteren Absetzen von Hefe zeigt. Je nach dem Gehalt findet zwischen Februar und April der zweite Abstich statt und im darauf folgenden Spätherbste oder, wenn der Wein noch langsam gärt, auch erst später der dritte; nun ist der Wein fertig. Leichte, wenig gehaltvolle Weine können dann bald abgefüllt und getrunken werden; die besseren aber müssen

noch weiter lagern und zwar um so länger, je feiner sie sind; denn sie „bauen sich" oder entwickeln sich weiter, indem sie gerade diejenigen Eigenschaften mehr und mehr zur Geltung bringen, die am höchsten geschätzt und unter der Bezeichnung „Bouquet" gemeinhin zusammengefaßt werden, wie Duft, Blume u. s. f. Zur richtigen Zeit, d. h. sobald er „reif" ist, auf Flaschen gelegt, baut der Wein sich noch weiter; zu früh abgefüllt, wird er flach, zu spät aber, vor der Zeit firn. Guter Moselwein kann bis zu 15 und 20 Jahren auf Flaschen liegen, ohne seine edlen Eigenschaften einzubüßen. 1857er Agritiusberger hatte noch 1876 seine volle Frische, so daß er noch perlte und ungeschmälert die ihm eigentümliche Blume zeigte; aus dem besten Fuder 1874er Piesporter des Kesselstadtschen Majorats ist noch heute der Wein hochedel und fein, so daß für die Flasche ganz erstaunliche Preise (über 60 Mk.) gezahlt werden.

Die Güte des Weines hängt von einer großen Reihe von Faktoren ab; zunächst vom Boden, in dem die Reben stehen. Meist besteht er, wie bereits in der geologischen Übersicht gesagt wurde, aus Unterdevon und zwar aus Schiefer und Grauwacke; ersterer ist für den Bau der Reben geeigneter; die Wurzeln des Weinstockes dringen durch die feinen Spalten des Schieferfelsens und finden dort bei der langsamen aber stetigen Verwitterung ihre Nahrung neben derjenigen, welche durch den Dung dem Boden zugeführt wird. Dadurch ist es erklärlich, daß die Rebe noch auf denselben Berghängen gedeiht, wie vor 1700 Jahren zur Zeit der Römer. In tiefgründigerem Boden, wo der Thonschiefer zu hoch von lockerer Erde bedeckt ist, werden daher besonders an der unteren Mosel in den Weinbergen Schiefersteine ausgebreitet, die man „Kämmerer" nennt. Der Schiefer hat außerdem die bereits erwähnte Eigenschaft, die Wärme der Sonnenstrahlen über Tag gleichsam in sich aufzusaugen, so daß der Boden in der Nacht viel Wärme ausstrahlen kann. Nun ist aber der Schiefer von einzelnen Schichten und Bänken anderer Gesteine durchzogen, namentlich von Quarzit. Welchen Einfluß solche Gesteine haben, ist noch nicht festgestellt; aber bei den bedeutendsten Weinzüchtern ist es bekannt, daß bisweilen eine bestimmte Gruppe von Stöcken mitten in

einem Weinberge ein viel edleres Produkt ergiebt, als der übrige Berg. So erzielt der Dom von Trier im Banne des berühmten Scharzhofberges stets von einer begrenzten Anzahl von Reben sein bestes, am teuersten bezahltes Fuder. Auch die Lage an ein und demselben Berghange ist insofern von wesentlichem Einflusse auf die Güte des gezogenen Weines, als derjenige, welcher an dem unteren Ende und an dem oberen Rande der Höhe gewonnen wird, geringer ist, als der aus den mittleren Lagen gekelterte. Die Bedeutung der Rebsorte für die Güte des Weines ist bereits oben besprochen worden.

In Bezug auf den Anbau und die Zucht der Stöcke sind bis jetzt an der Mosel zwei verschiedene Grundsätze befolgt worden. Dort, wo man das Hauptgewicht darauf legt, sogenannte Qualitätsweine zu erzielen, wird die Rebe möglichst niedrig gehalten; es werden nur 2—4 Bogen von Tragreben jährlich an den mindestens 1 m von einander stehenden Weinstöcken beibehalten, und zwar möglichst nahe am Boden, da erfahrungsgemäß die dicht über diesem hängenden Trauben durch die strahlende Wärme die größte Süße erlangen und am leichtesten in Edelfäule übergehen, daher auch den besten Wein liefern. Dieser Bau ist ganz ausschließlich an der Saar und Mittelmosel, d. h. im Gelände des Stromes von Trier abwärts bis unterhalb Trarbach und in den Seitenthälern im Gebrauch. An der Untermosel legte man immer und legt größtenteils noch heute das Hauptgewicht auf die Erzielung möglichst großer Mengen von Wein; man setzt daher die Weinstöcke näher aneinander, bis zu 0,75 m Abstand, so daß über 13 300 Reben auf einem Hektar stehen, während man an der Mittelmosel nicht über 10 000 kommt. Auch zieht man den Stock hoch und mit vielen Tragreben. Daß hierdurch mehr Trauben erzielt werden ist klar, aber eben so klar ist es auch, daß die Sonnenstrahlen nur eine geringere Wirkung ausüben können, da zu viel Schatten erzeugt wird.

An der Mittelmosel geht man mit größter Sorgfalt zu Werke; man liest möglichst spät; denn jeder sonnige Tag erhöht die Güte der Trauben um ein Merkliches. Verlief die Blüte, gewöhnlich „Blut“ genannt, infolge von Regentagen langsam und ungleichförmig, so hält

man eine Vorlese der völlig reifen Trauben und erntet erst später die übrigen. Der hierbei durch Abfallen von Beeren und durch die Feinde der Trauben oder besser gesagt durch ihre Freunde, wie Dachs und Weindrossel, herbeigeführte Verlust wird reichlich durch den Gewinn an der Güte des Weines ersetzt.

Wie bereits bemerkt, hängt der Ertrag der Weinkultur von einer außerordentlich großen Menge von äußeren Umständen ab und schwankt daher von Jahr zu Jahr; auf einem Weingute von 10 ha mit 100 000 Stöcken wurden 1872 nur 40 hl Wein geerntet, 1865 aber 660; dabei war ersterer gering, letzterer dagegen hochedel und hatte einen mindestens zehnmal höheren Wert wie jener. Bringt der Berg 60 oder mehr Hektoliter Wein, d. h. 6$^1/_2$ Fuder oder rund 100 Doppelcentner Trauben auf das Hektar, so nennt man dies einen „vollen Herbst" und spricht entsprechend von einem halben oder viertel Herbst. An der Untermosel steigen diese Zahlen bis auf das Doppelte. In den Jahren von 1858—77 zählte man 3 volle, 2 drei-viertel, 9 halbe Herbste und erzielte im Durchschnitt pro Hektar 34 hl Wein; dabei waren diese Jahre noch verhältnismäßig günstig, da der Wein 1858, 59, 62, 65, 68, 75 qualitativ sehr gut war.

Die an der Mosel mit Reben bebaute Fläche beträgt im Regierungsbezirk Trier, abgesehen von den Gebieten oberhalb Trier, rund 3140 ha, im Bezirk Koblenz 2370 ha, im ganzen also 5510 ha; den ausgedehntesten Weinbau betreibt Zeltingen, in dessen Gemarkung 177 ha mit Reben bepflanzt sind, dann Winningen mit 155 ha, Maring-Noviand, in dessen Bezirk der größte Teil des Brauneberges liegt, mit 107 ha, Graach mit 104 ha, Lieser mit 101 ha u. s. f.

Die Mosel ist oft längere Zeit im Winter wegen des Eises, im Sommer wegen zu niedrigen Wasserstandes mit Frachtschiffen nicht befahrbar; eine Landstraße von Trier bis Koblenz besteht den Strom entlang auch heute leider noch nicht vollständig, wenn auch im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte erhebliche Strecken derselben ausgebaut worden sind. Infolge dieser unglücklichen Verkehrsverhältnisse konnte das Hauptprodukt der Mosel sich nicht zu einem großen Handelsartikel emporschwingen; sein Absatz blieb beschränkt und dies um so

mehr, als, wie bereits bemerkt, der Ruf des Moselweines nicht stets ein guter war. Mit der Eröffnung der Moselbahn, die freilich ihren Namen nicht ganz verdient, da sie weite Strecken des Flusses und gerade das beste Weingebiet überhaupt nicht berührt, hat sich die Sachlage wesentlich geändert. Zwar besteht kein Weinmarkt, aber im März und April eines jeden Jahres werden in Trier große Weinversteigerungen gehalten, auf denen die bedeutendsten Produzenten von der Saar und Mosel ihre durchaus reingehaltenen Weine zum Verkaufe bringen. Hierhin kommen die Vertreter der ersten Weinhändler nicht bloß der Rheinlande, sondern auch aus Norddeutschland und selbst aus fremden Ländern, die Vorstände von Gesellschaften und auch Private, welche als Freunde eines edeln, guten Weines dessen beste Sorten kennen und schätzen lernen wollen. Jedes zum Ausgebot kommende Fuder wird geprüft, indem jeder Anwesende — es sind deren oft bis zu 300 — eine kleine Probe erhält. Für den Beobachter ist es ein hochinteressanter Anblick, den Ausdruck auf den Gesichtern zu schauen, welchen der Wein hervorruft. Je nach der Güte folgen auf das erste Angebot rasch die höheren Gebote, bald um 5 Mark, bisweilen aber auch um 100 Mark steigend.

Die Wertschätzung der Weine hat sich seit der Einrichtung der Versteigerungen ganz gewaltig gehoben; während selbst für die besten Fuder des hochedeln 1865ers nur vereinzelt über 2500 Mark bezahlt wurden, erzielten 1896 auf den Versteigerungen 1567½ Fuder 1893er Mosel- und Saarweine (wohl die besten des ganzen Jahrhunderts) 5004250 Mark, d. h. pro Fuder im Durchschnitt 3195 Mark; 190 Fuder wurden mit mehr als je 5000 Mark, darunter eins vom Maximiner-Grünhäuser des Frh. von Stumm mit 12750 Mark bezahlt, so daß die Flasche hiervon unter Berechnung des Aufgeldes, des Zinsverlustes, der Kellermiete, des sog. „Schwundes" und der übrigen Unkosten sich auf etwa 16—17 Mark für den Einkäufer stellt! 1894 wuchs weniger und ein wesentlich geringerer Wein infolge der ungünstigen Witterung; während man aber früher die Weine von gleicher Qualität mit höchstens 500—550 Mark das Fuder bewertete, wurden auf der Versteigerung für 438½ Fuder noch 421950 Mark, d. h. pro Fuder

963 Mark gelöst; für einzelne gute Fuder, auch aus weniger berühmten Lagen, wurden über 2000 Mark bezahlt. Das Jahr 1895 brachte viel Wein, der sich durch sehr geringen Gehalt an Säure auszeichnete, früh flaschenreif wurde und sich dazu sehr lieblich entwickelte, wenn ihm auch die Schwere mangelte; für 1003 im Frühjahr 1897 zur Versteigerung gebrachte Fuder wurden 2812540 Mark, also im Durchschnitt 2805 Mark für das Fuder gelöst, für einzelne über 7000 Mark.

Diese außerordentliche Hebung der Preise auf den Versteigerungen, mit der natürlich die des Wertes von Grund und Boden gleichen Schritt hält, hat auf den gesamten Weinbau einen außerordentlich belebenden Einfluß ausgeübt. Überall, auch in den geringeren Lagen, wird sorgfältiger gebaut und das erhaltene Produkt besser gepflegt, so daß in sonst nie genannten Orten heute hochedle Weine erzeugt werden. Und wenn auch der kleine Winzer zur Zeit noch nicht in entsprechendem Maße an der Preissteigerung teilnimmt, so ist doch seine Lage schon erheblich besser geworden. Eine große Gefahr aber ist heraufbeschworen worden, nämlich die Aufsaugung des Kleingrundbesitzes durch den Großgrundbesitz, das Verschwinden des kleinen, selbständigen Mannes, der zum Taglöhner herabsinkt.

Die Provinzialverwaltung hat den hohen Wert des Weinbaues für das Land richtig erkannt — der Wert des in einem guten Jahre an der Mosel erzielten Weines beziffert sich auf 30 bis 40 Millionen — und sucht ihn möglichst zu heben und zu fördern. Sie hat deshalb in Trier eine Weinbauschule errichtet, in welcher junge Leute alle für den Weinbau nötigen Kenntnisse sich aneignen und in den praktischen Arbeiten ausgebildet werden. Auch wird von seiten der Regierung ein großes Domanialgut eingerichtet, dadurch daß ausgedehnte Lohhecken gerodet und in Rebgelände umgewandelt werden.

Zwar hat sich neuerdings der Geschmack geändert, indem man heute den jungen, spritzigen, bouquetreichen Wein dem früher beliebten, älteren, volleren vorzieht; doch gelten auch heute noch der Piesporter (Kesselstadtsches Majorat) und der Brauneberger (C. Duhr-Fehres) als die feinsten und edelsten Moselweine; ihnen reihen sich würdig an, der

Lieserer Neuberger (Puricelli), der Bernkastler Doktor (Dr. Thanisch), der Zeltinger Schloßberger, der Grünhäuser (Freiherr von Stumm), der Ohligsberger (Puricelli), der Eitelsbacher (Rautenstrauch), der Caseler, der Josephshöfer (Graf Kesselstadt), der Graacher (Friedr. Wilhelms-Gymnasium in Trier), der Throner Hofberger (Trierer Seminar) und eine ganze Reihe anderer Lagen.

Eine eigentliche Klassifikation der Weine ist wohl überhaupt nicht möglich; Trockenheit oder ein Gewitter zur Zeit der Reife, ein Nebeltag von entscheidendem Einflusse können bewirken, daß sonst unbekannte Marken in einzelnen Jahren hervorragend fein sind, z. B. der Thörnicher, Enkircher, Reiler, Trittenheimer, Neumagener u. s. f. Daneben spielt natürlich auch der persönliche Geschmack des Weintrinkers eine sehr bedeutende Rolle.

An der unteren Mosel erfreuen sich die Winninger und Koberner Uhle, Valwig, Ediger und der Rüberberg bei Poltersdorf, auch der Frauenberg bei Neef eines guten Rufes als treffliche Weinlagen. Unter den roten Ahrweinen zeichnet sich der Walporzheimer durch sein Feuer und seinen Gehalt besonders aus, sodann die Weine von Bodendorf, von Westum bei Sinzig u. a. m. An der Ahr haben sich Winzervereine gebildet, die sehr erheblichen Nutzen gestiftet haben. Leider aber hat die Reblaus schon in manchen Bezirken der unteren Ahr große Kulturen vernichtet; an der Mosel ist sie im preußischen Gebiete bisher noch nicht aufgetreten.

Neben dem Weinbau ist die Obstzucht von hoher Bedeutung, sowohl in den Thälern als auch teilweise auf den Höhen. Es ist, wie schon erwähnt, ein Verdienst des französischen Präfekten Lezay-Marnesia, die Landleute zum Anpflanzen von Obstbäumen gebracht zu haben, wenn auch oft erst mit Anwendung von Gewalt. Der Wohlstand vieler Gemeinden rührt heute einzig oder doch wesentlich von dem ausgedehnten Obstbau her, und mit Recht sucht die Regierung durch alle ihr zu Gebote stehenden Mittel, namentlich auch durch Belehrungen, Prämien u. s. f. den Obstbau zu heben, wobei sie von den landwirtschaftlichen Vereinen und einzelnen einsichtigen Privaten thatkräftig unterstützt wird. In der Umgebung von Koblenz, besonders in den Ge-

markungen der Moseldörfer Metternich, Güls, Bisholder und auf dem Höhenrücken „Rad" bis in die Gegend von Winningen, werden große Mengen von süßen Kirschen aller Sorten gezogen, die einen großen Handelsartikel bilden. Zur Zeit der Reise, im Monat Juni und Anfang Juli, findet täglich in Koblenz großer Kirschenmarkt statt. Während der Nacht kommen aus der ganzen Umgegend Wagen voller Körbe mit Kirschen, meist 600 Last und mehr. Um 3 Uhr früh beginnt der Markt, auf welchem auswärtige Händler und die Unterhändler aus der Stadt und der Umgebung, namentlich aus Ems, Nassau, Kreuznach und Neuenahr, die Ware rasch aufkaufen, so daß meist um 6 Uhr der Platz schon völlig leer ist. Auf den Dampfschiffen und auf Sonderzügen, welche die rechtsrheinische Bahn in dieser Kirschenzeit von der Station Ehrenbreitstein morgens abfahren läßt, wird das beliebte Obst nach den niederrheinischen Städten und Industriebezirken, nach Holland und selbst nach England weitergeschafft. Je nach der Güte der Ware und der Menge, die auf dem Markt angefahren wird, schwankt der Preis sehr stark, oft zwischen 5 und 15 Mark und mehr für den Centner. In guten Jahren werden an einzelnen Orten über 100000 Centner Kirschen geerntet, die bei einem Durchschnittspreis von 6—7 Mark einen Erlös von 6—700000 Mark liefern. Früher war die Gegend von Philippsheim an der Kyll ebenfalls berühmt durch den ausgedehnten Anbau von Kirschen, aber der harte Winter von 1879 hat alle Bäume vernichtet. Im allgemeinen wird die Kirschenzucht nur in den Thälern mit Erfolg betrieben.

Wallnüsse gedeihen in den Bergen meist nicht über 200 m Höhe, denn der Baum ist außerordentlich empfindlich; ein einziger Spätfrost reicht hin, die zarten Blüten zu vernichten. Im ganzen Moselthale aber ist jedes Dorf von zahlreichen, prächtigen alten Nußbäumen umgeben, deren Früchte bei der weinbautreibenden Bevölkerung ganz besonders beliebt sind, so daß verhältnismäßig nur wenige auf den Markt gebracht werden und auch nur wenig von dem sehr geschätzten Nußöl gewonnen wird. Das Holz wird ebenso wie das der Kirschbäume zur Zeit nicht sehr hoch geschätzt, obschon es sich bei richtiger Auswahl und Behandlung wohl recht gut zur Herstellung von Möbeln eignen würde. Früher

war die Stadt Trier berühmt durch ihre herrlichen Alleen alter Nußbäume, von denen sie auf allen Seiten umgeben war. Der heftige Orkan vom 12. März 1876, der in der ganzen südlichen Rheinprovinz, in der Pfalz, in Rheinhessen und am Neckar schwere Verwüstungen anrichtete, hat auch einen großen Teil dieser mächtigen Stämme entwurzelt oder geknickt; man hat dann auf den meisten Strecken auch die verschonten Bäume entfernt und statt ihrer Lindenbäume gepflanzt.

Die Pflaume (Zwetsche) wird noch nicht nach Gebühr gewürdigt; nur an einzelnen Punkten, wie bei Wittlich und bei Heimbach, findet man ausgedehnte Anpflanzungen, obschon weite Bezirke an den Berghängen der oberen Flußthäler sich sehr gut zur Zucht eignen würden. Es bestehen aber noch keine oder doch nur sehr wenige Dörranstalten, und der Mangel an Verkehrsmitteln in jenen Gegenden hat bisher einen regelmäßigen Absatz nicht ermöglicht. Die oben gegebenen Zahlen über den Ertrag der Kirschenpflanzungen zeigen aber, welche Bedeutung die Obstzucht in den dazu passenden Gegenden für die Volkswirtschaft haben könnte. — Das edlere Steinobst, Mirabellen, Reineclauden, Aprikosen und Pfirsiche gedeihen nur in den günstiger gelegenen Thälern und bedürfen großer Pflege; dabei sterben die Bäume sehr früh ab, da der Boden meist nicht fett genug ist; ihr Anbau erscheint daher durchgängig nicht zweckmäßig. Nur an einzelnen Orten, z. B. in Lay an der Mosel oberhalb Koblenz, wird der Anbau dieser Obstsorten in größerem Maße betrieben.

Sehr ausgedehnt ist die Äpfel- und Birnenzucht; sie reicht im Gebirge vielfach bis zu einer Höhe von über 500 m. Dabei ist Tafel- und Wirtschaftsobst zu unterscheiden. Das letztere, hauptsächlich „Trankobst“, welches meist aus Holzäpfeln und der Sievenicher Birne besteht, wird in ungemein großen Mengen im Thale der Mosel bei Trier und auf den unteren Stufen der Hochfläche gewonnen und ist ausschließlich für die Herstellung von „Viez“ oder Apfelwein verwendbar. Dieser wird als „Most“ d. h. noch unvergoren, wenn er noch süß oder „schirpfend“ ist, und als fertiger „Trank“ in großen Mengen von den Städtern und Landbewohnern genossen. Vor der Aufhebung der städtischen Steuer in den 70er Jahren wurden von den

25000 Einwohnern Triers laut den Nachweisen der Eingangsgebühren bei geringer Weinernte oft 1000 Fuder Viez getrunken. Jetzt ist vielfach an seine Stelle das Bier getreten; da aber anderseits die Einwohnerzahl auf 40000 gestiegen ist, so dürfte der jährliche Konsum jetzt doch kaum geringer sein. Man rechnet auf ein Fuder Viez 33 Centner Äpfel, die in guten Jahren ein volltragender, starker Baum bisweilen allein bringt. Für den Centner wird meist ein Preis von 2,50—3 Mark bezahlt, so daß die Herstellungskosten eines Fuders sich auf rund 100 Mark belaufen. Im Wirtshaus wird die „Porz" ($^1/_2$ l; „Pörzchen" = $^1/_4$ l) zu höchstens 20 Pfennig, meist zu 10 Pfennig geschänkt; der Birnenviez ist aber weniger begehrt als der Apfelviez. Die gesundheitlichen Wirkungen des Trankes werden sehr geschätzt, und an Güte übertrifft nach Meinung der Kenner der Trierer den Frankfurter, da zu dessen Herstellung vielfach bessere Apfelsorten (Borsdorfer) verwendet werden, die ein weniger haltbares und nicht so gutes Produkt liefern sollen. Für feines Tafelobst würde der Boden des Trierer Thales sich vortrefflich eignen; zwar innerhalb der Stadt selbst gedeihen die Äpfel nicht gut, da der Boden vielfach bis zu 8 m Tiefe lediglich aus den Trümmern der mehrmals zerstörten Stadt besteht. Aber bei der langen Abgeschlossenheit von dem großen Verkehre war eine Verwertung des Tafelobstes um so schwieriger, als die Eingesessenen meist in den eignen Gärten selbst sich das Obst zogen. Daher hat sich früher ein ausgedehnter Anbau von feineren Äpfel- und Birnsorten nicht entwickelt; doch beginnt man in den letzten Jahrzehnten, auch in der Trierer Gegend ihm eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, während andere Bezirke ihm schon lange große Sorgfalt widmeten. Die bedeutendsten Obstgegenden sind das Maifeld und die Pellenz, die Thäler der Sauer und der Gey, eines Nebenbaches der Sauer, ferner das untere Ahr- und Roerthal, die Umgebungen von Bitburg und von Mechernich; im Moselthal wird besonders bei Mülheim, Neef und Dieblich, im Rheinthale bei Namedy unterhalb Andernach dieser Obstbau betrieben. Überall findet man hier die trefflichsten Sorten, verschiedene Gold-, Kasseler-, Ananas-, graue und andere Reinetten,

Pepinarten, Parmeins, seltener die guten Calvillesorten. Am besten scheinen sich für das ganze Land der rheinische Bonapfel und der englische Goldparmain zu eignen, von denen der erstere wohl die größere wirtschaftliche Bedeutung hat, da er sowohl als Dörrobst, wie zur Herstellung von „Apfelkraut" und Gélée, gegen das Frühjahr hin aber auch als guter Tafelapfel verwertet werden kann. Leider scheint der ihm ebenbürtige Krautapfel, der bei guter Zucht noch höhere Erträge liefert und auch zu jedem Zwecke verwertbar ist, noch nicht recht gewürdigt zu werden. Obstverwertungs-Genossenschaften, Dörranstalten u. s. f. sind, wie schon erwähnt, zur Zeit nur wenige im Bezirke vorhanden; ihre Einrichtung würde den Obstbau zweifellos ertragreicher machen und ihn dadurch stark heben.

Als Besonderheit hat sich in der Umgebung von Trier die Anpflanzung der Gartenerdbeere außerordentlich entwickelt; dagegen ist der Anbau der Stachel- und Johannisbeeren noch fast gänzlich unbekannt und der Anbau des Rhabarbers zur Herstellung des viel gesuchten Rhabarberweines nur an sehr vereinzelten Punkten eingeführt.

---

III.

# Viehzucht, Acker- und Gartenbau.

Seiner Natur nach eignet sich das ganze hier betrachtete Land sehr gut für Viehzucht aller Art, außer der Pferdezucht. Bei den tief eingeschnittenen Thälern mit steilen Rändern ist die Zucht warmblütiger Pferde fast gänzlich ausgeschlossen. Nur in einzelnen Bezirken wird sie mit gutem Erfolge betrieben, so namentlich in der reichen Pellenz, im Maifelde und am Nordfuße des Berglandes, wo die ausgedehnteren Ebenen die Benutzung einer leichteren Rasse ermöglichen. Hier ist die Pferdezucht, dank den Anregungen der Kgl. Regierung und des landwirtschaftlichen Vereins in recht erfreulichem Aufschwunge, wobei die Einrichtung von Stationen des trefflichen Wickerather Gestütes große Dienste leistet. In den übrigen Teilen des Hochlandes wurde bisher nur das schwere Ardennen-Pferd gezogen; doch ist auch hier durch Kreuzung mit Percheronhengsten eine leichte Besserung und Hebung dieses Zweiges der Viehzucht wohl nicht zu verkennen, wenn auch im ganzen der Bestand als ein äußerst geringer zu bezeichnen ist und bei dem meist sehr zersplitterten Grundbesitz eine größere Ausdehnung der Pferdezucht nie erwartet werden kann.

Dagegen bildet auf den Höhen und im Moselthal die Rindviehzucht die Grundlage der gesamten Wirtschaft. An der Mosel ist sie sogar ein höchst wichtiger Faktor für den Weinbau; denn der Kuhdünger ist nach allen Erfahrungen das beste, wo nicht das einzige

gute Düngmittel für die Weinberge, ohne welches an eine ordentliche Weinernte nicht zu denken ist. Daher ist hier der Bestand an Rindvieh ein großer, auf Reinheit der Rasse wird allerdings kein besonderes Gewicht gelegt, da nicht die Erzeugung von Milch oder die Erzielung von Fettvieh, sondern der Stalldünger hier den Hauptzweck der Viehzucht bildet. Jene Zwecke liegen dagegen im ganzen Berglande vor, wo die Viehzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner bildet. Früher war das Rind der Eifel klein, unansehnlich und gab wenig Milch; die Pflege war auch nicht sorgfältig, und man konnte wohl sagen, die Rasse entspreche nicht den Anforderungen einer ordentlichen Landwirtschaft. Infolge nachhaltiger Belehrungen, vor allem aber durch die Erfolge einzelner einsichtiger Landwirte, die mit praktischem Beispiele vorangingen, oft auch durch ausgesetzte Prämien angereizt, hat man in den letzten Jahrzehnten allerwärts begonnen, bessere Viehrassen einzuführen. Auf dem Nordabhange des Gebirges, in der Ebene und namentlich im Nordwesten des Hohen Venns wird noch jetzt vielfach reine Holländer bzw. Limburger Rasse oder eine Kreuzung dieser mit der Eifeler Rasse gehalten, welche sich den örtlichen Verhältnissen sehr gut angepaßt hat. In der ganzen Nordwesteifel mit ihrer sehr ausgedehnten Rinderzucht bleibt das Vieh den größten Teil des Jahres auf der durch Holzgatter eingeschlossenen Weide; in den übrigen Teilen wird es nur im Herbste nach der Bergung des Grummets über Tag auf die Wiesen und Kleefelder zur Weide geführt. Hier hat man die Glanrasse eingeführt, die wesentlich stärker im ganzen Bau und von hellgrau-brauner Färbung ist und sich in jeder Beziehung als für das Land geeignet bewährt hat. Daneben ist auch mit dem besten Erfolge Charolais-Vieh eingeführt worden, während die wegen ihres großen Milchertrages sonst hoch geschätzte Westerwälder Kuh sich nicht in gleicher Weise zu bewähren scheint. Im ganzen kann man eine recht wesentliche Besserung und Hebung der Rindviehzucht feststellen; namentlich wird auf die Reinhaltung der Rasse jetzt bedeutend mehr Gewicht gelegt wie früher.

Ein außerordentlicher Fortschritt ist die Erzeugung von Süßrahmbutter, die sich durch Bildung von Genossenschaften jetzt im ganzen

Berglande völlig eingebürgert hat. Den Bemühungen des Rektors Cremer in Niederemmels bei St. Vith, der die Hebung der wirtschaftlichen Lage der armen Bauern in jenen sehr wenig fruchtbaren Bezirken erstrebte, gelang es zuerst, eine große Milchgenossenschaft zu gründen, deren Produkte in den weitesten Kreisen warme Anerkennung fanden. Diesem Pionier der Eifel ist das hohe Verdienst zuzuschreiben, daß er den Bauern des Berglandes durch bessere Verwertung ihrer Produkte den richtigen Weg gezeigt hat, auf dem sie aus eigener Kraft die gedrückte Lage zu bessern vermögen. Die Anzahl der Milchgenossenschaften ist in den letzten Jahren gewaltig gewachsen und wächst noch fast täglich. Für die Güte der erzeugten Butter ist der vollgültigste Beweis der, daß die Molkerei in Schönecken an der Nims regelmäßig Butter an die kaiserliche Hofküche in Berlin liefert. Der anfänglich hohe Preis von 1,40 Mark für das Pfund ist infolge der großen Produktion auf 1,15 Mark gesunken, aber immer noch bedeutend höher, als in früheren Zeiten, wo von den auf dem Lande umherziehenden Händlern den Bauern oft nur 60—70 Pfennig gezahlt wurden. — Auf den Wohlgeschmack der Butter hat bekanntlich die Güte des Futters den bedeutendsten Einfluß, namentlich auch dessen Gehalt an Kräutern. Dem Thymian (Thymus Serpyllum), der überall in der Eifel vorkommt, wird in dieser Beziehung ein hoher Wert zugeschrieben; ob auch die Enzianarten einen erheblichen Einfluß ausüben, wird zur Zeit durch ausgedehnte Versuche festgestellt. Eigentliche Bergweiden, wie in den übrigen deutschen Mittelgebirgen, wo die Pflanzennarbe zum größten Teil aus duftigen Kräutern besteht, giebt es in der Eifel nicht.

Die Herstellung von Käse ist im ganzen unbedeutend; nur im Eupener Bezirk wird allgemeiner die Herstellung des sogenannten Limburger Käses betrieben, der leichten Absatz findet; außerdem beschäftigen sich nur einzelne größere Landwirte in den verschiedenen Gegenden des Hochlandes mit diesem Zweige der Landwirtschaft. Am bedeutendsten ist die Gewinnung von Rahmkäse, wegen seiner Form auch Backsteinkäse genannt, in dem früheren Kloster Reichenstein im Roerthale, südlich von Montjoie; er erfreut sich eines europäischen

28*

Rufes. Bekannt sind auch die Rahmkäse von Büttgenbach an der oberen Warche, von Rodt bei Gerolstein und vom Heeger Hof im Kreise Wittlich, sowie der Klosterkäse der Trappisten von Mariawald im Kermeter bei Heimbach. — Die Magermilch findet hauptsächlich in der Aufzucht von Jungvieh Verwendung.

Bis jetzt ist die Schweinezucht noch nicht von der Bedeutung, die sie haben könnte. Zwar ist durch die Einführung von Zuchtebern der Suffolk- und Yorkshire-Rasse wohl ein Schritt zum Bessern geschehen; aber der Bauer wird durch die starken Preisschwankungen der jungen Ferkel, die innerhalb eines Jahres bisweilen von 25 auf 3 Mark im Werte fallen, vielfach von einer regelmäßigen Zucht abgeschreckt. Und doch dürfte sich eine solche sehr empfehlen, da der Boden sich wenig zum Körnerbau eignet und der Absatz der Kartoffeln, die überall in Menge gedeihen, in den meisten Bezirken schwierig ist. Ihre Verfütterung an Schweine würde daher hier wohl am lohnendsten sein.

Die Ziege, die Kuh der armen Leute, wird nur ganz vereinzelt gehalten; in manchen Gegenden, die sich dafür sehr gut eignen würden, findet man sie gar nicht. Zeitweise war ihre Einführung in einzelnen Orten sogar ganz untersagt, und in anderen dürfen die Ziegen nicht an den Bergwänden geweidet werden, an denen sich Buschanpflanzungen befinden, weil diesen durch das Abnagen des jungen Laubes und der jungen Äste leicht Schaden zugefügt werden könnte.

Von alter Zeit her bis in die Mitte des 19. Jahrh. war die Schafzucht der Eifel sehr bedeutend; die Wolle fand leicht zu lohnenden Preisen Absatz, und die Hämmel waren wegen der Güte des Fleisches ein sehr gesuchter Artikel für die großen Städte. Aber das starke Sinken der Wollpreise und der Niedergang der einst blühenden Tuchindustrie des Landes machten in den 60er Jahren allmählich die Schafzucht unwirtschaftlich. Da zu gleicher Zeit die Eichenschälrinde stark im Werte stieg, so sah sich die Regierung veranlaßt, die Gemeinden dazu anzuhalten, daß sie die als Schafweide benutzten Ödländereien, wo es irgend möglich war, mit Eichenschälwald bepflanzten. Der hohe

Ertrag des letzteren lockte die Gemeinden, und daneben hegte man die nicht ungerechtfertigte Hoffnung, daß durch die Aufforstung der kahlen Hochflächen ein günstiger Einfluß auf die klimatischen Verhältnisse des Landes würde ausgeübt werden. Der Übergang von der ausgedehnten Schafzucht zu der Waldwirtschaft vollzog sich jedoch vielfach etwas rasch, so daß ein Rückgang in der wirtschaftlichen Lage gar mancher Gemeinden unausbleiblich war. Heute ist eine Schafherde in der Eifel eine ziemliche Seltenheit; man kann tagelang wandern, ohne einer solchen zu begegnen.

Verhältnismäßig sehr unbedeutend ist die Zucht des Federviehs, obschon sie mit gutem Erfolge ausgedehnt betrieben werden könnte. Gänse findet man nur ganz vereinzelt; Gänseherden, wie sie am Main, in der Rhön, am Vogelsberg, im hessischen Berglande allerwärts vorkommen, sieht man nirgend. Das Landhuhn ist meist klein, unansehnlich, legt wenig Eier, meist keine 120 im Jahre, und setzt auch wenig Fleisch an. Der Bedarf an jungen Hähnchen, an Eiern u. s. f. kann daher in den größeren Orten bei weitem nicht durch die Produktion der Umgegend gedeckt werden. Die Einfuhr aus Italien, Galizien und Frankreich ist unter diesen Umständen außerordentlich bedeutend. Und doch könnte bei vernünftigem Betriebe der Federviehzucht, wenn auch nicht der ganze Bedarf, so doch der bei weitem größte Teil leicht gedeckt werden. Die Kreuzung des einheimischen Huhnes mit besseren Rassen, wie Italiener, Südungarn, Houdan u. s. f. hat wohl recht günstige Resultate ergeben, findet aber leider bei der Bevölkerung vielfach nicht den wünschenswerten Anklang. „Huhn ist Huhn" kann man oft als Antwort auf Bemühungen um Hebung der Hühnerzucht hören. Gegen Gänse und Enten ist der Bauer eingenommen; er behauptet, erstere gediehen im Lande nicht, namentlich blieben sie unfruchtbar; Versuche mit ihrer Zucht zu machen, lehnt er ab.

Einen erfreulicheren Aufschwung hat in den letzten Jahren die Bienenzucht gemacht, die in den großen Heidebezirken der Hohen Eifel, der Schneifel und des Venns eine sehr geeignete Grundlage findet. Allerwärts sieht man große Bienenstände, in denen dank

den Bemühungen der zahlreichen Imkervereine der Gebrauch des Dzierzon-Stockes allgemein geworden ist. Der vielfach schwierige Absatz des Honigs ist freilich der Weiterentwicklung der Bienenzucht nicht förderlich.

Für den Ackerbau sind die klimatischen Verhältnisse in der Eifel nach den früheren Ausführungen nicht günstig; späte Nachtfröste, noch bis in den Juni hinein, vernichten häufig die jungen Saaten und Pflanzen, so daß die Ernte bisweilen in mehreren aufeinander folgenden Jahren in weiten Bezirken des Hochlandes eine ungenügende ist und die schwere Arbeit des Landmannes gar nicht lohnt. Die Thäler, namentlich die der Mosel, des Rheines und der unteren Ahr sind zu eng und geben für die Ackerwirtschaft nicht genügend Raum, wenn sie auch mit bestem Humusboden bedeckt sind und eine außerordentliche Fruchtbarkeit besitzen. Die Äcker der Bewohner des Thales liegen daher zumeist auf dem Plateau und sind schwer zu bebauen. Nur die niedrigen Hochflächen der Südosteifel, die Pellenz und das Maifeld, das sogenannte Ländchen nördlich der unteren Ahr, sowie die Abfälle und Vorstufen der Nordeifel, die von der Swist, Erft und ihren Nebenbächen durchströmten Gebiete, sind reich und bilden wahre Kornkammern für das ganze Land.

Was dem Wanderer in der Eifel auffallen muß, ist der Umstand, daß in dem Lande, welches wesentlich auf die Viehzucht angewiesen ist, außer im Nordwesten Bergwiesen fast gänzlich fehlen; nur in einzelnen Gegenden, wie bei Bettenfeld am Mosenberg und an einigen anderen Orten findet man sie. Sonst sind nur die von den zahlreichen Bächen und Flüßchen durchströmten Thalfurchen von dem saftigen Grün der Wiesen bedeckt. Diejenigen, welche in dem Überschwemmungsgebiete der Gewässer liegen, waren früher vielfach versumpft und sauer, und die durch das rheinische (französische) Erbrecht hervorgerufene Parzellierung des Bodens hinderte die dringend nötigen Ent- und Bewässerungsanlagen. Einer Zusammenlegung (Verkoppelung), die von einsichtigen Landwirten empfohlen und von der Regierung mit bedeutenden Zuschüssen zu den Kosten unterstützt wurde, widersetzte sich die von falschen Volksbeglückern irre ge-

leitete Bevölkerung anfänglich vielfach, so daß manche Meliorationen erst nach jahrelangen Bemühungen zu stande kamen. Jetzt ist aber überall die Erkenntnis der gewaltigen Vorteile solcher Arbeiten durchgedrungen, und viele Anlagen dieser Art können heute geradezu als Muster bezeichnet werden, wie diejenigen von Kelberg, die im Dreiser Weiher, die Wiesen von Bettenfeld, Büchel u. s. w. Durch ein Netz von Gräben bzw. durch Entwässerungsröhren wird das stehende Wasser abgeleitet, während durch Zuleitung von fließendem Wasser eine Berieselung der Wiesenflächen möglich gemacht ist. Hierdurch wird der Ertrag an Heu sehr vermehrt und dieses selbst sehr verbessert; durch die Zusammenlegung aber wird zugleich die Arbeit erleichtert und vereinfacht.

Den klimatischen Verhältnissen entsprechend baut man bis zu einer Höhe von durchschnittlich 4—500 m und nur unter günstigen Umständen in noch höherer Lage Roggen und Weizen, überall sonst Hafer und Kartoffeln; Gerste wird nur sehr wenig gewonnen. Das Land ist zum größten Teil von Natur nicht sehr fruchtbar und bedarf starker Düngung; dabei hat der Bauer meist zu viel Boden unter dem Pflug, und dem gegenüber ist sein Viehstand zu klein, als daß er genügende Mengen von Stalldünger erzielen könnte, während seine wirtschaftliche Lage ihm nicht gestattet, durch Ankauf künstlichen Düngers diesen Mangel auszugleichen. Die Felder stehen daher vielfach mager und der Ernteertrag ist nur gering. Daß indes mit rationeller Wirtschaft wohl auch auf der Höhe viel zu erreichen ist, beweist ein Beispiel. In einem Dorfe, das auf dem Plateau der Voreifel liegt und dessen Bewohner sich in ziemlich gleichen ärmlichen Verhältnissen befanden, vereinigten sich auf Betreiben des sehr intelligenten Bürgermeisters sämtliche Bauern, ohne jedoch eine feste Genossenschaft zu bilden. Die weite Flur wurde in vier ziemlich gleiche Schläge geteilt und eine Art Vierfelderwirtschaft eingeführt; in einem Schlage wurde auf allen Feldern Winterfrucht, Roggen und Weizen, in einem zweiten Sommerfrucht, Hafer, Gerste, hier und da auch Lein, im dritten Klee und Sommergras, im vierten aber Hackfrüchte, Kartoffeln und Runkelrüben eingesät bzw. gesetzt. Durch die stärkere Gewinnung von Futterkräutern war es mög-

lich, den Viehbestand zu vergrößern und dadurch auch mehr Stalldünger zu erzielen. Außerdem aber bezog man gemeinsam noch reichlich Kunstdünger, den zunächst die Gemeindekasse vorschußweise bezahlte; von den einzelnen Bauern wurden die auf sie entfallenden Beträge später gleichzeitig mit den Steuern wieder eingezogen. Die Leute befinden sich jetzt in erheblich glücklicheren Verhältnissen; der Wohlstand hat zugenommen, das sieht man schon an dem freundlichen Äußern der Häuser; die zerfallenen Lehmwände, die Strohdächer sind gänzlich verschwunden, und die ganze Gemarkung bietet einen außerordentlich erfreulichen Anblick dar; denn auf dem früher so mageren Boden gedeihen jetzt die Halmfrüchte ebenso gut, wie in manchen reichen Gegenden der Ebene; mit Thatkraft und Einsicht läßt sich also auch selbst in schlechten Bezirken die Landwirtschaft heben und fördern. Meist ist auch heute noch die Dreifelderwirtschaft im Gebrauch; selten aber ist die Teilung einer ganzen Gemarkung in Schläge, da sie voraussetzt, daß vorher eine Zusammenlegung stattgefunden hat.

Eine besondere Eigentümlichkeit des Landes ist das sogenannte „Schiffeln", in Süddeutschland „Plaggen" genannt. Eine Fläche mageren Landes bleibt 18—20 Jahre lang sich selbst überlassen öde liegen. Der Boden überzieht sich während dieser Zeit mit einer Decke der verschiedensten Unkräuter, namentlich Ginster und Disteln, deren Wurzeln allmählich eine dicke Filzdecke bilden. Diese wird endlich in Stücken abgehoben, zusammengestellt, an der Sonne getrocknet und dann mit den dürren Sträuchern verbrannt. Die Asche wird zur Düngung über dem Boden ausgebreitet und untergegraben und das so bereitete Feld mit Roggen bestellt, dessen Ernte wegen ihrer Reinheit besonders als Saatfrucht sehr geschätzt wird. Im folgenden Jahre wird noch Hafer eingesät oder eine Kartoffelpflanzung gemacht; doch ist das Erträgnis bereits schwach, und nur in sehr günstigen Fällen kann das Schiffelland unter Zufügung anderen Düngers noch mit einigem Erfolge im dritten Jahre bestellt werden, aber dann auch nur ausschließlich mit Kartoffeln. Darauf bleibt es wiederum 18 bis 20 Jahre als Brache liegen.

In ähnlicher Weise verfährt man auch an den steilen Abhängen

der Mosel und ihrer Nebenthäler. Diese sind zur Zeit meist von Lohhecken, Eichenschälwald, bedeckt. Je nach der Lage und dem Boden, auf dem diese stehen, erreichen die Stangen oder „Reideln" nach 12—20 Jahren die genügende Stärke, um geschält zu werden. Nach Gewinnung der Lohe werden die jungen, nackten Eichenstämmchen abgehauen und benutzt. Die auf dem Boden liegenden, dürren Blätter, Äste und Holzspäne aber werden verbrannt, und es bietet einen eigentümlichen Anblick, wenn abends im Dunkeln an einer Bergwand die kleinen Flammen emporlecken, die alles Brennbare verzehren, die Pflanzenwelt vernichten und selbst die Wurzelstöcke teilweise ankohlen. Die Pflanzenasche wird mit der Hacke unter den Boden gebracht, und dann Roggen eingesät. Von einer eigentlichen Beackerung des Bodens kann ja keine Rede sein, sondern es ist eine Art Raubbau, der hier stattfindet, und gegen den die Forstbehörde mit allen Mitteln anzukämpfen sucht, bis jetzt aber ohne wesentlichen Erfolg. Die Bewohner des Thales können eben bei der geringen Ausdehnung ihrer Äcker auf diesen Körnerbau nicht verzichten, der einen wesentlichen Teil ihres Brot- und Saatkornes liefert, selbst nicht auf die Gefahr hin, daß die Aufzucht des Niederwaldes einigen Schaden leidet. Gewöhnlich wird der Berghang nach dem Abtrieb in zwei aufeinanderfolgenden Jahren mit Frucht bestellt; dann sind die neuen Wurzeltriebe so stark, daß eine weitere Benutzung des Bodens zur Saat unmöglich ist, und die neuen Eichenschößlinge bleiben nun wieder 12—20 Jahre stehen.

Bei dem jetzigen Betriebe des Ackerbaus ist infolge der örtlichen Verhältnisse, namentlich aber auch durch die häufigen Mißernten, die wirtschaftliche Lage des Kleinbauern, der nicht die nötigen Mittel besitzt, um sich aus eigener Kraft über die schlechten Zeiten hinwegzuhelfen, eine sehr gedrückte. Außer einigem Vieh — meist sind es Kälber, selten Rinder oder Schweine — und den Nebenprodukten, wie Butter, Eier u. s. f., kann er fast nur Hafer und Kartoffeln zum Verkauf bringen. Wegen der vielfach noch ungünstigen Verkehrsverhältnisse ist sogar der Absatz dieser Dinge in einzelnen Bezirken recht schwierig. Meist erfolgt er überdies zum Schaden der

Produzenten durch Zwischenhändler; selbst wenn von zwei Nachbarn der eine Käufer, der andere Verkäufer ist, so treten beide fast nie miteinander in direkte Verbindung, sondern gewöhnlich durch Mittelspersonen. In den vom Verkehr weiter abgelegenen Orten zeigen sich diese dazu höchst selten, und die Unmöglichkeit des Umsatzes hat veranlaßt, daß dort auch heutzutage noch die älteste Form des Handels, der Tauschhandel, besteht. Es macht einen merkwürdigen, fast wehmütigen Eindruck, zu sehen, wie ein kleines barfüßiges Kind, nur mit elenden Lumpen bekleidet, im Laden des Krämers für ein Ei Nadel und Zwirn eintauscht, wie der Bauer die nötige Hacke für Butter kauft, wie selbst in der Wirtsstube das Schnäpschen mit einem Ei bezahlt wird. Daß bei solchen Zuständen die Landbevölkerung sich noch immer in einer sehr traurigen Lage befindet, ist selbstverständlich, und daß diese nicht erst in den neuesten Zeiten sich herausgebildet hat, wenn sie auch durch eine Reihe von Mißernten verschärft worden ist, sondern daß sie in früheren Jahrhunderten wohl noch in viel höherem Maße vorhanden war, ist ganz bestimmt. Schon die Thatsache, daß der damals jedenfalls kleineren Zahl von produktiv arbeitenden Landleuten eine verhältnismäßig sehr große Menge unproduktiver Bewohner gegenüberstand, da sich doch fast in jedem Dorfe ein Schloß oder eine Burg mit mehreren adligen Familien befand, ließ die Leute nicht zu einer geregelten wirtschaftlichen Lage kommen. Die historischen Nachrichten vollends über die steten Kriege, Verwüstungen und Brandschatzungen, denen die Erzbistümer Trier und Köln im 17. und 18. Jahrh. unterworfen waren, liefern den vollen Beweis für die Armut und das Elend, welches damals in den Landen geherrscht haben muß. Und Namen wie Kalterherberg, Sourbrodt, Jammerthal für Orte, oder Hungerburg für ein größeres Gehöfte bei Stahl im Kreise Bitburg in dem besseren Teile des Hochlandes reden eine nicht mißzuverstehende Sprache. Im allgemeinen aber hat sich die Eifel dank den vielseitigen Bemühungen, namentlich denen von Excellenz Nasse, dem jetzigen Ober-Präsidenten der Rheinprovinz, wirtschaftlich bedeutend gehoben und in ihren ganzen Lebensverhältnissen gebessert.

Einige Schäden, die recht wesentlich einer raschen Gesundung entgegenstehen, sind neben der allen deutschen Bauern eigenen Schwerfälligkeit bzw. Feindseligkeit gegen jede Neuerung der ganz außerordentliche Mangel an jeder Initiative und die verderbliche Unsitte der Viehleihe. Namentlich aber ist es der gänzlich verkehrte Stolz, der den einzelnen zu Zeiten des Unglücks verhindert, seine Lage offen und ehrlich einem Ehrenmanne zu gestehen und Hilfe bei der Kreissparkasse zu suchen. Statt dessen geht er trotz aller traurigen Erfahrungen, die in seiner Umgebung schon gemacht sind, zu einem „Geschäftsmanne“ und legt sich damit selbst den Strick um den Hals. Durch Vereine der verschiedensten Organisation, Darlehnskassen u. s. f. sucht man diese Mißstände zu heben; aber der Erfolg kann natürlich nur ein langsamer, ganz allmählicher sein. Zur Erklärung solcher Zustände muß man leider auch auf die ungünstige Handhabung einer sonst trefflichen politischen Einrichtung hinweisen. Der Landrat soll mit seinem Kreise gleichsam verwachsen sein; er muß alle Verhältnisse genau kennen, den Kreiseingesessenen stets mit Rat zur Seite stehen. Sein Amt darf daher nicht als Durchgangsstation für den höheren Verwaltungsdienst gelten; in dieser Beziehung ist aber gerade in den armen Kreisen der Eifel vielfach gefehlt worden. Oft wurde ein junger Mann zum Landrat ernannt, der die rheinischen Verhältnisse und im besonderen die Eigentümlichkeiten des Berglandes gar nicht kannte; ehe er sie kennen lernen konnte, und sicherlich ehe die Bewohner ihn kennen gelernt hatten, wurde er versetzt, und ein neuer, der ebenso wenig des Landes kundig war, trat an seine Stelle. Da hat sich nicht das für die Entwicklung des Landes unbedingt nötige Verhältnis zwischen der Behörde und dem Volke herausbilden können, so sehr auch gewiß die Bemühungen der einzelnen Beamten anzuerkennen sind. Dazu kamen in den letzten Jahrzehnten leider noch die innerpolitischen Verhältnisse, die vielfach dazu beigetragen haben, daß eine Annäherung der beiden Teile erschwert wurde.

Wie bereits hervorgehoben wurde, sind die Thäler der Flüsse, z. B. die Trierer Ebene, das Koblenz-Neuwieder Becken, das untere Ahrthal, sowie die Pellenz, das Maifeld und die nördlichen Vorstufen des Ge-

birges berühmt durch ihre Fruchtbarkeit. Der Fruchtmarkt in Mayen hat nicht bloß für die nähere Umgebung, sondern auch für entferntere Kreise hohe Bedeutung; aber der einst weithin bekannte und von allen Seiten stark besuchte Getreidemarkt in Münstermaifeld ist namentlich seit 1866 infolge einer Reihe von Umständen leider so zurückgegangen, daß er überhaupt keine Bedeutung mehr hat.

Die Zuckerrübe wird nirgends in dem Berglande gebaut, wohl aber in der niederrheinischen Ebene dicht zu Füßen der Eifel. An Handelsgewächsen ist nur Tabak und Hopfen zu erwähnen, die beide in beträchtlicher Menge und auch in geschätzter Güte gewonnen werden, der erstere in der fruchtbaren von der Lieser durchströmten Wittlicher Ebene, der letztere an den Berghängen um Kyllburg. Der Anbau von Lein ist sehr zurückgegangen, da die alte Hausindustrie der Leinenweberei fast gänzlich verschwunden ist, dagegen sind mit dem Anbau von italienischem Hanf im Kreise Wittlich viel versprechende Versuche gemacht worden.

Was den Gartenbau anbetrifft, so ist bereits früher bemerkt worden, daß in dem von den Oberdeutschen — Alemannen und Chatten — bewohnten Gebiete die Blumenzucht in Blüte steht. Namentlich erfreut die Rose sich allenthalben der größten Beliebtheit. In jedem, auch dem einfachsten Moseldorfe sieht man die prächtigsten und edelsten Sorten angepflanzt und gut gepflegt. Die Umgebung von Trier ist besonders berühmt wegen ihrer ausgedehnten und ausgezeichneten Rosenkulturen, welche mit den bedeutendsten ähnlichen Anlagen nicht bloß Europas den Wettbewerb aushalten können. Die alten Burgen und Schlösser mußten schon infolge ihrer Lage ausgedehnte Gärten entbehren, während die neueren herrschaftlichen Sitze selbstverständlich mit Parkanlagen, Zier- und Nutzgärten versehen sind. Die alten Abteien und Klöster waren von großen Gärten umgeben, in denen mit Rücksicht auf die zahlreichen Fasttage treffliches Gemüse gezogen wurde. Merkwürdig ist es aber, daß dieser starke Gemüsebau sich bei den Bewohnern verhältnismäßig sehr wenig ausgebreitet hat, und daß auch heute demselben noch kein Verständnis entgegengebracht wird; nur das Sauerkraut ist neben der Kartoffel ein überall beliebtes Gemüse.

## IV.

# Waldwirtschaft, Fischerei.

Als die Römer in harten Kämpfen das Hochland der Eifel sich unterwarfen, war der Boden noch meist mit Wald bedeckt; doch müssen auch große Strecken gerodet und in Ackerland umgewandelt gewesen sein; denn nach Cäsars Angaben über die Zahl der von den einzelnen Völkern aufgestellten Truppen muß die Bewohnerzahl bereits so erheblich gewesen sein, daß nur der bebaute Acker den nötigen Unterhalt für dieselbe liefern konnte, da eine Einfuhr aus andern Gebieten ausgeschlossen war.

Der Wald muß aus Hoch- und Niederwald bestanden haben; wenigstens deuten darauf die Mitteilungen hin, daß in Kriegsfällen, namentlich bei Einrichtung von Verteidigungswerken und bei Angriffen auf Lager und feste Plätze große Mengen von Gesträuch zur Verwendung kamen. Von Forstwirtschaft war natürlich keine Rede; Säen und Anpflanzen neuer Waldkulturen erfolgte nicht, sondern der Wald pflanzte sich selbst fort. Welche Baumarten die Bestände bildeten, darüber haben wir keine direkten Nachrichten; wohl aber dürfen wir als sicher annehmen, daß diejenigen Arten, die als einheimische Waldbäume noch heute auftreten, auch in der Zeit der Romanisierung des Landes die Bestände bildeten, da deren einstige Existenz durch ihre Reste in den Braunkohlen des Gebietes und durch die Abdrücke bzw. Versteinerungen im Tuff nachgewiesen ist. Buchen und Eichen werden wohl den überwiegenden Grundstamm gebildet haben; zwischen

ihnen kamen Linden, Weiden, Erlen, Eschen und Ahorn eingesprengt vor. Ob größere Bestände an Nadelholz früher schon vorhanden waren, ist mehr als fraglich.

Karl der Gr., der mit richtigem Blicke die Bedeutung der Wälder für das Land erkannte, bestellte überall zur Beaufsichtigung derselben Forstbeamte und Waldhüter, wenn auch noch keine regelmäßige Bewirtschaftung eingeführt wurde. Ausgedehnt war das Gebiet des Königlichen Bannwaldes, in welchem für die Bewohner des Landes jedes Nutzungsrecht ausgeschlossen war. Doch wurden schon früh Wälder an Abteien und Klöster geschenkt und an den Adel zu Lehen gegeben, so daß neben den Königlichen- und den Gemeinde-Waldungen schon früh ausgedehnte Privatwaldungen vorkamen. Die Schädigung der Bäume durch Abschälen der Rinde, das Fällen der Grenzbäume war mit sehr schweren Strafen bedroht, — ein Beweis, welch hohen Wert man auf die Erhaltung des Waldes legte. Umgekehrt wurde aber auch von den Gemeindemitgliedern streng an allen etwaigen Nutzungsrechten festgehalten, namentlich an dem Rechte auf Brandholz und Holzkohlen.

Im Mittelalter nahmen, wie bereits in dem Abschnitte über die Bewohner des Landes ausgeführt worden ist, die Wälder infolge der Gründung neuer Ansiedlungen stark ab. In den schweren Kriegszeiten, die seit dem Beginne des 17. Jahrh. über die Eifel namenloses Elend brachten, verschwanden gar manche Dörfer vollständig vom Erdboden; die Pest raffte hoch und niedrig weg, und der regelmäßige Ackerbau hörte oft ganz auf. In dieser Zeit wurden auch vielfach die Wälder gänzlich zwecklos verwüstet; für die Aufzucht jungen Waldes aber sorgte niemand. Während das übrige Deutschland nach dem 30jährigen Kriege sich rasch wieder erholte, wurde auf der linken Rheinseite durch die stets sich erneuernden Kämpfe Ludwigs XIV. jedes neue Aufblühen unmöglich gemacht oder wenigstens sehr erschwert. In dem harten Kampfe ums Dasein, wie ihn die Bewohner der Eifel damals zu bestehen hatten, pflegt aber der Mensch nur für das Nächstliegende zu sorgen, das Entferntere entzieht sich seinem Blicke, und so wird es gekommen sein, daß die ausgedehnten

Waldverwüstungen im 18. Jahrh. keinen Ausgleich durch Aufforstungen fanden. Bei der Übernahme des Landes durch Preußen 1815 war die Eifel kein Waldgebirge mehr; weite Strecken des Hohen Venns, der Schneifel, der eigentlichen Hohen und der Vulkanischen Eifel waren kahl, Sumpf oder Ödland bzw. Heide.

Seit der preußischen Besitzergreifung des Landes ist eine regelrechte Forstverwaltung und Waldwirtschaft eingeführt und den Königl. Forstbehörden auch die Oberaufsicht über die Gemeindewälder übertragen worden, indem man von dem Grundsatze ausging, daß die Erhaltung und richtige Pflege des Waldes auch zu einem große Teile im Interesse der Allgemeinheit liege. Teilweise unter sehr schwierigen Verhältnissen sind seither weite Gebiete neu aufgeforstet, namentlich mit Nadelholz und mit Eichenschälwald; und heute kann man wohl schon sagen, daß die Eifel, wenn auch noch nicht gerade reich an Waldungen, so doch nicht mehr kahl ist. Die Hochwälder, namentlich diejenigen, welche noch aus alter Zeit stammen, werden meist von Laubhölzern gebildet, hauptsächlich Buchen, wenig Eichen und einzelnen eingesprengten anderen Bäumen. An ihre Stelle treten in andern Bezirken, so im Venn und in der Schneifel, Fichten- und Kiefernwälder. Ausgedehnte Forste von Lärchen kommen nicht vor, und die vielfach angestellten Versuche, fremde Nadelhölzer einzuführen, sind eben Versuche geblieben. In einzelnen Bezirken kommen wohl auch gemischte Bestände vor, z. B. im Lehwald nördlich von Mehren.

Die Abhänge des Moselthales, die sich nicht zur Anlage von Weinbergen eignen, sind ebenso wie die Hänge vieler Nebenthäler mit Lohhecken bestanden. Die große Ausdehnung und hohe Bedeutung der Leder-Industrie sicherten diesem Walde bei einem 12—20jährigen Abtriebe eine hohe Rente und veranlaßten Staat, Gemeinden und auch Private, den Eichenschälwald möglichst auszudehnen; zeitweise wurde sogar der Ertrag in guten, sonnigen Lagen demjenigen von fruchtbaren Äckern gleichgeschätzt, und dabei war keine schwere Kulturarbeit zu leisten. Die Einführung des an Tannin reicheren Quebrachoholzes aus Südamerika hat aber mit einem Schlage die Rentabilität bedeutend herabgedrückt, teilweise völlig vernichtet. Ob durch

den hohen Eingangszoll auf den neuen Gerbstoff eine dauernde Hilfe zu erwarten ist, dürfte sehr fraglich erscheinen; denn die zukünftigen Fortschritte der Technik sind nicht zu übersehen, und es ist in der That nicht ausgeschlossen, daß die Versuche, das Leder mit andern als den bisher bekannten Pflanzenstoffen gut und rascher zu gerben, auch einmal einen durchschlagenden Erfolg haben, oder daß ein völlig neuer, künstlich hergestellter Gerbstoff an die Stelle der Eichenlohe tritt.

Besonders in den Gegenden, die nicht mit der Eisenbahn oder mit den schiffbaren Strömen in naher Verbindung stehen, wird das Holz in großen Mengen zu Heizzwecken benutzt; doch ist der Preis desselben in den letzten Jahren so stark gestiegen, daß allmählich die Holzfeuerung durch den Kohlenbrand verdrängt wird, wobei die Braunkohle in Form von Briketts immer mehr in Betracht kommt. Industrielle Verwertung des Holzes findet wenig statt, viel bedeutender ist aber der Verbrauch zu Bauzwecken. Verhältnismäßig die höchsten Preise erzielt das Grubenholz, welches fast überall im Gebiete für die niederrheinischen und belgischen Kohlenbergwerke aufgekauft wird. Daher sind zur Zeit die jungen Nadelholzwaldungen am ertragfähigsten, deren 30jährige Bestände das beste Holz für Grubenzwecke liefern. Die früher so hoch bedeutenden Köhlereien sind fast gänzlich verschwunden; es ist eine außerordentliche Seltenheit, daß man noch einmal einen Kohlenmeiler sieht.

Verhältnismäßig den geringsten Waldbestand findet man in der südwestlichen Eifel; der Viandener Kammerwald an der Ur besitzt wohl sehr schöne Buchenbestände, seine Ausdehnung ist aber gering. Die Hochflächen zwischen Ur, Prüm, Nims und Kyll sind meist kahl. Erst im Oberlaufe der Nims zwischen der Prüm und Kyll ist Waldreichtum; da dehnen sich der prächtige Königl. Kyllwald, der Malberger Gemeinde- und der Siebengemeinden-Wald mit schönem Laubholzbestande über 15 km die Kyll entlang aus, und weiter nördlich liegen große Gemeindewaldungen, denen sich die an der Quelle der Prüm nach Südwesten ziehenden Nadelwälder der Schneifel anschließen. Auf der linken, östlichen Seite der Kyll bildet südlich von Gerolstein der Gerolsteiner mit dem Königl. Salmwald, den weiten Wäldern der

einzelnen Gemeinden und den herzoglich Arembergischen Forsten, die wieder an den Königl. Kunowald anstoßen, einen großen Waldkomplex, der bis an die mittlere Salm südwestlich von Manderscheid reicht. Die südlichen Höhen, welche das Plateau gegen das alte Moselbett begrenzen, sind von dem Meilenwald bedeckt, der in einzelnen Bezirken prächtige Buchenbestände aufweist. Im Süden ist der schönste Forst der Kondelwald, der das ganze Plateau zwischen Alf und Üß in der Gegend von Bertrich bedeckt und zum größten Teil königlich ist, zum Teil aber auch zu den Besitzungen des Grafen Kesselstadt gehört. Im Osten zeichnen sich nicht durch ihre Ausdehnung, wohl aber durch die Schönheit der alten Buchen- und Eichenbestände, die um den Laacher See liegenden Waldungen aus, welche meist den benachbarten Gemeinden gehören. Große Ausdehnung hat der Mayener Stadtwald im Gebiete der Nette und der Nitz, von dem weite Strecken noch jetzt schwer zugänglich sind, und der Forst Hochpochten, der mit den anstoßenden Gemeindewaldungen den Rest eines im Mittelalter fast die ganze östliche Eifel bedeckenden Waldes bildet. Das Gebiet nördlich von Kelberg, östlich von Adenau, mit den zahlreichen Basaltkegeln, ist bis zum Ahrthal hin vielfach mit Hochwald bedeckt, und nördlich des Thales erstrecken sich noch die großen Forsten des Freiherrn von Wolff-Metternich, der Flamersheim-Rheinbacher Wald und der Kottenforst bis gegen Bonn hin. Das Plateau zwischen Urft, Olef und Roer ist sehr stark mit Wald bestanden. Außer den großen Gemeindewaldungen liegen hier die weiten Besitzungen des Herzogs von Aremberg, dann die Wälder einzelner Privatleute und Gemeinden, sowie der Königl. Forst Schleiden und namentlich der Forst „Höfen", der das ganze Gebiet der Erkensruhr bedeckt, und über den man nahe bei dem Forsthause Wahlerscheid von der Landstraße Montjoie-Schleiden aus einen prächtigen Überblick genießt. Besonders fallen hier in einigen Distrikten die alten Bestände an Hainbuchen auf, sowie die herrlichen Fichten, welche den Vergleich mit den schönsten Beständen des Schwarzwaldes und des Thüringer Waldes ertragen. Diese Gebiete faßt man gewöhnlich unter den Namen Losheimer-, Zitter- und Dreiherrenwald zusammen. — Die Hochfläche, welche von der Urft südlich,

von der Roer westlich und nördlich in tiefen, schluchtenartigen, an Naturschönheiten überreichen Thälern umschlossen wird, bedeckt der durch Wege völlig erschlossene Königl. Forst „Kermeter", der sich im Blattener Wald noch weit nach Osten erstreckt. Westlich der Roer auf den Abhängen des Venns liegen die großen Waldgebiete der Königl. Forsten Rötgen und Wenau mit dem sogenannten Hochwald, der Stadtwald von Eupen und der von Aachen, welche alle mit den herrlichsten Buchenbeständen bis zu den letzten Hügeln des Berglandes reichen. Das früher kahle Venn ist, wie bereits erwähnt, dank den nachhaltigen Bemühungen der Regierung jetzt vielfach mit dichten Nadelholzwaldungen bedeckt, und auch das Verbindungsglied zwischen Ardennen und Eifel, die Hochfläche von St. Vith, trägt, z. B. im Wolfsbüsch, schon recht ansehnliche Waldungen.

Nach den obigen Ausführungen ist die Waldwirtschaft im ganzen Gebiete recht erheblich, wenn auch nicht allerwärts gleich bedeutend. Einzelne Gemeinden ziehen aus ihrem Waldbesitz eine so hohe Rente, daß sie nicht bloß alle Kommunalumlagen entbehren können, sondern auch ihren Eingesessenen neben der freien Hergabe von Streu in schlechten Jahren ein bestimmtes Maß Brennholz liefern oder sogar einen Teil der Staatssteuern für sie decken.

Ein verhältnismäßig weniger erfreuliches Bild bietet der Zustand der F i s c h e r e i. Über die vorkommenden Fischarten ist bereits in einem früheren Abschnitte das Nötige bemerkt. Nach dem früher geltenden Rechte der sogenannten Adjacentenfischerei war jeder Bewohner, der an den Bachufern den Grund und Boden besaß, berechtigt, auf der ihm gehörigen Strecke die Fischerei auszuüben. Da es sich in der Eifel hauptsächlich um die Forellen handelt, diese aber einen längeren Transport gar nicht oder doch nur unter Anwendung besonderer Einrichtungen vertragen, so war ein regelmäßiger Absatz in die Städte der Umgebung nicht möglich. Eine Einigung der Berechtigten zu gemeinsamem Betrieb der Fischerei fand sehr selten statt, und die Folge des wilden, fast gänzlich unbeaufsichtigten Fanges war einesteils die beinahe völlige Vernichtung des Fischbestandes in den kleineren Gewässern und anderenteils die überall im Volke bei hoch und niedrig sich

festsetzende Ansicht, daß der Fisch Gemeingut sei, dessen Aneignung kein Unrecht einschließe. Der Fischraub war daher überall verbreitet, und es war den Dieben gleichgültig, auf welche Weise sie sich der Beute bemächtigten, ob durch regelrechten Fang, durch Stechen mit der Gabel, oder durch Betäuben der Fische mittels Kockelskörner, oder durch Vernichtung des ganzen Bestandes mit Chlorkalk oder Dynamit. Die außerordentlich geringen Strafen, welche über Frevler bei gerichtlicher Anzeige ausgesprochen wurden, konnten natürlich nicht von der Fortsetzung des Raubes abschrecken. Dabei war und ist noch heute der Dieb sicher, die gestohlenen Fische stets anstandslos absetzen zu können, wenn auch den Käufern nicht unbekannt ist, daß sie sich der Hehlerei im Sinne des Gesetzes schuldig machen. Das neue Fischerei-Gesetz vom Jahre 1895 hat durch die Aufhebung der Adjacentenfischerei und die vorgesehene Verpachtung von seiten der Gemeinden den Weg zur nachhaltigen Besserung der Verhältnisse eröffnet; aber nur andauernde und strengste Durchführungen der Bestimmungen und die rücksichtsloseste Bestrafung der Diebe und auch der Hehler können allmählich gesunde Verhältnisse herbeiführen. Ein freilich nicht leicht zu beseitigender Mißstand ist der, daß die Fischverkäufer selbst für große Mengen frischer Flußfische, die sie zum Verkauf bringen, keinen Ursprungsschein vorzulegen haben, während solches bei jedem Stück Wildbret geschehen muß!

Gelernte Fischer giebt es wohl an der Mosel, wo überhaupt die wünschenswerte Ordnung herrscht, in der Eifel aber nur ganz wenige. Reusen (Trommeln, Wachteln) und gewöhnliche Angeln sind die fast ausschließlich benutzten Fischereigeräte; künstliche Köder werden von den besonders im Sommer sehr zahlreichen Sportfischern benutzt; aber in den fischreichen Maaren ist eine regelrechte Befischung mit Grund- oder Stellnetzen noch unbekannt.

Seitens der Regierung, verschiedener Vereine und einzelner Privatpersonen ist in den letzten Jahren sehr viel für die Hebung des Fischbestandes geschehen. An den Stauwehren in den Zuflüssen der Mosel sind jetzt überall Fischleitern angebracht, welche das Steigen der Fische zu den Laichplätzen ermöglichen. Der Laich der Salmoniden

29*

wird gewonnen, befruchtet und in großen und kleineren Fischbrut-Anstalten ausgebrütet, worauf die junge Brut ausgesetzt wird. Auf diese Weise kommen in die kleinen Flüsse bei und oberhalb Trier jährlich über 2 Millionen Salme zur Aussetzung. Auch Teichanlagen zur Fischzucht sind zahlreich entstanden, und auf die Vertilgung der Fischräuber, wie Fischotter und Reiher, sind Prämien ausgesetzt. So ist denn zu hoffen, daß bei weiterer energischer Arbeit die Fischzucht allmählich auf einen den Verhältnissen des Landes entsprechenden Stand gehoben und dieser Zweig des Volkswohlstandes voll zur Geltung gebracht wird.

---

## V.

# Industrie, Handel und Verkehr.

Wie bereits oben bemerkt, ist die Eifel infolge ihres sehr geringen Reichtums an natürlichen Bodenschätzen und ihrer früheren Abgeschlossenheit wesentlich auf Viehzucht und Ackerbau angewiesen, während eine ausgedehntere Industrie nicht allgemein vorhanden sein, sondern sich nur in einzelnen Bezirken zu einer gewissen Blüte entwickeln konnte. Das ist der Fall im Nordwesten (Aachen-Eupen Stolberg-Eschweiler), im Gebiete des Laacher Sees (Mayen-Niedermendig-Andernach-Brohlthal), im unteren Kyllthale und im Olefthale. In den übrigen Teilen ist die Gewerbthätigkeit nicht von großer Bedeutung und eben so wenig der Handel, da nur eine geringe Anzahl von Artikeln, namentlich Vieh, Kartoffeln, Hafer, Holz, Schiefer, Kalk, Tuff, Basalt und Lava zur Ausfuhr kommen. Nur der Wein bildet an der Mosel und teilweise auch an der Ahr einen sehr bedeutenden Handelsartikel; er hat sich in den letzten Jahrzehnten den Weltmarkt erobert und wird heute nach allen Teilen der bewohnten Erde versandt. Die Hauptstapelplätze für Moselweine sind Trier, Koblenz, Trarbach-Traben, Bernkastel, Cochem, Alf u. a., für Ahrweine Ahrweiler, Sinzig-Westum, Altenahr, Mayschoß u. s. f. Die Herstellung von Schaumweinen wird mit bestem Erfolge in Koblenz betrieben, wo eine größere Anzahl von Firmen sich diesem Industriezweige widmet. Die kleineren Firmen, die an der Mosel selbst die Fabrikation begonnen haben, scheinen infolge von mancherlei

Umständen zu einer größeren Blüte nicht zu kommen. Nur der moussierende Brauneberger, der das volle feine Bouquet des Weines neben anregendem Kohlensäuregehalt besitzt und durch eine Trierer Firma hergestellt wird, erfreut sich einer großen Beliebtheit in immer weiteren Kreisen. Die durch einen früheren Apotheker in den 60er Jahren in Trier zuerst begonnene Darstellung von Cognac aus dem Moselwein geringer Jahrgänge breitet sich trotz der Güte des Fabrikates nur sehr langsam aus, da die Art der Besteuerung einer allgemeineren Einführung der Cognacbrennerei hinderlich sein soll. Wahrscheinlich aber ist der Hauptgrund der, daß durch die Verkehrserleichterungen die Absatzfähigkeit auch der geringeren Weine zu besseren Preisen ermöglicht ist und deshalb der Winzer lieber direkt den Wein verkauft.

Die Gewinnung und Verwertung der verschiedenen Branntweinarten, Kirschwasser, Trester-, Zwetschen-, Birnen-, Schlehen-, Vogelbeer-Branntwein, ist leider ziemlich bedeutend, während der Apfel- bzw. Birnenwein, nur in einzelnen Bezirken gekeltert und fast ganz auch am Platze verbraucht wird, so daß er außer in der Umgebung von Trier für den Handel überhaupt keine Bedeutung hat. Noch weniger aber wird Dörrobst hergestellt und in den Handel gebracht, obschon gerade hierin ein sehr wichtiger Faktor für die Hebung des Wohlstandes der acker- und obstbautreibenden Bevölkerung läge; nur ganz vereinzelt wird dieses gewonnen, obschon viele Bezirke zum Obstanbau durchaus geeignet sein dürften, wie bereits in einem früheren Abschnitte besprochen worden ist.

Bierbrauereien sind ziemlich zahlreich vorhanden; von diesen haben aber im Innern des Hochlandes die meisten nur örtliche Bedeutung. Außer denjenigen der größeren Städte am Rande der Eifel, wie Aachen, Köln, Bonn, Andernach und Trier, haben nur die Brauereien in dem außerordentlich regen Bitburg, in Mayen und besonders in Niedermendig größere Wichtigkeit. Die Biere von Simon in Bitburg haben sich in wenigen Jahren den Weltmarkt zu erobern gewußt. Der Hauptwert der außerordentlich großen Brauereien in Niedermendig liegt in den ausgezeichneten Kellern, welche durch den

Abbau der starken Lavaströme entstanden sind und beständig eine sehr niedrige Temperatur haben. Es ist zwar selbstverständlich, daß selbst die trefflichsten Keller die Qualität des Bieres nicht verändern, wohl aber veredeln, verbessern können. Zur Zeit befinden sich in Niedermendig 15 große Brauereien, deren Biere sich allgemeiner Wertschätzung erfreuen. Auch die Brauereien in Andernach, Mayen, Wittlich, Prüm, St. Vith, Montjoie befinden sich in blühendem Zustande.

Über den Weinbau und den Weinhandel, diese wichtigsten Erwerbszweige in den Thälern der Mosel, des Rheines und der Ahr ist in einem früheren Abschnitte bereits ausführlich gesprochen worden. Etwas Tabak wird in der Eifel im Kreise Wittlich gewonnen und auch in Trier und Wittlich selbst zu Cigarren verarbeitet; diese Industrie kann natürlich von keiner hohen Bedeutung sein. Die Trierer Tabakfabriken haben an der Mosel Zweigniederlassungen; außerdem befinden sich auch noch an einzelnen Orten recht lebhaft betriebene selbständige Cigarrenfabriken, so z. B. in Bernkastel.

Daß bei dem Reichtum des Landes an Wasserkräften die Mühlenindustrie von jeher eine wichtige Stellung in dem Erwerbsleben einnahm, ist leicht verständlich. Leider ist in früheren Zeiten das Aufblühen dieser Industrie sehr behindert worden durch den Mangel an Verkehrswegen, die ungenügende Produktion von Getreide im Lande selbst, sowie durch den Umstand, daß die Müllerei kein sogenanntes freies Gewerbe war, welches jedermann ausüben konnte. Die Anlage und der Betrieb von Mühlen bildete vielmehr ein Vorrecht der „Herren", welche dieselben an Hörige oder sonst abhängige Leute zu Lehen gaben. Die Müllerei galt im Mittelalter und bis in die neuere Zeit als ein „unehrliches" Gewerbe und trat aus diesem Zustande erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts heraus. Seitdem hat sie sich außerordentlich entwickelt. Die Zahl der Wassermühlen, die an den kleineren, wasserarmen Bächen mit oberschlägigen, sonst aber mit unterschlägigen vertikal stehenden Rädern getrieben werden, fast nie mit horizontalen Rädern (Turbinen), ist sehr groß; aber sie sind sehr ungleich verteilt. Einen lieblichen Anblick gewährt das Mühlenthälchen bei Kattenes an der Mosel; dort kommt ein mäßiger Bach

von der Höhe des Maifeldes und strömt durch eine enge, steile Furche zum Thale der Mosel; hier haben sich, dicht hinter- und übereinander, elf Mühlen angesiedelt, die man von der Mosel aus alle auf einmal überblicken kann.

Von natürlichen Verkehrsstraßen kommt für unser Gebiet nur die Mosel in Betracht. Sie wurde schon von den Römern mit Schiffen befahren, auf denen sie das Hauptprodukt des Moselthales, den Wein, beförderten. Daneben werden wohl auch Holz, Bausteine und Kalk, welcher an der Obermosel in Menge vorkommt, dagegen an der unteren Mosel und am Rheine gänzlich fehlt, auf dem Wasserwege weitergeschafft worden sein. Sehr wahrscheinlich ist es nach den vorhandenen bildlichen Darstellungen, daß auch bereits die keltischen Treverer die Schiffahrt auf der Mosel betrieben haben.

In fränkischer Zeit und weiter im Mittelalter wurde die Wasserstraße ebenfalls benutzt; doch waren die Hindernisse, die sich einem freien, lebhaften Verkehre entgegenstellten, so zahlreich, daß eine Entwicklung nicht möglich war. Die territoriale Zerrissenheit des Landes, das Fehlen eines jeden Verständnisses von der Bedeutung des Verkehrs für das Land machte den Transport von Gütern auf der Mosel durch die Errichtung zahlreicher Zollschranken sehr zeitraubend und kostspielig. Dabei war während des Frostes, wo die Wasserfläche sich bald mit mächtigen Eisschollen bedeckt und oft auch weithin völlig zufriert, sowie im Sommer wegen zu niedrigen Wasserstandes die Schiffahrt völlig geschlossen. Die zahlreichen Stromschnellen, die in dem ganzen Laufe des Flusses bis in die Nähe von Koblenz vorkommen, bildeten ohnedies auch bei günstigem mittlerem Wasserstande eine stetige Schwierigkeit, und die Wasserbaukunst war noch zu unentwickelt, als daß sie dieselbe hätte beseitigen oder die Fahrrinne hätte vertiefen können. Und wer von den vielen Herren, denen kleinere oder größere Strecken der Ufer gehörten, hätte denn die kostspieligen Arbeiten machen sollen?

Der erste, der diese Mißstände, die in der politischen Zerrissenheit des Landes lagen, richtig erkannte, war, wie schon mehrfach erwähnt wurde, der Erzbischof Balduin von Trier. Er suchte daher

das ganze Moselthal unter seine Macht zu bringen, ein Vorhaben, das ihm aber nur zum kleinsten Teile gelang. Erst die Gewaltakte der französischen Regierung führten eine günstige Änderung herbei.

Die preußische Regierung würdigte die wirtschaftliche Bedeutung der natürlichen Verkehrswege für das Land richtig und suchte deshalb die in der Natur selbst begründeten Hindernisse für die regelmäßige Fahrt möglichst zu beseitigen. Große Summen wurden darauf verwendet, durch Ausbaggern und Sprengen die Fahrrinne zu vertiefen und dort, wo der Fluß zu breit und daher zu flach erschien, wie bei Aldegund, durch große Längsdämme das Bett schmaler und damit tiefer zu machen. An den Stromschnellen, wo der Fluß durch zu großes Gefälle eine zu starke, für die Steuerung der Schiffe gefährliche Strömung erzeugte, wurde durch weit in den Fluß hineinragende Querdämme das Wasser zusammengedrängt und so ebenfalls eine Vertiefung erzeugt; tote Arme bei Inseln wurden ganz abgeschlossen. Durch alle diese kostspieligen Arbeiten erreichte man, daß Schiffe von 0,7 m Tiefgang wenigstens den ganzen Sommer hindurch mit wenigen, selten lange andauernden Unterbrechungen die Mosel befahren konnten. Kalk, Wein, Lohe, Bausteine, Holz und auch Kolonialwaren bildeten bald wichtige Verkehrsartikel. Der Personenverkehr war aber noch sehr unbedeutend. Wöchentlich einmal fuhr ein mit einem Zeltdache überspanntes Schiff mit Pferdevorspann von Trier nach Koblenz. Die Reisenden mußten sich selbst für die Fahrt mit Lebensmitteln versehen. In Alf wurde Nachtquartier genommen und am folgenden Tage ging die Fahrt weiter. Noch schlimmer war die Bergfahrt von Koblenz nach Trier; vor das Schiff wurden 3—4 Pferde gespannt, die auf dem an den Ufern hinführenden Leinpfade mühsam die „Eiljacht" gegen den Strom zogen; an den Stromschnellen mußte Vorspann genommen werden, und da je nach der Beschaffenheit des Ufers und der Lage der Stromrinne der Leinpfad bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer lag, so mußten die Pferde und ihre Führer, die sogenannten Halfen, häufig über den Fluß setzen, was jedesmal eine große Zeitversäumnis mit sich brachte. Daher dauerte die Fahrt von Koblenz nach Trier 3—4 volle Tage

mit Übernachten in Cochem, Alf und Trarbach. Ein Verkehr mit den einzelnen Moselorten fand nicht statt, so daß das Schiff nur Trier, Koblenz und die drei Halteplätze miteinander verband. Da an der Mosel entlang aber auch keine Straße gebaut war, so konnte man vielfach von einem Orte zu einem nicht weit entfernten nur auf Umwegen über die Höhen gelangen, wofern man nicht, was sehr oft geschah, sich einen Kahn mietete und auf diesem wenigstens stromabwärts den Weg zurücklegte.

Ende der zwanziger Jahre fuhr das erste Dampfboot auf dem Rheine von Köln bis Mainz, und wenige Jahre später versuchte man auf der Mosel mittels eines Dampfschiffes von Koblenz nach Trier zu gelangen und damit das herrliche Thal mit seinen geschätzten Produkten dem Verkehr zu öffnen. Die ersten Versuche mit dem kleinen Boote „Argo" fielen zwar nicht sehr günstig aus; auch standen die Bewohner des Moselthales selbst dem Unternehmen vielfach skeptisch, ja teilweise auch feindlich gegenüber, weil sie mancherlei üble Folgen für das Land fürchteten, besonders das Eingehen des Halfen-Gewerbes, die Schädigung des Weinbaues durch den Rauch u. s. f. Aber es bildete sich doch eine Gesellschaft, welche mit Dampfschiffen den Strom befuhr und zwar von Coblenz bis Trier. Eine Ausdehnung der Fahrten über die Saarmündung hinaus bis Metz hat sich auch bei späteren Versuchen als undurchführbar erwiesen. Als die erste Gesellschaft zu Grunde ging, bildete sich eine neue, und nach dieser scheint nunmehr die neue „Moseldampfschiffahrts-Aktien-Gesellschaft" unter ihrer tüchtigen, einsichtsvollen Leitung bei genügenden Mitteln auch gut vorwärts zu kommen. Mit flach gehenden Booten vermag sie den Dienst noch in trockenen Sommern aufrecht zu erhalten, wo dieser früher schon lange eingestellt werden mußte. Gewöhnlich erfolgen wöchentlich 4 Fahrten zu Thal von Trier nach Koblenz in 9 bis 12 Stunden je nach dem Wasserstande; zu Berg gebraucht das Schiff 2 Tage mit Übernachten in Trarbach. Die Nachteile, mit denen die Dampfschiffahrt zu kämpfen hat, sind die Ungewißheit, ob der Dienst zu einer bestimmten Zeit überhaupt aufrecht erhalten werden kann, und die Unsicherheit der Fahrtdauer, also des Eintreffens an einem

Orte zu einer festen Stunde, da dies mit dem Wasserstande großen Schwankungen unterworfen ist. Für den Naturfreund, der die herrlichen Landschaften der Mosel mit ihren steilen, von Reben oder Wald bedeckten Höhen, ihren freundlichen, zwischen alten Nußbäumen versteckten Dörfern und der lebenslustigen, heitern Bevölkerung noch nicht kennt, ist es dringend zu empfehlen, wo nicht die ganze Fahrt in mehreren Abschnitten zu machen, so doch einzelne Strecken, und namentlich die von Bernkastel nach Alf oder von Alf nach Cochem durch eine Dampfschiffahrt kennen zu lernen; er wird sich für etwaigen Zeitverlust durch die Naturschönheiten reich entschädigt finden.

Für eine Schleppschiffahrt ist der Verkehr zu gering, doch bringen die Dampfboote der Gesellschaft häufig Schiffe mit zu Berg.*)

Außer diesen Dampfschiffen fahren wöchentlich sechsmal kleinere Lokalboote zwischen Bernkastel und Trier bzw. zwischen Cochem und Koblenz. Sie vermitteln den Verkehr der kleineren Orte untereinander und mit dem Sitze der Regierung und des Landgerichtes. Der günstige Erfolg dieser Unternehmungen zeigt, daß auch an der Mosel wohl die Bedingungen für eine lebhaftere Entwicklung von Handel und Verkehr vorhanden sind, und daß, wenn diese heute auf großen Strecken zum schweren Nachteil des Landes noch stocken, wesentlich der Grund darin liegt, daß es eben an den nötigen Verkehrsmitteln fehlt.

Die sogenannten Moselschiffe, große Kähne, befördern die bereits früher aufgeführten Produkte; in neuerer Zeit sind Saarschiffe, welche Kohlen aus dem Saarbrücker Gebiet nach der Mosel befördern, hinzugetreten. Dagegen hat der Transport von Holz stark abgenommen; das Flößen von Bauholz, welches früher von Metz ab ausgedehnt betrieben wurde, ist gänzlich eingestellt.

---

*) Welchen Einfluß die meteorologischen Verhältnisse eines Jahres noch auf den Verkehr ausüben, zeigen deutlich folgende Zahlen. Es kamen an in Trier im trockenen Jahre 1895:
137 Dampfschiffe mit 131,5 t Gütern, 16 beladene Segelschiffe mit 1001,6 t Ladung,
im regenreichen Jahre 1896:
189 Dampfschiffe mit 532,0 t Gütern, 82 beladene Segelschiffe mit 1996,0 t Ladung.

Hafenanlagen, wo die Schiffe vor den Gefahren eines schweren Eisgangs sicheren Schutz finden können, finden sich nur in Bernkastel-Cues und Koblenz, die übrigen Bauten wie in Trier, Cochem und Alf haben keine große Bedeutung.

Es ist sehr zu bedauern, daß die Mosel als natürliche Verkehrsader noch nicht die rechte Würdigung erfahren hat und durch eine vollständige Kanalisierung des Flusses der Schiffsverkehr während des ganzen Jahres noch nicht gesichert ist. Nur eine solche würde in Verbindung mit derjenigen der Saar die reichen Schätze der Obermosel an Kalk und die für die niederrheinische Eisenindustrie so wichtigen Minetteerze Lothringens, nicht minder aber auch die Kohlen des Saarbrücker Beckens dem Weltverkehre zuführen und auch die noch stille liegenden Uferstrecken der Mosel beleben, ihre noch schlummernden Kräfte wecken und ihren Wohlstand heben. Hoffen wir, daß die Kanalisation, welche für die Mosel eine wahre Lebensfrage ist, nicht erst dann erfolgt, wenn das wirtschaftliche Leben bereits völlig erstorben ist. Die Eifel zeigt ja doch leider schon zur Genüge, wie schwer es sich rächt, wenn ein Gebiet zu spät in den Verkehr gezogen wird.

Nach der Mosel ist die Roer das bedeutendste Gewässer unseres Gebietes. Unterhalb der Einmündung der Urft bei Paulus Hof ist sie so wasserreich, daß der Verkehr zwischen den Ufern bei dem Fehlen stehender Brücken durch Kähne vermittelt wird. Auch die Sauer, welche im Südwesten die Grenze gegen Luxemburg und die Ardennen bildet, kann mit Kähnen befahren werden. Doch bilden alle Bäche und Flüsse des Gebietes, außer der Mosel, keine Verkehrsadern.

Bei dem Eisenbahnbau suchte man in sehr begreiflicher Weise anfänglich die Bauschwierigkeiten möglichst zu umgehen und, um die Rentabilität der Linien zu sichern, fast nur die größeren Orte zu berühren, wo bereits eine ausgebildete Industrie vorhanden war. Gebirgsbahnen, über welche anfangs jede Erfahrung fehlte, wurden ängstlich vermieden, und so kam es, daß in dem weiten Gebiete der Eifel in den ersten Jahrzehnten des Bahnbaues überhaupt kein Schienenweg angelegt wurde. Erst die Erfahrungen zeigten, daß der Verkehr durch die Eisenbahnen geweckt wurde, und daß selbst

Punkte, die früher tot und öde lagen, durch sie Leben erhielten und sich wirtschaftlich über alle Erwartung entwickelten.

Nur zögernd trat man an den Ausbau eines Bahnnetzes heran; Köln=Aachen=Lüttich und Köln=Bonn waren die ersten Linien; Ende der 50'er Jahre trat die linksrheinische Bahn bis Koblenz hinzu. Die Eisenbahn von Düren nach Trier, wie die genannten Linien von der Rheinischen Eisenbahn=Gesellschaft erbaut, war beim Ausbruche des französischen Krieges erst bis Call fertig gestellt, wurde aber soweit gefördert, daß die heimkehrenden siegreichen Truppen dieselbe bereits benutzen konnten. Ende der 70er Jahre wurde die Moselbahn erbaut, als Glied der Verbindung Berlin=Metz, also wesentlich aus strategischen Rücksichten; aber obschon sie dem Thale der Mosel nur auf der Strecke Koblenz=Cochem folgt und daher ihren Namen nicht mit vollem Rechte führt, hat sie doch die Hebung des Landes schon sehr gefördert und wirft dem Staate durch den starken Verkehr trotz des teuren Baues eine gute Rente ab. Außerdem sind noch mehrere Linien in den letzten Jahren eröffnet worden, die im Anschluß an die beiden schon genannten Linien hier betrachtet werden sollen.

1. Die Eifelbahn beginnt in Euskirchen in der fruchtbaren Erftebene, wo sich die drei Linien von Düren (30,1 km), Köln (34,1 km) und Bonn (34,2 km) vereinigen. Die Bahn verläßt bei Euskirchen das Thal der Erft und folgt nun dem des Veybaches unter steter Steigung (1:170) an der Haltestelle Satzvey vorüber nach Mechernich (20,3 km; 298 m Seehöhe), wo sie in das eigentliche Gebirge tritt. In weitem Bogen umfährt sie weitersteigend die großen Werke der Mechernicher Hütte mit ihren ausgedehnten öden, leblosen Schutthalden, durchbricht in einem nahezu 500 m langen Tunnel die Wasserscheide zwischen Rhein und Maas (Erft und Urft), und senkt sich dann rasch (teilweise 1:60) hinab nach Call an dem Knie der Urft (377 m) in freundlichem Wiesenthale.

Nun beginnt die schärfere Steigung in dem Thale der Urft, wo die Bahn den Bach mehrmals überschreitet und an den Haltestellen Urft und Nettersheim vorüberführt. Die umgebende Natur wird

immer öder, die begleitenden Hügel ragen immer weniger hoch und steil empor; düstere Nadelholzwaldungen wechseln mit öden Berghängen ab. Wie eine Oase erscheinen die schönen, zur Sommerfrische einladenden Anlagen des Kurortes Nettersheim (449 m). Weiter windet sich dann die Bahn zwischen dürftigen Wiesen, Öd- und Heideland und Fichtenwäldern empor an der Station Blankenheim vorüber*) nach Schmidtheim (553 m) mit einem Burghause der Herren von Beyssel. Auf der 20,5 km langen Strecke von Call bis Schmidtheim steigt die Bahn um 176 m, d. h. durchschnittlich im Verhältnisse von 1:117. Das Dorf Schmidtheim selbst mit seinen zerstreut liegenden Häusern inmitten wenig fruchtbarer Felder (Kalkboden) zeigt recht das Aussehen eines armen Eifeldorfes, dessen Bewohner mit der Natur einen sehr schweren Kampf um ihr Dasein kämpfen müssen. Der Sommer ist nur kurz, der Winter lang und hart; dabei blüht hier keine Hausindustrie, welche die menschliche Kraft während der langen Wintertage beschäftigte und den Bewohnern, wenn auch nicht einen reichlichen Lohn, so doch einen Zuschuß zu ihrem kärglichen Erwerbe gäbe.

Dicht hinter dem Bahnhofe durchbricht die Linie in einem geologisch bemerkenswerten Einschnitte durch den mitteldevonischen Kalk die Wasserscheide zwischen Maas (Urft) und Mosel (Kyll), wo große Schutzhecken zu beiden Seiten auf die häufigen Schneestürme des Winters deuten. Von hier ab führt die Bahn in jähem Gefälle (1:60 bis 1:75) rasch hinab in das freundlichere Kyllthal zur Station Jünkerath in 431 m Höhe, also 122 m tiefer als das nur 9,1 km entfernte Schmidtheim. Vor dem Bahnhofe erblickt man links die Ruinen der alten Burg Jünkerath, die früher den Grafen von Blankenheim gehörte; der Sage nach soll sie am Tage ihrer Einweihung durch einen Blitz in Brand gesetzt und eingeäschert sein. Dicht bei dem weitläufigen Bahnhofe, auf dem sich vor der Verstaatlichung eine Kontrollwerkstätte befand, liegt ein Eisenhüttenwerk mit bedeutender Gießerei, eine der wenigen Erinnerungen an die alte Zeit, in welcher die Eifel durch ihre Eisenwerke berühmt war.

---

*) Der Ort selbst, früher Sitz des berühmten Grafengeschlechtes, liegt 4 km weiter östlich.

Von Jünkerath ab folgt die Bahn auf eine Strecke von 83,8 km dem prächtigen Thale der Kyll bis zum Eintritt des Flüßchens in die Trierer Ebene bei Ehrang, wobei sie um genau 300 m fällt. Anfänglich führt sie durch ein breites Wiesenthal, auf dessen beiden Seiten man über die flachen Hügel die domartigen Kuppen der alten Vulkane emporragen sieht. Einzelne Lavaströme ziehen sich bis zu dem Flüßchen, zwingen dies zu mannigfachen Krümmungen und bilden deutliche Abschnitte in der Thalrinne. Die Bahn durchschneidet sie an mehreren Stellen, so daß man die Struktur des vulkanischen Gesteines deutlich sehen kann. In diesem oberen Teile des Kyllthales befinden sich die beiden Haltestellen Lissendorf und Hillesheim; der letztere Ort, ein freundliches, gewerbthätiges Städtchen, giebt nur den Namen für die Station; es liegt selbst östlich jenseits der Höhen über 2 km entfernt, und nur die Spitze des Kirchturms ist von der Bahn aus sichtbar.

Die Gegend wird hier offenbar schon reicher; die harten Winterstürme scheinen wesentlich von ihrer Macht verloren zu haben. Im Sommer schaut das Auge auf wogende Saatfelder, saftig grüne Wiesen und freundliche Dörfer; herrliche Buchenwälder schmücken die Berge. Von links tritt der Kyllerkopf, von rechts der Kastellberg, zwei ehemalige Vulkane, dicht an das Flüßchen heran und geben dem Thale einen gewissen Abschluß. Auf der Höhe rechts erheben sich die Trümmer der starken Kasselburg, von der namentlich der Bergfried gut erhalten ist.

Bald ist nun Gerolstein erreicht, welches am Fuße des von der gleichnamigen Burg gekrönten Schloßberges liegt inmitten herrlicher Dolomitgebilde, die von Vulkanen durchbrochen und teilweise überdeckt sind, und aus denen zahlreiche treffliche Säuerlinge hervorquellen. In Gerolstein münden zwei Linien, nämlich die, welche von Andernach am Rheine durch die Hohe Eifel kommt, und die, welche von Aachen durch das Venn über St. Vith und Prüm führt. Von Gerolstein (362 m) ab ist das Thal meist enger, von höheren Bergen umschlossen; anfänglich sind das noch Vulkane, von Birresborn abwärts aber ist es devonischer Sandstein. Auf zahlreichen

Brücken führt die Bahn bald hinüber auf das linke, bald wieder herüber auf das rechte Ufer des Flüßchens, dessen scharfe Krümmungen sie durch zehn Tunnels abschneidet. Die zahlreichen Haltestellen, Birresborn, Mürlenbach, Densborn, Kyllburg, Erdorf, Philippsheim, Speicher,*) Auw, Dauffenbach und Cordel, liegen alle malerisch schön; die einschließenden Höhen sind mit wenigen Ausnahmen von Hoch- oder Niederwald bedeckt, aus dem auf einzelnen Strecken schroffe Sandsteinfelsen hervorschauen. In den Ortschaften mahnen Burghäuser und auf einzelnen Bergspitzen die Ruinen von Burgen an die große Vergangenheit des Landes, während die Steinbrüche an die rastlose Thätigkeit der Gegenwart erinnern. Die landschaftliche Schönheit erreicht ihren Glanzpunkt in Kyllburg. Natur und Menschenwerk wetteifern hier förmlich, dem Fremden den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen.

Die ganze Strecke Köln-Trier hat eine Länge von 179,9 km und wird von dem seit Frühjahr 1896 eingerichteten Schnellzuge, der nur in Euskirchen, Mechernich, Call, Jünkerath, Gerolstein, Kyllburg und Erdorf hält, in 3 Stunden 43 Minuten, also mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 48,4 km in der Stunde, zurückgelegt, während die Personenzüge über 5 Stunden gebrauchen und eine durchschnittliche Geschwindigkeit von 34,4 km auf der Fahrt nach Trier, eine solche von 36 km in der umgekehrten Richtung haben.

Der Verkehr hat sich auf der Strecke außerordentlich entwickelt; das früher stille Thal der Kyll, durch welches noch nicht einmal eine Fahrstraße führte, und in dessen unterem Teile sich daher nur wenige Dörfer angesiedelt hatten, ist jetzt von zahlreichen industriellen Anlagen belebt. Überall sieht man ausgedehnte Steinbrüche, deren treffliche Produkte, der rote und der wetterbeständigere, daher höher geschätzte weiße Sandstein, als Bau- oder Schleifsteine weithin versandt werden. Welche Bedeutung diese Sandsteinindustrie für die Bahn hat, dürfte die Thatsache zeigen, daß in dem Jahre 1895/96 aus den Brüchen im Kyllthale von Densborn bis Cordel im ganzen 56 712 Tonnen

*) Das den Namen gebende Dorf liegt 2 km östlich auf der Höhe des Plateaus.

Steine mit der Bahn versandt wurden. Daneben verschickte noch Speicher 44747 Tonnen Thon in ganzen Waggonladungen und Ehrang 20028 Tonnen Thonwaren. Auch der Personenverkehr hat sich gewaltig entwickelt; seit 1888, also in den letzten 10 Jahren, hat er sich durchschnittlich mehr wie verdoppelt. So wurden 1895/96 auf der Station Cordel 30854, Kyllburg 30523, Gerolstein 72325, auf der ganzen Strecke Köln-Trier über zwei Millionen Fahrkarten ausgegeben, was eine Zunahme von mehr als 10 % gegen das vorhergehende Jahr bedeutete.

Abgesehen von den Bahnen, welche nur für die Ebene Bedeutung haben, zweigt bei Euskirchen von der Eifelbahn die Linie Euskirchen-Münstereifel und weiterhin Call-Hellenthal ab, beide mit Sekundär-Betrieb. Erstere führt die Erft entlang über Stotzheim, Weingarten, Arloff, Iversheim nach Münstereifel (14 km). Letztere, die vielfach das Planum der Landstraße benutzt, wendet sich von Call nach Nordwesten durch das ziemlich breite, saftige Wiesenthal der Urft nach dem gewerbfleißigen Städtchen Gemünd, wo sie einen Bergvorsprung in kurzem Tunnel durchbricht und weiter in dem schönen Olefthale über Olef, Schleiden, Oberhausen, Blumenthal in 17,1 km nach Hellenthal führt. Außer durch den starken Personenverkehr wird sie durch die Produkte der in dieser Gegend noch ansässigen Industrie in Anspruch genommen und befördert in großen Mengen Holz aus den weiten Waldungen zwischen Olef und Roer (Dreiherren-, Zitter-, Losheimerwald), die zu einem bedeutenden Teile dem Herzoge von Aremberg gehören.

2. Die Vennbahn wurde ursprünglich als Notstandsbahn angelegt, um der durch mehrjährige Mißernte schwer leidenden Bevölkerung aufzuhelfen, wobei man von vornherein keine Hoffnung hegte, daß das angelegte Kapital eine Rente abwerfen würde. Die Orte, welche früher eine Industrie besessen hatten oder noch schwache Spuren einer solchen besaßen, sollten in Verbindung mit dem Weltverkehr gebracht werden, so namentlich Montjoie, Raeren, Malmedy und St. Vith. Die erste Teilstrecke Aachen (Rothe Erde)-Montjoie (47,8 km), mit den Haltestellen Brand, Cornelymünster, Walheim, Raeren, Rötgen,

Lammersdorf, wo das Plateau des Venns erreicht wird, und Conzen wurde im Frühjahre 1885, die Fortsetzung über Weismes nach Malmedy im Dezember desselben Jahres eröffnet. Die Strecken Gerolstein-Bleialf mit den Haltestellen: Müllenborn, Büdesheim, Gondelsheim, Wilwerath, Prüm, Watzerath, Pronsfeld, Habscheider-Mühle, sowie Weismes-St. Vith mit der Haltestelle Montenau wurden 1887 dem Betriebe übergeben, und die beiden letzten Glieder St. Vith-Bleialf mit den Stationen Lommersweiler und Steinebrück, sowie St. Vith-Ulflingen mit den Haltestellen Lommersweiler, Burgreuland, Udler, Lengeler und Wilwerdingen wurden 1889 fertig gestellt. Der Bau war teilweise sehr schwierig; denn bei der Eigenart des Plateaus konnte die Höhe nicht durch allmählich ansteigende Thalrinnen und auch nicht mittels Durchbohrung einzelner Gebirgsglieder in Tunnels erreicht werden, sondern die zahlreichen Höhenunterschiede, welche auf verhältnismäßig kurze Entfernungen zu überwinden waren, mußte man durch weite Kurven überwinden. So ist Montjoie von Aachen in der Luftlinie um etwas weniger als 25 km entfernt, während die Bahnlinie eine Länge von 47,8 km hat. Sie zweigt von der alten rheinischen Linie auf Station Rothe Erde ab in einer Seehöhe von 180 m und steigt in gewaltigen Kurven zu dem Westrande des Münster- oder Indethales, in welchem malerisch die zerstreuten Gehöfte, das alte Abteigebäude (jetzt Lehrer-Seminar) und die gotische Kirche von Cornelymünster liegen. Auf hoher Überführung über das Thal geht die Bahn auf die rechte Seite des Baches und betritt unter steter Steigung das Gebiet des eigentlichen Venns. Die Dörfer dehnen sich frei über weite Strecken aus und die einzelnen Höfe sind von Schutzhecken aus Hainbuchen oder Fichten eingefaßt. Auf der welligen Hochfläche wechseln öde Heiden mit jungen Fichtenwaldungen, das Auge des Reisenden aber schweift über ausgedehnte Buchen- und Nadelwälder ungehindert bis hinab zur reichen Ebene, wo die zahllosen Essen von Aachen, Stolberg, Eschweiler und Düren auf den blühenden Gewerbebetrieb hinweisen, der sich an dem Nordwestrande des Gebirges entwickelt hat. Auf der Sation Lammersdorf (39,1 km von Aachen) ist mit 560 m die erste Hochebene erreicht (durchschnittliche

Steigung 1:104), und nun bleibt die Bahn bis Montjoie auf ziemlich gleicher Höhe. Von dieser Station ab zieht sie sich scharf an der Kante des Plateaus vorbei dicht neben dem herrlichen, tief eingerissenen Roerthal, senkt sich dann in dieses zur Haltestelle Kalterherberg hinab*) und steigt dann wieder zu der traurigen Öde von Sourbrodt mit den großen Torfwerken des Oberst Giese zur früheren Höhe von 560 m hinan. Selbst die Fichtenwaldungen zeigen hier vielfach nur noch ein kümmerliches Gedeihen. Das Dorf östlich auf der Hochfläche ist das durch den Übungsplatz des 8. Armeekorps bekannte Elsenborn. Von Sourbrodt fällt die Bahn wieder rasch zum Thale der Warche, die vor dem Orte Weywertz in schöner Überführung (515 m) überschritten wird, steigt dann aber sofort wieder rasch zu 560 m auf der Haltestelle Büttgenbach an. Sie ist also auf einer Strecke von 7,1 km um 45 m gefallen und wiederum gestiegen. Der letztgenannte Ort liegt 2,5 km östlich von der Bahnstation; die Häuser, welche an dieser selbst liegen, führen den bezeichnenden Namen Jammerthal. Hätte man diesen Namen als Bezeichnung für die Station gewählt, so wären aufeinander gefolgt: Kalterherberg, Sourbrodt und Jammerthal; wohl um diese ominöse Reihe zu unterbrechen, hat man die letzte Bahnstation nach dem entfernteren, aber ansehnlichen und durch seine Viehzucht bedeutenden Orte genannt. Die Bahn senkt sich dann wieder zum Quellgebiet der Warchenne nach der Station Weismes (500 m), durchschneidet einen kahlen Rücken und folgt darauf eine Strecke dem Thale der Amel aufwärts, wo die Station Montenau (425 m) mit Resten eines römischen Kastells liegt, dann dem des Emmelsbachs und überschreitet in einer Höhe von 501 m die Wasserscheide zwischen Maas und Mosel (Amel und Ur), worauf sie in raschem Falle das gewerbthätige, aufblühende Städtchen St. Vith (450 m; 91,4 km von Aachen) erreicht. Trotz der sehr ungünstigen Verhältnisse hat sich der Verkehr auf der Vennbahn außerordentlich stark und rasch entwickelt, namentlich seit die Verbindung mit der belgisch-luxemburgischen Bahn hergestellt ist, wodurch die Kohlen aus dem

*) Das Dorf liegt, von der Bahn nicht sichtbar, auf der östlichen Höhe.

30*

Aachener Revier direkt in das reiche Gebiet der Minetteerze von Luxemburg ausgeführt werden können. Außer den Güter- und Lokalzügen vermitteln täglich 4 Personenzüge den Verkehr mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von 33 bis 40 km in der Stunde.

Zweigbahnen hat die Vennbahn drei. Eine Linie führt von der Station Stolberg der alten rheinischen Bahn durch das gewerbreiche Vichtthal und dann zu dem Plateau hinauf in 13,1 km zur Haltestelle Walheim. — Eupen war von Aachen früher nur über das in Belgien liegende Herbesthal mit der Bahn zu erreichen; nachdem nunmehr die 8 km lange Strecke Raeren-Eupen seit einigen Jahren fertig gestellt ist, kann man zu dieser Industriestadt auch kommen, ohne das Ausland zu berühren. — Von der Station Weismes zweigt eine Linie ab nach dem schön gelegenen Malmedy. In starkem Falle (fast 150 m auf 7,9 km) und großen Kurven führt diese an den steilen Abhängen des Warchennethales hinab in das Thal der Warche; der Personenzug braucht abwärts 18—20, aufwärts 26 Minuten.

3. Die Bahn St. Vith-Gerolstein verbindet die Vennbahn mit der eigentlichen Eifelbahn und ist besonders bestimmt, den Kreis Prüm zu erschließen. Auch sie hat ein sehr schwieriges Gelände zu durchschneiden. Von St. Vith ab geht sie bis zur Haltestelle Lommersweiler mit der eben betrachteten Bahn nach Ulflingen zusammen, fällt dann aber rasch weiter im Thale der Braunlauf zu der Ur. Hier liegt die Haltestelle Steinebrück (372 m), welche den Namen von der steinernen Brücke über das Flüßchen führt; einen Ort des Namens giebt es nicht. Bald überschreitet die Bahn auch die Ur und steigt an der Thalwandung des Ihrenbaches entlang, worauf sie mit einem Tunnel in 462 m Höhe einen westlichen Höhenzug der Schneifel durchbricht und damit die Wasserscheide zwischen Ihrenbach (Ur) und Alf (Prüm). Dicht dahinter folgt der Bahnhof Bleialf; der Ort selbst liegt wieder über 1 km weiter östlich. Dann senkt sich die Bahn im Alfthale zur Haltestelle an der Habscheider Mühle, welche für die auf den Höhen liegenden Orte Habscheid, Hollnich und Brandscheid am Abhange der Schneifel dient, und erreicht bei dem ansehnlichen Dorfe Pronsfeld das breitere Thal der Prüm (380 m)

dem sie nun aufwärts in allmählicher Steigung an der Haltestelle Watzerath vorüber nach der gewerbthätigen, in waldreicher Umgebung liegenden Kreisstadt Prüm (425 m) folgt. Hier verengert sich das Thal, und die Bahn beginnt stärker zu steigen, geht an Willwerath vorüber und erreicht bei Gondelsheim in einer Höhe von 533 m*) den Kamm der Hochfläche und damit die Wasserscheide zwischen Prüm und Kyll; lange Pallisadenwände, welche die Bahnstrecke auf beiden Seiten begleiten, deuten auf die schweren Schneestürme, die hier häufig während des Dezember und Januar herrschen und trotz dieser Schutzvorrichtungen öfters tagelang jeden Verkehr unterbrechen. In weitem Bogen umfährt die Bahn das öde und kahl auf der Höhe gelegene Dorf und senkt sich durch das schmale, sumpfige Thal des Flürbaches und dann weiter des Oosbaches an den Haltestellen Büdesheim**) und Müllenborn vorüber zum Thale der Kyll, das sie bei Lissingen erreicht. Im Bahnhofe Gerolstein mündet sie dann in die Hauptlinie ein. Die ganze Strecke hat eine Länge von 59,1 km, welche der Zug bei dem Sekundärbetrieb durchschnittlich in 2 Stunden 40 Minuten zurücklegt, also mit einer Geschwindigkeit von 22,5 km in der Stunde. Der Verkehr war nach der Eröffnung sehr schwach und hebt sich nur sehr langsam. Auf der Hauptstation Prüm wurden 1896 im ganzen 44 783 Fahrkarten ausgegeben; es kamen in Stückgütern 1322 t, in Waggonladungen 8440 t an, und es gingen 975 t von erstern, 1955 t von letztern ab; die Gesamtsumme der Einnahmen betrug 105 026 Mark. Auf der ganzen Strecke, mit Ausnahme der beiden Endpunkte Gerolstein und St. Vith, wurden im genannten Jahre nur 203 806 Mark eingenommen, so daß die Bahn sich vorläufig nicht rentieren kann.

4. Die Bahn Andernach-Gerolstein führt mitten durch die eigentliche Hohe Eifel und hatte für ihren Bau ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden wie die vorige. Zunächst folgt sie dem reichen und fruchtbaren Thale der Nette über Plaidt, Kruft, Niedermendig, dann führt

*) 153 m höher als das 17 km entfernte Pronsfeld; daher Steigungsverhältnis 1 : 111.

**) Das Dorf liegt etwa 1,5 km südlich jenseits der Höhen.

sie mit etwas stärkerer Steigung über Kottenheim nach Mayen (240 m), das sie in weitem Bogen mit schöner Überführung über das tief eingeschnittene Nettethal umfährt. Dicht dahinter beginnt die starke Steigung (Bahnhof-Mayen West 268 m), mit der die Bahn nun in weiten Kurven die Wasserscheide zwischen Nette und Elz erreicht (Steigungsverhältnis 1:40), welche sie in einem Tunnel durchbricht. Die prächtigen Landschafts-Bilder, welche man hier und an andern Stellen vom Zuge aus genießt, haben der Bahn im Munde des Volkes den Namen „Panoramabahn" verschafft. Von der Höhe geht es ebenso steil wieder abwärts, und nach einem zweiten kurzen Tunnel ist das wilde Elzthal und die Station Monreal (295 m) erreicht. Die Trümmer der Burg zeugen noch von der Stärke dieses Sitzes der mächtigen Grafen von Virneburg. Nach Überschreitung der Elz steigt die Bahn durch das Wiesenthal des Urmersbaches an der gleichnamigen Haltestelle vorüber zu dem verkehrreichen Orte Kaisersesch (454 m) hinauf, wo das Gebiet der Schiefergruben beginnt. Unter weiterer Steigung an den Haltestellen Laubach (548 m) und Ürsfeld vorüber umfährt die Bahn den Hochpochten auf dessen nördlicher Seite, so daß seine prächtigen Hochwaldungen unsichtbar bleiben. Die letztgenannte Haltestelle liegt einsam im Walde, der Ort selbst über 2 km nördlich im Quellgebiet der Elz. Dann fällt die Bahn stark (1:42) zu der Station Ulmen (438 m) im Gebiete der Üß. Von dem ansehnlichen Dorfe, welches ganz nahe in prächtiger Umgebung an dem tiefen Maare liegt, sind nur wenige Häuser und die Kirche sichtbar. Durch ödes, sumpfiges Land zieht sich die Linie von hier ab an der Haltestelle Utzerath vorbei in das Gebiet der Darscheider Heide. Das Dorf, welches dieser den Namen geliehen hat, ist eines der ärmlichsten der ganzen Eifel; nahe bei demselben aber beginnen ausgedehnte Hochwaldungen, welche der Zug bald hinter der Haltestelle Darscheid zum Teil durchfährt hinab zur Station Daun (400 m). Dieses Kreisstädtchen bietet vom Bahnhofe aus mit seinen freundlichen Häusern an und auf der gegenüberliegenden Höhe ein liebliches Bild dar. Von Daun ab steigt die Bahn wieder stark im Thale der Lieser an der Haltestelle Nengen (426 m) vorüber nach Dockweiler (558 m

Steigungsverhältnis 1:60), welches inmitten alter Vulkane liegt. In der ganzen Umgebung sieht man auf den Feldern zerstreut mächtige Blöcke von Basaltlava, die von einem Ausbruche des in nächster Nähe liegenden Felsberg herrühren. Kurz hinter dem Bahnhofe ist mit 564 m der höchste Punkt der Bahnlinie erreicht, die Wasserscheide zwischen Ahr (Rhein) und Kyll (Mosel). Auf dieser Strecke sieht man vorübergehend am östlichen Horizonte die Hohe Acht und die Nürburg. Nun fährt die Bahn an Berghängen entlang in steilem Abstieg zur Haltestelle Pelm (356 m; Steigungsverhältnis 1:55, an einzelnen Stellen sogar 1 : 40) am Fuße der Kasselburg, von wo sie nach 2 km Gerolstein erreicht. Die ganze Linie hat eine Länge von 94,2 km, welche die Züge mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 25 km in $3^1/_2$—4 Stunden zurücklegen. Der Verkehr hat sich hier wesentlich günstiger gestaltet, als auf der Linie Gerolstein-St. Vith, — auch abgesehen von der Strecke Mayen-Andernach, welche durch ein sehr reiches Industriegebiet führt. Die Strecken Laubach-Gerolstein und Prüm-St. Vith sind wohl gleich arm, aber auf der westlichen Linie verkehren nur zwei durchgehende, und zwar gemischte Züge (Personen und Güter), der dritte fährt nur bis Prüm und erst am folgenden Morgen weiter nach St. Vith; auf der östlichen Strecke aber verkehren drei völlig durchgehende Züge, einer mit Übernachtung in Mayen bzw. Kaisersesch und drei Lokalzüge zwischen Mayen und Andernach. Infolge dessen kann man von Andernach nach Aachen durch die Eifel überhaupt nicht in einem Tage gelangen; von Kaisersesch (und von Mayen) kann man nur mit dem ersten Frühzuge durch die Eifel Aachen erreichen und zwar abends nach 5 Uhr, während man über Köln bereits um $12^{46}$ dort ist, obschon die durchfahrenen Strecken (von Kaisersesch gerechnet 201,9 km und 184,8 km) keine große Differenz zeigen. — Für die Fahrt von Trier nach Mayen über Gerolstein gebraucht man fast dieselbe Zeit wie über Koblenz und Andernach, obschon letztere Strecke 16 km länger und in den beiden genannten Orten zusammen $1^1/_2$ Stunde Aufenthalt ist. Daß unter diesen Umständen sich überhaupt kein durchgehender, sondern nur ein Lokal-Verkehr entwickeln kann, daß jeder diese Eisenbahnen nur

dann benutzt, wenn er sie unbedingt benutzen muß, ist klar. Der Güterverkehr aber ist zur Zeit noch unbedeutend. An Naturprodukten, welche die hohen Frachten der Bahn vertragen könnten, ist das Land selbst zu arm. Die Industrie, die wohl entwicklungsfähig gewesen wäre, ist infolge der langen Vorenthaltung der modernen Verkehrsmittel fast völlig erstorben, und leider muß man befürchten, daß vielfach die endliche Erschließung des Landes zu spät gekommen ist. Von landwirtschaftlichen Produkten könnte das Gebiet nur Hafer und Kartoffeln ausführen, und bei der durchschnittlichen Armut ist die Aufnahmefähigkeit für fremde Produkte, also die Einfuhr, fast gleich Null. Erst die jetzt hier und da in Angriff genommene Verwertung der ungeheuren, noch brach liegenden natürlichen Wasserkräfte könnte bei den niedrigen Arbeitspreisen Veranlassung geben, im Innern der Eifel industrielle Werke anzulegen. Bei Gemünd wird ja jetzt an der Urft ein mächtiges Stauwerk gebaut, um ein großes Hochreservoir zu bilden und so die Wasserkräfte zu sammeln und zu verwerten. An der oberen Ur bei Andler, an der Üß und noch an manchen anderen Stellen der Eifel ließen sich mit verhältnismäßig geringen Kosten auch solche Werke anlegen und die aufgespeicherten Kräfte industriell verwerten.

5. Die Nebenbahn Remagen-Adenau (41,6 km) führt von der Rheinischen Bahn durch das Thal der Ahr mitten in das Herz der Hohen Eifel. Das von ihr durchschnittene Gebiet ist reich, das Thal selbst fruchtbar und der wohlhabende Bauernstand für manche Artikel aufnahmefähig. Wein und Getreide werden in Fülle gezogen und der Basalt von zahlreichen Bergen für Zwecke des Wasser- und Straßenbaues gebrochen. Infolge dessen hat die Bahn einen verhältnismäßig starken Verkehr, der sich beständig hebt. Dies zeigt sich schon darin, daß die Zahl der Züge eine große ist. Von Remagen aus gehen vier Züge durch bis Adenau, drei bis Ahrweiler und einer bis Altenahr, von wo ein Lokalzug nach Adenau fährt; die mittlere Geschwindigkeit beträgt nicht ganz 20 km. Die Zahl der Haltestellen ist naturgemäß eine sehr große. In dem unteren Teile, dem breiten, fruchtbaren Thale, liegen Bodendorf, Heimersheim, Neuenahr und

Ahrweiler, in dem mittleren Abschnitte, der wegen seiner überreichen Naturschönheiten alljährlich von vielen Tausenden besucht wird, Walporzheim, Dernau, Mayschoß und Altenahr, in dem oberen Teile endlich Brück, Hönningen, Dümpelfeld, Leimbach und Adenau. In mancher Hinsicht wäre Sinzig als Ausgangspunkt Remagen vorzuziehen gewesen, aber offenbar hat letzteres den Vorzug erlangt, weil es am Rheine liegt.

6. Die Moselbahn führt ihren Namen nicht ganz mit Recht; denn sie folgt dem Thale des Flusses noch nicht auf $^{2}/_{5}$ seiner Entwicklung von Koblenz bis Trier. Neben der Eifelbahn ist sie in unserem Gebiete die einzige mit Vollbetrieb. Ihr Verkehr hat sich mächtig entwickelt, und die von ihr berührten Gegenden sind wirklich erschlossen. Die dem Bau entgegenstehenden Hindernisse waren nicht unbedeutend. Fünf Tunnels mußten gebrochen werden, darunter der 4205 m lange „Kaiser Wilhelm=Tunnel"; die Mosel war viermal zu überbrücken, und es galt auch, wesentliche Steigungen zu überwinden. Der unansehnliche, man möchte fast sagen, unwürdige Moselbahnhof in Koblenz, wo sich die linksrheinische Bahn mit der von (Berlin=Kassel=) Gießen kommenden Lahnbahn vereinigt, liegt am Fuße der Karthause und soll nunmehr umgebaut werden, da er in keiner Weise dem gewaltigen Verkehre genügt. Von hier biegt die Bahn gleich in das Moselthal ein, überschreitet bald den Fluß und folgt dann dem linken Ufer bis Cochem. Die Haltestellen sind auf dieser dicht bewohnten, herrlichen Strecke zahlreich, da fast jedes Dorf eine solche hat (Moselkern, Güls, Winningen, Cobern=Gondorf, Lehmen, Kattenes, Löf=Brodenbach, Hatzenport, Burgen, Moselkern, Müden, Carden, Pommern und Clotten). Zwischen Cochem und Eller durchbricht der erwähnte „Kaiser Wilhelm=Tunnel" das Schiefergebirge und schneidet dadurch den obst= und weinreichen „Krampen" ab. Dicht hinter Eller überschreitet die Bahn auf schöner Brücke die Mosel, durchbricht darauf in kurzem Tunnel den Petersberg, an dessen nordwestlichem Fuße die Ruinen des Klosters Stuben liegen, fährt dann durch einen Wald von Obstbäumen (Haltestelle Neef) und erreicht bald die Station Bullay=Alf, deren Umgebung wegen ihres Reichtums an Naturschön=

heiten schon lange Jahre einen Hauptanziehungspunkt für Wanderer bildet. Hier überschreitet die Bahn die Mosel auf einer Brücke, die auch für sonstigen Verkehr eingerichtet ist, durchbricht im kurzen Prinzenkopf-Tunnel die Wurzel des „Barl" und zieht nun auf einer großen Überführung von 92 Bogen am Ufer der Mosel entlang zur Station Pünderich.*) Gleich dahinter führt die Bahn in einem Tunnel durch das Randgebirge der Mosel, den sogenannten „Reiler Hals", und tritt dadurch in das Wiesenthal der Alf mit der Haltestelle Bengel ein. In diesem steigt sie zur Station Ürzig (vorher kurzer Tunnel), wo sie die Hochfläche erreicht. Der Ort selbst liegt über $^1/_2$ Stunde entfernt unten an der Mosel. Mit unbedeutenden Steigungen und Senkungen durchquert die Bahn das Thal der Lieser bei Station Wengerohr, das der Salm zwischen Salmrohr und Hetzerath und sinkt dann rasch von der Haltestelle Föhren ab nach Schweich, durchbricht einen Bergvorsprung in kurzem Tunnel beim Eisenwerke Quint und vereinigt sich nach Überschreitung der Kyll auf dem Bahnhofe Ehrang mit der Eifelbahn. Von Hetzerath bis hierhin ist die Bahn auf 13 km um 58,5 m, von Schweich auf 5,8 km um 28,5 m gefallen.

Die Moselbahn hat mehrere Nebenlinien: die Linie von Pünderich nach Traben (Trarbach) (10,5 km), welche dem linken Ufer der Mosel folgt und die Haltestellen Reil, Burg, Enkirch aufweist; die von Wengerohr nach Cues (Bernkastel) (15 km), welche von der erstgenannten Station durch das Thal der Lieser an Platten, Siebenborn, Maring, Lieser, Cues-Dorf vorbei nach Cues-Bernkastel an der Mosel führt; die von Wengerohr nach Wittlich (4 km); die von Ehrang nach Trier r. U. und Conz (16 km). Vor der Erbauung der Moselbahn war diese letztere Linie die Endstation der Eifelbahn und der Anfang der Saarbahn, die bei Conz über die Mosel führte; jetzt verbindet sie unter Sekundärbetrieb die Dörfer in der Ebene links der Mosel mit Trier.

Der Personen- und der Güterverkehr hat sich auf der ganzen Bahn über Erwarten stark entwickelt. Abwärts fahren täglich sechs Züge von Trier bis Koblenz und einer bis Bullay, der am folgenden

*) Das den Namen gebende Dorf liegt etwas stromabwärts auf dem rechten Ufer, der Marienburg gegenüber.

Morgen weiter nach Koblenz fährt; von ihnen sind die beiden Schnellzüge Glieder der Verbindung Paris-Metz-Trier-Gießen-Cassel-Berlin. Außerdem geht noch ein Lokalzug von Cochem nach Koblenz. Aufwärts verkehren die entsprechenden Züge, nur bleibt der siebente nicht auf der Strecke über Nacht liegen, sondern fährt bis Trier durch. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt bei den Schnellzügen 51, bei den Personenzügen 29,5 km in der Stunde.

Wenn sich auch aus den vorhergehenden Ausführungen ergiebt, daß in den letzten Jahrzehnten sehr vieles für die Erschließung der Eifel geschehen ist, zum Teil unter ganz erheblichen Opfern, so drängt sich doch die betrübende Überzeugung auf, daß es für einzelne Stellen vielleicht nicht bloß spät, sondern sogar zu spät gewesen ist. Berücksichtigt man, wie dies wohl selbstverständlich ist, die Bahn Koblenz-Köln, die Linien Köln-Aachen-Verviers und Bonn-Euskirchen nicht, so ist das Verhältnis der Bahnlänge zur Bodenfläche noch sehr gering. Einzelne Bezirke werden, auch wenn die projektierten bzw. im Bau begriffenen Bahnen Düren-Montjoie, Brohl-Burgbrohl-Kempenich, Wittlich-Daun und die von Koblenz in das Maifeld vollendet sein sollten, der Verbindung mit den großen Verkehrslinien noch völlig entbehren. So das obere Ahrthal, wo es bei einer Fortsetzung der Ahrthalbahn von Dümpelfeld aus den Interessen des Landes am meisten entspräche, wenn die Bahn sich etwa bei Ahrhütte nach Hillesheim und nach Blankenheim-Nettersheim verzweigen würde. Besonders aber fordert der westliche Teil der Kreise Bitburg und Neuerburg und das Prümthal die Erschließung und auch das gewerbthätige, durch die Thatkraft seiner Bewohner aufblühende Bitburg selbst bedarf dringend der Verbindung mit der Bahn. An der Mosel sind es vor allem die beiden Strecken: Cochem-Eller („der Krampen") entlang dem Flusse und Bernkastel-Mülheim-Neumagen-Trier, welche der Erschließung entgegenharren. Möge es diesen Gegenden vergönnt sein, sich recht bald der nötigen Bahnen zu erfreuen, damit es nicht auch hier „zu spät" heißt. Einzelne Bezirke sind in letzter Zeit bereits in einem recht bedenklichen wirtschaftlichen Niedergange begriffen, so namentlich Neuerburg und Umgebung.

Es ist an früherer Stelle bemerkt worden, daß gleich beim Beginn

der französischen Herrschaft der Ausbau von guten Wegen energisch in Angriff genommen wurde. Nach der Übernahme des Landes durch die preußische Krone wurde das Land allmählich mit einem Netze trefflicher Landstraßen überzogen, die jetzt unter der Verwaltung der Provinz stehen und durchweg im besten Zustande sind. Außer einer kurzen Strecke an der oberen Mosel ist wohl kein bedeutender Ort des ganzen Gebietes mehr vorhanden, der nicht in das Netz der Provinzialstraßen einbezogen wäre. Diese sind in den günstigen Lagen zu beiden Seiten mit Obstbäumen, meist sogenanntem Trankobst, Birnen und Äpfeln, auf der Hochfläche mit Ebereschen (Sorbus aucuparia) bepflanzt. Für die Unterhaltung und den Bau ist das Gebiet in die Wegebau-Inspektionen Bonn, Euskirchen, Düren, Aachen, Prüm, Trier, Wittlich und Koblenz eingeteilt; jede von ihnen umfaßt mehrere Kreise oder wenigstens Teile der benachbarten Kreise mit. Dabei sind auch die Grenzen der Regierungsbezirke nicht beachtet; so gehört der Kreis Malmedy (Aachen) zur Bau-Inspektion Prüm (Trier), Adenau (Koblenz) zu Bonn (Köln).

Auf dem rechten Ufer der Mosel bei Trier vereinigen sich die vom südlichen Hochwald und die von der Saar kommenden Chausseen und folgen dem Strome bis Schweich, wo die Straße auf das linke Ufer mittels einer Fähre übergeht und von dem Orte Schweich ab dem alten, verlassenen Moselbette nach Hetzerath folgt; von hier führt sie nach Durchquerung des Salmthales über Clausen und Osann nach Maring und erreicht über Lieser Bernkastel. In Lieser setzt sie mittels Fähre auf das rechte Moselufer nach Mülheim über, wo sie sich verzweigt, indem ein Ast zur Höhe des Hochwaldes emporsteigt, der andere dem Flusse über Bernkastel bis Zeltingen folgt. Von Bernkastel ab beginnt die eigentliche Moselstraße, welche den Strom auf seiner ganzen weiteren Entwicklung begleitet. Zunächst führt sie auf dem linken Ufer, berührt Wehlen, Ürzig, Kinheim, Cröv und geht seit kurzer Zeit auf einer stehenden Brücke in Traben über die Mosel nach Trarbach, von wo sie bis Bullay auf dem rechten Ufer bleibt. Auf dieser Strecke berührt sie die Orte Enkirch, Burg Pünderich, Briedel, Zell und Merl. In Bullay führt sie dann

wieder auf das linke Ufer, auf dem sie bis Carden bleibt. Von Eller nach Cochem ist die Straße eine doppelte, indem ein Ast der Mosel entlang um den Krampen, der andere aber über die Höhe führt. Bei Carden wird nochmals der Strom auf einer Fähre nach Treis überschritten, von wo ab die Landstraße sich endgültig auf der rechten Seite hält; auf dieser Strecke führen zahlreiche Straßen hinauf zum Hunsrück. Für den durchgehenden Postverkehr war diese Chaussee nie geeignet, da bei Hochwasser und bei Eisgang oft tagelang jede Verbindung zwischen den beiden Ufern unterbrochen ist.

Die Postverbindung Trier-Koblenz war vor der Eröffnung der Eisenbahn eine doppelte. Außer der eben beschriebenen Straße geht nämlich eine andere auf der linken Seite über Ehrang, Quint, Föhren nach Hetzerath, wo sie mit der ersten zusammentrifft und unter Durchquerung verschiedener Thäler über Wittlich, Lutzerath nach Kaisersesch führt. Berüchtigt war hier früher wegen der gefährlichen Fahrt das Martenthal vor dem letztgenannten Orte, welches deshalb im Volksmunde den Namen Marterthal hatte. In Kaisersesch teilt sich die Straße; der südliche Zweig führt über Polch durch das Maifeld, der nördliche über Mayen-Ochtendung nach Koblenz. Über jede der beiden Linien verkehrte täglich eine Personenpost, eine am Tage und eine in der Nacht (Fahrzeit 12—14 Stunden).

Die Poststraße Trier-Bonn zweigt in Quint von der linken Moselstraße ab und wendet sich nach Norden über Eisenschmitt (Salmthal), Manderscheid, Daun, Dockweiler; dann geht sie von Dreis über den Kamm der Hohen Eifel nach Kelberg, Adenau, durch das Ahrthal nach Altenahr und weiter über Meckenheim nach Bonn. Die Poststraßen Trier-Köln und Trier-Aachen gehen gemeinsam über die Hochfläche der Südwesteifel nach Prüm. Hinter dieser Stadt trennen sie sich; die östliche führt über Stadtkyll, Blankenheim, Münstereifel, Euskirchen, Weilerswist, Brühl nach Köln; die westliche überschreitet die Schneifel und das Venn, indem sie über Losheim, Büllingen, Montjoie, Eupen nach Aachen geht. Von letzterer Straße, die von Büllingen bis Montjoie ebenfalls doppelt ist (Büttgenbach-Elsenborn und Krinkelt-Höven), zweigt in Montjoie die Linie Simmerath-Schmidt

Nideggen-Düren bzw. Simmerath-Hürtgen-Düren ab. Von Bitburg wendet sich auch ein Straßenzug über Waxweiler, Pronsfeld, St. Vith, Malmedy (Hohes Venn), Eupen nach Aachen.

Die wichtigsten Querstraßen, welche in ost-westlicher Richtung das Gebirgsland durchschneiden, sind Wittlich-Großlittgen (Abzweigung nach Manderscheid)-Eisenschmitt-Erdorf; Kyllburg-Bitburg-Oberweis-Sinspelt- (wo die Straße Bollendorf-Neuerburg-Waxweiler die Linie schneidet) -Vianden; Cochem-Ulmen-Daun-Dockweiler-Gerolstein-Prüm-Pronsfeld - Leidenborn - Dasburg; Dockweiler - Dreis - Hillesheim - Jünkerath-Stadtkyll-Losheim-Schönberg-St. Vith; Koblenz-Mayen-Virneburg - Kelberg - Dreis - Hillesheim - Stadtkyll - Losheim - Büllingen-Büttgenbach-Weismes-Malmedy(-Stablo-Spa); Sinzig bzw. Remagen durch das Ahrthal bis Blankenheim, dann weiter Schleiden-Montjoie-Eupen-Aachen. Zählt man noch die fast zahllosen kürzeren Strecken von ausgebauten Chausseen hinzu, so muß man zugeben, daß das Hochland von einem sehr reichen, dichten Straßennetze überzogen ist. Nur in dem Bezirke, in dem die Kreise Adenau, Mayen und Ahrweiler zusammenstoßen, fehlen noch vielfach die für den Verkehr notwendigen Straßen; so endet z. B. die vom Kreise Adenau angelegte Chaussee über Wüstleimbach nach Kempenich zur Zeit noch in Weibern und harrt ihrer Fortsetzung nach Bell (Niedermendig), wodurch die Verwertung der reichen Tuffsteinlager und des Basaltes einstweilen noch sehr erschwert ist.

Mit einem Verkehrsmittel ist allerdings die Eifel so gut versehen, wie jedes andere Gebiet unseres Vaterlandes; das sind die Einrichtungen der Reichspost. Aber gerade sie sind imstande zu zeigen, wie dringend es not thut, auch die andern in ausreichendem Maße ihr zu geben. Das Städtchen Neuerburg (1231 Einwohner), welches früher sich einer ausgedehnten Industrie erfreute, ist heute, wie schon oben angedeutet, entschieden in wirtschaftlichem Niedergange begriffen. Gleichwohl nahm das dortige Postamt 3. Klasse im Jahre 1896 an Post- und Telegraphen-Gebühren 9400 Mark ein.*) Sollte hier nicht

*) Vergleichsweise betrug im Jahre 1796 die Gesamteinnahme der Personen- und Briefpost im ganzen Saar-Departement nur 8200 Francs.

auch und an vielen andern Stellen der volle wirtschaftliche Untergang noch rechtzeitig durch Schaffung der modernen Verkehrsmittel abgewendet werden können? Gewiß, das Kaiserwort ist wahr: „Wir stehen im Zeichen des Verkehrs". Möge es auch den wirtschaftlich immer mehr zurückgehenden Gebieten unserer Eifel vergönnt sein, bald unter diesem Zeichen zu stehen, zu ihrem eigenen Wohle und zu dem des gesamten deutschen Vaterlandes!

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.